Heimat

Hünningen

an den Grenzen

Wieviel Zukunft für ein Eifeldorf ?

Hünningen –
Heimat an den Grenzen

Allen,
die in Hünningen eine Heimat
gefunden haben.

Zum Titelfoto:

Hünningen, 1995.
Das Bild zeigt alle Hünninger Schulkinder des Schuljahres 1994/95 mit all den Arbeits- und Gebrauchsgegenständen, die das Leben der Hünninger früher geprägt haben, heute prägen oder noch in Zukunft prägen werden.
So sind diese Schulkinder Bindeglied zwischen dem Hünningen der Vergangenheit und dem Hünningen der Zukunft – einem Hünningen, das hoffentlich immer Heimat bieten wird.

(Alle Fotos sind wie dieses von links nach rechts und von oben nach unten zu lesen: Sarah Behrens, Isabelle Justen, Saskia Hepp, Nadia Jung, Anne Engel, Stefanie Kessler, Cindy Jouck, Michael Behrens, Celine Jost, Jasmin Lux, Catherine Engel, Conny Wolff, Sabine Jost, Carlo Sieberath, Andy Wijten)

Carlo Lejeune (Hg.)

HÜNNINGEN – HEIMAT AN DEN GRENZEN

Wieviel Zukunft für ein Eifeldorf?

Eine Edition der Arbeitsgruppe
»Geschichte im Dorf V.o.E.«

Mit Unterstützung
aller Hünninger(innen),
der Gemeinde Büllingen,
der Regierung der Deutschsprachigen Gemeinschaft
und der

CERA
BANK

IMPRESSUM

© Copyright 1995 - Alle Rechte vorbehalten

Herausgeber:
Dr. Carlo Lejeune
Auf der Kirmesdell 167a • B-4760 Büllingen
Halenfeld 87 • B-4770 Amel

Eigenverlag

Layout und Satz: Satzstudio Alfred Betsch, Kettenis
Grafiken: Dr. Carlo Lejeune, Halenfeld
Foto Titelseite: Johannes Weber, Eupen
Gestaltung der Titelseite: Indigo, Pierre Benker, St.Vith
Druck: Interdruck PGmbH, Büllingen

Printed in Belgium

VORWORT

Geschichtsarbeit als Volkssport

Keine Frage blieb unbeantwortet, kein Interview ohne Ergebnis, keine Bitte um Hilfe ungehört. Die Vorbereitungsarbeiten für dieses Buch kannten in Hünningen fast keine Grenzen.

Anders sah es da schon in den Archiven aus.

Das Leben in unserem Eifeldorf hat auffallend wenig Spuren hinterlassen. Nur dünne Verwaltungsakten sind aufzutreiben, ausführlichere Beschreibungen zu einzelnen Sachverhalten sind die große Ausnahme und Beschwerdebriefe, die sehr häufig ergiebige Quellen zur Alltagsgeschichte sind, suchten wir fast vergebens.

Hierfür scheint es nur eine Erklärung zu geben: Die Hünninger haben scheinbar recht schnell mit ihrer *»Heimat an den Grenzen«* zu leben gelernt. Schicksalsergeben haben sie sich in ihre Situation eingefügt. Nur ganz selten haben sie sich gegen die Widrigkeiten des Alltags in schriftlicher Form zur Wehr gesetzt.

Und Widrigkeiten in Form von vielgestaltigen Grenzen gab es zahlreiche:

- Bis zur französischen Besetzung 1794 stritten sich drei Herren um die Herrschaftsrechte im Dreiherrenwald und zum Teil auch in unserem Dorf. Mittelalterliche Grenzen bestimmten den Alltag.
- Nach 1815 war das Interesse im fernen Berlin für dieses *»preußische Sibirien«*, das eine strukturschwache Randregion von vielen war, nur mäßig ausgeprägt.
- Während 75 Jahren ist es nun die zwischenzeitlich oft verschobene deutsch-belgische Landesgrenze, die das Leben im Dorf mitprägt.
- Auch strukturelle Grenzen lassen sich finden. Die sogenannte *»Chaussée«*, die prefekteste Umgehungsstraße, die ein Dorf sich nur wünschen kann, hat die Hünninger schon immer vom (bescheidenen) Durchgangsverkehr ferngehalten.
- Nach der *»goldenen Zeit«* des Hofs von Hünningen verlor unser Dorf seine kurzzeitige lokale Bedeutung als Verwaltungszentrum und trat wieder in den Schatten des Gemeindehauptortes Büllingen.
- Der karge Boden und die wenigen Arbeitsplätze im Dorf waren während Jahrhunderten eine Barriere für einen allgemeinen Wohlstand.
- Die weit verbreitete Rückständigkeit der Eifel bildete bis in die Nachkriegszeit eine Grenze zu Moderne und Fortschritt.
- Heute ist der fehlende Mittelstand eine Grenze für die wirtschaftliche Entwicklung des Dorfes. Wer arbeiten will, muß pendeln und mobil sein.

Viele weitere Beispiele ließen sich anführen.

Ein Blick in die Geschichte zeigt nun aber, daß jede Grenze auch eine Chance ist, wenn man sie überwindet.

Beredtes Beispiel ist der Schmuggel, der den Hünningern in der Zwischen- und Nachkriegszeit bescheidene Nebenverdienste bescherte.

Auch die Strukturschwäche der Region überwanden viele Hünninger durch eine ganz selbstverständliche Mobilität. Fleiß und Ehrgeiz halfen in den 1950er und 1960er Jahren, die Grenzen zu Moderne, Fortschritt und Wohlstand abzubauen. Das rege und recht einträchtige Vereinsleben der Hünninger entwickelte sich schließlich zum Garanten für eine lebendige Dorfgemeinschaft, die in ihrem Dorf aktiv Heimat schafft.

Und so wird der Alltag in Hünningen durch einen Widerspruch gekennzeichnet: Über die Hälfte der in Hünningen Geborenen verlassen ihr Dorf, weil sie dort oder im Umfeld keine Arbeit oder Heimat finden. Die Verbleibenden arbeiten aber schließlich engagiert für das, was ein Dorf lebenswert macht: Sie bauen an all diesen Grenzen des Alltags Heimat auf.

Und dieser Gemeinschaftsgeist kam auch diesem fünfjährigen Arbeitsprojekt zugute.

Da die Quellenlage ausgesprochen dürftig ist, blieb der Projektgruppe nichts anderes übrig, als die Dorfgeschichte primär anhand erfragter Erinnerungen nachzuzeichnen. Die gewählten Ansätze wurden von den Dorfeinwohnern so begeistert aufgenommen, daß sich die Erforschung des Hünninger Dorflebens in den vergangenen Jahren bei fast allen Hünningern zu einer Art Volkssport entwickelte:

- So folgten dem ersten Aufruf zu einer Mitarbeit im Februar 1991 zwölf Hünninger, die in den folgenden Jahren viele Stunden ihrer Freizeit diesem Projekt widmeten.
- Die Hünninger Vereine stellten der Arbeitsgruppe ein Startkapital zur Verfügung und schafften dadurch hervorragende Arbeitsvoraussetzungen.
- Die Hünninger(innen) antworteten immer wieder mit viel Begeisterung und bestem Willen auf die vielen dorfweiten Umfragen und sorgten somit für repräsentative Ergebnisse.
- Viele Hünninger(innen) standen immer wieder für Interviews und Nachfragen zu historischen Sachverhalten, Bild- und Personenidentifizierungen oder persönlichen Erlebnissen bereit und gaben somit unglaublich viel erlebte Geschichte weiter.
- Schließlich subskribierten fast alle Hünninger(innen) und viele Geschichtsliebhaber dieses Buch und machten es noch vor seinem Erscheinen – im Vergleich zu Haushalten und Einwohnern in anderen, bereits mit einer Dorfchronik versehenen Dörfern – zur bestverkauften Dorfgeschichte der belgischen Eifel.

Für diese Begeisterung und großzügige Unterstützung können wir als Arbeitsgruppe nur danken.

Gleichzeitig gestehen wir gerne, daß es uns allen großen Spaß gemacht hat, in diesem außerordentlich positiven Umfeld arbeiten zu können. Wir haben uns nach bestem Wissen und Gewissen bemüht, eine sachliche, differenzierte und gut lesbare Dorfgeschichte zu schreiben.

Ob es uns gelungen ist, dieses Urteil überlassen wir gerne dem Leser.

Und es würde uns freuen, wenn wir Echos erhalten könnten. Denn auch wenn dieses Buch mit 360 Seiten recht umfangreich ist, so bleibt dennoch immer viel zu recherchieren, zu schreiben und zu ergänzen.

Dr. Carlo Lejeune
Herausgeber

Arbeitsgruppe »Geschichte im Dorf« V.o.E., 1995

Liebe Hünninger(innen),

wir haben während fünf Jahren recherchiert, gesammelt und gefragt.
Ihr hattet stets ein offenes Ohr für unser Projekt.
Jeder hat nach seinen Möglichkeiten zu diesem Buch beigetragen.
Eure großartige Unterstützung war uns wichtigster Ansporn.

Herzlichen Dank.

Herbert Sieberath, Marga Lejeune-Chavet, Anita Engel-Jost, Dr. Carlo Lejeune,
Irma Palm-Simon, Franziska Greimers-Jouck, Rudi Lejeune, Alfred Rauw,
Christel Greimers-Jost, Hermann Jost, Clemens Jost, Hermann Rauw

N.B.: Unser Dank gilt auch unserem 13. Mitarbeiter, Siegfried Simon,
der die Druckarbeiten unentgeltlich betreut hat.

INHALT

INHALT 7

WENN STEINE REDEN 9

Hünninger Mühle (vor 1567) 11
Alte Kirche (1694) 15
Friedhof (1870) 21
Forsthaus (1906) 26
Viehtränken (1907) 29
Spritzenhaus (1909) 31
Neue Kirche (1924) 32
Kriegerdenkmal (1932) 38
»Maraitskapellchen« (1932) 41
Waldkapelle (1955) 42
Kindergarten (1960) 44
Saal Concordia (1970) 46
Neue Schule (1972) 48
Spielplatz (1979) 50

WENN DIE ERRUNGENSCHAFTEN DER MODERNE REDEN 53

Infrastruktur: Auf dem Weg in die Moderne 55
Wege 55
Wasserleitung (1906) 60
Strom (1929) 63
Reisen: Alles wird möglich 67
Eisenbahn (1912) 67
Autobus (1937) 69
Mobilität: Ein Dorf in Bewegung 71
Fahrrad (1908) 71
Motorrad (1935) 73
Auto (1925) 75
Zugkraft: Pflegeleicht und fast unbegrenzt 78
Traktor (1951) 78
Lastkraftwagen (1966) 81
Informationen: Immer mehr, immer schneller 82
Zeitung (um 1900) 82
Radio (1925) 83
Fernsehen (1962) 85
Im Bild: Das Dorf und die Welt 87
Fotoapparat (1925) 87
Videorecorder und Videokamera (1983/85) 89
Kommunikation: Einfach grenzenlos 90
Telefon (1905) 90
Computer (1983) 92
Fax (1990) 92
Folgen des Wohlstands: Müll, Müll, Müll 93
Müllabfuhr (1952) 93
Sondermüllsammlungen (1989) 94
Kläranlage (1992) 95
Atommüll (1994) 95

WENN MENSCHEN REDEN 99

Wohnen im Dorf 101
Arbeiten im Dorf 110
Leben im Dorf 144
Bevölkerungsentwicklung:
Ein klassisches Auswandererdorf 144
Schule: Lehrer, Lümmel, Lehrstoff 147
Kirche:
»Den Här«, die Gläubigen und der liebe Gott ... 158
Mentalität:
Gibt es einen Hünninger Dorfcharakter 178
Feiern im Dorf (Bräuche) 179
Gemeinschaft im Dorf (Vereine) 215
Gesangverein St. Cäcilia 218
Feuerwehr 224
Meliorationsgenossenschaft 226
Landwirtschaftlicher Kreisverband/Gilde 228
Kriegervereine 232
Musikverein St. Josef 233
Männerkomitee 240
Stierhaltungsvereine 241
Bund der Kinderreichen 243
Katholische Landjugend 244
Lourdesverein 248
Landfrauen 249
Pfarrbibliothek 252
Paramentenverein 253
Komitee der Ausfahrt der Betagten 254
Dorfgemeinschaft Concordia 256
Pfarrgemeinderat 259
Turnverein Concordia 261
Eifeler Wanderverein 263
Tischtennisclub 265
Pilgervereinigung 266
Pensioniertenbund 267
Martinskomitee 268
Frauen/Mädchengesangsgruppe 270
KG Steinbockhausen 271
Kegelclub Stina-Möpse 274
V.o.E. Alte Kirche 275
Theater »Zum lustigen Steinbock« 277
Arbeitsgruppe »Geschichte im Dorf« V.o.E. 279

WENN DOKUMENTE REDEN 281

VERZEICHNIS DER QUELLEN UND DARSTELLUNGEN 357

WENN STEINE REDEN

Hünninger Mühle (vor 1567)

vor 1567:	Bau einer Hünninger Bannmühle
1567:	Hünninger Mühlenweistum
1745:	Mühle brennt nieder
1746:	Wiederaufbau
1794:	Bannrecht wird abgeschafft
1800:	Erster öffentlicher Verkauf
1953:	Einstellung des Mühlbetriebes

Die Hünninger Mühle, 1995:
Letzte Spur der alten Hünninger Mühle, der zugewachsene Mühlenteich

Es dauert bis zum 16. Jahrhundert, bevor Hünningen urkundlich erwähnt wird. Und dann taucht das Dorf als bedeutender *»Hof von Hünningen«* auf, zu dem noch eine eigene Bannmühle gehört.

Auch diese Mühle wird erst 1567 zum ersten Mal schriftlich erwähnt – in einem Mühlenweistum. Das war ein Schriftstück, das altes, mündlich weiter gegebenes Recht erstmals festhielt. Diese Rechte konnten schon vor 50, 100, 200 Jahren oder noch früher festgelegt und seither beachtet worden sein. Doch dieser Zeitraum läßt sich nicht mehr recherchieren.

Wir wissen nun aber, daß die meisten Weistümer der belgischen Eifel aus dem 16. Jahrhundert stammen.

Die Hünninger Mühle dürfte folglich mit aller größter Wahrscheinlichkeit schon im 15. Jahrhundert bestanden haben. Und um ihre Rechte ist heftig gekämpft worden. Denn sie war eine Bannmühle: Der Müller verfügte über das Mahlrecht in einem genau bestimmten Bannkreis. So waren 14 Häuser aus Büllingen, 24 aus Hünningen, 47 aus Mürringen, 3 aus Rocherath und 2 aus Honsfeld in dieser Mühle mahlpflichtig [1], d.h. sie durften nur in dieser Mühle ihr Getreide mahlen lassen.

Diese Mahlgenossen garantierten der Bannmühle eine Pflichtkundschaft und dem Pächter der Mühle ein mehr oder minder geregeltes Einkommen.

Aus dem Mühlenweistum von 1567 lesen wir, daß die Hünninger Mühle kurtrierisches Eigentum war, obwohl das Königs-

Die Hünninger Mühle, 1938: Von der eigentlichen Mühle ist nur der Giebel am rechten Bildrand erkennbar. Links, Wohnhaus und Stallungen.

land weitgehend zu Oranien gehörte. Kurtrier amtierte über seinen Kellner (Amtmann) in Schönberg als Lehnsherr der Mühle. Der Lehnsmann war seit dem ausgehenden Mittelalter das Herrscherhaus von Schleiden-Jünkerath, dem auch das Recht zustand, die Mühle zu verpachten. Dieses Pachtrecht war nun aber mit der Auflage verbunden, die Bannmühle in ihrem baulichen Zustand zu erhalten. So heißt es: *»Um daß sie den Pfacht heben, daß sollen sie die Mühle bauwen von steinen und von holtz undt von allen gewerben, Biß daß sie wohl bereidt ist zu mahlen, daß die mahlleudt noch der müller deß keinen schaden haben«.*

Die mehrfache Hervorhebung der Eigentums- und Pachtverhältnisse läßt den Schluß zu, daß es in der Vergangenheit öfter Streitigkeiten wegen des rechtlichen Zustandes gegeben hat.

Die Nachrichten über die Mühle werden im 17. Jahrhundert dann spärlich. Nach dem Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) ging in der von Einquartierungen und Truppendurchzügen schwer heimgesuchten Eifel der Mahlbetrieb stark zurück.

Anfang des 18. Jahrhunderts befand sich die Hünninger Mühle in einem verwahrlosten Zustand.

In einer Darstellung vom 6. Dezember 1728, nach der traditionellen Verkündigung des Mühlenweistums durch die Schultheißen und Schöffen Cloßen Hendrich und Backes Jan, wurde die bereits im Vorjahr vorgebrachte Klage wiederholt, daß *»der Mühlenbauw nit mehr beständig undt so bauwfällig, daß daß gemöhl so schlecht undt den armen Underthanen also schätlich seyn, daß sie nit würden darin (fort=)faren zo mahlen biß dahin, daß daß gemöhl undt mülle in ihren gewerbe gebessert so Volg Müllen- undt scheffen wistumb[2]«.*

Auch 1732 drohten die Bauersleute dem Grafen von Schleiden-Jünkerath erneut damit, wegen der Baufälligkeit des Mahlbetriebes anderswo mahlen zu lassen. Aber die Instandsetzung ließ auf sich warten – denn keiner wollte zahlen. Zwar hatte der Graf von der Marck zu Schleiden-Jünkerath die Pflicht, nach Vereinbarung mit dem Trierischen Landesherren das Bauwerk wieder instandzusetzen; doch oblag es – laut Pachtbrief – dem Pächter der Mühle, dieselbe neu aufzubauen.

Als die Mühle am 22. Oktober 1745 niederbrannte, mußte das Bauwerk wohl oder übel wieder errichtet werden.

So wurde am 3. Juni 1946 ein Pachtbrief unterzeichnet, in dem der Graf von Schleiden-Jünkerath dem *»Ersamben Andreas Michels mülleren zu Wirtzfeld«* die Mühle unter der formellen Bedingung verpachtete, Mühlhaus und Mahlwerk neu zu errichten[3].

Der Neubau wird in diesem Dokument detailliert beschrieben. Auffallend ist, daß das alte, strohgedeckte Dach der Mühle nun durch *»leyen, genandt Charpins, welche in leim einzulegen seindt, gedeckt werden[4].«*

Natürlich konnte der neue Müller beim Neubau auf die üblichen Handlanger- und Spanndienste (Hand- und Pferdefron), zu der auch die Hünninger noch verpflichtet waren, zurückgreifen.

Das ganze Werk mußte vor dem 1. November 1746 vollendet sein, *»daß die mahlgenossen keine ursach sich zu beklagen haben mögen«.* Dieser Zeitpunkt war wichtig, damit die Bauern noch vor der Winterzeit ihr Getreide mahlen lassen konnten.

Mühlen-Versteigerung.

Am Freitag den 30. März d. J.,

Vormittags 11 Uhr,

im Gasthofe Jouck zu Büllingen wird infolge Ablebens des bisherigen Besitzers die inmitten der Dörfer Büllingen, Hünningen und Honsfeld, 10 Minuten von der Aachen-Trierer Landstraße gelegene

sog. Hünninger Mühle

nebst Wohnhaus, Stallungen, Scheune und 2 Gärten, alles in gut erhaltenem Zustande; ferner ein geschlossen um die Mühle gelegenes, ca. 42 Morgen großes Areal von Aeckern, Wiesen und Weiden, endlich das vorhandene Mobilar, Geräthe und Dünger auf Zahlungsverstand gegen sichere Bürgschaft öffentlich zum Verkauf ausgestellt.

Die beiden mit neuen Champagner Steinen versehenen Mahlgänge haben Wasserkraft für das ganze Jahr. Stallungen und Scheune bieten Raum für 10 Stück Rindvieh und 10 Schweine. Mit dem Mühlenbetrieb ist ein flotter Mehlhandel verbunden.

Der Antritt kann sofort erfolgen.

Malmedy, den 10. März 1900.

3 Der Königl. Notar,
Lützeler.

(aus: Kreisblatt für den Kreis Malmedy vom 14.03.1900)

Der Pächter bekundete seine Bereitschaft, alle Abkommen aus der Vergangenheit zu beachten. Dies betraf namentlich einen am 21. Mai 1733 zwischen den Schleidener und Trierischen *»Mahlgenossen«* getroffenen Vergleich, der dem kurtrierischen Schultheiß in Büllingen, Pfeiffer, erlaubte, eine oberhalb der Hünninger Bannmühle errichtete Lohmühle zu betreiben.

Die in dem Pachtbrief festgehaltenen Bedingungen galten für die Dauer von 30 Jahren. Allerdings mußte die Verpachtung alle drei Jahre erneuert werden. Sie wurde am Sonntag nach dem St. Nikolaustag durch Ausruf vor der Büllinger Kirche bestätigt.

Kamen der Pächter oder seine Erben der Zahlung des Pachtzins oder den festgelegten Pachtbedingungen nicht nach, so galt der Pachtbrief als erloschen. Aus alledem ist ersichtlich, daß der Pächter die größte Last zu tragen hatte, die sich aus dem Betrieb der Bannmühle ergab. Wohl sicherte ihm die Nutznießung des Mahlbetriebes für einige Zeit ein festes Einkommen. Somit ist auch verständlich, daß der Müller in der Dorfgemeinschaft allgemein zu den angesehensten Personen gehörte[5].

Erst 1766 erhielt die Mühle einen neuen Pächter: Heinrich Löffgen. Da der bisherige Müller, Andreas Michels, scheinbar verstorben war, übernahm er nun dessen Aufgabe.

Als die Franzosen 1794 endgültig in Hünningen einmarschierten, setzten sie – dem Geist der Aufklärung entsprechend – schon bald alle Lehnsrechte und herrschaftlichen Verpflichtungen außer Kraft. Folglich wurde auch das Bannrecht der Hünninger Mühle in den ersten Jahren der französischen Besatzung abgeschafft.

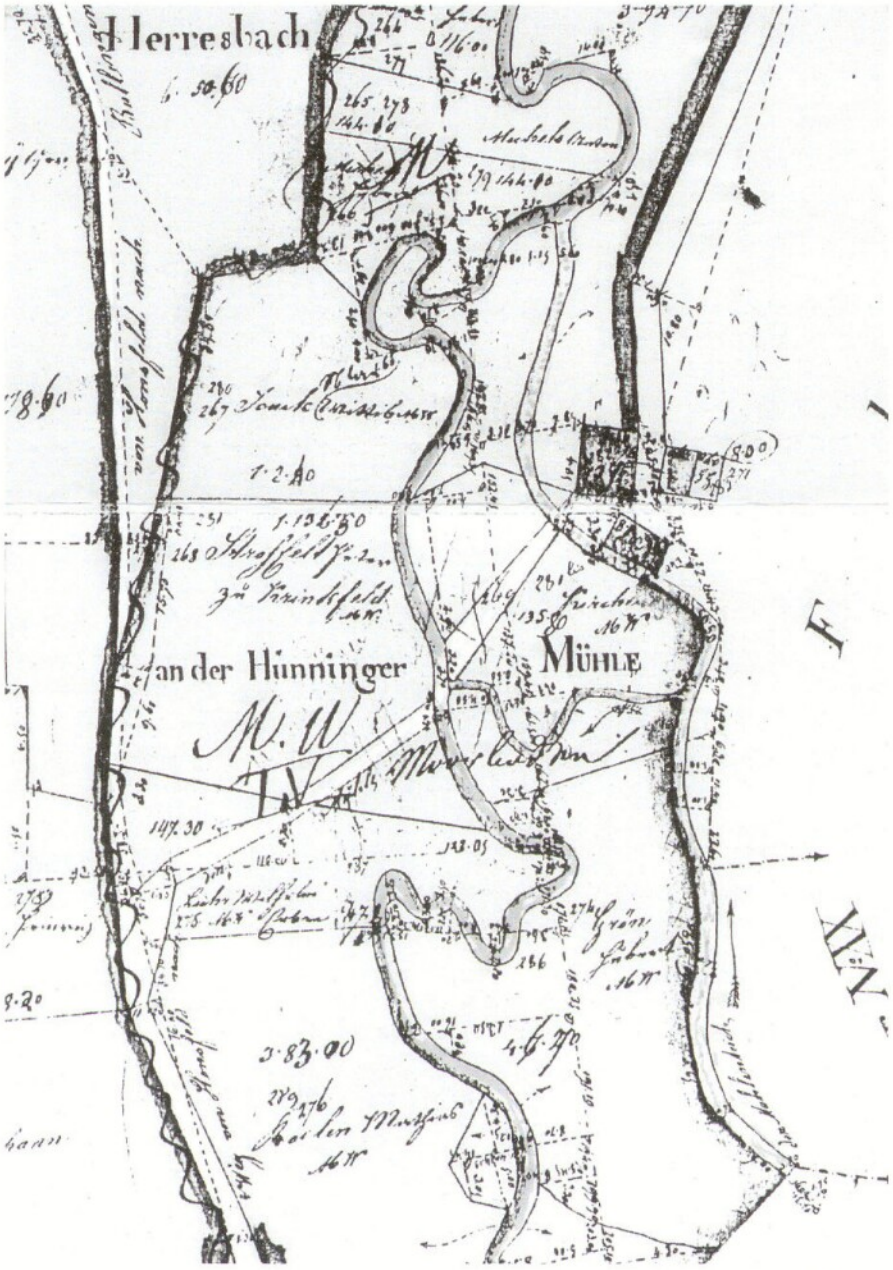
Um 1800 verkauften die Franzosen öffentlich die alte Bannmühle[6].

Wahrscheinlich erstand Henri Leufgen, Müllermeister aus Wirtzfeld, die Mühle. Denn er verkaufte seine Besitzanteile 1812 an seinen Schwager, Johann Kerstges, aus Hünningen. Für 320 Franken wechselten Mühle, Haus, Garten, alle Nebengebäude und die Geräte den Besitzer.

Bereits jetzt scheint der Mühlbetrieb nicht sehr rentabel gewesen zu sein. Denn Johann Kerstges lieh von Nikolaus Theis aus Hepscheid 592 Franken und mußte dafür Mühle, Wohnhaus und seinen ganzen Besitz verpfänden[7].

Schon 1821 stand die Mühle wieder zum Verkauf. Anton Lientges und seine Frau Anna Helena Kerstges übernahmen nun den Mahlbetrieb und den Besitz.

Doch sie treten 1829 nur noch als Pächter auf. Besitzer ist nun Nikolaus Drosson, Ackersmann und Handelsmann aus Büllingen. Beim Kauf läßt Drosson das Mühlwerk abschätzen. Als Sachverständige fungieren die beiden Mühlenmeister Johann und Wilhelm Feimonville aus Wirtzfeld. Sie schätzen den Gesamtwert des



(aus: S.A.E. 870)

oberen Laufs, des mittleren Laufs sowie der Schälmühle auf 226 Thaler und 4 Silbergroschen. Laut ihrem Befund muß sich die Mühle zu diesem Zeitpunkt in gutem Zustand befunden haben.

Die Besitzer scheinen aber ständig gewechselt zu haben: 1836 werden Mathias Simons und 1846 Nikolaus Kirfel als Besitzer in einem Mühlenverzeichnis aufgeführt[8].

Auch diese häufigen Besitzwechsel lassen den Schluß zu, daß der Mühlenbetrieb nicht sehr rentabel war.

Über die Besitzverhältnisse liegen für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nun keine Angaben mehr vor. Schließlich wird das Anwesen am 30. März 1900 ein weiteres Mal öffentlich versteigert.

Wahrscheinlich erwarb Peter Knodt die Mühle, die er mit seiner Frau, Anna Maria Hoffmann, und mit seinem Bruder Johann (*1857) betrieb. Als Johann Knodt nun am 9. Dezember 1922 verstarb, wurde die Mühle – aus nicht zu recherchierenden Gründen – wieder verkauft. Im Mai 1923 erwirbt die aus Luxemburg stammende Familie Mathias Lemaire-Frank das Anwesen.

Unter Mathias Lemaire erlebte die Hünninger Mühle einen letzten Aufschwung.

Zahlreiche Bauern aus Hünningen, Honsfeld, Büllingen und sogar einige aus Mürringen ließen ihr Getreide in der *»Alten Mühle«* mahlen.

Während den Kriegsjahren war die Nachfrage in der Mühle noch recht gut, in der unmittelbaren Nachkriegszeit aber nur noch bedingt zufriedenstellend. Da die Eifeler Landwirte seit den 1930er Jahren immer weniger Getreide anbauten und die

moderne Futtermittelproduktion eine immer größere Konkurrenz wurde, stellte Mathias Lemaire den Mahlbetrieb 1953 endgültig ein.

1975 wurde die *»Alte Mühle«* schließlich weitgehend abgerissen. Auf ihren Fundamenten wurde ein Wohnhaus errichtet. Einzige Zeugen des ausgedienten Gebäudes sind heute noch einige Mühlsteine.

Die Hünninger Mühle, 1947: An der Schleuse, mit der die Wasserzufuhr geregelt wurde

Die Hünninger Mühle, 1995: An Stelle der Mühle ist ein schmuckes Einfamilienhaus getreten (rechts)

Das Kreuz an der Hünninger Mühle

Dort fern im Hünninger Mühlengrunde,
Da steht ein Kreuz, uralt und schlicht*).
Tief klafft des Heilands Seitenwunde,
Aus ihr hervor ein Blutstrom bricht.

Zu seinem Haupt drei Tannen stehen,**)
Es rauschten ihre Wipfel sacht;
Mir war's, ich hört' des Heilands Flehen:
„O Vater, ach, es ist vollbracht!"

Zu seinen Füßen sank ich nieder,
Die Liebe schlug zu ihm so sehr,
Und fern erklangen Hirtenlieder,
Es rauschte dazu das Mühlenwehr.

Ich schmiegte meine heißen Wangen
So tränenfeucht am Kreuze dann,
Sah ihn mit glühendem Verlangen
Erschauernd, liebestrunken an.

Und mich durchzuckte Schmerz und Reue
Als wie ein Blitzstrahl, flammend, grell,
Das Kreuz umklammernd, rann auf's neue
Aus meinem Aug' der Tränenquell.

„Verzeihe, Herr, laß Milde walten,
Will lieben dich in Ewigkeit!
Herr, nimm mich, will die Treue dir halten;
Einst auf in deine Seligkeit!"

Rings ward es still. - Dem Christusbilde
Entstrahlte überird'scher Schein,
Er hob das Haupt, sprach süß und milde:
„Du wirst bei mir im Himmel sein!"

*) Um das Jahr 1800 verirrte in der Nacht ein Mann aus Hünningen bei furchtbarem Schneesturm in der Heide zwischen Büllingen und Hünningen. Zum Dank für seine Rettung ließ er das Kreuz errichten.

**) Um des Kreuz, welches auf einsamer Höhe steht und allem Unwetter ausgesetzt war, pflanzte er zum Schutze desselben einige Jahre später die drei Tannen, welche heute wie mächtige Riesen zum Himmel emporragen.

Dieses Gedicht wurde von Hubert Greimers, der in Bochum-Gerte wohnte, verfaßt und im Sonntagsblatt vom 23. September 1933 veröffentlicht.

(1) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 47.
(2) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 50.
(3) Herzoglich-Arenbergisches Archiv, Edingen, D 3717, Verpachtung der Mühle zu Hünningen 1746, zitiert in: JENNIGES (Hubert), Die Hünninger Mühle, in: ZVS, 12/94, p. 206-209.
(4) »Charpins« sind Cherbains, Schieferplatten; »leim« ist Lehm mit pflanzlichen Zusätzen. Er wurde als Unterlage der Schieferdeckung auf die Dachschale aufgelegt.
(5) JENNIGES (Hubert), Die Hünninger Mühle, in: ZVS, 12/94, p. 206-209.
(6) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 50.
(7) A.E.L., Notar Krings J.G., Malmedy.
(8) SAE, 870.

Alte Kirche (1694)

1694: Baubeginn
1701: Einweihung
1926: Säkularisation
1950: Vereine ziehen ein
1992: V.o.E. Alte Kirche
1994: Abschluß der Renovierung

Die Alte Kirche, 1995

Als sich die Hünninger 1690 über ihren Pfarrer Lamberty, der wohl zu den ganz wenigen in Hünningen gehörte, die damals lesen und schreiben konnten, an den Kölner Erzbischof mit der Bitte um Erlaubnis für den Bau einer Kapelle wandten, antwortete dieser: *»Allen, die dies lesen oder hören, tun wir kund, daß wir auf Bitten des Pfarrer Lamberty von Büllingen und der Bewohner von Hünningen, die so weit von ihrer Pfarrkirche wohnen, daß viele, besonders Alte und Schwache, im Winter an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste nicht immer beiwohnen können, zum geistlichen Troste der Einwohner gestatten, eine Kapelle in ihrem Dorfe Hünningen zu Ehren Jesu, Mariä, Joseph und der hh. Quirinus und Nikolaus zu erbauen und darin Gottesdienst und Christenlehre zu halten und die hl. Messe zu feiern, jedoch ohne Schädigung der Pfarr-Rechte. Bevor jedoch die hl. Messe dort gehalten wird, muß zuerst über die Beschaffung der notwendigen Ausstattung und Unterhaltung der Kapelle sowie über die geschehene Einsegnung des Grundsteines, welche der hochw. Pfarrer Nik. Lamberty in vorgeschriebener Weise vornehmen möge, an uns berichtet werden. Köln, den 7. April 1690*[1]*.«*

Dieser Text hat wenig Aussagekraft: Der Bau vieler Kapellen in der Eifel wurde mit diesen Standardargumenten genehmigt. Dieses Schreiben war so etwas wie ein Serienbrief, der bei Bedarf hervorgezogen und reproduziert wurde.

Die wahren Gründe dürften anderswo liegen: Während in Büllingen wohl seit dem 9. Jahrhundert und in Mürringen seit dem 15. Jahrhundert eine Kirche stand, entschlossen sich die Honsfelder 1523 zum Bau eines Gotteshauses, obwohl der Ort damals der kleinste im Königsland war. Wirtzfeld, im 16. Jahrhundert mehr als doppelt so groß wie Honsfeld und nur etwas kleiner als Büllingen, folgte 1601. Hünningen, ebenfalls eines der kleinen Dörfer zu jener Zeit, folgte 1701. Das größte Dorf des Königslandes aber, die Doppelortschaft Rocherath und Krinkelt, die mehr als dreimal so viele Einwohner wie Hünningen hatte, begann als letzte mit einem Kirchbau. Er wurde 1704 fertiggestellt.

Einwohnerzahl und Zahl der Steuerpflichtigen dürften demnach keinen entscheidenden Ausschlag gegeben haben. Wahrscheinlich hing der Kapellenbau ganz einfach von der Spende eines oder mehrerer sehr wohlhabender Dorfeinwohner ab, so wie dies für Rocherath und Krinkelt nachweisbar ist.

Der Bau einer Kapelle war folglich nicht nur Zeichen eines gewissen Wohlstandes oder einer gewissen Großzügigkeit einiger Reichen im Dorf, sondern auch Zeichen eines dörflichen Bewußtseins und eines großen dörflichen Stolzes.

Und dieser Stolz mußte wohl immer wieder dann geweckt werden, wenn Renovierungen anstanden. Denn die finanziellen Mittel mußten durch die Gläubigen aufgebracht werden, die in der rauhen Eifel bis ins 20. Jahrhundert überwiegend recht arm waren. Doch sie waren schon mit allen laufenden Kosten belastet: den Ausgaben für das Gotteshaus, den Vikar und den in Büllingen und später in Mürringen residierenden Pfarrer.

Die Zivilgemeinde Hünningen oder die Bürgermeisterei Büllingen aber beteiligten sich nicht an diesen Kosten. Die nachweislich erste Unterstützung erhielt die Kirchengemeinde erst am Ende des 19. Jahrhunderts[2].

Und Kosten gab es dennoch viele. Denn die Geschichte der Alten Kirche ist die Geschichte einer endlosen Renovierung. Zunächst hatte sich der Bau der Kirche über viele Jahre hingezogen. Begonnen wurde wahrscheinlich 1694, die aus Lava bestehende Türeinfassung trug die Jahreszahl 1696, das Turmkreuz 1697, der Schalldeckel der Kanzel 1698 und das Altarbild der hl. Familie mit dem Wappen des Abtes Henn 1701.

Arnold Ortmanns, der verdienstvolle Geschichtsschreiber des Büllinger Landes, vermutete, daß entweder die finanziellen Mittel zum Bau der Kapelle nicht reichten oder »französische Kriegshorden, die damals die ganze Gegend unsicher machten«, den Bau verzögerten. Da auch der Altar erst 1701 errichtet wurde, scheint erst in diesem Jahr in der Hünninger Kapelle eine erste Messe gefeiert worden zu sein.

Die These des Geldmangels wird durch die späte Anschaffung der Glocken

unterstrichen. Während die größere der noch 1904 vorhandenen Glocken keine Inschrift trug, war auf der kleineren vermerkt: *»Deo ter optimo, sancto Nicolao = 1752«*, d.h. *»dem dreimal heiligen Gott und dem hl. Nikolaus zur Ehr«*. Darunter stand: *»Barth. Gunder goß mich 1752.«*

Noch bevor demnach die erste Glocke aufgehängt werden konnte, vermerkte der Kölner Visitationsbericht 1744, also gerade 40 Jahre nach der Einweihung der Kirche: *»Die Mauer zum Süden hin soll repariert und mit Kalk verputzt werden, damit sie nicht ganz zusammenstürzt. Das Gewölbe, das Risse bekommt, soll repariert werden und die unansehnliche Stütze, die das Gewölbe abstützt, soll entfernt werden*[3]*.«*

Diese gravierenden Baumängel werden verständlicher, wenn man bedenkt, daß in jener Zeit die Holzbauten erst langsam durch Steinbauten in unserer Region ersetzt wurden. Die Menschen bauten noch immer kaum nach Plan, sondern eher nach Gefühl und Erfahrung: Blieben die Mauern stehen, war es gut, kippten sie aber um, so baute man ganz einfach neu.

Aus diesem Grunde erwies sich wohl auch die Bausubstanz der Hünninger Kapelle als recht mangelhaft.

Die Anforderungen an die Gläubigen aber, die die Unterhaltskosten aufbringen mußten, waren dementsprechend hoch und in vielen Fällen einfach nicht aufzubringen.

Als 1829 110 Taler für notwendige Reparaturen gesammelt werden sollten, vermerkte der Pfarrer: *»(...) da auch der obige Betrag wohl nicht durch milde Beiträge einkommen würde, bringt man daher einen Torfverkauf aus einer der Hünninger Kapelle durch Stiftung gehörenden und in der sogenannten 'Floetz' gelegenen Wiese in Vorschlag. Derselbe kann zu zirka 40 bis 50 Thalern angeschlagen und zu diesem Zwecke zugeführt werden*[4]*.«*

Die Heilige Familie, 1974: Das Kernstück der Alten Kirche, das Altarbild der Heiligen Familie aus dem Jahre 1701, befindet sich heute im Chorraum der neuen Kirche

Über die Beschaffung der Restsumme wurde in dieser Sitzung keine Lösung gefunden, denn die Mürringer wollten sich nicht an den Reparaturkosten der Kapelle in Hünningen beteiligen. Andererseits sollten die Hünninger aber weiterhin für die Unterhaltskosten der Mürringer Pfarrkirche anteilig aufkommen. Und dieser Disput zwischen Pfarrhaupt- und -nebenort um anteilige Kostenübernahme bestimmte die unzähligen Auseinandersetzungen und Streitigkeiten zwischen beiden Dörfern, die sich wie ein roter Faden bis ins 20. Jahrhundert hinziehen.

Dies umso mehr, weil sich der Renovierungsmarathon an der Hünninger Kapelle endlos hinzog: Zwischen 1837 bis 1839 wurden Dach und Glockenturm für 87 Reichstaler erneuert. 1860 mußte eine der Glocken umgegossen werden. Der Visitationsbericht über die Pfarre Mürringen vom 7. Juli 1866 klärt uns darüber auf, daß *»sich in dem Nebendorfe Hünningen eine Kapelle zu St. Josef in reparaturbedürftigem Zustande befindet, in der gewöhnlich zweimal die Woche Messe gelesen und die beiden Patroniumsfeste St. Joseph und St. Nikolaus mit Hochamt und Predigt gefeiert werden. Da die sogenannte 'Gemeinde Hünningen' für die Unterhaltung dieser Kapelle niemals beigesteuert hat, noch beisteuern wollte, so ist dieselbe allein von der Pfarre unterhalten worden*[5]*.«*

Dies änderte sich erst 1891. Als gewisse Reparaturen scheinbar unaufschiebbar wurden, das Geld aber nicht vorhanden war, beschloß der Gemeinderat auf Antrag des Kirchenvorstandes *»den Betrag von 300 Mark zur Reparatur des Daches der*

Die Alte Kirche, 1926: Kurz vor ihrer Säkularisierung

Kapelle zu Hünningen vorläufig zu bewilligen; er behält sich jedoch weitere Ansprüche gegen die Kirchengemeinde, welche die Kapelle in ihr Eigentum übernommen hat und daher zur Unterhaltung derselben verpflichtet ist, vor[6].«

Auch in diesem Fall sträubten sich die Mürringer wieder vor einer Beteiligung an den Reparaturkosten, während sie gleichzeitig die Hünninger aufriefen, sich – wie bisher – an den Kosten der Pfarrkirche zu beteiligen.

Dies veranlaßte die Hünninger, ihr Recht beim Kölner Regierungspräsidenten Hoffman einzuklagen, was zu einem ersten – im Dorf wohl Aufsehen erregenden – Erfolg führte: Laut Entscheid des Kölner Beamten mußten sich die Mürringer erstmals an den Renovierungskosten für die Hünninger Kapelle beteiligen.

So konnten die vorgesehenen Reparaturen finanziell abgesichert 1893 beendet werden; neben der Erneuerung des Daches wurde auch der Bewurf an den Innenwänden beinahe ganz erneuert.

Schon drei Jahre später beschloß der Gemeinderat, *»den Platz vor der Kapelle einfriedigen (sic) zu lassen*[7].« Diese Entscheidung deutet darauf hin, daß die strikte Verweigerung von finanziellen Zuschüssen der Zivilgemeinde an die Kirchengemeinde spätestens seit 1896 endgültig aufgegeben worden ist und wohl auch die folgenden Renovierungen von der Gemeindesektion unterstützt wurden.

So berichtete Pfarrer Ortmanns 1904, daß *»sich die Kapelle 1894 einer notwendig gewordenen Ausbesserung erfreute: Die südliche Langmauer wurde ganz erneuert, auch die Decke und die Kirchhofsmauer. Ein paar Jahre nachher erhielt das Chor ein neues Farbenkleid, und zwei neue Fenster wurden an der Nordseite gebrochen. Darauf wurden 1900 die Fenster mit Glasgemälden geschmückt. Nachdem so die Kapelle die eines Gotteshauses würdige Schönheit erlangt hatte, erteilte die Erzbischöfliche Behörde 1902 gleichsam als Lohn für die betätigte Opferwilligkeit die für das Dorf hochbedeutsame Erlaubnis zur steten Aufbewahrung des Allerheiligsten Sakramentes*[8]*«*.

Dieses *»Tabernakulum«* wurde am 8. Februar 1902 aufgestellt[9].

Diese Aufwertung erfolgte nun nachweislich mit Unterstützung der Zivilgemeinde: *»In der südlichen Wand befinden sich drei Fenster, in der nördlichen Wand zwei, welche übereinander angebracht sind. Das unterste dieser beiden Fenster bildet ein Viereck und liegt so tief, daß die Kirchenbesucher einen ungestörten Ausblick auf die angrenzende Dungstätte haben, ebenso ist von außen der Einblick in die Kapelle gestattet. Diesem Übel soll nun abgeholfen werden durch Entfernung der beiden übereinanderstehenden Fenster. Als Ersatz sollen zwei neue Fenster an der betreffenden Seite angebracht werden, in der Mitte aus gebrauchtem Glas, hinten aus Fensterglas. Kosten 450 Mark von der Civilgemeinde zur Verfügung gestellt*[10].«

Die Alte Kirche, 1928: Die Sakristei an der Ostseite wurde abgerissen

Die Alte Kirche, 1945

Trotz dieser großen Anstrengungen vermerkte der Kirchenvorstand schon 1912 im Protokollbuch: *»Wenn die Kapelle nicht in einigen Jahren verfallen soll, so bedarf sie einer gründlichen Reparatur des Daches und des Mauerwerkes.«* Der Kostenvoranschlag für dieses Projekt belief sich auf stattliche 2.400 Mark.

Da die Hünninger schon 1891 die Mürringer zu einer Kostenbeteiligung durch ein Urteil des Regierungspräsidenten hatten zwingen können, erhoben sie auch nun wieder diese Forderung.

Sie stieß im Pfarrhauptort natürlich auf heftigsten Widerstand.

Die beiden Hünninger Vertreter des Kirchenvorstandes boykottierten nun ganz einfach die Sitzungen des Kirchenvorstandes und versuchten so ihren Forderungen Nachdruck zu verleihen. Erst am 31. Januar 1914 erreichten alle Beteiligten eine zufriedenstellende Lösung: 200 Mark stammten aus einer edlen Spende, 500 Mark schoß das Generalkapitular aus Köln (Bistum) zu, 250 Mark stammten aus einer Sonderkollekte, 720 Mark wurden durch steuerliche Erhebungen auf alle Pfarrangehörigen aufgebracht, 720 Mark Restsumme waren von den Hünningern allein aufzubringen[11].

Erst durch dieses zusätzliche, aus anderen als aus Hünninger Haushalten stammende Geld konnte die Kapelle wohl so

renoviert werden, daß sie sich auch 1944 laut Gutachten noch in gutem Zustand befand. Wann diese Arbeiten ausgeführt wurden, ließ sich nicht recherchieren. Das Jahr 1914 dürfte allerdings wahrscheinlich sein.

Noch kurz vor Ende des Ersten Weltkrieges wurde die größere Glocke der Hünninger Kapelle entfernt, um eingeschmolzen als schwere Kriegswaffe wiederzuerstehen. *»Am 18. Juni 1918 muß die große Glocke zu Kriegszwecken abgeliefert werden. Am Tage der Abnahme war feierliches Abschiedsgeläute zu vernehmen und mit wehmutsvollem Herzen opferten die Katholiken dem blutenden Vaterland die treue Freundin, die ihren Ruf jahrzehntelang über die Fluren und Wälder unseres Heimatbodens erschallen ließ, um Freud und Leid zu verkünden*[12]*«*, umschrieb der damalige Bürgermeister schwulstig in der Bürgermeisterchronik diese Aktion.

1921 wurden dann erste Überlegungen zur Erweiterung der Kapelle oder gar zu einem Kirchenneubau laut. Wohl 1923 fiel die Entscheidung zugunsten eines Neubaus, da das Umfeld der Alten Kirche kaum Platz für Erweiterungsbauten bot. Nachdem 1924 der erste Spatenstich zum Bau der neuen Kirche erfolgt war, zogen die Hünninger zu St. Nikolaus 1926 in einer feierlichen Prozession in die neue Kirche um.

Dies hieß gleichzeitig, daß die alte Kirche nun säkularisiert werden mußte. Schon wenige Monate später, im Frühjahr 1927, wurde die Sakristei der alten Kirche von Johann Peter Stoffels in Akkord abgebrochen.

Zwei Jahre später wurden Predigtstuhl und Altar verkauft, nachdem die Kunstkommission ihre Erlaubnis erteilt hatte. Laut Beschluß des Gemeinderates wurde der Erlös zur Anschaffung der zwölf Stationen des Kreuzweges in der neuen Hünninger Kirche verwandt[13].

Eine neue Zweckbestimmung erhielt das ehrwürdige Gebäude allerdings nicht: Da die Bevölkerungszahl von 1905 (295 Einwohner) bis 1930 (431 Einwohner) um 46 Prozent gestiegen war, versuchten mehrere Hünninger seit Anfang der 1920er Jahre zielstrebig, das Bistum zur Gründung einer eigenen Pfarre Hünningen zu bewegen.

Voraussetzung hierfür wäre allerdings eine Priesterwohnung gewesen. Doch 1928 vermerkt der Kirchenfabrikrat: *»Bezüglich der Selbständigkeitsbestrebungen in Hünningen erklärt der Fabrikrat einstimmig, daß es einstweilen bei dem status quo der jetzigen Seelsorge bleiben soll, da die Aussichten auf Änderung in dieser Hinsicht aus Mangel an Geistlichen sehr gering sind und der Bau des Pfarrhauses Hünningen (für das fertige Pläne vorliegen) nicht genehmigt wurde. (...) In diesem Sinne hat sich auch der Bischof mehrfach ausgesprochen.«*

In der gleichen Sitzung *»gestattet der Kirchenvorstand der Zivilgemeinde Sektion Hünningen, die Kapelle Hünningen in eine Wohnung umzubauen. Die Gemeindesektion Hünningen kann über die Wohnung verfügen und hat für ihren Unterhalt Sorge zu tragen. Im übrigen bleibt die Kapelle Eigentum der Pfarrgemeinde Hünningen-Mürringen*[14]*.«*

So wurde im Auftrag der Zivilgemeinde Hünningen 1928 oder 1929 das bestehende Holzgewölbe, in jener Zeit himmelblau gestrichen und mit goldenen Sternen verziert, umgestaltet und eine Zwischendecke eingezogen. Außerdem wurden

Die Alte Kirche: Ende der 1960er Jahre

Blühende Renaissance und neue Funktion für alte Kirche in Hünningen

Wie ein Dorf sich ein Stück seines Kulturerbes bewahrte

Hünningen. – Zwar steht Hünningen nicht öffiziell auf der Liste jener Ortschaften, in denen in diesem Jahr der Tag des Kulturerbes besonders begangen wird. Und dennoch hat der Ort bzw. die Bevölkerung allen Grund, auf den Erhalt und die Instandsetzung eines wichtigen Teils des dörflichen Kulturerbes anzustoßen.

(aus: Grenz-Echo vom 8.9.1994)

einige Räume abgetrennt und eine Wohnung eingerichtet. Am 10. Januar 1929 beschloß der Kirchenvorstand dann seinerseits, *»der Gemeindesektion Hünningen die Kapelle, die nicht mehr benutzt wird, zwecks Errichtung einer Verwahrschule abzutreten*[15]*«*.

Die Nutzung der Alten Kirche in der Zwischenkriegszeit läßt sich nun nicht mehr genau rekonstruieren: Während die Verwahrschule vor dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr eingerichtet wurde, zog die 1935 gegründete Freiwillige Feuerwehr in zumindest einen Raum ein. In einem der hinteren Räume soll sich ebenfalls ein Zollbüro zur Ausstellung von Grenzpassierscheinen befunden haben. Einige Zeugen berichten, daß weder Musik- noch Gesangverein vor dem Zweiten Weltkrieg in das Gebäude einzogen, andere glauben sich erinnern zu können, daß zumindest der Gesangverein nach Ende der 1930er Jahre in der alten Kirche geprobt habe.

Während des Zweiten Weltkrieges bewohnte dann die Familie Peter Lux-Poth *(»Klös«)* zwei Räume der alten Kirche.

Im Dezember 1944, während der Ardennen-Offensive, wurde das säkularisierte Gotteshaus erheblich beschädigt. *»Vor der Offensive hat sich das Gebäude in gutem Zustand befunden. Die größten Schäden erfolgten durch einen Granateinschlag im Dach. Das Gebälk ist hierdurch erheblich in Mitleidenschaft gezogen worden, ebenso der Putz und die elektrischen Installationen durch die eingetretene Feuchtigkeit«*, berichtete der Gutachter 1948, der die Renovierungskosten auf 113.820 Bfr. veranschlagte.

Die Arbeiten erfolgten 1949. Zunächst wurde der Turm der alten Kirche abgebrochen. Dieser war verhältnismäßig klein und bestand aus Eichenbalken. Die Glocken hatte er übrigens nie beherbergt. Sie hingen zu Anfang der 1920er Jahre an einem Metallgerüst, das neben der Kirche aufgestellt worden war. Während diesen Abbrucharbeiten wurde auch das Dach des Gebäudes zum Akkordpreis von 2.375 Bfr. abgebrochen. Die noch brauchbaren Dachziegel wurden aussortiert.

Als die Renovierungen am 10. Oktober 1952 abgeschlossen waren, beliefen sich die Kosten mittlerweile auf fast das Doppelte, nämlich 216.129 Bfr.

Da die Chancen, daß Hünningen eigene Pfarre werden könnte, sich endgültig zerschlagen hatten, konnte der bestehende Raum nun anderen Zwecken zugeführt werden. So hatte sich in den hinteren Räumen wieder ein Zollamt eingerichtet, das Grenzpassierscheine, die sogenannten *»Passe-avangs«*, ausstellte. Seit 1952 richteten sich Musik- und Gesangverein in den beiden vorderen, getrennten Räumen des Erdgeschosses ein. Der kleine Saal auf dem Obergeschoß diente KLJ, Landfrauen und Gilde als Versammlungsraum und Tagungsraum für religiöse Vorträge. Auch die Pfarrbibliothek wurde seit 1952 progressiv aufgebaut. Aus der alten Kirche war somit ein Vereinslokal geworden. War der obere Saal allerdings nach Anstreicharbeiten am 8. November 1953 noch offiziell der Jugend als Spielsaal zur Verfügung gestellt worden, so wurde dieser Raum 1969 nach Renovierungsarbeiten vom Kirchenvorstand nur noch für Versammlungen freigegeben.

Nichtsdestotrotz wurde die Zukunft der Alten Kirche von nun an durch die Hünninger Vereine in Absprache mit der Kirchenfabrik geprägt.

So wurden die unteren Proberäume 1954 erstmals renoviert; 1965 erhielt das Gebäude einen neuen Kratzputz und wurde gestrichen. 1970 rissen Musik- und Gesangverein die Mauer zwischen ihren Proberäumen ein, um somit einen großen, gemeinsam zu nutzenden Raum zu schaffen, der entsprechend eingerichtet wurde. Dieser Raum wurde 1983 wiederum durch die beiden traditionsreichen Dorfvereine neugestaltet. Doch spätestens Ende der 1980er Jahre mußte der Kirchenvorstand – als Eigentümer der alten Kirche – feststellen, daß der Rest des Gebäudes zusehends verkam.

Schon 1986 war die Pfarrbibliothek in den Kindergarten verlegt worden, weil der Raum zu feucht und zu klein war. Auch

Die Alte Kirche, 1990

Alte Kirche, 1993: Eingang Süd, die ehemalige Treppe zum Pfarrsaal während den Abbrucharbeiten

Die Alte Kirche, 1995: Sie erstrahlt nach ihrer gründlichen Renovierung in neuem Glanz

der Pensioniertenbund verlegte 1984 seine regelmäßigen Treffen in die Gaststätte Jouck-Drösch, weil das Dach nicht mehr dicht, die Räume kalt und die Treppe zu beschwerlich und gefährlich war.

So lud der Kirchenvorstand am 9. Oktober 1989 alle Hünninger Vereine und das Bürgermeister- und Schöffenkollegium zu einem Treffen ein; der Kirchenvorstand offenbarte, daß er die stets steigenden Unterhaltskosten nicht mehr tragen könne.

Daraufhin schlug Bürgermeister Gerhard Palm vor, daß die Hünninger Dorfvereine eine Vereinigung ohne Erwerbszweck gründen sollten, die Planung, Durchführung und Finanzierung einer Renovierung in die Wege leiten und das Gebäude anschließend in Eigenverwaltung übernehmen sollten.

Der am 22. Januar 1990 gegründeten *»V.o.E. Alte Kirche Hünningen«* gehörten neben den vier Hausvereinen Musik- und Gesangverein, Landfrauen und KLJ noch weitere sechs Vereine an, die aus dörflicher Solidarität beitraten: Der Eifeler Wanderverein, der Turnverein, die KG Steinbockhausen, die Bauerngilde, der Pfarrgemeinderat und der Kirchenvorstand, der der V.o.E. das Gebäude per Erbpachtvertrag für 30 Jahre übertrug.

Eineinhalb Jahre später war die Finanzierungsfrage einvernehmlich geregelt: Am 31. Oktober 1991 legte die Deutschsprachige Gemeinschaft ihre vorläufige Zuschußzusage über 60 Prozent der Kosten vor, der Gemeinderat hatte sich unterdessen geeinigt, die verbleibenden rund 1,5 Mill. Bfr. beizusteuern. In einer zweiten Ausschreibung, die mangels Interessenten notwendig wurde, erhielt die Firma Hotiba aus Herresbach im Mai 1992 den Zuschlag für das auf 4,7 Mill. Bfr. veranschlagte Projekt.

Im November 1992 begannen die Abbrucharbeiten (einige Innenmauern, Treppe, Decke des Saales u.a.) in der Alten Kirche durch die Hünninger Einwohner. Anschließend erfolgte die grundlegende Renovierung: Die alte Treppe wurde durch eine neue ersetzt, ein Heizungsraum und Toiletten wurden hochgezogen, das Dach wurde teilweise erneuert, das Gebäude von außen verputzt. Anfang April waren die Arbeiten abgeschlossen. Besonders erfreulich war, daß die Kosten rund 400.000 Bfr. unter der vorläufigen Schätzung lagen.

Am 10. September 1994 wurde das renovierte Gebäude in einer akademischen Sitzung offiziell eingeweiht und am folgenden Tag der Dorfbevölkerung vorgestellt.

Alle Redner der Festveranstaltung hoben den Initiativgeist der Hünninger hervor, die sich durch diesen mutigen Schritt hervorragende Voraussetzungen für die Vereinsarbeit geschaffen hätten und nun neben dem Saal Concordia über ein zweites dorfeigenes und vom Dorf verwaltetes Gebäude verfügten.

---

(1) Antwortschreiben zitiert in: ORTMANNS (Arnold), Der Fränkische Königshof, Aachen, 1904, p. 322.
(2) 1891 zahlte die Zivilgemeinde Hünningen erstmals 300 Mark, mit denen dringende Reparaturen an der Kapelle vorgenommen werden sollten.
(3) Hist. Anl. Erzbistum Köln, Dec. Tolp., s.d., Visitationsbericht vom 28.10.1744. Aus dem Lateinischen dankenswerterweise von Werner Greimers, Eupen, übertragen.
(4) BDA, G.v.O., Mürringen, 11 a II.
(5) BDA, G.v.O. Mürringen, 2 I, Visitationsbericht über die Pfarre Mürringen vom 7. Juli 1866.
(6) GAB, 213.
(7) GAB, 213, 1896.
(8) ORTMANNS (Arnold), Der Fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 326.
(9) BDA, G.v.O. Mürringen, 11 a II.
(10) BDA, G.v.O. Mürringen, 11 a II, 14.4.1902.
(11) BDA, G.v.O. Mürringen, 11a II.
(12) GAB 267, Bürgermeisterchronik, 1918.
(13) GAB, 552, 1929.
(14) Protokollbuch des Kirchenvorstandes Mürringen-Hünningen, 10.1.1928
(15) Protokollbuch des Kirchenvorstandes Mürringen-Hünningen, 10.1.1929.

Friedhof (1870)

1870: Errichtung des Friedhofs
1932: Erweiterung
1953: Beringmauer
1974: Neugestaltung der rechten Hälfte
1995: Neugestaltung der linken Hälfte

Friedhof, 1995

Die wenigsten Hünninger dürften wohl in Hünningen beerdigt sein. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war es in der Eifel üblich, die Toten innerhalb des Berings der Pfarrkirche zu beerdigen. So wurden die Hünninger bis 1803 im Pfarrhauptort Büllingen und nach der Neugründung der Pfarre Mürringen-Hünningen 1803 in Mürringen beerdigt. Dies sahen die Gläubigen der Pfarrnebenorte aber als großen Nachteil an.

Und so spiegeln auch die Beerdigungsbräuche jenen harten Kampf zwischen Pfarrern und Pfarrhauptorten einerseits und den um Selbständigkeit kämpfenden Pfarrnebenorten andererseits wieder.

Doch bei diesem Kampf ging es nicht nur um Erleichterungen des Glaubenslebens, Ansehen und Macht der einzelnen Dörfer oder gar einen eigenen Priester oder Pfarrer, sondern – wie so häufig – auch um sehr viel Geld. Entsprechend hart wurden diese Auseinandersetzungen zwischen den Interessengruppen ausgefochten.

Als um die Jahrhundertmitte die Bevölkerungszahlen in den Dörfern des Büllinger Königslandes merklich stiegen, wurden die Kirchhöfe, rund um die Kirche gelegen, zu klein. Doch nicht nur das: Sie boten meist auch nur wenige oder keine Ausdehnungsmöglichkeiten. Als die Gläubigen sich gezwungen sahen, die Gräber schon nach 20 Jahren wiederzuverwenden, mußten die Kirche und Gemeindesektionen nach Lösungen suchen.

Für Mürringen sind 1864 erste Überlegungen über eine Erweiterung des Friedhofes oder gar eine Verlegung nachweisbar. 1865 stellten Pfarrer und Kirchenvorstand

Friedhof, 1995: Das Friedhofskreuz mit Maria und Johannes als Mittelpunkt des Friedhofs

den Antrag zur Genehmigung beim Weihbischof. Sie berichteten ihm: *»Das neue, zur Erweiterung des Kirchhofs bestimmte Gelände, ist 40 Ruthen groß, ein längliches Viereck, liegt in unmittelbarer Nähe der Kirche, gerade westlich vom Turm und der Eingangstür, ist mit einem Zaun umgeben und wird in Kürze von der Gemeinde schließbar hergestellt und mit einem passenden Kreuz versehen«.*

Gegen dieses Vorhaben wurde jedoch Einspruch erhoben mit der Begründung, daß ein Friedhof besser außerhalb des direkten Wohngebietes liege.

Von diesem Einwand ermutigt, forderten die Hünninger nun einen eigenen Friedhof, der auch außerhalb des direkten Wohngebietes liegen sollte. Doch die Verhandlungen schleppten sich dahin.

Besonders Pfarrer Faßbender erwies sich als hartnäckiger und eiskalter Widersacher. In einem langen Beschwerdebrief vom 2. Juni 1868 an den Dechanten führt er folgende Gegenargumente an: *»Als Grund wird von der Gemeinde Hünningen die Beschwerlichkeit des Weges betont, namentlich bei Schnee und Unwetter. Bei hohem Schnee und Unwetter, was freilich im Winter vorkommt, bleibt dieser Weg aber für den Pfarrer ebenso beschwerlich, ja für den Pfarrer noch beschwerlicher, denn während jene zu jeglicher Zeit, wann es ihnen beliebt, wann das Wetter ihnen günstig erscheint und der Weg gebahnt ist, die Leiche herüber bringen können, fordern sie vom Pfarrer, daß er morgens nüchtern sich durch den Schnee durcharbeiten muß, dann die Leiche an dem Hause abholen muß, dann auf dem Kirchhofe in Zug und Wind, trotzdem, daß er von den Anstrengungen des Weges ganz erhitzt ist, die Begräbnisse vollziehen muß. Zuletzt noch mit nassen Füßen in der feuchten Kapelle die Exequien abhalten soll, und zuletzt wieder nüchtern nach Hause gehen soll, wenn er es nicht vorzieht, sich auf eigene Rechnung daselbst in einem armseligen Wirtshaus zu beköstigen.«*

Weiter führt Faßbender an: *»Trotzdem, daß ich die eigene Anlage eines Friedhofes in Hünningen nicht befürworten kann, habe ich den Vorschlag doch auch nicht direkt zurückweisen wollen, denn wenn Leute sich einmal in eine solche Idee verrannt haben und man bekämpft sie, meinen sie noch, welches Unrecht der Pfarrer ihnen anthun wolle. Also ging ich letztlich auf die Idee ein und stellte folgende Bedingungen:*

1. *Daß die Gemeinde Hünningen dem Pfarrer ein nach altem Gebrauch zu lieferndes Holzlos nicht länger vorenthalte.*
2. *Daß sie dem Pfarrer für jeden Gang einen Thaler, dem Küster zehn Groschen vergüten.*
3. *Daß diese Vergütung auf fünfzehn Leichen jährlich berechnet werde, als ein Fixum von 15 Thalern für den Pfarrer und fünf Thaler für den Küster und diese Vergütung ins Gemeindebudget aufgenommen werde.«*

Auch plädiert Faßbender im Namen des Pfarramtes Mürringen etwa im gleichen Ton: *»Soll das hiesige Pfarramt für alle Zukunft eine so schwere Verpflichtung übernehmen, so muß doch eine Vergütung sichergestellt werden, da der Pfarrer nicht nur in vielen Fällen seine Gesundheit op-*

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Hünningen beabsichtigt auf einem Theile der ihr zugehörigen, bis jetzt als Lehrer-Dotation benutzten Parzelle Flur 20 Nro. 112, am Bennhof, einen Begräbnißplatz anzulegen.

Diejenigen, welche glauben, gegen diese Anlage begründete Einsprache erheben zu können, werden hierdurch aufgefordert, sich zu diesem Zwecke

am Samstag den 25. d. Mts., Nachmittags 4 Uhr,

im Schulhause zu Hünningen einzufinden, wo ich bezügliche Erklärungen zu Protokoll nehmen werde.

Betreffende Verhandlungen und Situationsplan sind bis dahin auf meiner Amtsstube hierselbst zur Einsicht offen gelegt.

Büllingen, den 15. September 1869.

Der Bürgermeister,
Manderfelt.

(aus: Kreisblatt für den Kreis Malmedy vom 18.09.1869)

Friedhof, 1995:
Jede Zeit hat ihre Gräber

fert, sondern auch bedeutende Unkosten auf sich nehmen muß.«

Etwa in der gleichen Art argumentiert er für den Pfarrküster.

Er beanstandet zudem, daß es in Hünningen keinen angestellten Küster gebe, sondern daß dort die Verpflichtung des Küsterdienstes jährlich auf einen anderen Hausbesitzer überwechsele und häufig der Fall eintrete, daß *»er von Weibern bedient*[1]*«* werde.

Ein Jahr später war die Friedhofsfrage noch immer nicht gelöst. Am 6. November 1868 kauften die *»Zivilgemeinden Mürringen und Hünningen«* in Mürringen ein Gelände von Mathias Andres, das außerhalb des Wohngebietes lag und als Friedhof genutzt werden sollte.

Doch die Hünninger forderten weiterhin einen eigenen Friedhof.

Erst nach vielen zähen Verhandlungen konnten sich unsere Vorfahren und Pfarrer Faßbender einigen.

Faßbender schreibt 1870: *»Diesmal wurde eine Einigung erzielt. Von meiner Seite wurde dabei revidiert, daß die Geldvergütung von 15 Thalern auf zwölf Thaler herabgesetzt und für die ausfallenden drei Thaler mir noch ein weiteres halbes Los, also im Ganzen 5/4 Klafter Scheitholz, frei ans Haus geliefert werden solle und ebenso, daß die Vergütung für den Küster von fünf auf vier Thalern beschränkt werde. Von Seiten der Gemeinde Hünningen wurde revidiert, daß die verbleibenden zwölf Thaler und vier Thaler auf den Gemeinde-Etat übernommen werden sollten. Um sich aber dabei nicht auf ewige Zeiten gegen Mürringen verbindlich zu machen, sondern von dieser Vergütung befreit werden zu können, sobald Hünningen einen eigenen Geistlichen erhalte, wurde diese Vergütung vorläufig auf die Dauer meiner Amtszeit festgesetzt(...). Da mir aber, um Frieden mit den Pfarrgenossen zu haben, viel daran liegt, daß dies Werk der Eini-*

gung zu Stande kommt, da ferner die Zivilgemeinde Hünningen durch die Nichterfüllung und Ignorierung ihrer Wünsche immer erbitterter, da endlich der Pfarrer von verschiedenen Seiten als Störenfried in dieser Sache verdächtigt wurde, so bitte ich ergebenst Eure Hochlöbliche Königliche Regierung, beiliegende Gemeinderathsverhandlung hochgeneigtenst genehmigen zu wollen, damit wir doch endlich nach jahrelangen Verhandlungen zu einem allseitig befriedigendem Resultate gelangen[2].«

Unmittelbar nach dieser Einigung begannen die Hünninger mit der Realisierung des Projektes. Schon am 25. September 1869 wurde durch Verfügung der Königlich-Preußischen Regierung vom 8. September die Anlage eines separaten Begräbnisplatzes für die Gemeinde Hünningen genehmigt. Der neue Friedhof sollte auf der der Gemeinde gehörenden Parzelle *»Am Vennhof«* angelegt werden. Einspruch dagegen konnte nach erfolgter Bekanntmachung im *»Malmedyer Kreisblatt«* erhoben werden.

Aufgrund verschiedener Gerüchte ließ der Bürgermeister im Januar 1870 ein sechs Fuß tiefes Probegrab ausheben: Am folgenden Morgen war es zu einem Drittel mit Wasser gefüllt. Daraufhin mußte der Begräbnisplatz *»Am Vennhof«* verworfen werden, da eine Grundwasserverseuchung der unterhalb liegenden Brunnen befürchtet werden mußte.

Weitere Alternativen wurden geprüft: Auf dem *»Wass«*, wo heute der Saal Concordia steht, und auf einer Parzelle des Johann Nikolaus Reuter, wo sich heute die Hauswiese von Hermann Jost befindet. Auch diese Möglichkeiten wurden verworfen.

Kurze Zeit später wurde eine 100 Quadratruthen große Parzelle der Eheleute Hubert Weber, Distrikt *»Brandfeld«*, zur Anlage eines Begräbnisplatzes genehmigt. Diese Parzelle wurde auf den *»Vennhof«* eingetauscht, und der Hünninger Friedhof angelegt[3].

Ist ein Ziel erreicht, so lockt nun aber das nächste. 17 Jahre später, als Hünningen infolge des großen Eifelnotstandes fast 30 Prozent seiner Bevölkerung und wahrscheinlich einen noch größeren Teil seiner Wirtschaftskraft eingebüßt hatte, versuchte der Rat der Gemeindesektion Hünningen, die einmal vereinbarten Abgaben an den Pfarrer niederzuschlagen, gleichzeitig aber den eigenen Friedhof mit allen Mitteln zu verteidigen.

Der Hilfsgeistliche Heinrich Jansen, Pfarrer von Mürringen, beklagt sich in einem Schreiben an das erzbischöfliche Generalvikariat in Köln, daß *»der zur hiesigen Pfarrei gehörige Nebenort Hünningen 1870 einen Friedhof angelegt hat und die Frage der kirchlichen Begräbnisse auf demselben durch Contract vom 15. August 1870 geregelt worden ist. Ich füge dessen Abschrift bei: Der Pfarrer verpflichtet sich in demselben für die Folge die Begräbnisse in Hünningen vorzunehmen. Dafür soll aber die Gemeinde eine bare Vergütung von 12 Thalern und 5/4 Klafter Holz frei ans Pfarrhaus liefern*[4].«

Diese Zahlungen und Lieferungen seien nun aber ausgeblieben, was er nicht dulden könne. Der Gemeinderat verteidigt sich in einem Schreiben gegen diese Vorwürfe, indem er einen besonderen Charakterzug der Eifeler wunderschön umschreibt, den man heute einfach Sturheit nennt: *»...darauf hat der Herr Hülfsgeistlicher von der Kanzel erklärt, daß er nun die Leichen überhaupt nicht mehr nach Hünningen einsegnen komme und wir müssen nun das Traurige erleben, daß die Leichen ohne kirchliche Einsegnung zur Erde bestattet werden, denn sämtliche Einwohner des Dorfes erklären mit aller Entschiedenheit, lieber ohne kirchliche Einsegnung beerdigen zu wollen als wie die Leichen noch mal nach Mürringen zu transportieren und wieder zurück*[5].«

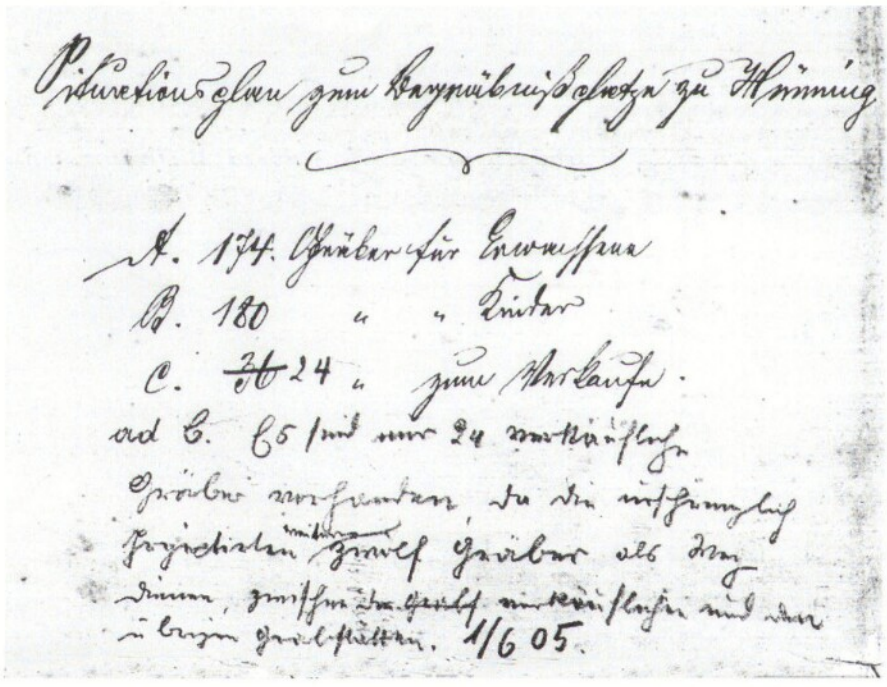
Wie der Streit ausgegangen ist, ist aus den vorliegenden Akten nicht ersichtlich. Letztlich konnten die Hünninger aber ihr einmal errungenes Privileg eines eigenen Friedhofs verteidigen.

Auffallend ist, daß die Kirchhöfe der Ortschaften Büllingen, Wirtzfeld und Mürringen alle Eigentum der Kirche waren. Bei der Neuanlage der Friedhöfe von Honsfeld, Mürringen und Hünningen trat die Zivilgemeinde aber sofort als Ankäufer und Eigentümer auf.

Der Preußische Staat setzte in seinen Gemeinden nach fast 70 Jahren somit eine Entwicklung fort, die zur Franzosenzeit begonnen hatte: Der Staat übernahm immer häufiger Aufgaben, die während Jahrhunderten von der Kirche wahrgenommen worden waren. So wurden in der Altgemeinde Büllingen 1903 alle Friedhöfe als *»der bürgerlichen Gemeinde gehörend«* aufgeführt[6].

Doch auch nachweislich alte Beerdigungsbräuche waren mit den Friedhöfen eng verbunden. So wurden die Toten bis 1823 schon am nächstfolgenden Tag beerdigt, nach 1823 durfte dies erst am dritten Tag nach dem Tod erfolgen. Die Gräber hoben dabei immer die Nachbarn aus. Noch 1876 wurde im *»Reglement für den Kirchhof zu Hünningen«* vermerkt, daß *»die herkömmliche Grabbereitung durch die Nachbarn des Verstorbenen bis auf weiteres unverändert bleibt. Dieselben sind für die vorschriftsmäßige Tiefe und Größe des Grabes, sowie auch dafür verantwortlich, daß, soweit bei Wiedereröffnung der Gräber die älteren Leichen nicht zur völligen Verwesung gelangt sind, die Überreste sorgfältig gesammelt und auf den Boden des neuen Grabes gebracht werden*[7].«

Einem Aufruf des Landrates von 1881 zufolge sollten nun an jedem Friedhof Totengräber angestellt werden. Rocherath,

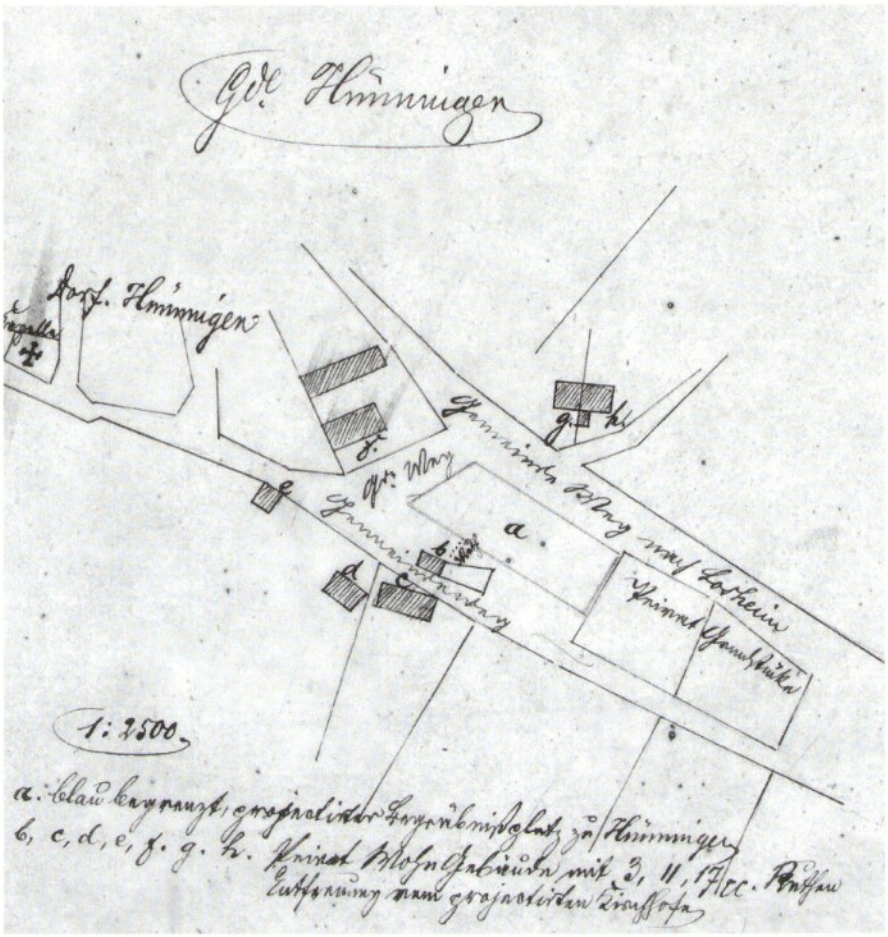


(aus: G.A.B. 12, 30, 5)

Von den 378 Gräbern sind nur 174 für Erwachsene vorgesehen, jedoch 180 für Kinder, eine Tatsache, die die große Kindersterblichkeit dieses Jahrhunderts deutlich belegt

(aus: G.A.B. 12, 26-4)

Nachdem der Hünninger Friedhof ursprünglich am Vennhof, dann auf dem »*Waß*«, nachfolgend auf der Hauswiese von Nikolaus Reuter angelegt werden sollte, fand er endlich eine bleibende Stätte an der heutigen Stelle.



Wirtzfeld und Honsfeld stellten jeweils einen Totengräber ein. Büllingen, Hünningen und Mürringen erhoben Einspruch, weil sie glaubten, daß den Hinterbliebenen dadurch neue, zusätzliche Kosten erwachsen würden[8].

Dies war der einfache Grund dafür, daß der alte Brauch, wonach die Nachbarn das Grab aushoben, in unserem Dorf bis 1930 erhalten blieb. Denn erst am 9. Mai 1930 beschloß der Gemeinderat der Altgemeinde Büllingen, daß die vier beamteten Wegewärter von nun an auch für den Grabdienst zuständig seien. Hierfür erhielten sie einen Lohnzuschlag von 200 Bfr. pro Jahr[9].

Wie der Hünninger Friedhof kurz nach seiner Gründung ausgesehen hat, wird aus den Quellen nicht ersichtlich. Höchstwahrscheinlich wurde ein hölzernes Friedhofskreuz errichtet, das im Jahr 1909 durch ein steinernes ersetzt wurde[10].

Im Jahr 1932 wurde der Friedhof dann nach Westen erweitert, da die Bevölkerungszahl in Hünningen nach dem Ersten Weltkrieg merklich angestiegen war. Hierzu hatte die Gemeinde bereits 1930 einen 4 a großen Geländestreifen von Barthel Stoffels erworben.

Ein neues Gesicht erhielt der geweihte Ort, als 1950 das im Krieg zerstörte Hauptkreuz neu errichtet und um 1953 die Beringmauer und das jetzige Eingangstor aufgemauert wurden. Eine grundlegende Neugestaltung erfolgte 1974 zunächst nur für die rechte Friedhofshälfte: Hier wurden Grabreihen durch Anlegung mehrerer fester Fußwege geschaffen. Hierdurch wurden die Gräber nun nicht mehr wie bisher in west-östlicher, sondern in nord-südlicher Richtung ausgerichtet.

Als Mitte 1994 auch der letzte freie Platz auf der rechten Seite des Friedhofes belegt war, sah die Gemeinde sich gezwungen, auch die linke Friedhofshälfte Anfang 1995 neu zu gestalten. Hierdurch verschwand endgültig die sogenannte Kinderecke. Sie hatte bis in diesen Tagen von der hohen Kindersterblichkeit in unserem Dorf gezeugt, die erst Mitte der 1960er Jahre ein Ende gefunden hatte.

(1) GAB, B 193, 26, 4.
(2) GAB, B 193, 26, 4.
(3) LEJEUNE (Rudi), FICKERS (Adolf), Neugliederung der alten Pfarre Büllingen, in: Altes Land an der Work, St. Vith, 1990, p. 213-217.
(4) BDA, G.v.O. Mürringen 11a II; Herr Jansen, Hülfspriester an das Hw. Erzbischöfl. Generalvikariat, 15.9.1887.
(5) BDA, G.v.O. Mürringen 11a II; Schreiben des Gemeinderates an Erzbischöfl. Generalvikariat, 19.12.1887.
(6) GAB, B 193, 30, 3.
(7) GAB, B 193, 26, 5.
(8) GAB, B 193, 26, 4.
(9) LEJEUNE (Carlo), Leben und Feiern auf dem Lande, Bd. 2, St. Vith, 1993, p. 234.
(10) »Der Vorsitzende teilt mit, daß Pfarrer (Johann Hubert) Tillier zu Mürringen sich bereit erklärt habe, zu den Kosten der Beschaffung eines neuen Friedhofkreuzes den Betrag von 100 Mark zu schenken. Gemeinderat beschließt, die Schenkung anzunehmen und dem Pfarrer Tillier den Dank der Gemeinde durch den Vorsitzenden zu übermitteln«, in: GAB, 213, Protokollbuch der Gemeinde Hünningen, 9.1.1909.

Forsthaus (1906)

1906: Bau
1907: Bezug des Forsthauses
1952: Kriegsschäden sind behoben
1976: Verkauf des Forsthauses

Das Försterhaus, 1995

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts begnügten sich die Eifelgemeinden, *»ihre schlecht gepflegten Waldungen nur einigermaßen im Stande zu halten*[1]*«*. Zudem gab es 1830 im ganzen Kreis Malmedy nur rund 62.000 Morgen Wald. Weitere 126.000 Morgen waren unbebautes Heide- und Ödland und über 26.000 Morgen unbebautes Wild- und Schiffelland. Dem standen nur 55.000 Morgen Ackerland und rund 20.000 Morgen Wiesen gegenüber.

Die Preußische Regierung hatte zwar schon 1816 eine Gemeindeforstverwaltung eingeführt, die zwar der Staatsaufsicht unterstand, aber von der Verwaltung der Staatsforsten getrennt war. Doch der Wald gewann in unserer Region erst an Bedeutung, als am 15. Mai 1856 das Gemeinde-Verfassungsgesetz verabschiedet wurde: Hierdurch konnten die Gemeinden gezwungen werden, ihre großen Ödflächen intensiver zu nutzen.

Im Kreis Malmedy waren nämlich von 10.116 ha Ödflächen rund 6.121 ha zur Aufforstung, 3.732 ha für Ackerbau und 257 ha für Wiesen bestimmt worden. Dank der finanziellen Unterstützung der preußischen Regierung wurden in den folgenden Jahren diese Ödländer nach und nach in Fichtenkulturen verwandelt. Dabei beschränkte der Staat sich nicht darauf, die Aufforstungen nur finanziell zu unterstützen, sondern engagierte sich seit 1880 auch zunehmend als Waldbesitzer. Er kaufte große Flächen auf und ließ auch hier Fichten anpflanzen.

Besaß Preußen 1861 im Kreis Malmedy gerade mal 1766 ha Wald, so umfaßte allein die staatliche Oberförsterei Büllingen kurz vor dem Vaterlandswechsel 1919 rund 5249 ha Wald[2].

Auch die Gemeinden steigerten ihren Waldbesitz kontinuierlich. Verwalteten sie 1865 gerade mal 8.771 ha, so besaßen sie 1913 bereits 13.169 ha Wald.

Hünningen war nun im Verlauf des 19. Jahrhunderts (wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts) ein eigener Forstdistrikt geworden, der der Gemeindeoberförsterei Malmedy unterstand. Zu diesem Distrikt gehörten die Gemeindewaldungen der Gemeinden Hünningen (338 ha), Honsfeld, Mürringen (382 ha) und ein Teil von Büllingen. 1919 umfaßte dieser Distrikt rund 1.200 ha mit rund 90 Prozent Fichten- und 10 Prozent Buchenbeständen.

Seit der Jahrhundertwende waren die Erträge der Gemeinden aus diesen Waldungen besonders stark gestiegen. Wohl als Folge waren auch die Gehälter der Förster der (staatlichen) Oberförsterei Büllingen[3] wie der Gemeindeförstereien deutlich angehoben worden.

In dieser Aufwertung des Försterberufes scheint nun auch der Grund für den Bau eines eigenen Forsthauses in Hünningen zu liegen, das dem Gemeindeförster mietfrei zur Verfügung gestellt wurde.

Denn das Protokollbuch der Gemeinde Hünningen führt nur an, daß *»der Vorsitzende, Bürgermeister von Bessel, dem Gemeinderat Kenntnis von dem letzten Beschlusse der Bürgermeistereiversammlung gibt, für die Försterstelle Hünningen eine Försterwohnung dortselbst zu errichten, falls die Gemeinde Hünningen sich bereit erkläre, die Hälfte der Kosten zu übernehmen. Gemeinderat beschließt 2/5 der Kosten zu übernehmen und schlägt vor, daß der Rest von 3/5 je mit einem Fünftel von der Bürgermeisterei und den Gemeinden Mürringen und Honsfeld getragen werde*[4]*.«*

Dieser Vorschlag wurde diskutiert. Zu einer Einigung kam es wohl im Verlauf des Jahres 1905. Der Anteil der Gemeinde Hünningen wurde durch einen *»außerordentlichen Hieb«* gedeckt. Am 22. Juni 1906 *»legt der Vorsitzende die Pläne zum Neubau vor. Kostenaufwand 10.000 bis 12.000 Mark. Rat beschließt die Ausschreibung.«*

Den Zuschlag erhielt am 6. August der Unternehmer Schorn aus Gemünd für 13.500 Mark.

Schon im Spätherbst wurde mit dem Bau des Forsthauses begonnen, das im Dezember 1907 bezugsfertig war[5].

Im Frühjahr 1908 wurde das gesamte Förstereigehöft noch mit Hecke und Holz umzäunt.

Der erste Förster, der in den Neubau einzog, dürfte Förster Bär gewesen sein, der vorher in *»Nießen«* gewohnt hatte. 1914 wurde Förster Egidius Arimont eingestellt, der diese Stelle bis 1944 innehatte. Ihm folgten Förster René Arnould (1946 bis 1961) und seit 1963 Förster Norbert Drösch.

Der Beruf des Försters war seit den 1850er Jahren mit hohem sozialem Ansehen verbunden: So gehörte der Förster neben Pfarrer und Lehrer zu den wenigen Personen, vor denen die Einwohner bei einer Begegnung immer ihren Hut zogen. Auch im Dorf war der Förster eine Respektperson, deren Wort ein nicht unerhebliches Gewicht hatte.

Dieser hohen sozialen Stellung entsprechend war auch das Forsthaus für damalige Verhältnisse recht luxuriös und geräumig.

Eindrucksvolles Beispiel sind die sanitären Anlagen. Die meisten Hünninger entledigten sich bis in die 1950er Jahre ihrer Notdurft noch immer im sogenannten *»Scheißhaus«*. Erst seit den 1940er Jahren wurde das kleine Bretterhaus allgemein näher ans Haus auf die Jauchengrube gesetzt. Selbst in vielen neuerbauten Bauernhäusern der 1950er Jahren war noch immer keine eigenes WC mit Wasserspülung vorgesehen.

Im Forsthaus war das ganz anders. Seit 1907 war dort eine Toilette mit Wasserspülung montiert, wie aus Rechnungen von 1910 und 1925 ersichtlich wird. Zudem war das Forsthaus eines der ersten Häuser, das einen Telefonanschluß besaß. Er wurde am 1. Oktober 1921 verlegt.

Das Forsthaus wurde auch durch die Ardennenoffensive in Mitleidenschaft gezogen. Die Renovierungsarbeiten wurden 1950 ausgeschrieben und 1952 für 355.000 Bfr. ausgeführt. Gleichzeitig wurde nun an der Westseite des Gebäudes ein Stall angebaut.

Da Norbert Drösch das Haus nur teilweise und später nur zeitweise bewohnte,

Das Försterhaus, um 1908: Hünningen fiel eine der ältesten Försterstellen der Gemeinde zu

Das Försterhaus, 1995: Heute ist das Försterhaus als Ferienwohnung in den Besitz einer Antwerpener Familie übergegangen

Das Försterhaus, 1944: Auch der Förster nutzte die Möglichkeit zur Kleinviehhaltung

ging der ursprüngliche Nutzen des Hauses verloren.

So entschloß sich die Gemeinde Büllingen 1976, das Forsthaus zum öffentlichen Verkauf anzubieten. Der Antwerpener Immobilienmakler Gustaf Liefkens ersteigerte das Haus und den Hof. Mit Entsetzen mußten die Hünninger aber feststellen, daß die Gemeindeverantwortlichen mit dieser Versteigerung wesentlich mehr verkauft hatten, als ursprünglich angenommen - denn zum Forsthaus gehörte nicht nur das Gelände hinter dem Haus, sondern auch noch ein Teil des heutigen Spielplatzes.

1990 ging das Anwesen in den Besitz der Familie Konings aus Rosendael über, die einige dringende Reparaturen vornahm und den Bering neugestaltete.

(1) KAUFMANN (Karl Leopold), Der Grenzkreis Malmedy in den ersten fünf Jahrzehnten der preußischen Verwaltung, Bonn, 1963, p. 31.
(2) KAUFMANN (Karl Leopold), Der Grenzkreis Malmedy. Geschichte eines Eifelkreises von 1865 bis 1920, Bonn, 1961, p. 31.
(3) Der Sitz der Oberförsterei Büllingen war erst 1898 von Schleiden nach Büllingen zurückverlegt worden.
(4) GAB, 213, Protokollbuch der Gemeinde Hünningen vom 8.12.1904.
(5) GAB, 267, Chronik der Bürgermeisterei

Viehtränken (1907)

1863: Erwähnung von zwei Dorfbrunnen
1905: Bau der Wasserleitung, zahlreiche Baupläne
1963: Wasserleitung zu den Viehtränken wird unterbrochen

Viehtränke, 1995

Viehtränken im Dorf waren ein grundlegendes Bedürfnis. Bevor die Wasserleitung aber 1906 fließendes Wasser lieferte und auch Viehtränken mitversorgen konnte, waren diese wahrscheinlich nur Auffangbecken, in denen Wasser aus naheliegenden Quellen oder kleinen Rinnsalen gesammelt wurde.

Die Quellen schweigen sich über diese Viehtränken im 19. Jahrhundert weitgehend aus. Erst 1863 steht im Protokollbuch des Gemeinderates Hünningen: *»Die Beschaffung eines neuen Brunnens im Dorfe ist Bedürfnis und wird zu diesem Zwecke der Betrag von 15 Thalern disponibel gestellt*[1]*.«*

Die Notiz von 1871 ist da schon aufschlußreicher: *»Im vorigen Jahre wurde bereits die Notwendigkeit der Reparatur der vorhandenen Gemeindebrunnen anerkannt und beschlossen, die zu dem Zwecke angesammelten Fonds, 20 Reichsthaler betragend, zu verwenden. Der untere Brunnen wurde ausgeführt und die Kosten bezahlt. Ebenso der obere Brunnen einseitig durch den Gemeindevorsteher Lux und sind die Kosten desselben ein Betrag von 32 Reichsthalern auszuzahlen*[2]*.«*

Aus diesem Schreiben wissen wir nun, daß das Dorf 1871 zwei Gemeindebrunnen besaß, die wohl auch als Viehtränken genutzt wurden. Weiter geht aus dem Schreiben hervor, daß ein Teil dieser dringenden Reparaturen mit Mitteln des Schulbaufonds bezahlt wurden, die später rückerstattet werden sollten.

Dies verwundert kaum, denn die Schule wurde im Hünninger Gemeinderat als kostspielig und nicht unbedingt ganz sinnvolle Einrichtung gewertet.

Ein weiterer Eintrag von 1872 verrät uns, daß *»der Gemeinderat den Vertrag mit dem Johann Jost II (»Liene«, nicht »Ziemes«) genehmigt, wonach demselben neun Thaler zur Anlage eines Gemeindebrunnens auf seinem Eigentum als Entschädigung gewährt werden sollen*[3]*.«*

Bedauerlicherweise wissen wir heute nun nicht genau, wo sich dieses Grundstück des Johann Jost II befunden hat. Die Wahrscheinlichkeit dürfte allerdings groß sein, daß das Dorf bis 1905 nur über zwei Dorfbrunnen (und natürlich über eine große Zahl privater Brunnen) verfügt hat.

Viehtränke, 1995: Trotz guten Willens zur Verschönerung ist von der ehemaligen Tränke fast nichts mehr zu sehen

Das änderte sich nun.

Der Bau der Wasserleitung eröffnete dem Bau von Viehtränken und Dorfbrunnen neue, ungeahnte Möglichkeiten.

Schon 1907 beschloß der Gemeinderat, *»die Viehtränke auf Meiershoff* (heute der *'Hövel') durch eine Neuanlage zu ersetzen. Zweitens an der Hauptdorfstraße in der Nähe von Matthias Heinen ('Krütz') eine neue Viehtränke zu errichten. Dieselbe soll mit dem aus dem Wasserleitungshochbehälter überlaufenden Wasser gespeist und letzteres durch Tonröhre zugeleitet werden*[4]*.«*

Diese Notiz ist nun in zweifacher Hinsicht interessant. Sie zeigt nämlich, daß sich der Dorfbrunnen des Unterdorfes – eigentlich ist das logisch – immer am heutigen *»Trengsches Borre«* befunden hat. Außerdem erfahren wir, daß bei *»Krütz«*, ebenfalls 1909, ein völlig neuer Brunnen errichtet wurde, der wohl keinen Vorläufer hatte.

Diese Pläne waren für den Haushalt des damaligen Gemeinderates nun recht kostspielig. Denn 1908 vermerkte der Gemeinderat, daß *»nachdem der anwesende Kreisbaumeister die Projekte und die Kostenanschläge erläutert hat, der Gemeinderat die Tränkenanlagen mit folgenden Abänderungen auszuführen beschließt:*

1. Tränke A bei Johann Heinen ('Kullen'). Voranschlag 1291 Mark.

2. Tränke B im Unterdorf: Kostenanschlag auf 383 Mark herabgesetzt[5]*.«*

Aus den Protokollbüchern wird weiterhin ersichtlich, daß 1921 weitere Investionen vorgenommen werden. Denn *»es sind Klagen über den schlechten Zustand der Viehtränken laut geworden. Es wird beschlossen, eine neue Viehtränke am Mückentrog zu bauen. Die übrigen Tränken sollen baldigst repariert werden*[6]*.«*

Diese Viehtränke scheint nun eine bereits ältere, den Mückentrog, ersetzt zu haben, der eventuell um 1890 gebaut worden sein könnte. Die neue Tränke war ein Verbund von drei Becken, die aus Rechter Stein errichtet waren. Die Tränke wurde gespeist vom Wasserlauf, der oberhalb des Hauses von Robert Greimers entspringt und von der Hauptquelle, die an der Hauswiese von Mathias Vilz-Jouck *(»Venn«)* entspringt. Diese Quelle versorgte das Dorf als letzte Quelle mit Wasser, als 1921 die Wasserleitung vom Frühjahr bis zum 6. Dezember keinen Tropfen mehr hergab. Dort in der Mückengasse befand sich auch ein Brandweiher.

Schon im Januar 1921 hatte der Gemeinderat den Bau einer weiteren Viehtränke beschlossen: *»Die Anlegung einer Viehtränke am Forsthaus etwa 10 Meter von der Wasserleitung entfernt wird beschlossen. Es soll Beton verwandt werden*[7]*.«* Auch hier wurde eine Schwimmerschaltung eingebaut.

Doch diese rege Bautätigkeit Anfang der 1920er Jahre war scheinbar noch immer nicht ausreichend. Denn 1923 wurde in den Bauvorhaben für die nächsten zehn Jahre die Errichtung zwei weiterer Viehtränken zum Preise von insgesamt 20.000 Bfr. vorgesehen[8].

Diese Viehtränken waren für die Landwirte bis in die 1940er Jahre von Bedeutung. Denn das Vieh wurde allgemein bis 1942 an diese Tränken geführt. Vereinzelt geschah dies noch bis Ende der 1950er Jahre. Ganz wenige Landwirte hatten schon Ende der 1930er Jahre in ihren Ställen Selbsttränken montiert. Allgemein kamen sie Anfang der 1950er Jahre in Hünningen auf. In dieser kurzen Zwischenzeit tränkten die Bauern ihr Vieh mit Eimern, die sie am Wasserhahn vollaufen ließen, oder sie schütteten das Wasser sogar in die Futterkrippen.

Seit Mitte der 1950er Jahre wurden die Viehtränken aber endgültig überflüssig.

Und so wurden die einzelnen Viehtränken nach und nach außer Betrieb gesetzt.

1. Die Viehtränke am Forsthaus, 1921 errichtet und von der Wasserleitung per Schwimmerschaltung gespeist, wurde 1963 beim Bau der neuen Wasserleitung trockengelegt.
2. Die Viehtränke in der Mückengasse, eventuell 1890 errichtet, 1921 neuerbaut, wurde ebenfalls 1963 lahmgelegt.
3. Die Viehtränke am Haus Peters Josef *(»Krütz«)*, 1909 errichtet, war ebenfalls ein Verbund aus drei Becken, die aus Rechter Stein bestanden. Auch diese Tränke wurde vom Überlauf des Wasserbehälters (Haus Michel Küpper) gespeist. Der Überlauf wurde beim Bau der Wasserleitung 1963 unterbrochen.
4. Die Viehtränke an der Ecke der Hauswiese von Barthel Lux *(»Kirch«)*. Sie war eine einfache Holzkonstruktion. Sie wurde gespeist vom Überlauf des Hausbrunnens von Barthel Lux. Der Überlauf wurde 1967, beim Kanalbau, in den Kanal verlegt. Die Tränke verschwand.

Heute besteht noch die Viehtränke *»an Trengsches Borre«*, die natürlich schon lange ungenutzt ist. Von Nutzen ist aber nach wie vor der Sammelbehälter, der 1951 gebaut worden ist. Dank einer elektrischen Standpumpe können die Landwirte Wasser für das Tränken des Viehs auf den Feldern entnehmen.

Auch an der *»Werk«*, zwischen Hünningen und Honsfeld, befindet sich seit 1959 eine Saug- und Druckpumpe zum gleichen Zweck, die seit 1976 mit Strom betrieben wird.

Die meisten Viehtränken sind heute aus dem Dorfbild verschwunden. Die Tränken bei *»Kirch«*, in der Mückengasse und bei *»Krütz«* wurden abgerissen. Lediglich die Tränke bei *»Krütz«* erstand 1994 wieder durch die Initiative einer Privatperson.

Die Tränke am Forsthaus wurde Ende der 1980er Jahre mit Erde aufgefüllt und angepflanzt. Das sieht zwar nett aus, entfremdet dieses einstmals wichtige Gut aber seiner früheren Funktion. Die Tränke am *»Bröhl«* schließlich ist optisch wenig anspruchsvoll.

Gerade hier bestehen aber hervorragende Möglichkeiten, das Dorfbild mit einfachen Mitteln optisch zu verschönern und brachliegende Möglichkeiten zu einfachster Denkmalpflege zu nutzen: Am Forsthaus reichte ein Neuanschluß an die Wasserleitung und am *»Bröhl«* eine entsprechende Anpflanzung. Was bisher fehlt, ist die Initiative.

---

(1) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, Sitzung vom 19.10.1863.
(2) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, Sitzung vom 14.6.1871.
(3) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, Sitzung vom 3.5.1872.
(4) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, Sitzung 18.11.1907.
(5) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, Sitzung 22.11.1908.
(6) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, Sitzung 24.8.1921.
(7) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, Sitzung 12.1.1921.
(8) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Büllingen, Sitzung vom 9.3.1923.

Spritzenhaus (1909)

Das Spritzenhaus, 1995

1876:	Gründung der Gemeindefeuerwehr Hünningen
1892:	Ersterwähnung eines älteren Spritzenhauses
1909:	Bau des heutigen Spritzenhauses
1935:	Gründung der freiwilligen Feuerwehr Hünningen
seit 1945:	Nutzung durch die Gemeinde

Das Feuer war immer eine existentielle Bedrohung für die Menschen. Im Brandfall war Hilfe durch Nachbarn und Dorfbewohner mit einfachen Hilfsmitteln wie Eimern selbstverständlich. Wie diese Hilfe in Hünningen aber bis zur Mitte des 19. Jahrunderts organisiert war, entzieht sich unserer Kenntnis.

In der Chronik der Bürgermeisterei Büllingen ist vermerkt, daß 1870 in Büllingen, Wirtzfeld und Rocherath neue Spritzenhäuser erbaut wurden und Wirtzfeld eine neue Spritze erhielt. Auch Hünningen und Mürringen erhielten 1877 neue Feuerspritzen. Da im Jahr zuvor in Hünningen eine sogenannte *»Gemeindefeuerwehr«* gegründet wurde, dürfte es sich bei den Wasserspritzen wohl um erstmalige Neuanschaffungen handeln.

Doch das Feuerwehrmaterial mußte untergebracht werden. Der Büllinger Bürgermeister führt in seiner Chronik 1878 an, daß *»das neue Spritzenhaus in Mürringen fertiggestellt wurde«*. Logischerweise dürfte um diese Zeit wohl auch ein erstes - vielleicht nur provisorisches - Spritzenhaus in Hünningen gebaut worden sein.

Soweit für dieses Buch zu recherchieren war, wurde dieses erste Spritzenhaus zum ersten Mal 1892 erwähnt, als seine Pflasterung und der Kauf eines Feuerwehrschlauches beschlossen wurden. Aus einem Katasterplan jener Zeit wird ersichtlich, daß es nicht auf dem *»Wass«* gestanden haben kann. Denn dort ist kein Gebäude verzeichnet.

Dieses erste Spritzenhaus hat den Anforderungen scheinbar nicht genügt. Denn schon im August 1909 vergibt die Gemeinde Hünningen den Auftrag für einen *»Spritzen- und Waagehausneubau. Der Neubau wird dem Unternehmer Josef Hoven zu Krauthausen bei Cornelymünster zu seinem Angebot von 2.373,25 Mark unter der Bedingung übertragen, daß Hoven die Bruchsteine von Büllingen statt zu 19 Mark wie angeboten zu 18 Mark pro Kubikmeter liefert. Anderenfalls sind Steine aus Hünningen zu verwenden. Endlich ist der Unternehmer darauf aufmerksam zu machen, daß das Fundament für die Waage gleich vorzusehen ist*[1]*.«*

Der Neubau erfolgte noch im gleichen Jahr[2].

Im rechten Teil dieses Gebäudes befindet sich von 1909 bis heute die sogenannte *»Laufgewichtswaage«*. Sie war bereits im November 1909 angeschafft worden und wurde gegen Entrichtung einer Gebühr jedem Landwirt zugänglich gemacht. Diese Gebühr lag 1921 für Großvieh beispielsweise bei 1 Bfr. und für Kleinvieh bei 50 Centimes.

Im linken Teil des Spritzenhauses war das Material der Gemeindefeuerwehr Hünningen untergebracht, das die Freiwillige Feuerwehr Hünningen 1935 nach ihrer Gründung übernahm.

Die Feuerwehrspritze – der Stolz einer jeden Feuerwehr – wurde 1943 durch die deutschen Behörden requiriert und nach Hamburg gebracht, wo infolge der immer häufiger werdenden flächendeckenden Bombardierungen akuter Bedarf an Ausrüstungsgegenständen zur Brandbekämpfung bestand. Den Hünningern blieben – falls überhaupt – nur einige unzureichende Hilfsmittel ihrer ehemaligen Feuerwehr.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Freiwillige Feuerwehr Hünningen nicht wieder neugegründet. Die Brandbekämpfung gewährleistete nun die freiwillige Feuerwehr Büllingen, der seit dieser Zeit ununterbrochen einige Hünninger angehörten. Das ehemalige Spritzenhaus übernahm die Gemeinde als Materiallager.

(1) GAB 213, Auszug aus dem Protokollbuch vom 18.8.1909.
(2) GAB 267, Bürgermeistereichronik.

Neue Kirche (1924)

Die St. Josefs Kirche, 1995

1923: Entschluß zum Neubau
1924: Grundsteinlegung und Glockenweihe
1926: Weihe der Kirche
1952: Glockenweihe
1954: Orgelweihe
1970: weitgehende Anpassung des Innenraumes an die liturgischen Vorgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils

In der Sitzung vom 20. Dezember 1921 beschloß der Gemeinderat Hünningen einen außerordentlichen Holzabtrieb zur Vergrößerung der (alten) Kirche und zum Bau einer Wohnung für einen Geistlichen.

In der Begründung faßten die Mandatare alle bisherigen Überlegungen zusammen: *»Die Notwendigkeit einer Vergrößerung der hiesigen Kapelle hat sich schon seit Jahren herausgestellt. Infolge des langen Krieges hat dem Plane nicht nähergetreten werden können. Infolge der neuen Grenzverlegung und der damit im Gefolge stehenden Versetzung von Zollbeamten nach Hünningen läßt sich eine Vergrößerung der hiesigen Kirche sowie die Abhaltung besonderen Gottesdienstes in Hünningen nicht mehr länger hinausschieben, dies um so weniger, als die Pfarrkirche in Mürringen die Gläubigen selbst nicht mehr fassen kann und in Mürringen ein Vergrößerungsumbau der Kirche ausgeschlossen ist. In einer vor kurzem stattgefundenen Audienz, die der Pfarrer Herr Joeris mit dem Herrn Bischof in Lüttich gehabt hat, ist seitens des letzteren ebenfalls der einstimmige Wunsch der Bevölkerung nach sonntäglichem Gottesdienste anerkannt und die spätere Entsendung eines Hilfsgeistlichen nach Hünningen in Aussicht gestellt worden, sobald die Wohnungsfrage erledigt und der Kirchenumbau beendet sein wird.*

Die Einwohner erklären sich bereit, alle erforderlichen Hand- und Spanndien-

ste zu leisten. Es sind bis jetzt schon die erforderlichen Bausteine zum größten Teile gebrochen worden. Zur Deckung der entstehenden Kosten bittet Gemeinderat der Gemeinde einen außerordentlichen Holzabtrieb von 1000 fm genehmigen zu wollen[1].«

Diesen Text gilt es richtig zu lesen. Hauptanliegen der Hünninger war 1921 keineswegs die Errichtung einer neuen oder die Vergrößerung der alten Kirche. Im Vordergrund stand *»der einstimmige Wunsch der Bevölkerung nach sonntäglichem Gottesdienst und die spätere Entsendung eines Hilfsgeistlichen«*. Gerade diese Entsendung eines Hilfsgeistlichen wäre die bedeutsame Vorstufe zu einer eventuellen eigenen Pfarre Hünningen gewesen, die aber nur dann Aussicht auf Genehmigung hatte, wenn auch die *»Wohnungsfrage erledigt und der Kirchenumbau beendet sein wird«*.

So stellte der Kirchenvorstand auch am 1. Oktober 1922 offiziell den Antrag auf Erhebung Hünningens zu einem eigenen Seelsorgebezirk: *»Aus seelsorglichen Gründen ist seit dem 1. Januar 1922 in der Kapelle zu Hünningen mit Genehmigung des hochwürdigen Bischofs von Eupen-Malmedy (wieder) Sonntagsgottesdienst eingerichtet. (In früherer Zeit hatte Hünningen einen eigenen Geistlichen, einen Schulvikar). Die Kapelle hat sich aber als zu klein erwiesen. Der Kirchenvorstand richtet daher an den Gemeinderat die Bitte, für den Erweiterungsbau der Kapelle, sowie für den Neubau eines Hauses für den Geistlichen in Hünningen die erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen. Der jetzige Inhaber der Pfarrstelle Mürringen, Pfarrer Joeris, gibt für die Anstellung eines Hilfsgeistlichen in Hünningen seine Zustimmung. Damit der Pfarrer in seinen Einkünften keine Einbuße erleidet und damit in Zukunft die Pfarrer von Mürringen ein standesgemäßes Einkommen haben, richtet der Kirchenvorstand an den Gemeinderat die Bitte, die erforderlichen Mittel zur Verfügung zu stellen*[2].«

Dieser Logik folgend verwundert es wohl kaum, daß der Kirchenvorstand im Juli 1923 zwar Geld für ein Pfarrhaus, aber nicht für den Kirchenumbau bereitstellte: *»Aufgrund des Beschlusses vom 1. Oktober 1922, die Erhebung Hünningens zu einem eigenen Seelsorgebezirk betreffend, beschließt der Fabrikrat für den Neubau eines Pfarrhauses in Hünningen 50.000 Bfr. für außergewöhnliche Ausgaben einstellen zu müssen. Mit der Einstellung einer entsprechenden Summe für die Vergrößerung der Kapelle bzw. für den Neubau einer Kirche glaubt der Fabrikrat bis nächstes Jahr warten zu müssen*[3].«

Da neben der Errichtung eines Pfarrhauses auch die Ausstattung der bestehenden Kirche wesentliches Kriterium für die Errichtung eines eigenen Seelsorgebezirkes war, forderte der Kirchenvorstand, daß

Die neue Kirche, um 1923: Noch bevor der Bau verwirklicht wurde, erschien der Entwurf der Kirche als Postkarte

»durch den jetzt schon in Hünningen eingerichteten Sonntagsdienst die Anschaffung einer Monstranz, eines Harmoniums und einer Anzahl Choralbücher dringendes Bedürfnis ist[4].«

Doch das ehrgeizige Fernziel einer eigenen Pfarre, nunmehr konkret vom Kirchenvorstand ins Auge gefaßt, hatte mittlerweile in der Dorfbevölkerung eine bedeutsame Eigendynamik entwickelt: *»Die für den Erweiterungsumbau vom Architekten Cunibert aus Malmedy ohne Wissen des Fabrikrates entworfenen Pläne fanden nicht den Beifall des Fabrikrates. Da inzwischen in Hünningen gegen die Vergrößerung der alten Kapelle und für den Bau einer ganz neuen Kirche Stimmung gemacht worden war, beschloß der Fabrikrat, den Architekten Cunibert zu einer Ortsbesichtigung einzuladen. (...) Bei dieser Ortsbesichtigung entschied sich der Architekt Cunibert für den Schulgarten* (dort, wo heute der Kindergarten steht) *als Bauplatz für Kirche und Pfarrhaus, während er den Bauplatz neben dem Spritzenhaus ('Wass') für ungeeignet hielt. Diesem Urteil schloß sich der Fabrikrat von Hünningen einstimmig an und erwarb durch Tausch das neben dem Schulgarten gelegene etwa 6 ar große Gärtchen des Herrn Barthel Lux aus Hünningen. In der Sitzung vom 18. Februar 1923 entschieden sich die Hünninger Fabrikratsmitglieder für die inzwischen vom Architekten entworfenen Pläne.*

Der Fabrikrat beschloß für Mürringen und Hünningen neue Glocken anzuschaffen und ermächtigte den Herrn Pfarrer Joeris mit der Firma Gebrüder Ulrich in Apolda einen Lieferungsvertrag abzuschließen[5].«

Während die Pläne für das neue Pfarrhaus, das dort errichtet werden sollte, wo heute der Kindergarten steht, nur noch indirekt weiterverfolgt wurden, wurden die Arbeiten für den Neubau der Kirche bereits am 27. März 1924 vergeben. Am 25. April erhielt die Gemeinde aber Kenntnis davon, daß die Permanentdeputation die Angebote der beiden Unternehmer Käfer aus St. Vith und Boldo aus Malmedy nicht annahm, *»weil überzogen«*.

Am 16. Mai wurde das Projekt erneut ausgeschrieben, bei der Carl Käfer aus St. Vith den Zuschlag für Los 1 für 296.507 Bfr. erhielt. Da auf das zweite Los ein höheres Angebot einging, als das ehemals von Carl Käfer gemachte, kam es gar zu einer dritten Ausschreibung dieses Loses. Am 25. Juli erhielt Hermann Offermann aus Elsenborn den Zuschlag für 93.675 Bfr.

Am 7. September 1924 fand dann die feierliche Grundsteinlegung statt. Im Grundstein wurden eine Urkunde sowie Geldstücke aus jener Zeit versenkt.Gleichzeitig wurde die Weihe der neuen Glocken gefeiert, die zwar geliefert waren, aber nun während Monaten unbenutzt an der Alten Kirche standen. Während dieser Weihe durften die Hünninger die Glocken mit einem kleinen Hammer anschlagen. Anschließend opferten sie Geld in einen bereitstehenden Korb. Auch *»neue hl. Gefäße*[6]*«* waren angeschafft worden.

Als Bauarbeiter waren besonders viele Maurer und Handlanger aus der deutschen Eifel (Udenbreth, Ramscheid u.a.) tätig, die sich mangels anderer Beschäftigungsmöglichkeiten bei den neubelgischen Unternehmen verdingt hatten. Doch auch Hünninger und Handwerker aus dem neubelgischen Umland fanden auf dieser Baustelle Lohn und Brot. Die Steinmetze kamen aus der Mayener Gegend. Während das Innenmauerwerk aus Bruchsteinen aus dem Bilderberg errichtet wurde, sind die Außenmauern aus schweren Quadern aus dem Trier-Luxemburger-Raum, die vor Ort behauen wurden, errichtet worden.

Gemeinde Büllingen.

Neu-Ausschreibung

des 2. Loses der Arbeiten zum Bau einer Kirche in Hünningen.

Angebote auf Stempelpapier spätestens den 16. Juni 1924 im Einschreibebrief zur Post gegeben, sind zu richten an Herrn Bürgermeister Lochen in Büllingen.

Die Eröffnung der Angebote erfolgt am

Mittwoch, den 18. Juni 1924, nachm. 2 Uhr

auf dem Bürgermeisteramt in Büllingen.

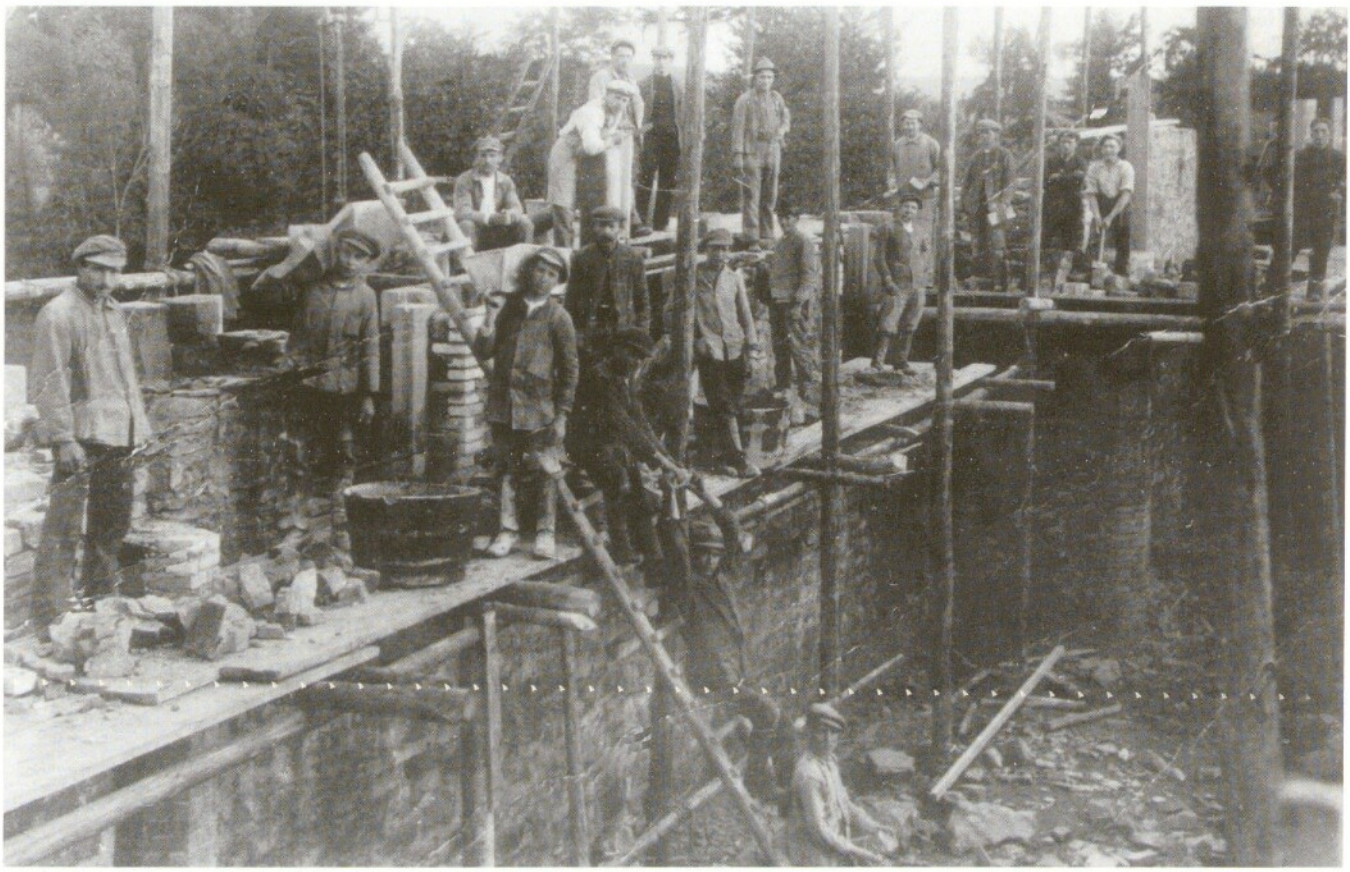
Pläne und Bedingungsheft können täglich beim Architekten H. Cunibert, Wegstraße 796 in Malmedy eingesehen werden. 1173

Angebotsunterlagen können gegen Entrichtung von 5 Frcs. beim Architekten bezogen werden.

Für das Schöffenkollegium:

Der Gemeindesekretär: Abinet. Der Bürgermeister: Lochen.

(aus: Der Landbote vom 28.05.1924)



Die neue Kirche, 1925: Die Baumittel waren noch recht primitiv. Alles mußte per Hand verwirklicht werden. Auffallend die große Anzahl Arbeiter, von denen jedoch nur sechs als Hünninger identifiziert werden konnten.

Die Bauarbeiten verliefen bis auf einen Zwischenfall reibungslos: Während der Errichtung des Gewölbes stürzte dieses teilweise ein. Da Mittagspause war, wurde glücklicherweise niemand verletzt. Der Lärm der herabstürzenden Ziegelmassen sei weithin zu hören gewesen, erinnerte sich Nikolaus Greimers. Als Konsequenz sei der Aufbau des Gewölbes abgeändert und ein Betongewölbe mit Eisengeflecht eingezogen worden.

Uneinigkeit kam zwischen den Handwerkern lediglich auf, als es darum ging, den neuen Kirchturmhahn – einem allgemeinen Brauch entsprechend – bei einer Dorfrunde in jedem Haus vorzuzeigen. Da während dieser Runde auch Trinkgelder gesammelt wurden, beanspruchten die Schreiner diesen interessanten Nebenerwerb, den sie nach vielen Diskussionen letztlich auch erhielten.

Im Juni 1925 berichtete der Landbote, daß *»in der vorigen Woche auch die bereits seit einiger Zeit neben der alten Kirche harrenden neuen Glocken im neuen Turm Aufnahme gefunden haben*[7]*«*.

Am 15. Juli 1925 wurden dann die bemalten, heute nicht mehr existierenden Kirchenfenster bei der Firma Camille Wybo aus Tournai bestellt, die am 20. April 1926 zum Preis von 54.850 Bfr. geliefert wurden.

Die vorläufige Weihe der neuen Kirche nahm der Malmedyer Dechant Scheffen am 10. Dezember 1926 vor[8].

Da der Landbote in diesem Text von einer *»vorläufigen Weihe«* spricht, scheinen die gesammelten Zeugenaussagen, u.a. von Nikolaus Greimers, glaubhaft, nach denen Bischof Kerkhoffs die Kirche zu einem späteren Zeitpunkt geweiht haben soll. Tatsächlich konnten anhand von Quellentexten nachgewiesen werden, daß die offizielle Weihe durch den Bischof am Freitag, dem 4. Oktober 1929 stattfand.

Bei dieser Weihe muß die Kirche recht karg ausgesehen haben. Denn der Hochaltar wurde erst 1926 für 7.615 Bfr. angeschafft, die Kirchenbänke erst 1927 von Franz Servais aus Büllingen für 5.843 Bfr., der Predigtstuhl und die zwei Seitenaltäre im gleichen Jahr für 18.725 Bfr., bzw. für

Die Kirche, Beginn der 1930er Jahre

Die Kirche, 1950: Noch lange sind nicht alle Schäden der Ardennenoffensive behoben. Nur das zentrale Chorfenster ist renoviert.

18.275 Bfr., der Kreuzweg (31.350 Bfr, von B. Kaufmann Luxemburg) und die Wandbekleidung erst 1930

Die Gesamtkosten des Kirchenneubaus beliefen sich aber am 15. Juni 1928 schon auf stattliche 610.745 Bfr.

Sonderbarerweise erwarb die Gemeinde Hünningen erst im August 1928 im Tausch definitiv die beiden Parzellen, auf denen die Kirche schon 1924 erbaut worden war. Diese gehörten Barthel Lux, eine Hauswiese von 3,45 ar, und Peter Greimers, eine Fläche von 5,71 ar.

Im April 1929 wurde schließlich *»die elektrische Anlage durch den Elektriker Grosjean aus Weismes ausgeführt.«*

Die letzte große Anschaffung vor dem Zweiten Weltkrieg war der Einbau der Turmuhr. War ursprünglich nur eine Uhr vorgesehen, so zwang der Unmut der Bevölkerung den Kirchenvorstand, auf jeder Seite des Turmes eine Uhr vorzusehen, damit kein Hünninger benachteiligt werde und jeder immer wissen sollte, was die Uhr ihm geschlagen hatte. Deshalb beliefen sich die Kosten dieses Projekts 1938 nochmals auf 15.000 Bfr.

Sechs Jahre später blieb auch diese Kirche nicht von den Kampfhandlungen während der Ardennen-Offensive verschont. So verzeichnete der Gutachter *»mehrere Granateinschläge im Dach und an der Vorder- und Hinterseite, sowie in der Sakristei. Hierdurch entstanden bedeutende äußere und innere Schäden. Putz und Anstrich, die elektrischen Anlagen und das Dach haben sehr unter der Feuchtigkeit gelitten, die durch ungezählte Splitterlöcher eindringen konnte*[9]*.«*

Diese Schäden wurden in mehreren Schritten bis 1953 behoben. Im gleichen Jahr waren auch neue Chorfenster eingebaut worden.

Da 1942 die beiden großen Glocken der Hünninger Kirche zu Kriegszwecken hatten abgeliefert werden müssen und nur die kleine aus dem Jahr 1752 stammende St. Nikolaus-Glocke in Hünningen blieb, erhielt das Dorf 1952 zum zweiten Mal für dieses Jahrhundert zwei neue Glocken.

Die größte wiegt rund 500 kg und trägt die Aufschrift: *»Sankt Josefs Namen trage ich, der den Familien gnädiglich durch Schutz und Fürbitt woll erwerben christlich zu leben und zu sterben. Me fudit Michiels Jr. Tournai«.*

Die kleinere Glocke wiegt rund 300 kg. Auf ihr steht: *»Der Mutter Maria bin ich geweiht, darf loben und preisen drum allezeit die Schönheit und Macht der unbefleckten Maid. Me fudit Michiels Jr. Tournai«.* Beide Glocken kosteten rund 70.400 Bfr.

Am 16. April 1952 wurden sie geweiht. Irma Palm-Simon erinnert sich: *»Am Palmsonntag war die Glockenweihe. Im Altarraum der Kirche waren pyramidenförmige Holzgerüste aufgebaut, die mit Tannengirlanden geschmückt waren, und in diesen standen die Glocken. Während*

Die Kirche, 1952: Die während des Zweiten Weltkrieges entführten Glocken werden durch zwei neue ersetzt.

eines Festhochamtes wurden die Glocken geweiht, und dazu waren zahlreiche Geistliche aus den Nachbardörfern erschienen. Anschließend gingen die Gläubigen an den neuen Glocken vorbei. Hier lag ein kleiner Holzhammer und jeder durfte die Glocke leicht anschlagen. Anschließend gab dann jeder eine Geldspende ins bereit gestellte Körbchen. Eine Festandacht am Nachmittag schloß die Feierlichkeiten ab. Einige Tage später konnte ich von unserem Haus aus beobachten, wie die Glocken in den Turm gehievt wurden. Mittels einer Seilwinde wurden die Glocken von außen hochgezogen und durch die Schallöcher in den Turm gebracht«.

Nach der Beseitigung der Kriegsschäden konnte das Hünninger Gotteshaus weiter ausgebaut werden. Wahrscheinlich war noch für die Alte Kirche 1924 ein Harmonium angeschafft worden, das auf der dortigen Orgelbühne gestanden hatte. Dieses Instrument fand zunächst auch in der neuen Kirche Verwendung. Erst 1951 wurde es durch eine neue Kirchenorgel von 12 Registern mit elektrischer Traktur ersetzt, die aus der Werkstatt des luxemburgischen Orgelbauers G. Haupt aus Lintgen stammte. Sie wurde am 11. März 1951 geweiht. Nach fast 30jähriger Dienstzeit wurde das Instrument 1981 generalüberholt[10].

Auch die 1928 genehmigte und wahrscheinlich 1929 eingebaute Kohlenhei-

Hünningen b. Büllingen. Einelnhalb Jahre sind es her, daß Herr Bürgermeister Lochen eine Volksversammlung in Hünningen einberief, auf welcher nach einigen Meinungsverschiedenheiten und Vorschlägen (Vergrößerung der alten Kapelle) schließlich mit überwiegender Stimmenmehrheit beschlossen wurde, eine neue Kirche zu bauen. Jeder Hünninger freut sich heute des damals gefaßten Beschlusses, wenn er das herrliche Bauwerk, das sich unter der Leitung der Unternehmer Karl Käser und Offermann in der Mitte des Dorfes wohlgefällig erhebt, seiner baldigen Vollendung entgegenschreiten sieht. — Geräumig und sehr hell verspricht die Hünninger Kirche, in den modernsten Auswirkungen gothischer Bauart gehalten, unstreitig eines der prachtvollsten Gotteshäuser dieses Stiles im Kreise Malmedy zu werden. Der äußere Aufbau, wuchtig und elegant zugleich, ist nahezu fertig, man ist noch mit einigen letzten Maurerarbeiten am Turm beschäftigt, der sich in seinem oberen Teile in schlanke Pfeilerbündel auflöst. Dem Architekten, Herrn H. Cunibert aus Malmedy, ist es geglückt, für die Ausführung der Fenster welche ein außergewöhnlichreiches Maßwerk aufweisen (5.50 m Höhe), eine der auf diesem Gebiete kompetentesten und renommiertesten belg. Firmen, die Kunstglasmalerei Camille Wybo in Tournai, zu gewinnen. (Der Firma Wybo wurden u. a. die schwierigen Wiederherstellungsarbeiten der während des Krieges zerstörten Glasmalereien der Kathedralen in Rouen und Tournai in Auftrag gegeben). Für diese bemalten Fenster, deren sich Herr Pfarrer Becker mit besonderer Liebe angenommen hat, sind von den Dorfbewohnern bereits namhafte Beträge gezeichnet worden: so stiftete in hochherziger Weise eine Familie allein 15 000 Fr. Bei diesem Erfolg soll der beliebte und mit recht viel Geschick zu Werke gehende Herr Pfarrer vor Freude gestrahlt haben! Wie wir erfahren, haben in voriger Woche auch die bereits einige Zeit neben der alten Kirche harrenden neuen Glocken im neuen Turme Aufnahme gefunden. In allen Orten der Gemeinde Büllingen sind damit die Kriegsverluste der Kirchenglocken ersetzt, worauf die Gemeinde mit Recht stolz sein darf. Bemerkenswert ist dabei, daß sie sämtlich ohne Inanspruchnahme der Opferwilligkeit der Einwohner auf Kosten der Gemeinde angeschafft wurden; ein schönes Zeugnis für Gemeindeverwaltung und Gemeinderat!

(aus: Der Landbote vom 13.06.1925)

zung wurde 1958 durch eine Ölheizung ersetzt. Trotz erheblicher Modernisierungen 1969 explodierte der Ofen im November 1986: Feine, durch die Explosion freigesetzte Rußpartikel überzogen den Innenraum der Kirche und das Inventar mit einem schmutzig-schmierigen Ölfilm. Und so mußte nicht nur die Heizung durch einen modernen Brennofen ersetzt werden, sondern es erfolgte um die Jahreswende 1986/87 der vorerst letzte grundlegende Neuanstrich des Innenraumes. Nach 1938, 1952 und 1974 war es das vierte Mal, daß Anstreicher das Erscheinungsbild der Kirche durch ihre Arbeit veränderten[11].

Die Kirche, 1954: Predigtstuhl, Hochaltar und Kommunionbank zeugen von der Liturgie der vorkonziliaren Kirche

Die Kirche, 1959

Die weiteren Neuerungen, die seit Mitte der 1960er Jahre erfolgten, vollzogen sich vor dem Hintergrund der liturgischen Erneuerung, die Pastor Kettmus mit Leidenschaft vorantrieb. So hat er schon 1956 während der Erstkommunionfeier in Hünningen zum ersten Mal die traditionelle zum Hochaltar hingewandte Stellung aufgegeben und sich zu den Gläubigen gewandt. Die Hünninger erinnern sich, daß dies damals ein völlig ungewohntes Kirchenerlebnis gewesen sei, das große Beachtung gefunden habe.

Das liturgische Geschehen vom Hochalter wurde noch während des Zweiten Vatikanischen Konzils, wahrscheinlich 1963 oder 1964, an einen neuerrichteten Holzaltar verlegt, um in Zukunft die Glaubensfeiern im Geiste dieses Konzils dem Volke zugewandt feiern zu können.

1970 wurde der Chorraum der Kirche grundlegend neugestaltet. Während dieser Renovierungsphase fanden die Gottesdienste in der alten Kirche statt: Zunächst wurden die alten, aus Milchglas bestehenden Fenster des Schiffes durch bemalte Fenster ersetzt. Dieses Projekt war bereits 1965 ausgeschrieben, aber erst im April 1967 nach mehreren Abänderungen von der Denkmalkommission genehmigt worden. Der Boden wurde erneuert, der Chor gestrichen und eine elektrische Anlage verlegt. Vor der Kirche wurde die Treppe erneuert[12].

Die vorgesehene Entfernung des Predigtstuhles, der marmornen Kommunionbank, der Seitenaltäre und des alten Hochaltares stieß bei 35 Hünningern nun auf Ablehnung. In einer Unterschriftenaktion wandten sie sich am 7. April 1970 an den Gemeinderat: *»Wir sind nicht gegen die Einführung von Neuerungen in der Kirche. Aber wir wünschen, daß die wertvollen Gegenstände unserer Kirche erhalten bleiben oder gute Verwendung finden.«*

Da die übrigen Hünninger entweder dieser Neugestaltung offen zustimmten oder zur schweigenden Mehrheit gehörten, wurden Predigtstuhl, Seitenaltäre und Kommunionbank abgebaut. Auf den Abriß des Hochaltares wurde verzichtet. Er blieb stehen und diente noch weitere vier Jahre als Tabernakel.

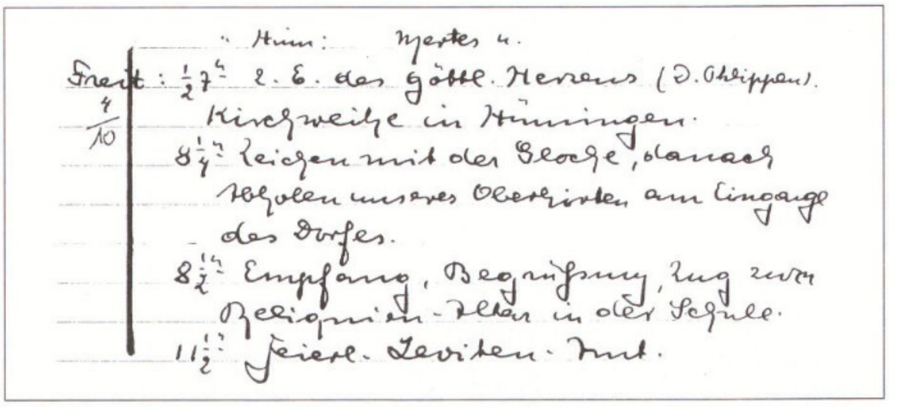
1973 wurden ein neues Kreuz und ein neuer Hahn auf dem Kirchturm angebracht, nachdem sie am 13. November 1972 durch einen Herbststurm vom Kirchturm gerissen worden waren[13]. Das Gesims des Kirchturms wurde schließlich 1978 erneuert, da Teile dieses Gesimses herabzustürzen drohten.

Als 1974 das neue Tabernakel an der Stelle des ehemaligen Seitenaltares errichtet und ein aus Stein bestehender, dem Volke zugewandter Altar aufgesetzt worden waren, wurde auch das Tabernakel im Hochaltar überflüssig.

Da sich Kirchenvorstand und Pastor wegen der Proteste vor vier Jahren scheuten, den Hochaltar abzureißen, wurde das ehemalige liturgische Zentrum der Kirche mit einem roten Vorhang verdeckt. Dieses Provisorium wurde 1980 aufgehoben: Von nun an wird der Chor von einer einfachen Holzwand abgeschlossen.

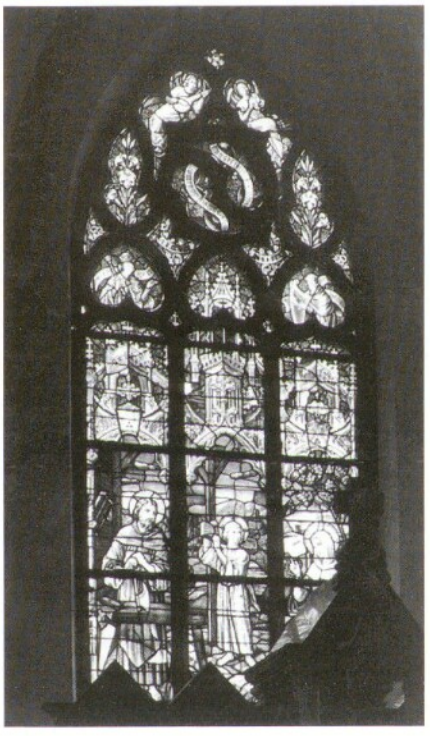
In die liturgisch ausgeprägte Umgestaltung des Chorraumes fiel 1974 noch die Anschaffung neuer Kinderbänke und 1975 eine neue Lautsprecheranlage sowie eine neue Krippe.

Im August 1980 stellten schließlich die Gemeindearbeiter die alten Friedhofskreuze, die größtenteils noch aus dem vorigen Jahrhundert stammten, an der Kirche auf.


" Hün: Mertes u.
Freit: ½7 h. M. des göttl. Herzens (D. Schippers).
4/10 Kirchweihe in Hünningen.
8¼ Zeichen mit der Glocke, danach Abholen unseres Oberhirten am Eingange des Dorfes.
8½ Empfang, Begrüßung, Zug zum Reliquien-Altar in der Schule.
11½ feierl. Leviten-Amt.

(aus: Verkündigungsbuch 1929-1934)

Nachdem die vorläufige Weihe des Gotteshauses am 10.12.1926 vorgenommen worden war, nahm der Bischof von Lüttich, Msgr. Kerkhofs die endgültige Weihe am Freitag, dem 4.10.1929 vor



Die Kirche, 1995: Das zentrale Chorfenster mit dem Bildnis der heiligen Familie

Die Anregung hierzu war vom Pfarrgemeinderat ausgegangen.

Das vorerst letzte Großprojekt betraf die Glocken. Schon 1975 war das Läuten per Hand durch eine elektrifizierte Läutvorrichtung ersetzt worden. Da diese Anlage aber nur bedingt zuverlässig arbeitete und die nachfolgenden Reparaturen nie ganz zufriedenstellend waren, wurden 1993 die Glocken neu gestimmt, neu aufgehängt und eine ganz neue Läutevorrichtung installiert. Die Projektkosten beliefen sich auf 1,1 Millionen Bfr.

Auch dieses Beispiel zeigt, daß die großen dörflichen Gebäude ewige Baustellen sind (und wohl auch bleiben werden), in die im Verlaufe ihrer Geschichte ständig viel Geld investiert werden muß.

Die Kirche, 1978: Nach seinem wenig ruhmvollen Absturz (1977) hat ein neuer Kirchturmhahn, nach dringenden Reparaturarbeiten am Turm, wieder seinen Stammplatz eingenommen

(1) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, Sitzung vom 20.12.1921.
(2) Protokollbuch des Kirchenvorstandes, 1.10. 1922.
(3) Protokollbuch Kirchenvorstand Mürringen-Hünningen, 1.7.1923.
(4) Protokollbuch Kirchenvorstand Mürringen-Hünningen, 1.7.1923.
(5) Protokollbuch Kirchenvorstand Mürringen-Hünningen, 7.1.1923; in diesem Bericht wird der Beschluß vom 18.2.1923 sonderbarerweise schon erwähnt. Dies läßt darauf schließen, daß das Protokoll zu einem späteren Zeitpunkt geschrieben worden sein dürfte.
(6) Der Landbote, 17.9.1924, p. 3.
(7) Der Landbote, 13.6.1925.
(8) Der Landbote, 11.12.1926, p. 3.
(9) Bericht des Gutachters, 24.2.1946.
(10) Diese Reparatur kostete 338.720. Fr. und wurde durch den Malmedyer Orgelbauer Thunus ausgeführt.
(11) Den ersten Anstrich führte Paul Lambon aus Spa für 25.000 Fr. aus; den zweiten der Anstreicher Heck aus Weywertz. 1974 strich Konrad Lejeune den Innenraum für 220.730 Fr.; während rund zwei Monaten fanden die Gottesdienste nun wieder in der alten Kirche statt. Die gesamte Renovierung 1986, d.h. neuer Heizungsofen und Abwasch, kosteten 580.216 Fr. Hiervon waren nur 141.656 Fr. durch die Versicherung gedeckt. Der Rest wurde durch Spenden aufgebracht.
(12) Die Kosten des Projektes beliefen sich - einschließlich der Fenster für 437.000 Fr. - auf 648.000 Fr.
(13) Dieses Projekt belief sich auf 140.000 Fr. und wurde durch das Unternehmen Jansen-Erkes aus Kettenis ausgeführt.

Kriegerdenkmal (1932)

1926: Dorfversammlung
1930: Einweihung der Gedenktafeln in der Kirche
1932: Einweihung des Kriegerdenkmals
1953: Bau der Umfassungsmauer und Einweihung des renovierten Kriegerdenkmals

Kriegerdenkmal, 1995

Wohl kein Wort ist jemals so für nationalistische Zwecke mißbraucht worden wie das Wort Vaterland. Der Nationalismus war im 19. Jahrhundert entstanden. Er steigerte sich um die Jahrhundertwende in einen wahren aggressiven Rausch, der schließlich den Ersten Weltkrieg und eine aus heutiger Sicht unverständliche, überschäumende Begeisterung für diesen Krieg mitverursacht hat. Am Ende des Ersten Weltkrieges flaute der Nationalismus aber keineswegs ab. Auch in der nunmehr belgischen Eifel war er weiterhin zu verspüren.

Doch durch den Vaterlandswechsel entstand für die Eifeler und somit auch für die Hünninger ein wahres Dilemma, das die Perversion und den Irrsinn von Nationalismus, Annexionen und Vaterlandswechsel beispielhaft verdeutlicht.

Für Kaiser und deutsches Vaterland hatten die Hünninger Steuern zahlen und die Kriegsrüstung mitfinanzieren müssen, für Kaiser und deutsches Vaterland waren sie in den Krieg gezogen und viele hatten ihr Leben lassen müssen. Nach diesem verlorenen Krieg sollten sie König und belgischem Vaterland treu dienen und die Gesetze des Königs und des belgischen Vaterlandes befolgen.

Besonders deutlich wurde die sonderbare Situation der sogenannten Neubelgier, wenn es um die Ehrung der im Krieg gefallenen Dorfeinwohner ging. Denn wenn die Hünninger ihrer gefallenen Kameraden gedenken wollten, so mußten sie feststellen, daß diese als deutsche Soldaten auf ihre jetzigen Landsleute, die Belgier, geschossen hatten. Sie stellten aber auch fest, daß sie nun als Belgier Menschen gedenken sollten, die während dem Ersten Weltkrieg zu den Feinden ihres neuen Vaterlandes gehört hatten.

Diese Einsicht fiel schwer.

Vaterländer sind vom Gefühl her nicht kurzfristig und auf Befehl von oben zu wechseln.

Die Errichtung eines Kriegerdenkmals war deshalb ebenso für die betroffenen Eifeler wie für die belgischen Behörden eine hochpolitische Angelegenheit. Ausweg aus diesem Dilemma konnte eigentlich nur ein Mahnmal ohne jegliche nationalistischen und chauvinistischen Anspielungen sein.

Schon 1921 initiierte der Büllinger Bürgermeister eine Projektgruppe, *»bestehend aus ihm, dem Gemeindevorsteher und dem Pfarrer. Der Gemeinderat erklärt auch sein Einverständnis, zur Tragung der entstehenden Kosten, da es sich um Angehörige der Gemeinde handelt, die in treuester Pflichterfüllung gefallen sind und daher die Gemeinde eine Dankespflicht zu erfüllen habe*[1]*.«*

Der Hünninger Gemeinderat beschloß fünf Monate später *»zum Punkt Kriegerehrung, daß die Gemeinde hierfür 4.000 bis 5.000 Bfr. bewilligt. Es sollen zunächst Entwürfe nebst Kostenanschlag eingefordert werden. Der zur Sitzung für diesen Punkt zugezogene Pfarrer Joeris schlägt vor, an der Kirche die Ehrung vorzunehmen und wird sich wegen einem Entwurf mit geeigneten sachverständigen Persönlichkeiten in Verbindung setzen*[2]*.«*

Sonderbarerweise scheinen diese Initiativen in den folgenden Jahren nicht weiter verfolgt worden zu sein. Zwei Erklärungen sind möglich: Einerseits erwies sich die Genehmigungsprozedur für Kriegerdenkmäler unter dem Hohen Kommissar Generalleutnant Baron Baltia als sehr schwierig, weshalb die Gemeinde vorläufig von diesem Projekt Abstand genommen haben könnte; andererseits arbeiteten die Hünninger seit 1922 engagiert an den Neubauprojekten eines Pfarrhauses, einer Kirchenerweiterung oder eines Kirchenneubaus, so daß das Projekt Kriegerdenkmal im Hinblick auf die finanziellen Anforderungen als nachrangig zurückgestuft worden sein könnte.

Wahrscheinlich ergriffen 1926 dann die ehemaligen Frontkämpfer wieder die Initiative zum Bau eines Mahnmales. Dies vielleicht deshalb, weil Pastor Joseph Becker – ohne Rücksprache mit den Dorfbewohnern – bereits einen Platz im Eingang der neuen Kirche für die Anbringung einer Gedächtnistafel vorgesehen hatte.

In einer ersten Dorfversammlung zu diesem Thema am 14. Juli 1926 standen zwei Möglichkeiten zur Debatte: Anbringung der vom Pfarrer vorgeschlagenen Gedächtnistafel oder Errichtung eines Kriegerdenkmals.

Gegen das Kriegerdenkmal sprach der ungünstige Zeitpunkt: Die neue Kirche wurde gerade unter erheblichen finanziel-

len Belastungen gebaut. Wo sollte da das Geld für ein Kriegerdenkmal herkommen?

Andererseits wollten einige Hünninger aus Imagegründen auf ein eigenes Kriegerdenkmal nicht verzichten.

Die Dorfversammlung einigte sich auf eine demokratische Entscheidung: Mathias Fickers und Hubert Simon wurden beauftragt, den Willen der Dorfbevölkerung zu ermitteln. Sie zogen von Haus zu Haus, jeder Hausvorstand konnte in einer Unterschriftenliste für Kriegerdenkmal oder Gedächtnistafel votieren.

Fast 70 Prozent der Hünninger entschieden sich gegen ein Kriegerdenkmal und für die alleinige Anbringung einer Gedächtnistafel in der Hünninger Kirche.

Wahrscheinlich wegen Geldmangels vergab der Kirchenvorstand erst am 12. Juni 1929 das Projekt zur Ausarbeitung eines Kriegerdenkmals, *»zumal elf Jahre nach Friedensschluß des Weltkrieges noch kein Denkmal für die gefallenen Krieger in Hünningen errichtet worden ist[3]«*.

Diese Gedenktafeln sollten unten im Turme angebracht werden. Sie sollten durch Bildhauer Mennicken aus Raeren angefertigt werden, der gleichzeitig auch einen Beichtstuhl entwerfen sollte. Die Kosten des Projektes in Höhe von rund 4.000 Bfr. sollten durch freiwillige Spenden gedeckt werden. Wann die Tafeln nun angebracht wurden, konnte nicht genau recherchiert werden. Wahrscheinlich dürfte es im Winter 1929/30 gewesen sein.

Das Kriegerdenkmal: Ende der 1930er Jahre. Die Zivilgemeinde setzte sich gegen die Kirchengemeinde durch und errichtete ihren Gefallenen ein angepaßtes Denkmal.

Das Kriegerdenkmal, 1941: Während der Jahre 1940-45 ehrte die Dorfgemeinde alljährlich ihre Gefallenen anläßlich des Heldengedenktages. Der aufwendige Schmuck zeugt von der Bedeutung, die diesem Tag beigemessen war.

In Hünningen

In würdiger Weiſe beging die hieſige Kriegerkameradſchaft den Heldengedenktag. Am Ehrenmal legte die NSKOV., während die Weiſe vom guten Kameraden erklang, einen Kranz nieder. Dann ſprach der Kameradſchaftsführer des Reichskriegerbundes zu den Verſammelten und würdigte die Verdienſte der Männer, die zu allen Zeiten für des Reiches Größe ſtarben.

(aus: Westdeutscher Beobachter, 19.03.1941)

Denn schon kurze Zeit später stellte sich heraus, daß Demokratie – wie überall, so auch in Hünningen – ein schwieriges Geschäft ist. Gegen den erklärten Willen der meisten Hünninger setzten Nikolaus Jost *(»Reutisch«)* und Josef Maraite *(»Bow«)* im Hünninger Gemeinderat die Errichtung eines Kriegerdenkmals durch. Anfang 1930 lagen erste Pläne vor. Auch sie stammten vom Bildhauer Mennicken aus Raeren. Am 9. Januar einigte sich der Gemeinderat auf einen Vorschlag. Seine Realisierung wurde mit 25.000 Bfr. veranschlagt[4].

Im Sommer 1930 erhielt der Gemeinderat aber Kenntnis *»von dem, an den Herrn Gouverneur gerichteten Schreiben der königlichen Kommission für Denkmäler vom 26.3.1930, laut welchem das Denkmal angefertigt werden kann, wenn auf dem Plan die Weltkugel sowie der die Inschriften umgebende Rahmen entfernt wird[5]«*.

Der Gemeinderat bedauerte, *»daß die Gründe nicht angegeben worden sind, aus denen der Entwurf des Raerener Bildhauers nicht angenommen worden ist. Wie der Vorsitzende mitteilt, soll es sich dem Vernehmen nach darum handeln, weil die Abbildung des Hl. Georg nicht mit dem Pferd erfolgt ist[6]«*.

Ob dies die wahren Gründe waren, sei dahingestellt.

Die königliche Denkmalschutzkommission richtete sich in ihrem Gutachten wohl weniger nach kunsthistorischen Sachkriterien als vielmehr nach den politischen Richtlinien, die im Generalgouvernement Baltia, der zwischen 1920 und 1925 tätigen Sonderregierung für Eupen-Malmedy, formuliert worden war: *»Die Entwürfe und Inschriften dürfen nichts enthalten, was politisch anstößig wäre[7]«*.

Das Hünninger Kriegerdenkmal fiel folglich – wie die meisten Kriegerdenkmäler in Ostbelgien – denkbar nüchtern und einfach aus: Anspielungen auf Heldentum und Vaterländer fehlten völlig.

Eingeweiht wurde das Kriegerdenkmal höchstwahrscheinlich 1932.

Während der Ardennen-Offensive blieb das eigentliche Mahnmal, ein wuchtiger Granitblock mit dem Bildnis des Hl. Michael (und nicht des Hl. Georg, wie ursprünglich geplant), bis auf den Einschlag eines Granatsplitters verschont. Die Anla-

Das Kriegerdenkmal, 1952: Zu vielen weltlichen Festen wurde das Kriegerdenkmal in der Vergangenheit geschmückt. Auch hier, anläßlich der Fahnenweihe des Gesangvereins, hat die Jugend mit viel Aufwand eine künstlich gesteckte Hecke hinter und um das Mal errichtet.

ge um das Denkmal herum wurde allerdings schwer beschädigt.

So wurde 1953 eine neue Einfassungsmauer um das Denkmal errichtet.

Pfarrer Paul Kettmus erinnert sich, daß die Namen der getöteten Hünninger Soldaten und Zivilisten – nach dem Vorbild des Mahnmales von Baugnez – auf einzelnen Steinen vermerkt werden sollten, die auf der Umfassungsmauer befestigt werden sollten.

Wahrscheinlich auf Anordnung des beigeordneten Bezirkskommissars Hoen sei allen Gemeinden noch 1953 untersagt gewesen, die Namen der Gefallenen des Zweiten Weltkrieges auf den Kriegerdenkmälern anzubringen. Während in Mürringen das Denkmal zuerst eingeweiht worden sei und dann später die Namen angebracht wurden, seien die Namen der Gefallenen schon 1953 vor der Weihe auf dem Hünninger Kriegerdenkmal vermerkt gewesen. Diese Anordnung hatte zweifelsohne politische Hintergründe. Auf jeden Fall muß das Hünninger Denkmal eines der ersten in der Region gewesen sein, das auch die getöteten Soldaten des Zweiten Weltkrieges namentlich aufführte.

Die somit etwas brisante Weihe des neugestalteten Denkmals erfolgte im November 1953. Das Grenz-Echo berichtete: *»Für die Schreckenszeit der Jahre 1940-45 waren es aus Hünningen 19 Gefallene, 6 Vermißte und 9 Zivilopfer, eine Zahl die viel Leid in sich birgt und von der Härte der Winterkämpfe 1944/45 eine beredte Sprache führt.*

Pfarrer Kettmus richtete einige Trostworte an seine Pfarrgemeinde. Eine Spur des letzten Krieges , der Schmerz um die Toten und Vermißten werde in Hünningen nie verwischen. Die Feier diene nicht dazu, den Schmerz und das Leid wieder wachzurufen, sondern der Ehrung der Toten und dem Gebet für die Vermißten[8]*.«*

Diese Ehrung durch die Dorfbevölkerung erfolgte seit Mitte der 1930er Jahre und während des Zweiten Weltkrieges durch den örtlichen Kyffhäuserbund, der das Denkmal einmal im Jahr an einem Sonntagnachmittag aufsuchte, um dort eine weltliche Feier zu Ehren der Gefallenen abzuhalten. Zwischen 1941 und 1944 suchte der Kyffhäuserbund das Kriegerdenkmal auch auf, wenn wieder ein Hünninger in diesem Krieg getötet worden war. Auch das geschah am Sonntagnachmittag in einer weltlichen Feier mit Ansprache, an der sich der Musikverein nachweislich bis Oktober 1943 beteiligte.

Im religiösen Dorfleben wurden die Gefallenen auf der Allerheiligenprozession und während Beerdigungen auf dem Gang zum Friedhof geehrt, indem die Gläubigen vor dem Kriegerdenkmal eine kurze Gedenkminute einlegten. Diese Tradition wird auch heute noch ausnahmslos beachtet.

(1) GAB, 213, Protokollbuch der Gemeinde Hünningen, 23.3.1921.
(2) GAB, 213, Protokollbuch der Gemeinde Hünningen, 24.8.1921
(3) Protokollbuch des Kirchenfabrikrates Mürringen-Hünningen, Sitzung vom 12.6.1929.
(4) GAB, 552, Auszug aus dem Protokollbuch der Bürgermeisterei Büllingen vom 9.1.1930.
(5) GAB 552, Auszug aus dem Protokollbuch der Bürgermeisterei Büllingen Sommer 1930.
(6) GAB 552, Protokollbuch der Bürgermeisterei Büllingen, 1930.
(7) GAB, R 20, 8.5.1920 und 15.5.1920.
(8) Grenz-Echo vom 8.11.1953 zur Denkmalweihe in Hünningen.

Kriegerdenkmal, 1956: Kein festlicher Anlaß im Dorf verging, ohne daß der Gefallenen nicht gedacht worden wäre.

»Maraitskapellchen« (1932)

1931: Schenkung eines Grundstückes durch die Geschwister Maraite
1932: Bau der Kapelle
Wahrscheinlich 1935: Weihe

Kapelle zur Schmerzhaften Mutter, 1995

Kapelle zur Schmerzhaften Mutter, 1935: Mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit wurde die Kapelle im Jahre 1935 eingesegnet. Das gesamte Dorf und seine Vereine nahmen an dieser Einweihung teil, wie dieses einzige aufgefundene Bild bezeugt.

In der Sitzung des Kirchenfabrikrates vom 12. März 1931 teilte Pfarrer Leopold Delhez mit, daß *»die Geschwister Maraite in Hünningen ein Grundstück schenken wollen zur Errichtung einer Kapelle zu Ehren der Schmerzhaften Mutter. Alle Mitglieder des Kirchenfabrikrates und des Gemeinderates nahmen mit Dank dieses Geschenk an. Die beantragte Summe von 5.000 Bfr. zur Errichtung des Rohbaues in diesem Jahr konnte aber wegen der finanziellen Lage der Gemeinde jetzt nicht bewilligt werden, jedoch versprach Nikolaus Jost im nächsten Jahr die Mittel zur Verfügung zu stellen*[1]*.«*

Franz Kessler, jetzt in Kettenis wohnhaft, erinnert sich, daß er mit seinem Bruder Mathias die Maurerarbeiten im Sommer 1932 ausgeführt habe. Viele Männer des Dorfes hätten sich an den Bauarbeiten beteiligt. *»Aloys Maraite leitete die Arbeiten und organisierte die Hilfe, die kostenlos erfolgte. Die Gemeindesektion Hünningen bezahlte das Baumaterial. Auch Stiftungen sollen erfolgt sein. Die Fenster aus der alten Kirche sind in dieser Kapelle wiederverwendet worden, die Steine wurden aus Aywaille bezogen.«*

Er berichtet weiter, daß die Kapelle allen Hünningern zum Gebet offenstand. Besonders Kaplan Scheffen, der den Sonntagsdienst in Hünningen von 1927 bis 1938 versah, habe einige Prozessionen dorthin organisiert. Zudem habe sich der Bering der Kapelle zu einem beliebten Ort für Photoaufnahmen entwickelt.

Die Angaben über die Weihe der Kapelle sind nun recht widersprüchlich. Eins scheint aber sicher: Die Kapelle ist nicht unmittelbar nach ihrem Bau eingeweiht worden. Die Gründe hierfür konnten nicht mehr erfragt werden. Wahrscheinlichster Weihetermin dürfte das Jahr 1935 sein, obwohl manche Zeitzeugen auch die Jahre 1937 oder gar 1938 angaben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Renovierung der beschädigten Kapelle durch die Geschwister Maraite blieb den Dorfeinwohnern der Zugang zur Kapelle verwehrt. Deshalb konnten von ihr auch keine religiösen Impulse mehr ausgehen.

Heute ist die Dorfkapelle, die im allgemeinen Sprachgebrauch noch immer nach den Stiftern des Grundstückes *»Maraitskapellchen«* genannt wird, zwar wieder zugänglich. Sie spielt im Glaubensleben des Dorfes aber nur eine geringe Bedeutung.

(1) Protokoll der Sitzung des Kirchenfabrikrates vom 12.3.1931

Waldkapelle (1955)

1955: Bau der Kapelle und Einsegnung
1986: Neugestaltung des Umfeldes

Die Waldkapelle, 1995

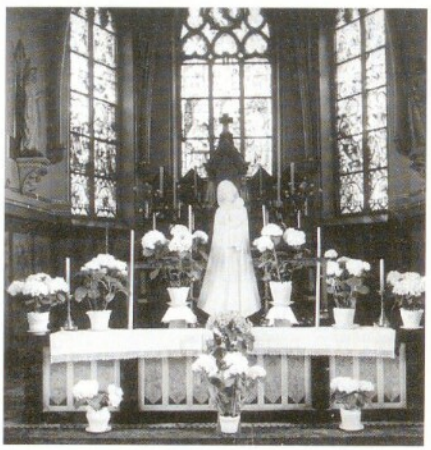
Das sogenannte *»Maraitskapellchen«*, 1932 nach einer Schenkung des Grundstückes durch die Geschwister Maraite von den Dorfeinwohnern errichtet, war durch die Ardennen-Offensive stark beschädigt worden. Die ehemaligen Stifter des Grundstückes übernahmen die Renovierung des Gebäudes, verwehrten aber nun den allgemeinen Zugang zu dem Gebäude, das *»Zu Ehren der Schmerzhaften Mutter«* für alle Hünninger errichtet worden war.

So reifte der Gedanke zu einem Ersatz heran.

Eine Gruppe Gleichgesinnter um den damaligen Pastor Kettmus entwarf die Grundzüge zu einem neuen Kapellenprojekt. Als Standort wählten sie die Anhöhe am Eingang des Waldes zum Bilderberg.

Viele freiwillige Helfer, Freunde der Urheber, die Jugendlichen, die Schulkinder und Lehrpersonen und die Dorfeinwohner trugen zum Bau einer einfachen, schlichten, offenen Kapelle *»Zu Ehren der Muttergottes«* bei.

Sie wurde am 11. September 1955 feierlich eingesegnet, da an diesem Tag die Hünninger bis 1939 traditionell nach Heimbach gepilgert waren und dort die Mutter Gottes verehrt hatten. Allerdings besaß die Kapelle noch keine eigene Marienstatue. Sie war aus Rocherath ausgeliehen worden. Erst am 1. Mai 1956 wurde eine eigene, von einem Wohltäter gestiftete Statue, die Maria mit dem Kind darstellt, in einer feierlichen Prozession von der Kirche zur Kapelle überführt.



Waldkapelle, 1956: Ausstellung der für die Waldkapelle bestimmten Madonna in der Kirche

Der Wald um die Kapelle wurde 1986 aufgeforstet, der Hang vor der Kapelle bepflanzt und die Gehwege neu befestigt. Die Initiative hatte die Hünninger KLJ ergriffen, die vom Kirchenvorstand und freiwilligen Helfern unterstützt wurde.

Waldkapelle, 1956:
Überführung der von einer Hünninger Familie gestifteten Madonna zur Waldkapelle in einer feierlichen Prozession

Waldkapelle, 1956:
Feierliche Einweihung und Segnung der Kapelle. Pastor Kettmus hebt in ergreifender Weise den Sinn dieser Stätte hervor.

Kindergarten (1960)

1954: Eltern fordern Kindergarten
1955: Eröffnung in der Alten Kirche
1958: Neubau wird in Auftrag gegeben
1960: Baubeginn
1962: Einweihung

Kindergarten, 1995

Schon 1825 hatte die Preußische Regierung die Schulpflicht für unsere Vorfahren eingeführt. Dieser weitsichtige Entschluß kostete den Staat aber große Anstrengungen. Denn die Dörfer mußten mit ansprechenden Schulbauten ausgerüstet und ausgebildete Lehrer eingestellt werden. In der Bevölkerung mußten die Notwendigkeit und der Nutzen eines allgemeinen Tagesunterrichtes unter Beweis gestellt werden: Denn die meisten Bauern benötigten ihre Kinder als Arbeitskräfte und sahen in der für die Gemeinde kostspieligen Schule eine unliebsame Vereinnahmung ihrer willigen Arbeitskräfte.

Erst als in der Zwischenkriegszeit der Wohlstand langsam stieg und die Kinder in der Landwirtschaft als Arbeitskraft nicht mehr unabdingbar waren, richtete sich das Augenmerk der nun belgischen Schulbehörden auch auf die Kinder im Vorschulalter. Einige Dörfer der belgischen Eifel konnten so beispielsweise schon in den 1920er oder 1930er Jahren erste Kinderverwahrschulen gründen.

Auch in Hünningen reiften erste Pläne für einen Kindergarten. 1929 überließ die Kirchenfabrik der Zivilgemeinde Hünningen die Alte Kirche, damit dort zu gegebenem Anlaß eine Kinderverwahrschule eingerichtet werden könnte. Doch diese Pläne konnten bis 1940 nicht umgesetzt werden. Natürlich fehlten auch während dem Zweiten Weltkrieg die Möglichkeiten.

Erst die Initiative von 27 Hünninger Familienvätern gab 1954 den entscheidenden Anstoß, als sie die Eröffnung einer Kindergartenklasse bei der Gemeinde schriftlich beantragten.

Sie begründeten ihr Gesuch u.a. mit den Hünninger Geburtsraten der Jahre 1949 bis 1954. Da zudem *»ein Lokal zur vorläufigen Aushilfe«*, nämlich ein Raum in der ehemaligen, nun säkularisierten Kapelle, vorhanden war, entsprach die Gemeinde der Bitte der Bevölkerung[1].

Auch die Inspektion schloß sich dem Beschluß des Gemeinderates an: *»A mon avis, une fréquentation suffisante est assurée...«*, vermeldete Inspektor Harlange, *»j'estime qu'il (le local provisoire) convient à la destination prévue[2]«*.

So wurden im September 1955 die Hünninger Jahrgänge 1950, 1951 und 1952 als erste Kinder in der Dorfverwahrschule eingeschrieben. Irma Maraite übernahm die Klasse, die im damals nur mehr zu Vereinszwecken benutzten alten Gotteshaus untergebracht war. Mobilar und

Kindergarten, 1956: Während der ersten sieben Jahre war der Kindergarten in einem der Lokale der alten Kirche untergebracht

Material reichten aus, sollten aber vervollständigt werden. Auch an sanitäre Anlagen war gedacht worden, nur der Spielplatz war zu klein[3].

Kindergarten, 1962: In diesem Jahr bezieht der Kindergarten ein neues geräumiges Gebäude

gemeine Unkosten mit einbegriffen, zu genehmigen, sowie die Zuteilung der Staatssubsidien in Höhe von 60 Prozent zu beantragen[5].«

Nach mehreren Verbesserungen wurde das Projekt am 11. April 1960 den staatlichen Behörden vorgelegt und am 3. Juni 1960 endgültig genehmigt[6].

Die Neubauarbeiten wurden in drei Lose aufgeteilt: Die Firma Franz Hagelstein, Büllingen, übernahm den Rohbau, Josef Faymonville, Büllingen, die elektrischen Anlagen und H. Dethier aus Weismes die sanitäre Einrichtung[7].

Im Oktober und November des Jahres 1960 gelang es, die Keller noch fertigzustellen[8].

Mit den weiteren Arbeiten konnte wegen Schlechtwetter erst wieder am 4. April 1961 fortgefahren werden[9].

Noch vor Winteranfang waren die Arbeiten abgeschlossen. Am 11. Februar 1962 fand die feierliche Einweihung und Einsegnung statt[10].

Erster Schultag im neuen Gebäude war der 12. Februar 1962.

Als sich 1968 der Holzfußboden durch Feuchtigkeit gehoben hatte, baute die Gemeinde eine Zufahrt an der nordwestlichen Hinterfassade des Gebäudes. Durch diesen neuen Zugang wurden die Keller in den folgenden Jahren bis 1992 zum Teil als Materiallager durch die Gemeinde genutzt.

Zwischen 1972 und 1974 beherbergte das Gebäude dann die Volksschule, die wegen des Schulneubaus zeitweise neue Räumlichkeiten benötigte. Die Kindergartenklasse zog unterdessen in den gerade erbauten dorfeigenen Saal Concordia.

Eine erste Renovierung des Hauwerks entlang der Straße wurde 1982 erforderlich. Im Verlaufe dieser Arbeiten verbreiterte die Gemeinde ebenfalls den Eingang zum Spielhof. Wärmedämmungsarbeiten erfolgten 1984. Die Gemeinde baute neue Fenster ein, installierte einen neuen Heizofen, senkte die Deckenfläche in den Klassenräumen und brachte Sonnenblenden an.

Seit 1986 beherbergt der Kindergarten die Pfarrbibliothek, die in einem Teil des ehemaligen Spielsaales eingerichtet wurde.

Kindergarten, 1967

(1) GAB 568, Sitzungsprotokoll des Gemeinderates vom 15.11.1954.
(2) Archiv der Inspektion, Schreiben Harlange an Detilleux, Nr.723-54 vom 20.11.1954.
(3) Ibidem, Schreiben vom 19.09.1955, Nr.539-55.
(4) GAB 568, Sitzungsprotokoll vom 31.07.1958.
(5) Ibidem.
(6) Rudi Lejeune, Ansprache zur Einweihung der neuen Schule, 1974.
(7) GAB 568, Gemeinderatsbeschluß vom 14.06.1960.
(8) Rudi Lejeune, Ansprache zur Einweihung der neuen Schule, 1974.
(9) GAB 568.
(10) Rudi Lejeune, Ansprache zur Einweihung der neuen Schule, 1974.

Das Provisorium diente vier Jahre. Dann beschloß der Gemeinderat *»in Anbetracht, daß diese Klasse bis zum heutigen Tag in einem provisorischen Lokale untergebracht ist, welches nicht die erforderlichen Bedingungen erfüllt, und daß es dringend angebracht ist, dieser Lage Abhilfe zu schaffen*[4]«, die Architekten Emile und Jean Burguet aus Verviers mit den Neubauplänen zu beauftragen.

Die neue Verwahrschule sollte auf dem der Schule gegenüberliegenden Grundstück errichtet werden, dort, wo bisher der Garten des Lehrers angelegt war.

Der Gemeinderat beschloß, *»die vorerwähnten Pläne, Lastenheft und Kostenanschlag in Höhe von 2.134.074 Bfr., all-*

Kindergarten, 1973: Während der Bauzeit der neuen Volksschule findet der Kindergarten während nahezu zwei Jahren ein vorübergehendes Heim im neuen Saal Concordia

Saal Concordia (1970)

1969: Schließung des letzten Dorfsaales
1970: Baubeginn
1971: Einweihung

Der Saal Concordia, 1995

Das Leben im Dorf wird stark durch die Vereine und ihre Dynamik geprägt. Und die Vereine sind ihrerseits wieder von den räumlichen und materiellen Gegebenheiten abhängig. Diese Erfahrung machten die traditionsreichen Dorfvereine, Musik- und Gesangverein, 1969, als Matthias Jouck den letzten Hünninger Saal schloß, den er mit seiner Familie bis zu diesem Zeitpunkt betrieben hatte.

Jetzt sahen die Hünninger, daß sie ohne Saal im Dorf keine dörflichen Feste mehr veranstalten konnten: Die Geselligkeit war bedroht und den Vereinen gingen die lebensnotwendigen Einnahmen verloren.

Dies allerdings mit Ausnahmen. Denn alle Feste fielen nicht flach: 1970 wurde die Kirmes in Hünningen in einem Zelt gefeiert, das im Schulgarten aufgebaut worden war. Doch dieser Ersatz bot sich nur für größere Veranstaltungen und in Ausnahmefällen an.

Musik- und Gesangverein brachten deshalb den Bau eines Gemeinschaftssaales ins Gespräch. Sie luden alle Dorfbewohner am 3. März 1970 in den Pfarrsaal zu einer ersten Dorfversammlung ein. Anwesend waren 63 Männer, dem damaligen Zeitgeist entsprechend keine Frauen.

Zwei Vorschläge standen zur Debatte: Bau eines Gemeinschaftshauses durch die Gemeinde oder Bau eines Gemeinschaftshauses durch die Hünninger Einwohner mit eventueller Übernahme einer Bürgschaft durch der Gemeinde. 28 Personen stimmten für den ersten Vorschlag, 35 Hünninger für den zweiten.

Nach dieser ersten Abstimmung setzte die Versammlung die Anzahl Mitglieder des provisorischen Verwaltungsrates auf sieben fest, wobei die Präsidenten von Musik- und Gesangverein aufgrund ihrer Vorarbeit bereits als gewählt galten. Anschließend konnte jeder Anwesende Vorschläge zur Besetzung des Komitees unterbreiten. Als weitere fünf Vorgeschlagene ihre Zustimmung signalisiert hatten, galt der Verwaltungsrat als gegründet.

Die weitere Entwicklung zeichnete sich durch ein außerordentlich zielstrebiges und schnelles Vorgehen aus. Schon zwölf Tage später, am 15. März, wählten die sieben Verwaltungsratsmitglieder einen Präsidenten, Schriftführer und Kassierer. Sie kontaktieren den damaligen Bürgermeister Toni Lejeune und den Hünninger Schöffen Ferdinand Fickers, um ihnen die Vorschläge der Dorfversammlung zu unterbreiten.

Am 18. März klärte der Bürgermeister sie auf, daß die Gemeinde eine Bürgschaft juristisch nicht übernehmen könne.

Der Verwaltungsrat beschloß dennoch weiterzuarbeiten. Er bereitete die Gründung einer Gesellschaft ohne Erwerbszweck (G.o.E.) vor und rief die Hünninger zur Unterzeichnung einer Anleihe auf.

Am 4. April 1970, also nur einen Monat nach der ersten Dorfversammlung, konnte der Schriftführer berichten, daß 36 Personen Anleihen in Höhe von insgesamt 498.000 Bfr. für den Bau eines dorfeigenen Saales gezeichnet hatten. Am gleichen Tag wurde die *»Gemeinschaft für heimatliche Kultur und Folkloristik G.o.E.«* gegründet, deren Statuten am 30. April im Belgischen

600 Gäste bei der Einweihung des Concordia-Saales in Hünningen

Hünningen. – Hünningen bei Büllingen konnte am Wochenende die ersten Früchte einer beispielhaften Gemeinschaftsarbeit ernten: Zur Einweihung des Concordia-Saales waren am Samstag abend 600(!) Gäste gekommen. Wir hatten in unserem Vorbericht das Fassungsvermögen auf 500 geschätzt, und also dabei noch zu tief gegriffen. Um 20 Uhr zog der St. Joseph-Musikverein vom festlich mit Tannenbäumchen geschmückten Parkplatz in den Saal ein und eröffnete den Festakt mit zwei Darbietungen. Auch die Optimisten unter den Organisatoren hatten einen solchen Publikumsandrang nicht erwartet. Man musste zusätzliche Sitzgelegenheiten besorgen.

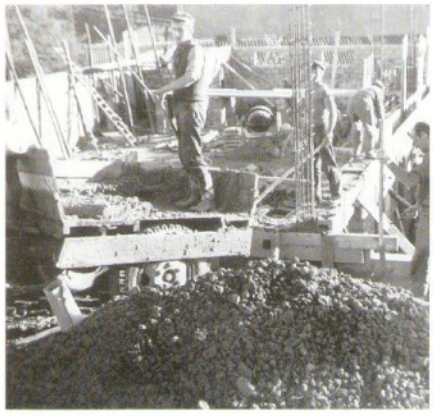
Pfarrer Kettmus segnete das Gebäude ein, worauf der Cäcilien-Gesangverein Hünningen Proben seines Könnens ablegte. Verwaltungsratspräsident Clemens Kessler begrüsste in seiner Festansprache die Gäste, unter denen man Bürgermeister Lejeune, die Ratsmitglieder, Pfarrer Kettmus, Gendarmerieadjudant Scholzen, Feldhüter Heinen und viele andere lokale Persönlichkeiten erkannte. Der Redner dankte allen – auch den auswärtigen Arbeitern – die uneigennützig zum Gelingen des grossen Werkes beigetragen haben und erstattete einen Rückblick auf den Werdegang des Saalbaus.

Gemeindeoberhaupt Lejeune beglückwünschte die Ortschaft Hünningen zu dieser Verwirklichung und sagte auch künftig die Unterstützung durch die Gemeinde zu. Besonders erfreut war man, als der Gesangverein Honsfeld seine Glückwünsche in Form mehrerer Vorträge darbrachte.

Zu den schwungvollen Klängen der »Sorgenbrecher« aus dem pfälzischen Baumholder wurde alsdann ausdauernd getanzt. Ebenso gut besetzt war am gestrigen Abend die zweite Auflage des Tanzvergnügens.

(aus: Grenz-Echo vom 27.07.1971)

**Saal Concordia, 1970:
Die Fundamente werden gegossen...**

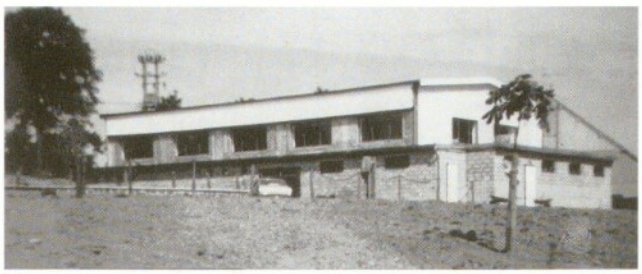


...das Mauerwerk wird hochgezogen...

...die schweren Nagelbinder für das Dach herangebracht...

...und kurz vor Wintereinbruch das Dach geschlossen

Der Saal Concordia, 1971: Im Juli dieses Jahres ist der Saal soweit fertiggestellt, daß die Einweihung am 24. Juli erfolgen kann



Staatsblatt veröffentlicht wurden. Dieser sonderbare Name war gewählt worden, da Regionalpolitiker aufgrund dieser Benennung Zuschüsse in Aussicht gestellt hatten. Sie wurden allerdings nie gewährt.

Kurz nach der Gründung der V.o.E., also noch immer am 4. April, weilte Architekt Micha in Hünningen, um erste Baupläne zu besprechen. Für den Verwaltungsrat war dabei nie strittig gewesen, daß der dorfeigene Saal – mangels Alternativen – auf dem *»Wass«* gebaut werden sollte.

Vier Tage später legten die Malmedyer Architekten erste Vorprojekte vor. Der Verwaltungsrat faßte erste Vermessungs- und Nivellierungsarbeiten ins Auge, bekräftigte nochmals formell seine Entscheidung für den Standort *»Wass«* und stellte erste Anträge für mögliche Subsidien.

Am 26. Mai wurde das Vorprojekt gutgeheißen und die Architekten Micha aus Malmedy mit der Ausarbeitung der endgültigen Pläne beauftragt.

Am 13. Juli nahmen die Bauherrn die Pläne an und unterzeichneten sie. Die am gleichen Tag beantragte Baugenehmigung wurde schon am 25. August erteilt. Am 12. September rückte der Bagger an, um die Baugrube auszuheben. Die ersten Fundamente wurden am 19. September gegossen.

Mit vereinten Kräften aller Freiwilligen und durch die großzügige Hilfe einer Maurerkolonne der Firma Elsen, Heppenbach, die sich während mehreren Samstagen unentgeltlich an diesem Hünninger Dorfprojekt beteiligte, gelang es kurz nach Allerheiligen, das Mauerwerk zu vollenden. Da der Monat November unerwartet mild war, konnte der Bau – entgegen allen Erwartungen – noch unter Dach gebracht werden.

Im Verlauf des Winters wurden die zahlreichen Innenarbeiten ausgeführt, wobei das Projekt von einer besonderen Gunst des Arbeitsamtes profitierte: Die zahlreichen im Baufach tätigen Hünninger Handwerker, die wegen des schlechten Wetters im Winter sowieso stempelten, wurden während dieser Stempeltage für die Arbeiten am Dorfprojekt freigestellt.

Nur 16 Monate nach der ersten Dorfversammlung fand am 24. Juli 1971 die Eröffnung des dorfeigenen Saales statt – von den Hünningern begeistert gefeiert.

Am 14. Juni 1973 wurde im Staatsblatt die Umbenennung der *»Gesellschaft für heimatliche Kultur und Folkloristik G.o.E.«* in *»Dorfgemeinschaft Concordia G.o.E.«* publiziert. Der neue Name war somit Programm und Ziel: Denn die Verwaltung, Organisation und Ausführung der zahlreichen Veranstaltungen und der Ausbau des Saales stärkte die Dorfgemeinschaft erheblich.

Denn zu tun gab es vieles. So wurde schon 1972 der Bierkeller mit Abstellraum an der Südseite angebaut. Ein Jahr später wurde die provisorische Holztheke durch eine aus Hauwerk bestehende Theke ersetzt. 1975 wurde die Bühne, die seit 1972 für den zeitweilig umgezogenen Kindergarten bereits durch Holzelemente abgetrennt werden konnte, mit einer festen Holzumrahmung verkleidet.

Erst 1984 erhielt die D.G. Concordia erstmals einen Zuschuß, als sie an der Ostseite des Saales neue, geräumigere Toiletten anbaute. Da sich der Dorfsaal zum wichtigsten Forum des dörflichen Lebens entwickelte, kam der Verwaltungsrat 1987 dem Wunsch der jungen Karnevalsgesellschaft gerne nach, eine sogenannte Technikerbühne zu bauen, von der aus die Kappensitzungen, aber auch Theateraufführungen und Konzerte technisch besser betreut werden können.

Bereits 1988 wurden erste Materialermüdungen am Bau deutlich. Noch in diesem Jahr wurde das Dach neu eingedeckt und im folgenden Jahr der Heizungsofen erneuert. 1989 wurden zudem der geräumige Kühlraum gebaut und der Thekenhintergrund verkleidet und optisch gestaltet. Im folgenden Jahr wurde die hölzerne Dachkonstruktion verstärkt und das Dach isoliert.

Der Kauf von 250 neuen Stühlen stand 1992 auf dem Programm. Gebaut wurde dann wieder 1994, als der Versammlungsraum an der Westseite vergrößert und die ehemaligen Toiletten isoliert und als Abstellraum nutzbar gemacht wurden. 1994 wurde das Dach dann bereits zum zweiten Mal erneuert.

Diese Investitionen waren unumgänglich. Nur so konnte das Gebäude instand gehalten und den wachsenden Bedürfnissen seiner Nutznießer angepaßt werden. Voraussetzung für diese Investitionen sind aber ungezählte Stunden selbstlosen Einsatzes und entsprechende Einnahmen, um die die Dorfgemeinschaft auch in Zukunft bemüht sein muß.

Neue Schule (1972)

1969: Baufälligkeit der alten Schule
1972-1974: Bau der neuen Schule

Die Schule, 1995

In Hünningen wurde 1835 ein erstes Schulgebäude, das ausschließlich diesem Zweck bestimmt war, gebaut. Doch die Bausubstanz scheint schlecht und die Räumlichkeiten eng und ungenügend gewesen zu sein. So kam es schon 1870 zum Bau der sogenannten alten Schule, die für die schulische Bildung der Hünninger Kinder einen großen Fortschritt darstellte.

Knapp 100 Jahre später, Ende der 1960er Jahre, wurden in Hünningen aber wieder Rufe nach einem neuen Schulgebäude laut. Die Gründe führte Inspektor Harlange sehr treffend in seinem Schreiben an den Hauptinspektor Eloy an: *»Le bâtiment de l'école primaire de Hunnange est en très mauvais état. Deux classes y sont logées. Celle du rez-de-chaussée est une pièce longue et étroite. Les murs de ce local sont très humides. Il faut le chauffer continuellement pour que les enfants ne prennent pas froid. A la chaleur, l'air devient rapidement irrespirable, car l'humidité qui l'imprègne répand une odeur de moisissure. Au début du mois de septembre, je me suis rendu dans cette classe. Bienque la fenêtre fut ouverte, l'air y était malsain.*

La seconde classe se trouve à l'étage. Cette pièce est trop petite pour une salle de classe. Elle est occupée entièrement par les bancs des élèves. Les bancs sont placés contre les murs, entre les trois rangées il y a deux passages très étroits et les bancs de la première rangée sont à 1,50 m du tableau. Le volume d'air de cette pièce est insuffisant pour les 23 élèves qui y vivent à cause de son exiguité et du plafond bas. Il faut garder continuellement une fenêtre ouverte pour ne pas suffoquer, car après une demi-heure de classe, l'air est vicié[1]*.«*

Harlanges Schlußfolgerungen erscheinen nachvollziehbar: *»Les enfants et le personnel souffrent réellement de cette situation malsaine qui entrave sérieusement leur travail. Il n'y a qu'une solution possible: abattre le bâtiment et construire une nouvelle école. La transformation des locaux entrainerait des travaux qui égalent une nouvelle construction: creuser des caves, construire des nouvelles fondations, rehausser les plafonds... La construction d'un nouveau bâtiment s'avère urgente et absolument nécessaire*[2]*.«*

Das alte Gebäude *»war ganz einfach nicht nur unmodern, sondern auch den Erfordernissen der Lehrmethoden nicht mehr angepaßt*[3]*.«*

Vorerst muß aber die miserable Bausubstanz der Schule festgehalten werden. So entkamen im Frühjahr 1969 einige Kinder nur um Haaresbreite einem Unglück, als sich Deckenteile in der unteren Klasse lösten und ein mehrere Kilo wiegender Steinbrocken dicht neben dem Pult eines Schülers einschlug.

Nun mobilisierten sich auch die Eltern der Schulkinder. Sie wandten sich mit ihren Schreiben an den Gemeinderat. In Ferdinand Fickers, ihrem damaligen Schöffen, hatten sie einen vehementen Mitstreiter in dieser Angelegenheit. Das trieb die Planungen eines Neubaus voran, die den Architektenbrüdern Micha aus Malmedy übergeben wurden.

Ein erster Entwurf wurde im März 1969 wegen der Enge der Klassenräume abgelehnt. Rudi Lejeune begründete die Vergrößerung mindestens eines Raumes vorerst mit der Notwendigkeit, alle Kinder bei Ausfall der zweiten Lehrperson in einer

Die Schule, 1974: Pastor Kettmus segnet am 28. April die Kreuze und alle Räume der neuen Schule im Beisein der Gemeindeoberen, der Lehrer, Eltern und Kinder

Die Schule, 1974:
Einige Tage nach der Einsegnung beziehen die Kinder und Lehrer neue, helle und angenehme Schulräume

Klasse unterbringen zu können, dann aber auch mit der Sperrigkeit des beizubehaltenden Mobilars und schlußendlich sollte doch auch Gruppenarbeit in den neuen Räumen möglich sein. »*Mon unique souci est de ne pas être encore et toujours à l'étroit et que la nouvelle école soit le mieux adaptée à l'enseignement qui doit s'y donner*[4].«

Schon im August desselben Jahres erteilt das Unterrichtsministerium sein Einverständnis zu den abgeänderten Plänen[5].

Kurze Zeit später sprach sich der Gemeinderat für die endgültigen Neubaupläne und Kostenschätzungen von 6.155.458 Bfr. aus[6].

Im Entwurf stimmten sie mit den Vorstellungen des Lehrpersonals überein, denn es heißt: »Nous nous réjouissons très fort de ces beaux projets et nous vivons déjà quelque peu dans la nouvelle école[7].«

Der Beginn der Arbeiten wurde allerdings erst auf den 17. April 1972 festgesetzt. In einer Gesamtfrist von 249 Tagen oder 2 Jahren sollte der Bau bis März 1974 bezugsfertig sein[8].

Das alte, hundertjährige Schulgebäude wurde geräumt. Der Unterricht fand von nun an im Kindergarten statt, während die Verwahrschule in den neuerrichteten dorfeigenen Saal Concordia zog. Für sie wurde auf der Bühne ein Klassenraum abgetrennt und eingerichtet.

Die Arbeiter der Firma Josef Elsen aus Heppenbach rissen das Gebäude ab. Sie waren auch für den Neubau verantwortlich; die sanitären Anlagen errichtete die Firma Palm/Schwall aus Recht[9].

Die erste Mischung Beton wurde am 16.05.1972 verarbeitet, ohne daß eine offizielle Grundsteinlegung stattgefunden hätte.

Die offizielle Abnahme des Baues erfolgte am 26.03.1974 durch die Architekten und den Gemeinderat[10].

In der Endabrechnung hatte dieser Neubau 6.795.342 Bfr. gekostet, Architektenaufsicht einbegriffen[11].

Am 28.04.1974 fand die Segnung der Räume und die Einweihung des neuen Gebäudes in einer schlichten Feierstunde statt.

Ab nun stand dem Dorf eine sehr geräumige Schule mit einem Bastelraum im Keller zur Verfügung.

Doch zeigten sich schon bald erste Mängel an der Bausubstanz, die vorwiegend auf Planungsfehler zurückzuführen sind.

Die unbelüfteten und zu dunkeln Kellerräume blieben feucht. Bis zum heutigen Tage hinterließ Nässe deutliche Spuren an Wänden und Decken. Und dies nicht nur im Untergeschoß.

So sah sich die Gemeinde genötigt, die außen am Treppenhaus gelegene Betontreppe an der Südwestecke von Grund auf zu restaurieren, da der Eingangsbereich ständig feucht war. Auch dies war weitgehend vergeblich. Eine Wandvertäfelung der Innenwände des Eingangsbereiches, die 1995 angebracht wurde, verdeckt nun zumindest optisch die Schäden. Feuchtigkeit und Salpeter zersetzen unterdessen weiter den Mauerputz.

Mehr Glück hatte der Schulträger dagegen bei der kompletten Dacherneuerung, die schon im Jahr 1985 notwendig wurde und durch die Firma Alfred Heck aus Bütgenbach ausgeführt wurde. Die Wasserauffangkästen wurden nun endlich durch bewährte Dachrinnen ersetzt. Die Giebelspitzen wurden zudem mit Schiefer bekleidet.

Schon unmittelbar nach der Eröffnung der Schule stellten die Lehrpersonen und besonders die Schulkinder fest, daß der sogenannte Spielplatz eine grobe Fehlplanung war. Spielen war auf dieser unebenen Fläche kaum noch möglich.

Das galt vor allen Dingen für Ballspiele. Nicht nur der bisher heißgeliebte Fußball wurde nun unmöglich, selbst Völkerball oder Handball erwiesen sich für die Kinder als recht gefährliche Spiele: Das mit Schotter angefüllte Terrain war bei der Anlage des Hofes mit einer Feldwelle notdürftig geebnet und gefestigt worden. Eine in Magerbeton gelegte Pflasterung eines Großteils der Spielfläche hielt der Witterung nur wenige Jahre stand.

Dabei war der Platz im Verlaufe der Neubauarbeiten an Ziemesgasse und 1976 entlang des Anwesens von Barthel Lux mit Böschungsmauern eingefaßt worden. Schon damals brachte die Gemeinde zusätzlich noch metallene Zäune an, die dem Spielplatz die Optik eines Käfigs gaben, aber wenigstens einige Ballspiele wieder ermöglichten. (Zur Straße hin wurde der Platz erst 1984 durch ein Eisengitter abgeschirmt.)

Die nicht gepflasterte Fläche, ein etwa 150 Quadratmeter großer Längsstreifen, wurde nivelliert und mit Lavasand abge-

Die Schule, 1974:
Das gesamte Dorf, voran die Vereine, war bei der Einsegnung der neuen Schule zugegen

deckt. Eine Gesamtpflasterung des Hofes erfolgte im Jahre 1980.

Die beiden an der Südseite des Geländes stehenden Birken überlebten die Versiegelung des Bodens nicht und gingen ein. Erst die Anlage eines größeren Beetes im Jahr 1994 brachte wieder etwas Natur in den grauen, spielunfreundlichen Schulhof zurück.

(1) Archiv der Schulinspektion, Schreiben Nr. 503 vom 04.11.1968.
(2) ibidem.
(3) Rudi Lejeune zur Einweihung der Schule, 1974.
(4) Archiv der Schulinspektion, Schreiben Lejeune an Inspektor vom 08.03.1969.
(5) Rudi Lejeune, Ansprache zur Einweihung der neuen Schule, 1974.
(6) GAB 569, Sitzungsprotokoll vom 16.03.1970.
(7) Archiv Schulinspektion, Schreiben Lejeune an Inspektor vom 18.03.1969.
(8) GAB 569.
(9) ibidem.
(10) ibidem.
(11) ibidem.

Spielplatz (1979)

1979: Jahr des Kindes - Initiative
1979: Bau des Spielplatzes

Spielplatz, 1995

Die Vereinten Nationen hatten 1979 zum Jahr des Kindes erklärt. Der damalige Schulschöffe Gerhard Palm regte die Bildung von lokalen Vereinigungen zur Errichtung von Kinderspielplätzen an. Die Gemeinde bot ihre Hilfe an, indem sie entweder das Gelände zur Verfügung stellen wollte, materielle und personelle Hilfe leisten oder sogar finanzielle Hilfe leisten wollte.

Dieser Aufruf fiel in Hünningen auf fruchtbaren Boden; denn der Pfarrgemeinderat und das Hünninger Festkomitee, aus Vertretern aller Vereine bestehend, griffen diese Idee auf. Am 12. März 1979 fand eine erste Versammlung hierzu statt. 48 Väter oder Mütter waren anwesend.

Die Anwesenden wählten einen Vorstand, riefen zur Mitarbeit auf und organisierten eine Dorfsammlung, die allerdings nur 18.360 Bfr. einbrachte.

Am 3. Mai 1979 unterrichtete die Gemeindeverwaltung die Hünninger, daß sie der Arbeitsgemeinschaft die ehemalige Hauswiese des Forsthauses zur Verfügung stellen werde. Diese sei ideal im Zentrum des Dorfes gelegen und eigne sich vortrefflich.

Da das Forsthaus 1976 an den Immobilienmakler Gustaf Liefkens verkauft worden war, ergaben sich Probleme bei der Grenzziehung zwischen dem designierten Spielplatz und dem Forsthof. Denn die Gemeinde hatte dem neuen Besitzer ohne ihr Wissen eine Parzelle des Vennhofes mitverkauft. Die alte Buchenhecke bildete folglich nicht – wie immer wieder angenommen – die Grenze.

Im Sommer 1979 wurde der Spielplatz mit einer Wippe, einem Klettergerüst samt Rutsche, zwei Schaukeln, einem kleinen Karussel und zwei Fußballtoren ausgerüstet. Während für die Rutschbahn 18.554 Bfr. und für die Schaukel rund 4.500 Bfr. ausgegeben werden mußten, wurden die übrigen Geräte von Hermann Jost und Bernard Röhl angefertigt. Auch die Unterkunft wurde in eigener Regie errichtet. Die Gesamtkosten des Projektes beliefen sich auf rund 90.000 Bfr.

Finanziert wurde dieser Betrag durch einen Sonderhieb der Gemeinde, aus den Einnahmen des Festes zum Jahr des Kindes, das die Hünninger in Buchholz gefeiert hatten, sowie aus der schon erwähnten Dorfsammlung. Da das Kulturamt zwar einen Zuschuß von 47.000 Bfr. zugesagt hatte, dieses Geld aber erst 1982 ausgezahlt wurde, mußte der Kassierer zunächst ein Defizit von 30.000 Bfr. verbuchen.

Durch diese Notlage motiviert, besannen sich die Hünninger auf das sogenannte Dorffest, das in den vergangenen Jahrzehnten immer wieder sporadisch gefeiert worden war. Nun sollte es in Form einer Kappensitzung unter Leitung der Dorfjugend wiedererstehen. Mit dem vollständigen Erlös dieser Veranstaltung über 32.000 Bfr. konnte die Finanzschwäche der Arbeitsgruppe behoben werden.

Seit 1980 hat Bernard Röhl den Spielplatz unterhalten. Die Kosten wurden zunächst mit einem jährlichen Zuschuß der Deutschsprachigen Gemeinschaft von rund 6.000 Bfr. bestritten. Da die Arbeitsgemeinschaft sich 1989 nicht - wie von der Verwaltung der Deutschsprachigen Gemeinschaft verlangt - in eine G.o.E. umgewandelt hatte, blieb seither dieser Zuschuß aus.

Momentan wird der Vorschlag diskutiert, die Aufgaben der *»V.o.E. Alte Kirche«* auf die Verwaltung des Kinderspielplatzes und eventuelle Projekte zur Dorfverschönerung auszudehnen.

WENN DIE ERRUNGENSCHAFTEN DER MODERNE REDEN

Fließendes Wasser, geteerte Straßen und Strom aus der Steckdose sind uns heute ebenso selbstverständlich wie die grenzenlose Mobilität durch Auto, Bahn und Flugzeug, die kaum noch überschaubare Informationsflut durch Zeitungen, Radio und Fernsehen und die wachsenden Kommunikationsmöglichkeiten über Telefon, Computer und Fax.

Diese Errungenschaften der modernen Industriegesellschaft haben unser Dorf immer mit einem zeitlichen Rückstand erreicht. Fließendes Wasser aus dem Wasserhahn, schon bei den Römern bekannt, gibt es noch keine hundert Jahre. Die Elektrifizierung, seit den 1880er Jahren in den Städten vorangetrieben, erst seit 1929. Während die ersten Autos schon 1885 in Deutschland produziert wurden, lief das erste Auto eines Hünningers erst 1925.

Doch der Rückstand Hünningens war nicht nur im Vergleich mit den Ballungsgebieten auszumachen. Auch die größeren Nachbardörfer, regionale Zentren wie Büllingen, hatten in der Einführung technischer Neuerungen meist die Nase vorn: Während der erste Traktor, um 1890 erstmals gebaut, in Büllingen beispielsweise schon 1925 fuhr, lief ein solches Vehikel mit scheinbar fast unbegrenzter Zugkraft in Hünningen erst 1951. Auch Fernseher, seit 1934 in Produktion, liefen in Rocherath und Bütgenbach schon seit 1954, in Hünningen aber erst seit 1962.

Heute ist das anders: Wir leben in einer Welt, die immer häufiger durch Gleichzeitigkeit bestimmt wird. Nachrichten erreichen die Menschen in der abgelegenen Eifel heute genauso schnell wie die Städter in den Ballungszentren. Neue Geräte verändern das Leben der Hünninger heute meist mit nur noch einem geringen zeitlichen Rückstand zu den übrigen Regionen, obwohl in Hünningen weder industrielle Betriebe angesiedelt noch Arbeitsplätze mit hohen technischen Anforderungen vorhanden sind. Während beispielsweise der erste PC 1980 auf den Markt kam, stand der erste Heimcomputer bereits 1983 auf dem Schreibtisch eines Hünningers.

Wie kurz diese Entwicklungszeiträume geworden sind, zeigt ein beredtes Beispiel: Das erste Faxgerät wurde in Hünningen 1990 installiert. Vier Jahre später verfügten rund sechs Prozent der Hünninger Haushalte über ein Faxgerät. Nach der Installation des ersten Telefons 1905 dauerte es knapp 50 Jahre, bevor rund sechs Prozent der Haushalte ein eigenes Telefongerät besaßen.

Die Einführung dieser Neuerungen in unserem Dorf, die für uns heute fast ausnahmslos Selbstverständlichkeiten sind, haben natürlich auch ihre Kehrseite. Die Folgen dieses schnell wachsenden Wohlstandes sind Müll, Müll und nochmals Müll. Und dieser Müll wurde bis vor zwei Jahren von der Mehrheit der Einwohner kaum als bedrohlich empfunden. Erst als Amel zum möglichen Standort für Atommüll auserkoren wurde, änderte sich das Bewußtsein vieler für Umwelt und Umweltschutz grundlegend.

Ebenso wie die Geschichte des Wohlstandsmülls in unserem Dorf viel über die Entwicklung und die Veränderungen unserer Heimat verrät, beinhalten auch die Aufzeichnungen über Hünningens Weg in die Moderne viele wichtige Aspekte der Dorfgeschichte.

Hünningen, 1955

Infrastruktur: Auf dem Weg in die Moderne

1906: Wasserleitung
1929: Versorgung mit Strom
1947: Der erste geteerte Weg im Dorf

Hünningen, 1995

Der Weg in die Moderne wurde in der rückständigen Eifel erst um die Jahrhundertwende zaghaft beschritten. Jetzt wurde langsam eine Infrastruktur aufgebaut, die lediglich grundlegende Bedürfnisse befriedigte: feste Wege, fließendes Wasser und Strom.

Die Wege waren bis zum Ende des 19. Jahrhunderts in der Mehrzahl schlecht – das störte bis dahin niemanden, da das Dorf die einzige Lebenswelt war und Mobilität im heutigen Sinne noch völlig unbekannt.

Auch der Bau der Wasserleitung erfolgte zu Beginn unseres Jahrhunderts nur unter Zwang – die zahlreichen Typhusfälle, durch das verschmutzte Wasser der Hausbrunnen hervorgerufen, beunruhigte die Militärverwaltung des Lagers Elsenborn, die ausschließlich aus militärischen Gründen den Bau der Wasserleitung verordnen ließ.

Und die Einführung der Elektrizität wurde zwar begrüßt, die Stromrechnungen aber so gefürchtet, daß die Möglichkeiten der neuen Kraft bis Anfang der 1950er Jahre nur bedingt genutzt wurden.

Endlich feste Wege

Das Wegenetz in der belgischen Eifel befand sich bis 1794 in desolatem Zustand. Auch nach dem Einmarsch der Franzosen, die in allen besetzten Gebieten große Wegebauprojekte vorantrieben, änderte sich in unserer Region fast nichts. Denn das Gebiet war militärstrategisch völlig uninteressant. Und Straßen wurden in dieser Zeit halt primär für die Bedürfnisse der Armeen und der Truppenbewegungen gebaut.

Auch zu Beginn der preußischen Verwaltung nach 1815 änderte sich nicht viel. Noch 1830 waren die beiden großen Staatsstraßen Lüttich-Straßburg und Aachen-Trier zwischen Bütgenbach und

Hünningen, 1928: Wegeverbreiterung in der Nähe der Kirche
(Nikolaus Kessler, ?, Peter Stoffels, Hubert Lux, Leo Jost, Mathias Vilz, Michel Weber, ?, Josef Küpper, Albert Jost)

Wegebau, 1936: Peter Heinen beim Steineklopfen. Franz Heinen sieht zu.

Während so die großen Staats- und Bezirksstraßen langsam ausgebaut wurden, verblieb das Gemeindewegenetz bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in sehr schlechtem Zustand. Armut und Verständnislosigkeit, in gewissem Grade auch der Mangel eines Bedürfnisses wegen der geringen landwirtschaftlichen Erzeugung seien lange im Kreise das Hemmnis eines guten Gemeindewegenetzes gewesen. Während es im benachbarten Kreis Schleiden schon um 1823 durch das Interesse der dortigen Industrie möglich geworden sei, die Gemeinden zu einem großen, vielfach durchgehenden Wegebau zu bewegen, sei im Kreise Malmedy auf diesem Gebiete nur wenig geschehen, erläutert der Landrat.

Erst zwischen 1848 und 1865 seien im Kreise Malmedy in einer ersten Phase Gemeindewege in *»sehr erheblicher Zahl von rund 27,08 km«* fertiggestellt worden. Zu ihnen gehörten beispielsweise die Straßen Büllingen-Honsfeld und Krinkelt-Mürringen[4].

Doch diese Anstrengungen wurden seit etwa 1835 durch die nun eingeführten Kataster- und Eigentumspläne erschwert, die vor dem Ausbau der Straßen zunächst eine Regelung der Eigentumsverhältnisse erforderten.

Die übrigen, sogenannten *»nichtausgebauten«* Wege glichen eher Feldwegen in einer Breite von rund drei Metern, auf denen die Fahrspuren der Eisenkarren häufig tief ausgefahren waren. Sie wurden – wenn überhaupt – notdürftig mit Steinen aus den umliegenden Gruben repariert.

Und das reichte den Dorfeinwohnern.

Handel war für jene Zeit kaum nachweisbar: Holzabfuhr aus den Wäldern war noch fast völlig unbekannt, das Gemeindeland war noch nicht urbar, die Geschäfte waren eher Tauschstellen von Naturalien als Kaufstellen und kurze Ausflüge wurden fast ausnahmslos zu Fuß unternommen. Das wenige, das verkauft werden konnte, waren einige landwirtschaftliche Produkte

Prüm *»nicht ganz chaussiert[1]«*: Zwischen Monschau-Bütgenbach-Prüm waren rund 50 km *»noch nicht ausgebaut«*, zwischen Bütgenbach und Stadtkyll waren es rund 29 km.

Diese Lücke, die auch den Abschnitt Büllingen-Josthaus-Losheimergraben umfaßte, wurde erst 1835/36 vollständig ausgebaut.

»Eine recht lebhafte Bautätigkeit in kunstmäßig aufgebauten sogenannten Bezirksstraßen begann aber erst 1840 und holte frühere Versäumnisse in reichem Maße ein[2]«, erläuterte der ehemalige Landrat von Malmedy, Karl Leopold Kaufmann.

Sie sei unter Mitwirkung der Provinz aus den durch Steuerzuschlägen gesammelten Staatsmitteln und mit Beteiligungen der Gemeinden erfolgt. So sei das Bezirksstraßennetz allein im Kreis Malmedy zwischen 1852 und 1860 um 64,4 km erweitert worden.

Kaufmann würdigte diese Anstrengungen, weil *»die Wirtschaft des Kreises nun die Zufuhr ihres auswärtigen Bedarfs, z. B. an Häuten, Lohe, Düngemittel usw., ebenso wie den Absatz ihrer eigenen Erzeugnisse, Leder, Holz, Vieh usw. auf den neuen Straßen vornehmen kann. Diese waren aber auch dem örtlichen Verkehr von Dorf zu Dorf förderlich, der bis dahin manches zu wünschen gelassen hatte[3].«*

Hünningen, 1930er Jahre: Wegebau in der Hasselt (Bernard Wilquin, Nikolaus Greimers, Johann Lux, Hubert Greimers)

oder Vieh; das wenige, das gekauft werden konnte, waren Kalk, Dünger und bestenfalls einige wenige Kolonialwarenprodukte.

Wie gering der Austausch von Waren war, zeigt sich daran, daß noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Feldweg von Adolf Kessler *(»Pittisch«)* bis zur Hünninger Mühle der am meisten befahrene war.

Dem Dorf Hünningen kam beim Ausbau der Gemeindewege zweifelsohne die Tatsache zu Hilfe, daß die Bürgermeisterei Büllingen im Wegebau zu den aktivsten gehörte. So setzte die Bürgermeisterei zwischen 1865 und 1892 weitere 25,15 km mit eigenen Aufwendungen von 85.000 Mark und Staats- und Provinzialbeihilfen *»ordnungsgemäß her«*. Ihr Wegeprogramm sei damit bis zur Jahrhundertwende *»im wesentlichen vollendet gewesen«*[5], resümierte Kaufmann.

Vor diesem Hintergrund verwundert wohl kaum, daß die Quellen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts für Hünningen keine Informationen über eventuelle Straßenbauprojekte enthalten.

Die erste Erwähnung eines Projektes taucht 1857 auf. Die vorangestellte Wertung des Gemeinderates, zweifelsohne eine – aus heutiger Sicht – unhaltbare Verharmlosung, verdeutlicht eindrücklich, welche Rolle der Wegebau und die Wege noch in jener Zeit spielten: *»Zunächst entschließt der Gemeinderat, daß sich die Dorfwege noch in einem guten Zustand befinden, jedoch die Pfannengasse und der Weg von Hünningen nach Mürringen einer Ausbesserung bedürfen«*[6].

Scheinbar ist bei diesem Projekt auch die Wegeführung zwischen Hünningen und Mürringen auf die heutige Trasse verlegt worden, da der ursprüngliche Weg zwischen Hünningen und Mürringen stellenweise zu starke Steigungen aufwies.

Im gleichen Jahr beschloß der Rat, daß die Brücke am *»Wahlenfurt«* zwischen Hünningen und Honsfeld und ebenso die Brücke zum *»Dieffenbach«* zwischen Hünningen und Mürringen erneuert werden müßten. Die Gemeinde Hünningen werde sich an diesen Projekten zur Hälfte beteiligen[7], hieß es in den Quellen.

Seit 1861 schrieb der preußische Staat dann Arbeitspläne für jede Gemeinde vor und begann auch Zuschüsse für den Straßenbau zu gewähren. So erhielt die Bürgermeisterei in diesem Jahr 1500 Reichstaler, die durch eine Anleihe in gleicher Höhe aufgestockt wurden. Das Budget für den Wegebau der Gemeinde Hünningen belief sich im gleichen Jahr auf immerhin 450 Taler.

Ein Plan und Kostenanschlag über 138 Taler für den Ausbau eines Weges durch Hünningen, der *»chausseemäßig ausgebaut werden sollte«*, liegt aus dem Jahr 1864 vor. Dieser Weg, 100 Ruthen, also 376 Meter lang, sollte mit einer festen Steindecke, Böschung und Grabenerneuerung versehen werden. Hierbei könnte es sich um die Verbindung über die sogenannte *»Kieskamer«* gehandelt haben. Diese Arbeiten wurden in Lose aufgeteilt und durch die Einwohner nach Preisangaben ausgeführt.

1869 arbeitete der zuständige Geometer Schulzen ein Projekt aus, das die Erneuerung des Verbindungsweges von Krinkelt über Mürringen und Hünningen nach Honsfeld und Buchholz vorsah. Diese Verbindung war für den Transport des im Buchholzer Forstes geschlagenen Holzes von Bedeutung. Zu diesem Projekt schoß die Gemeinde Hünningen 8120 Taler zu. Während noch im gleichen Jahr die Anlieger für die Verbreiterung der Trasse Josthaus-Dorfeingang entschädigt wurden, scheint das Projekt erst 1871 ausgeführt worden zu sein.

Steinbruch Mühlenberg, 1950: „In der Wand"
(Hubert Löfgen, Honsfeld, Hermann Küpper, Aloys Jost, Clemens Kessler)

Hünningen, 1951: Ausbesserung der Chaussee
(?, Josef Chavet, Josef Schneider, Johann Simon und Adolf Hüweler)

Seit den 1870er Jahren entstand nun ein neues Bewußtsein in den Dörfern für ihre Infrastruktur: Die Bevölkerungszahl stieg merklich, das Ödland wurde gerodet oder zumindest besser genutzt, die landwirtschaftliche Erzeugung stieg und in den Wäldern begann die Holzabfuhr. Dies erforderte einen besseren Ausbau der Dorfstraßen: das Grundbett wurde ausgeschachtet, um Packlagen zu setzen. Das Brechen der Steine übernahmen die Dorfeinwohner in Submission; ebenso den Transport von den Steingruben zu den Baustellen. Auch die Gräben wurden ausgehoben. Dies hatte nicht nur zur Folge, daß die Verkehrsinfrastruktur langsam verbessert wurde, sondern auch daß einige Einwohner die Möglichkeit hatten, Geld oder Naturalien (Kohle oder Saatgut) zu verdienen. Denn die Möglichkeiten zum

Verdienst von Bargeld waren in jener Zeit für die Hünninger ausgesprochen selten.

Doch alle Arbeiten wurden nicht vergütet: Bis Ende der 1890er Jahre finden sich immer wieder Hinweise, daß die Hünninger Bürger für diese Straßenbauprojekte *»verpflichtet«* wurden. So faßte der Gemeinderat 1876 die Projekte folgendermaßen zusammen: *»Auch hier hat die Hauptdorfstraße eine Steindecke. Nur wenig benutzte Nebenwege mangeln derselben noch. Pro 1876 werden 200 Kubikmeter Steine aufgebracht. Da wo die Steindecke noch mangelt, ist diese nicht Bedürfnis. Der Wegearbeitsplan pro 1877 sorgt für Fortsetzung der Arbeiten. Zum weiteren Ausbau der übrigen Gemeindewege, welche in ziemlich gutem Zustande sind, sollten 1877 ebenfalls außer der Wege-Rolle Naturaldienste aufgewendet werden.[8]«*

Näher erläutert werden diese Naturaldienste 1891: *»Außerdem soll jede Haushaltung einen Tag Naturaldienste leisten oder 1,50 Mark an die Gemeindekasse entrichten[9].«*

Folglich sah sich die Gemeinde zur Durchführung dieser Projekte bis zu Beginn unseres Jahrhunderts nur dann imstande, wenn gewisse Dienste in Gemeinschaftsarbeit, somit unentgeltlich und zum Wohle aller erfolgten.

Technisch standen diese Arbeiten noch immer auf recht niedrigem Niveau: So dürfte der Brückenbau vor dem Ersten Weltkrieg ausschließlich mit Holzbalken erfolgt sein. So war noch 1883 die Brücke über der Work zwischen Honsfeld und Hünningen *»mit einer Überlage aus Eichenholz gebaut[10]«* worden.

In den 1890er Jahren wandelte sich nun die Straßenbauweise grundlegend. In bedeutendem Umfange sei in den meisten Bürgermeistereien nun die Verbesserung der Wege durch Aufbringung von Steindecken betrieben worden, an denen es bisher sehr gefehlt habe. Als Gründe führte Kaufmann den Mangel an geeignetem Steinmaterial und auch das Fehlen von Straßenwalzen an[11].

Erst nach dem Eisenbahnbau 1912 konnte die Bürgermeisterei Büllingen auf den Ankauf hochwertigen Kleinschlags zurückgreifen, der per Bahn angeliefert wurde. Die Walzarbeiten übernahm seit der Jahrhundertwende der Lammersdorfer Unternehmer Wilden.

Nun wurden die Wege in Packlage gesetzt, mit Kleinschlag abgedeckt, abgewalzt und dann mit Sand eingedeckt. Mit Ausnahme des Abwalzens wurde das gesamte Projekt in Handarbeit verrichtet.

Übrigens wurde diese Bauweise bis Mitte der 1940er Jahre beibehalten.

Der Zwang zum Bau von guten Straßen stieg unterdessen stetig. *»Die Land- und Forstwirtschaft des Kreises war an einer Besserung der Verkehrsverhältnisse interessiert, um den Absatz ihres Hauptproduktes, des Rindviehs, und des inzwischen erheblich gewordenen schlagbaren Holzes, auch über den engeren Bereich des Kreises hinaus, vornehmen zu können[12]«*, umschrieb Kaufmann die Gründe für diese umfangreiche Bautätigkeit.

Hünningen, 1953: In diesem Winter fällt soviel Schnee, daß die Räumfahrzeuge machtlos sind. Erst nach Tagen wird die Ortseinfahrt „per Hand" wieder frei geschaufelt (Robert Maraite, Ludwig Küpper)

Der neuen Bedeutung der Straßen entsprechend wurden 1922 erstmals *»Wegeaufseher«* in den Dörfern gewählt. Als erster Wegeaufseher für Hünningen wurde Hubert Greimers gewählt, als zweiter Jost Nikolaus II *(»Henders«)*, der die Stelle – obwohl nur als zweiter Mann gewählt – auch antrat. *»Auch sollen die Wegewärter der Sectionen Honsfeld, Hünningen und Mürringen, deren Arbeitsgebiet nicht so groß ist wie dasjenige von Büllingen, bei der Beaufsichtigung der Brennholzhauung und bei den Fichtenstangenhauungen, die zur Verteilung kommen, mitwirken[13]«*, beschloß der Gemeinderat 1922.

Als Nikolaus II Jost 1927 seine Pensionierung einreichte, wurde Josef Küpper zum Nachfolger gewählt. Er trat seinen Dienst am 1. Januar 1928 an und blieb bis zu seiner Pensionierung Anfang 1964 im Amt.

Der Ausbau des Verkehrsnetzes wurde in den 1920er und 1930er Jahren weiter vorangetrieben. 1930 und 1931 sah das Wegebaubudget für die Gemeinde Hünningen beispielsweise jährlich 60.000 Bfr. für den Ausbau der Infrastruktur vor. Diese Summe entsprach auch genau dem Gehalt, das ein Wegearbeiter in jener Zeit brutto bezog.

So wurde 1930 beispielsweise das oberste Stück des Zufahrtsweges zwischen dem Dorf und dem *»Edesbach«* (vom Wasserbehälter Richtung Weißer Stein) auf einer Länge von 1.000 Metern auf eine Breite von 7 Metern mit Straße, Seitenstreifen und Graben ausgebaut.

Aus dem durchgearbeiteten Quellenmaterial wird deutlich, daß seit Mitte der 1920er Jahre die ersten Autos und Lastkraftwagen das Anforderungsprofil an die Straßen – beispielsweise der direkten Verbindung nach Mürringen – langsam und in steigender Bedeutung mitbestimmten. *»Da es sich um eine allgemeine öffentliche Sicherheitsmaßnahme handelt, da dieser Weg auch der einzige Fahrweg von der ehemaligen Provinzialstraße wie auch von Hünningen nach Mürringen ist, empfiehlt sich eine Erbreiterung dieses Weges. (...) Die scharfen Drehungen und Krümmungen an dem Wege ausgangs Mürringen bis zum Tiefenbach bilden beständige dauernde Gefahren für den Verkehr, die ohne Verzug beseitigt werden müßten. Desweiteren wird darauf hingewiesen, daß die augenblickliche Breite schon für die Kreuzung zweier Fahrzeuge kaum genüge und bei der Wichtigkeit dieses Kommunikationsweges eine Mindestbreite von 10 m einschließlich der Seitengräben absolut notwendig wäre[14]«*, argumentierte der Büllinger Gemeinderat 1928.

Noch deutlicher wird die steigende Bedeutung von Autos und Lkws an folgendem Zitat aus dem Jahr 1939: *»Im Hinblick darauf, daß der an der Kirche in Hünningen und zur Schule führende Weg für den Fuhr- und Autoverkehr viel zu eng ist,*

Hünningen, 1961: Steineladen vor der „Monarchengrube"
(Johann Stoffels, Josef Simon, Ludwig Küpper, Clemens Kessler, Aloys Jost, Hermann Küpper, Hubert Löfgen)

Hünningen, Winter 1964-65: Schneeschaufeln im Hüe-Weg
(Josef Andres, Ludwig Küpper, Michel Weber, Hermann Rauw, Konrad Lux, Bernard Stoffels, Nikolaus Maraite, Josef Simon, Bernard Weber)

und zur Vermeidung von Unglücksfällen die Erbreiterung des Weges im allgemeinen öffentlichen Wohlfahrts- und Sicherheitsinteresse liegt, beschließt der Gemeinderat die Erbreiterung vorzunehmen.«

Mittlerweile waren die Mittel auch so reichlich, daß die Gemeinde erste Ansätze zur Dorfverschönerung verwirklichte. So wurden 1930 beispielsweise 35 Lindenbäume im Dorf gepflanzt[15].

Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurden nun alle weiteren Straßenbauprojekte eingestellt und mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges in der Eifel durch die Ardennen-Offensive das bestehende Netz erheblich in Mitleidenschaft gezogen.

Die Kriegsschäden für das Wegenetz der Gemeinde Büllingen wurden allein auf 2.081.736 Bfr. eingeschätzt. Hiervon wurden 1951 allerdings nur 1.574.090 Bfr. als Entschädigung ausbezahlt.

Nach diesem Krieg begann nun auch eine neue Epoche des Straßenbaus. Noch 1945 war der letzte Weg (vom Haus Fickers bis zur »*Work*«) mit Sand eingeschlämmt worden. Selbst auf den meisten Staatsstraßen wurde bis 1945 mit Sand eingeschlämmt.

Doch der Sand wurde nun durch Bitumen ersetzt. Denn die Ansprüche an die Straßen stiegen sprunghaft an: Die Motorisierung der Transportfahrzeuge, ihre hohe Ladekapazität und der steigende Personenverkehr stellten neue, bis dahin nicht bekannte Anforderungen an die Verkehrsinfrastruktur.

Der erste Weg im Dorf, der wohl 1947 geteert wurde, war der Abschnitt von der Alten Kirche über die neue Kirche bis zum Haus Andres. Es folgten später die Trassen von Haus Barthel Jouck bis zum Haus Robert Greimers (19.260 Bfr.) und vom Ortsausgang Hünningen bis zur Staatsstraße Richtung Losheimergraben (48.640 Bfr.). Im Preis war das Abdecken der Wege mit Kleinschlag sowie 1,8 Liter Teer und 13 Liter Split pro Quadratmeter enthalten. Diese Projekte wurden 1948 und 1949 ausgeführt.

Durch dieses neue Verfahren wurden die Straßen glatter und bei Regen nicht mehr ausgespült. Da die Hufeisen der Pferde allerdings noch nicht mit Stollen ausgerüstet waren, rutschten die Tiere insbesondere in Steigungen häufig. Aus diesem Grunde dürfte der Weg von Josthaus bis zum Dorfeingang wohl als letzter 1952 in Bitumen eingeschlämmt worden sein.

Dieser intensive Wegeausbau in den 1950er Jahren erforderte natürlich auch höhere Anforderungen an den Unterhalt.

Hierzu stellte die Gemeinde immer mehr Arbeiter ein, die die Gräben ausheben, säubern und mähen mußten, die Friedhofspflege übernahmen, die Feldwe-

ge betreuten, die Wasserleitungen warteten u.a.

Nach 1953 wurden die Wege verbreitert und mit Bordüren versehen. An einigen Stellen wurden die ersten Wasserrinnen eingebaut. Nun waren auch Mittel für die Feldwege vorhanden: So wurde 1951 der Weg von Klemens Jost bis zum Bilderberg in Packlage gesetzt, 1952 und 1953 folgte der Weg vom Dorf zum sogenannten Holzweg. Hier brachen die Dorfeinwohner noch die Steine in der Mühlenhecke (von *»Pittisch«* Richtung Hünninger Mühle, erste Abzweigung links) und transportierten sie zur Baustelle. Während die meisten Mitarbeiter noch Pferdefuhrwerke verwandten, konnte Barthel Lux mit dem ersten Traktor des Dorfes eindrucksvoll unter Beweis stellen, welche Vorteile diese Neuerungen in der täglichen Arbeit besaßen.

Der Transport konnte übrigens noch nicht durch die Gemeinde übernommen werden, da sie erst 1954 einen ersten eigenen Lkw anschaffte.

1962 wurden dann die ersten Feldwege außerhalb des Dorfes geteert. Auch hier zählten die Wege zum Bilderberg und zum Holzweg wieder zu den ersten. 1968 folgten die Feldwege vom Haus Josef Drösch bis zur ersten Gabelung und die Trasse vom Bilderbach bis zum Waldweg *»Biert«* Viele weitere Feldwege wurden 1979 geteert, als die EG diese Projekte bezuschußte: Zu ihnen zählte der Feldweg vom *»Burgfeuer«* bis zur Müllgrube am *»Hockeberg«*, der Weg vom Haus Michel Küpper bis zur Dorfstraße Richtung Losheimergraben.

Der letzte Weg, der in Packlage gesetzt wurde, war der Weg vom Bolder zur Staatsstraße Richtung Losheimergraben im Jahr 1964. Nun wurde die Handarbeit im Straßenbau endgültig durch Maschinen ersetzt.

Bestes Beispiel ist der Abschnitt von Josthaus zum Dorfeingang. Dieser war – wie alle übrigen Projekte seit 1965 – ein Jahr später in Submission vergeben worden. Die Straße wurde nun auf einer Tiefe von 60 cm mit dem Bulldozer ausgeschachtet; beidseitig wurden Wasserrinnen angebracht. Dann wurden drei Schichten eingefahren: grobe Steine, mittlere Steine und Steinschlag. Die Straßendecke wurde mit Bitumen eingeschlämmt.

Seit 1967 wurden der Straßenbau durch eine weitere Neuerung verändert: Nun wurde im Dorf der erste Tiefenkanal unter der Straße verlegt. Hierdurch wurden die Grabenpflasterungen überflüssig. Die Straßen erhielten mehr oder weniger das Aussehen, das sie auch heute haben: feste Straßendecke mit Kanalisationsschächten, Abwasserrinnen mit Abflüssen und zugeschüttete Gräben, die nun überflüssig geworden waren. In Zukunft wurden Straßenneubauprojekte in der Regel mit dem gleichzeitigen Bau einer Kanalisation verbunden.

Während so die Dorfstraßen in den 1950er und 1960er Jahren den neuen Anforderungen angepaßt wurden, wurde auch die Staatsstraße Büllingen-Josthaus-Losheimergraben 1964 von fünf auf sieben Meter verbreitert. Da die Pflege dieser Straße in den beiden letzten Jahrzehnten fast inexistent war, das Straßenbett aber durch die zahlreichen Schwertransporte stark in Mitleidenschaft gezogen worden war, wurde dieses Teilstück 1994 und 1995 nach notdürftigen Reparaturen mit einer neuen Straßendecke versehen.

Im Jahr 1995 verfügte die Großgemeinde Büllingen, mit 150 Quadratkilometer flächenmäßig die zweitgrößte Belgiens, über 862 km Straße. Nur 42,5 km sind Staatsstraßen. 360 km sind ungeteerte Feldwege und 460 km geteerte Gemeindestraßen.

Das Wasser aus der Leitung (1906)

Hünningen, 1995: Wasserreservoir auf dem Bolder für Hünningen und Mürringen

Ähnlich wie der Wegebau war und ist auch der Bau der Wasserleitung eine unendliche Geschichte, die durch immer neue Anforderungen die aktuellen Sorgen und Probleme Hünningens exemplarisch verdeutlicht.

Noch im Sommer 1900 klagte der Büllinger Bürgermeister von Bessel, daß der *»Trinkwasserfrage durchgängig nicht die erforderliche Aufmerksamkeit zugewandt«* werde. Die Hausbrunnen lägen vielfach zu nahe an den Dungstätten und hätten folglich *»besonders bei Regenwetter Jauchezusatz[16]«*.

Die Folgen waren schlimm: *»In den Jahren 1899 bis 1901 herrschte in der Gemeinde Hünningen der Unterleibstyphus, an welchem eine Anzahl Personen erkrankte und drei Personen gestorben sind. Seit Oktober 1901 sind die ansteckenden Krankheiten nicht mehr zur Meldung gekommen. Die Wasserversorgung erfolgt aus Hausbrunnen, welche aber größtenteils nicht in der erforderlichen Weise geschützt und gereinigt werden. Mehrere derselben liegen in der Nähe der Dungstätten, verschiedene an öffentlichen Wegen und kommt es schon vor, daß dieselben bei starken Regengüssen durch die Niederschläge verunreinigt werden. Auch sind die in den Häusern liegenden Brunnen, welche mit einer Pumpe versehen sind, nicht hinreichend geschützt. Außerhalb des Felsens sind die Brunnenschächte nur aus trockenem Mauerwerk hergestellt, so daß von der Oberfläche die sich ansammelnde Unreinigkeit durchdringen kann. Einzelne Familien holen das Gebrauchswasser aus offenen, im Wiesengrunde gelegenen Quellen. Die Quantität reicht im allgemeinen aus. Nur bei anhaltender Trockenheit tritt ein vorübergehender Wassermangel ein[17]«*, faßte der Hünninger Gemeinderat die Situation 1903 zusammen.

Diese Typhuserkrankungen waren in der Eifel des 19. Jahrhunderts keineswegs selten. Und so zeigten die Typhustoten den Gemeinderäten auch keineswegs Handlungsbedarf an. Deshalb muß der Schrekken bei den Gemeindemandataren groß gewesen sein, als die Bürgermeisterei Büllingen und die einzelnen Gemeindesektionen im Dezember 1900 laut polizeilicher Verfügung zum Bau einer Wasserleitung gezwungen wurden: *»Aufgrund der in den letzten Jahren aufgetretenen auf die schlechten Trinkwasserverhältnisse des Ortes Büllingen zurückzuführenden Typhusepidemien, denen nach dem Urteil des medizinal-polizeilichen Sachverständigen nur durch eine angebrachte Wasser-*

Bekanntmachung.

In Gemäßheit des § 10 des Impfregulativs vom 28. April 1875 werden die öffentlichen Impftermine pro 1897 nachstehend für die Bürgermeistereien Amel, Büllingen und Manderfeld mit dem Bemerken zur allgemeinen Kenntniß gebracht, daß Eltern, Pflegeeltern oder Vormünder, deren Kinder oder Pflegebefohlene ohne gesetzlichen Grund der Impfung und der ihr folgenden Gestellung (Revision) entzogen geblieben sind, mit Geldstrafe bis zu 50 Mk. oder mit Haft bis zu 3 Tagen bestraft werden.

Im Falle die Impfung aus unvorhergesehenen Gründen zu der bestimmten Zeit nicht vorgenommen werden kann, wird der Impfarzt, Herr Dr. Prigge zu Büllingen der Ortspolizeibehörde den anderweitigen Termin zur Benachrichtigung der Eltern ꝛc. rechtzeitig mittheilen. Die Impfpflichtigen oder andere zur Impfung gelangende Personen müssen mit reingewaschenem Körper und mit reinen Kleidern zur Impfung gestellt werden. Eventl. wird eine erforderlich erscheinende Reinigung der Arme mit Wasser und Seife im Impflokal während des Termines ausgeführt werden.

Die Impfung findet statt:

Freitag den 11. Juni 1897,
Vormittags 10 Uhr in Büllingen,
Nachmittags 1½ „ „ Heppenbach,
„ 3 „ „ Möderscheid,
„ 4 „ „ Schoppen;

Montag den 14. Juni,
Nachmittags 1 Uhr in Wirtzfeld,
„ 2½ „ „ Rocherath,
„ 4 „ „ Mürringen,
„ 5 „ „ Hünningen,
„ 6 „ „ Honsfeld;

Mittwoch den 23. Juni,
Nachmittags 1½ Uhr in Holzheim,
„ 2½ „ „ Manderfeld,
„ 4½ „ „ Krewinkel,
„ 6½ „ „ Losheim.

Sämmtliche Termine werden in den Schulen abgehalten. Die Revisionstage werden in jedem Termine mündlich angesagt.

Malmedy, den 31. Mai 1897.

Der Landrath, Der Kreisphysikus,
Pastor. Dr. Ricken.

(aus: Kreisblatt für den Kreis Malmedy vom 2.6.1897)

versorgung abgeholfen werden kann, wird gemäß Art. 132 des Landesverwaltungsgesetzes vom 30. Juli 1883 der Gemeinde Büllingen hiermit aufgegeben, innerhalb 14 Tagen nach Zustellung dieser polizeilichen Verfügung behufs (sic) Beschaffung von einwandfreiem Trinkwasser

a) ein Wasserleitungsprojekt durch einen Sachverständigen ausarbeiten zu lassen und der unterzeichneten Polizeiverwaltung einzureichen oder

b) das vom Wiesenbaumeister Vetter in Bonn ausgearbeitete und von dem Wasserbauingenieur Unna aus Köln begutachtete Wasserleitungsprojekt anzuerkennen und die Mittel zu der Ausführung bereitzustellen.

Im Falle die Gemeinde Büllingen dieser Anordnung nicht pünktlich Folge leistet, wird die Ausführung von polizeiwegen auf Kosten der Gemeinde Büllingen erfolgen und der vorläufig für die Anfertigung der Projektstücke auf 500 Mark bestimmte Kostenbetrag im Zwangswege von der Gemeinde Büllingen eingezogen werden.

Außerdem wird alsdann die Ausführung des Projektes auf Gemeindekosten erfolgen[18]*.«*

Dieser plötzliche Druck hatte einen konkreten und zwingenden Hintergrund. So informierte der Landrat von Malmedy die Gemeindevertreter, daß *»in den letzten Jahren die Gemeinde Büllingen mehrfach durch Typhus-Erkrankungen heimgesucht worden ist, deren Verbreitung auf die ungünstigen Trink- und Nutzwasserverhältnisse zurückzuführen ist. Auch auf dem der Gemeinde Büllingen benachbarte Truppenübungsplatz Elsenborn sind in letzter Zeit wiederholt ansteckende Krankheiten unter den Soldaten aufgetreten. Sowohl im Interesse der auf dem Lager Elsenborn in der Folge unterzubringenden Truppen wie im Interesse der eigenen Bewohner ist die Sanierung sowohl des Platzes wie der umliegenden Orte ein dringendes Bedürfnis*[19]*«.*

Die Eifeldörfer verdanken den Bau ihrer Wasserleitungen folglich zum Großteil dem Truppenübungsplatz Elsenborn.

Während für den Ort Büllingen der Bau der Wasserleitung schon am 3. Dezember 1900 beschlossen wurde, beschlossen die *»Gemeinden Honsfeld, Hünningen, Mürringen, Krinkelt, Rocherath und Wirtzfeld die Erbauung einer centralen Wasserleitung, veranschlagt für rund 100.000 Mark nur unter nachfolgenden Bedingungen:*

1. *daß zu den Ausführungskosten 2/3 aus öffentlichen Mitteln zur Verfügung gestellt werden;*
2. *daß jede der genannten Gemeinden zu den Ausführungskosten nur mit 2.500 Mark in Summa 15.000 Mark herangezogen wird; (...)*
3. *daß die centrale Wasserleitung für alle Gemeinden gemeinschaftlich angelegt wird*[20]*.«*

Diese Forderungen nach staatlicher Unterstützung werden aus der folgenden Umschreibung der Lebensverhältnisse verständlicher: *»Die Eingesessenen sind durchweg arme Leute, welche größtenteils mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben. Das Steuersoll ist so gering, daß eine gesunde Unterlage für die Erhebung einer Umlage nicht vorhanden ist. Industrie ist nicht vorhanden und fehlt es daher auch durchweg an Gelegenheit zum Barverdienst*[21]*«.*

Im ersten Projekt für Hünningen aus dem Jahr 1903 wurde das Vorhaben konkretisiert: *»Gewinnung des Wassers: Aus Felsquellen im Bürgermeistereiwalde Bierth, Hochtreibung desselben auf den höchsten Punkt des Waldes, dort Anlegung eines Reservoirs und gemeinschaftlicher Abfluß bis zur Abzweigung des Communalweges nach Hünningen. An diesem Punkte trennt sich die Leitung für Hünningen und Mürringen und fließt das Wasser den einzelnen Ortschaften zu*[22]*«.*

Doch unmittelbar nach diesem Antrag trat die alte Rivalität zwischen Hünningen und Mürringen wieder zutage. Im Winter 1903/1904 entschieden beide Dörfer getrennte Wasserleitungen zu bauen, wie in der Sitzung vom 13. Februar 1904 beschlossen. Auf Druck und Drohung der königlichen Regierung revidierten beide Gemeinderäte am 23. Februar ihren Beschluß jedoch und sprachen sich wieder für eine gemeinsame Wasserleitung aus, die dadurch natürlich viel kostengünstiger wurde. Unter diesen Voraussetzungen sahen beide Räte sich ebenfalls gezwungen, endlich die leidige Frage der Finanzierung einvernehmlich zu regeln.

Die Bemühungen der Mürringer um eine eigene Wasserleitung waren allerdings nicht unbegründet. Sie fürchteten, daß der höher liegende Teil ihres Dorfes in Trockenzeiten nicht mit Wasser versorgt werden könnte. Und diese Befürchtung erwies sich in der Folgezeit als durchaus begründet.

Das Projekt wurde im Sommer 1904 fortgeführt. Die Ergiebigkeit der Quellen wurde gemessen: Während die erste vorgesehene *»Quelle im Schönbergsief Mitte Juni rund 20 Kubikmeter pro Tag und die zweite im Holzbroichseifen im herzoglich Brandenburgischen Gebiet (arembergisch) Mitte Juni rund 43 Kubikmeter pro Tag lieferte, die erforderliche Menge aber bei 76 Kubikmeter für beide Ortschaften liegen*

a. Typhus. Auf dem Gebiete der Infectionskrankheiten beanspruchte der Unterleibstyphus das ganze Jahr hindurch das höchste Interesse, nicht allein wegen der ungewöhnlich hohen Zahl der Erkrankungen, sondern auch wegen der außerordentlich epidemischen Art des Auftretens innerhalb eines begrenzten Gebietes. Es möge hier eine Uebersicht über sämmtliche Typhuserkrankungen folgen:

Monat.	Bürgermeisterei	Zahl der Fälle	Todesfälle
Januar	Bütgenbach	3	1
	Beverce	1	
Februar	Schönberg	1	
März	Bütgenbach	1	
	Beverce	1	1
	Büllingen	2	
	Büllingen	1	
April	Weismes	1	
	Büllingen	2	
Mai	Weismes	1	
	Beverce	3	
Juni	Bütgenbach	1	
	Büllingen	11	
	Beverce	4	1
	Burgreuland.		
	Thommen	2	
Juli	Büllingen	21	
	Beverce	3	1
	Manderfeld	1	
August	Büllingen	29	
	Beverce	5	2
	Bütgenbach	5	
September	Büllingen	13	
	Reuland	2	5
	St. Vith	1	
	Beverce	1	
Oktober	Büllingen	15	
	Bütgenbach	3	3
	Malmedy	6	
November	Büllingen	3	
	Manderfeld	1	
	Bütgenbach	4	
Dezember	Büllingen	5	
	Bütgenbach	2	2
	St. Vith	1	
	Amel	3	
		159	16

Hiervon entfallen 102 Erkrankungen mit 6 Todesfällen auf die Bürgermeisterei Büllingen. Sämmtliche Ortschaften derselben wurden mehr oder weniger von der Krankheit heimgesucht.

. . . . . .

weil die vielfach ungünstigen hygienischen Verhältnisse, namentlich die ungenügende Wasserversorgung der betroffenen Ortschaften die Ausbreitung ungemein begünstigten und immer neue Infectionsquellen entstehen ließen.

(aus: Kreisblatt für den Kreis Malmedy vom 02.05.1900)

Hünningen, 1995: Das Sammelbassin auf „Zoßfeld" für Hünningen

soll, wird eine dritte Quelle am Weißen Stein hinzugenommen; das Mindestquantum der drei Quellen betrug am 17.6.1904 rund 162 Kubikmeter«. Also schloß man, daß auch *»bei großer Trockenperiode reichlich Wasser vorhanden sein dürfte*[23]*«*.

Als der königliche Kreisarzt, Dr. Ricken, am 13. Juli 1904 bestätigte, daß die Quellen geeignet und von Waldgebiet umschlossen seien und daß das Wasser einwandfrei sei, stand der Realisierung nichts mehr im Wege.

Im Zuge der weiteren Planungen schied die Quelle am *»Schönbergseifen«* aber am 29. September 1904 aus dem Projekt aus, da die Wassermenge zu gering sei. Im August 1905 wurde auch die Quelle *»Holzbroichseifen«* aus dem gleichen Grunde gestrichen.

»Nun soll die Leitung von Quelle A am Weißen Stein und Quelle C Bocksvenn gespeist werden. Beide Quellen lieferten am trockensten Tag, dem 25. August 1905, weit mehr, als der veranschlagte Höchstwasserbedarf über 100 Kubikmeter[24]*«*.

Am 7. März 1906 erteilten schließlich die Gemeinderäte von Hünningen und Mürringen dem Bauunternehmer C. Bodarwé aus Aachen den Auftrag, die Wasserleitung in Gußrohr zum Preise von 54.940 Mark sowie die Herstellung der Hausanschlüsse zu den offerierten Einheitspreisen zu übertragen[25].

Noch vor Jahresende wurde die Wasserleitung für Hünningen und Mürringen fertiggestellt. Die Kosten beliefen sich auf rund 62.000 Mark[26].

Doch um die Zahlung dieser Forderungen entbrannte ein heftiger Streit. Zahlreiche Reklamationen, Auseinandersetzungen um falsche Messungen, zweifelhafte Zinsberechnungen, Nichtzahlung geschuldeter Beträge u.a. führten am 3. Februar 1909 zur Einschaltung eines Schiedsgerichtes, das den Auftrag zur gütlichen Einigung erhielt.

Der Streit wurde schließlich am 31. Januar 1911 beigelegt. Der getroffene Vergleich sah vor, daß die Gemeinden Hünningen und Mürringen 60 Prozent der strittigen Summen tragen mußten, während der Bauunternehmer 40 Prozent der Summe zu seinen Lasten nehmen mußte. Auch die Kosten des Verfahrens wurden von beiden Parteien mit 60 zu 40 getragen.

Ein Beschwerdebrief von Peter Greimers aus dem Jahr 1907 illustriert diesen Streitfall beispielhaft: *»Bei Anlage hiesiger Wasserleitung wurde dem ergebenst Unterzeichneten das Ausgraben des Bassins oberhalb des Dorfes übertragen. Die Arbeit wurde nach Vollführung von dem Unternehmer ohne mein Beisein vermessen, worauf mir 89 (Kubik)Meter, das Meter zu 0,80 Mark laut Vereinbarung ausbezahlt wurden. Kürzlich habe ich in Erfahrung gebracht, daß der Unternehmer der Gemeinde 100 (Kubik)Meter in Rechnung gestellt hat. Den Abzug von 11 (Kubik)Metern erkenne ich umso mehr als ungerecht, da die Gemeinde für das Meter 1 Mark zahlte, während ich nur 0,80 Mark erhielt*[27]*«*.

Die Wasserleitung blieb nach ihrem Neubau natürlich eine *»ewige Baustelle«*, auf der auch in den 1920er und den 1930er Jahren Verbesserungen, einige Umänderungen und Erneuerungen vorgenommen werden mußten.

Im Dezember 1944 und Januar 1945 wurde die Hünninger Wasserleitung dann weitgehend zerstört. Es dauerte bis Herbst 1945, um die größten Schäden zu beheben und wieder alle Haushalte mehr oder minder mit fließendem Wasser zu versorgen.

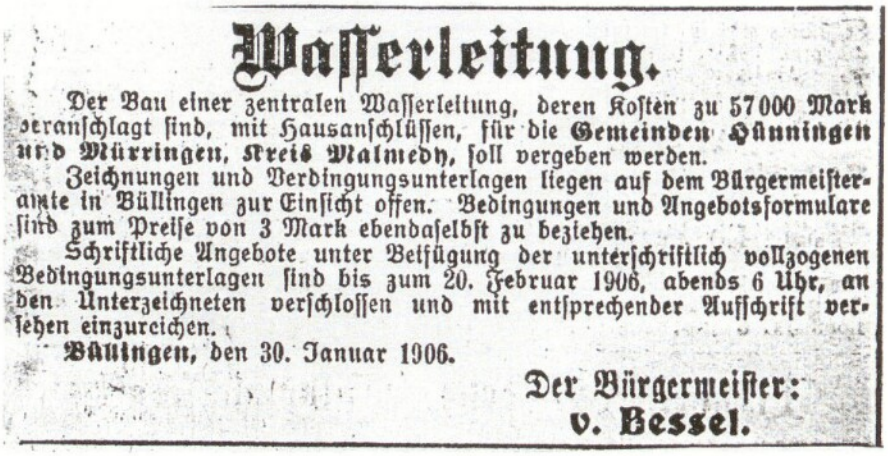
Vorerst mußte das reichen.

Denn der Wiederaufbau nahm alle Kräfte in Anspruch. Und so störte es nur bedingt, daß das Wasser im Sommer nur solange floß, wie der Vorrat reichte. Denn durch große Verluste innerhalb des nur notdürftig reparierten Leitungsnetzes *»an allen Ecken und Kanten«* wurde das notwendige Volumen zur problemlosen Versorgung in heißen Wochen nicht mehr erreicht. Wassermangel war die Folge.

Erst am 14. März 1950 legten die Architekten Rousch und Moray aus Malmedy eine Expertise vor, die den Schaden auf 281.882 Bfr. bezifferte.

Doch nun galt es nicht mehr nur, die Leitung wiederherzustellen. Denn seit Mitte der 1950er Jahre stiegen die Anforderungen an die Wasserleitung sprunghaft an. Durch den wachsenden Wohlstand stieg die Zahl der Waschmaschinen und Badezimmer und durch die intensivere Landwirtschaft stiegen die Viehzahlen merklich an.

Doch nicht nur für die Wasserleitungen, auch in den Arbeitstechniken hielt die Moderne Einzug. 1955 wurden zur Verlegung eines neuen Teilstückes zum letzten Mal die Gräben *»mit der Hand«* aufgeworfen.



Wasserleitung.

Der Bau einer zentralen Wasserleitung, deren Kosten zu 57000 Mark veranschlagt sind, mit Hausanschlüssen, für die Gemeinden Hünningen und Mürringen, Kreis Malmedy, soll vergeben werden.

Zeichnungen und Verdingungsunterlagen liegen auf dem Bürgermeisteramte in Büllingen zur Einsicht offen. Bedingungen und Angebotsformulare sind zum Preise von 3 Mark ebendaselbst zu beziehen.

Schriftliche Angebote unter Beifügung der unterschriftlich vollzogenen Bedingungsunterlagen sind bis zum 20. Februar 1906, abends 6 Uhr, an den Unterzeichneten verschlossen und mit entsprechender Aufschrift versehen einzureichen.

Büllingen, den 30. Januar 1906.

Der Bürgermeister:
v. Bessel.

(aus: Neues Kreisblatt für den Kreis Malmedy vom 30.1.1906)

1963 und 1964 erneuerte die Firma Franz Hagelstein aus Büllingen die Wasserleitung im Dorf auf einer Länge von 5.025 Metern. Dieses Projekt kostete damals die stolze Summe von 2.930.000 Bfr. Da in den folgenden Jahren immer wieder Wassermangel auftrat, mußten auch die Leitungen bis hin zu den Quellfassungen neu verlegt werden. Diese Arbeiten wurden 1968 durch den Bau eines neuen Behälters auf dem *»Bolder«* mit einem Fassungsvermögen von 140 Kubikmetern ergänzt.

Doch besonders in den trockenen Sommermonaten gab es größere Probleme mit der Wasserversorgung. So war es für die Hünninger in jener Zeit fast normal, bei merklich nachlassendem Wasserdruck schnell noch Kessel und Eimer mit Wasser vollaufen zu lassen. Denn die Wahrscheinlichkeit war groß, – und das wußte jeder – daß die Wasserversorgung nach diesem Warnzeichen endgültig zusammenbrechen würde. Mit dem schnell gesammelten Wasser hoffte dann jeder, die nächsten Stunden bis zur erneuten Wasserversorgung zu überbrücken.

Der Versorgungsengpaß war 1970 so offensichtlich, daß sogar Wasser aus dem Edesbach in den Behälter auf dem Bocksvenn gepumpt werden mußte, um den Bedarf annähernd zu decken.

Die Dorfeinwohner verbrauchten in jenen Jahren über 100 Kubikmeter Wasser pro Tag. Deshalb wurde auch in den folgenden Jahren fieberhaft an einer Verbesserung der Wasserversorgung gearbeitet.

Die endgültige Sicherstellung dieser Wasserversorgung erfolgte schließlich 1974, als das Wasserleitungsnetz der Ortschaften Hünningen und Mürringen an den Udenbrether Behälter angeschlossen wurden. Hier waren die Wasserreserven aus der Oleftalsperre nämlich so groß, daß auch in trockenen Zeiten der Bedarf der Hünninger an Wasser problemlos gedeckt werden konnte. Bis heute besteht diese Leitung, die allerdings nur in Notzeiten zur Zusatzversorgung geöffnet wird.

Um der offensichtlichen Wasserverschwendung entgegenzuwirken, installierte die Gemeinde 1975 in jedem Haushalt *»Wasseruhren«*, so daß der Verbrauch nicht nur genau beziffert, sondern auch abgerechnet werden konnte.

1992 vergrößerte die Gemeinde schließlich den Wasserbehälter auf *»Bolder«* auf ein Fassungsvermögen von 320 Kubikmetern. Gleichzeitig wurde eine Aufbereitungsanlage installiert. Das Grenz-Echo schrieb hierzu: *»Nach langwierigen und zum Teil schwierigen Planungen, die aufgrund der unterschiedlichen Wasserqualitäten der Quellen Boxvenn und Weißer Stein, sowie der Bohrung, die den Wasserbehälter Bolder speist, erforderlich waren, wurde der aus Aachen stammende und in Nidrum ansässige Diplom-Ingenieur Hugo Sieberg mit der Leitung der Arbeit beauftragt.*

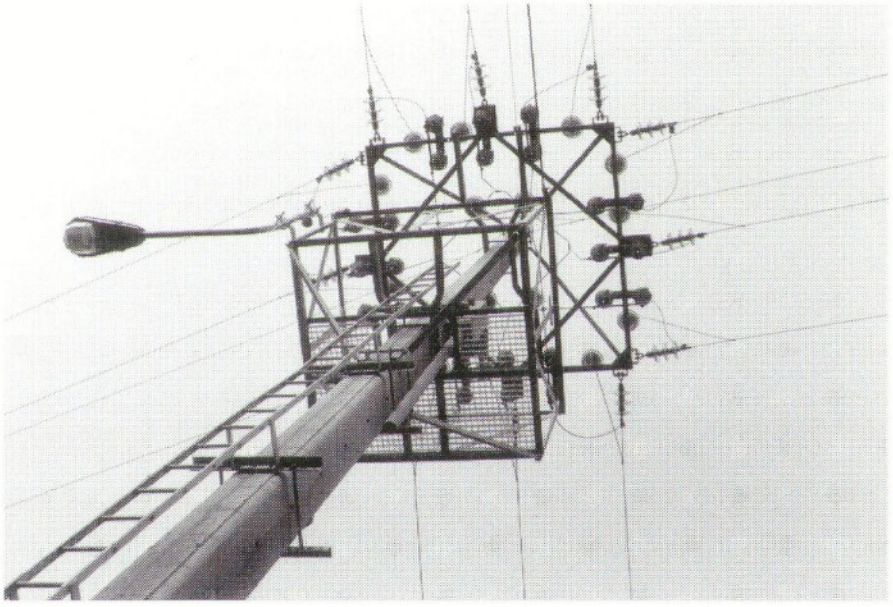
Die nunmehr betriebsfertige Anlage sieht zunächst eine durch Verdüsung herbeigeführte Befreiung des Wassers von groben Manganrückständen vor. Weitere Stufen der Aufbereitung, die durch eine elektronische Steuerung ständig überwacht wird, sehen eine Oxydation, Enteisenung, praktisch vollständige Entmanganung sowie eine Desinfektion des Trinkwassers vor. Eine ebenfalls vorgesehene UV-Anlage soll schließlich auch den letzten noch verbleibenden Bakterien den Rest geben. (...) Bei Gesamtkosten von 11 Millionen Bfr. war die Gemeinde ebenfalls bemüht, der gesamten Anlage befestigte Zufahrt, Abzäunung, Baumpflanzungen (...) ein gepflegtes Gesamtbild zu geben[28]*.«*

Sehr schnell merkten die Hünninger, daß das Wasser dank dieser Investitionen von hervorragender Qualität war. Die Verbraucher werden hierzu auch zu Recht mit etwa 40 Bfr./Kubikmeter zur Kasse gebeten.

Dies hat zur Folge, daß der Wasserverbrauch in Hünningen stark abnimmt. Wurden 1991 noch rund 73 und 1992 noch rund 70 Kubikmeter pro Tag verbraucht, so sank diese Zahl nach der Erhöhung der Wasserpreise auf 61, bzw. 59 Kubikmeter pro Tag 1993 und 1994. Gründe dürften nicht nur der Rückgang der Landwirtschaft und die Wiedereröffnung einiger Privatbrunnen, sondern auch der bewußtere Umgang mit Wasser sein.

1994 verbrauchte jeder Hünninger (landwirtschaftliche Betriebe einbegriffen) im Durchschnitt 40 Kubikmeter pro Jahr. Das sind rund 110 Liter pro Tag.

Die elektrische Kraft auf der Steckdose (1929)



Hünningen, 1995

Ähnlich wie fließendes Wasser gilt auch der Strom aus der Steckdose heute als Selbstverständlichkeit.

Und erst wenn der Strom in den Eifeldörfern einmal kurzzeitig ausfällt, zeigt sich, wie abhängig unser Leben heute von der Elektrizität ist: Licht und Heizung fallen aus, ebenso Kühlschränke und -truhen, der Fernsehschirm bleibt matt, das Radio stumm. In vielen Häusern läßt sich selbst kein Brot mehr schneiden und auch Dosen können nicht mehr geöffnet werden, da der elektrische Dosenöffner seinen Dienst versagt.

Dann geht einfach nichts mehr.

Die belgische Eifel war eine der letzten Regionen, die im weiteren Umkreis - diesseits und jenseits der Grenzen - mit Strom versorgt wurde. Erst am 6. Dezember 1929 konnte in einigen Hünninger Häusern zum ersten Mal das Licht angedreht werden.

Im matten Glanz der schwachen Glühbirnen zeigte sich sehr schnell, daß die hohen Erwartungen, die noch fünf Jahre früher in die Einführung der Elektrizität gesetzt worden waren, sich kaum erfüllten.

So hatte die St. Vither Volkszeitung 1924 in blindem Fortschrittsglauben den Nutzen der Elektrizität überschwenglich angepriesen: *»Sicherem Vernehmen nach wird binnen kurzem mit dem Bau einer Talsperre begonnen und zwar im Tal der Warche zwischen Reinhardstein und Bevercé. Das Becken wird eine Länge von 2,5 km bekommen und innerhalb der Sperrmauer wird das Elektrizitätswerk hin-*

„Voßen", Mitte der 1930er Jahre: Das Dorfbild verändert sich. Vorboten der Moderne, wie Strommasten und Autos, ergänzen das Erscheinungsbild.

eingebaut werden. Das Werk wird soviel Kraft erzeugen können, daß die beiden Kantone Malmedy und St. Vith mit genügend Elektrizität versehen sein werden. Das Elektrizitätswerk, das von einer Brüsseler Firma gebaut wird, wird nicht nur den größten privaten und ganz speziell industriellen Bedürfnissen genügen können, sondern es wird auch noch die beiden Kantone mit einer elektrischen Kleinbahn beleben, die die meisten Ortschaften miteinander verbinden wird. Während des Baues dieses, den modernsten elektrischen Großanlagen ähnlichen Werkes werden überall in den beiden Kantonen schon die Leitungsmasten aufgestellt und nach Verlauf etwa eines Jahres soll das neue Elektrizitätswerk betriebsbereit sein. Man spricht davon, daß die Kilowattstunde 1,00 Bfr. bis höchstens 1,20 Bfr. kosten, mit der Zeit aber, wenn die Amortisierung günstige Fortschritte gemacht hat, noch billiger geliefert werden soll. Die Gemeinden werden als Aktionäre beteiligt sein und Privatkapital soll auch zugelassen werden. So werden wir denn in nicht allzu langer Zeit eine lebhafte Bautätigkeit in unserer, von der modernsten aller Industrien, der Elektrizität, noch ziemlich unberührten Gegend erleben. Und wenn es wahr ist, daß das neue Elektrizitätswerk allen Anforderungen genügen wird, dann ist es möglich, daß der etwa sich hier ansiedelnden Industrie auch da hier schon ansässige Gewerbe und nicht zuletzt die Landwirtschaft zu einer Blüte kommt, die bisher und ohne derartige modernen Maßnahmen nicht denkbar war[29]*.«*

Genauso wenig wie diese begeisterten Voraussagen eintrafen, schritten auch der Bau der Talsperren und die Elektrifizierung der Dörfer voran.

Schon 1912 hatte der Büllinger Bürgermeister in der Bürgermeistereichronik vermerkt, daß *»in Büllingen ein Vortrag über die Einführung der elektrischen Beleuchtung stattfindet. Leider hat es den Anschein, als ob eine Versorgung des Kreises mit elektrischer Energie vorläufig nicht zustande komme*[30]*«*.

Als das Projekt 1923 dann konkreter ins Auge gefaßt wurde, führte die Gemeinde Büllingen umgehend ernsthafte Verhandlungen mit mehreren Firmen zur Elektrifizierung ihrer Dörfer. Doch es scheint, daß weder die Warchethalwerke, noch die Firma *»Licht und Kraft«*, Ondenval, noch die Firma Debrüs, Weismes, ihre vielsagenden Versprechungen zur raschen und kostengünstigen Elektrifizierung haben einlösen können.

So beschloß der Büllinger Gemeinderat erst am 4. Januar 1929, dem Elektrizitätsunternehmen Serma in Malmedy die Ausführungsarbeiten für die Versorgung der Gemeinde mit Strom zu übertragen. Die Mandatare knüpften diesen Auftrag aber an die Bedingung, daß die Arbeiten bis zum 1. Oktober 1929 fertiggestellt werden müßten.

Die veranschlagten Preise für die Sektion Büllingen beliefen sich auf 269.771 Bfr., für die Sektion Honsfeld auf 107.002 Bfr., für die Sektion Hünningen auf 132.009 Bfr. und für die Sektion Mürringen auf 89.532 Bfr. Das waren Investitionskosten von insgesamt fast 600.000 Bfr. Im Hinblick auf die hohen Kosten wurde im Protokollbuch ausdrücklich vermerkt, daß *»diese Ausgaben aus den Einnahmen der Waldungen gedeckt werden. Eine steuerliche Belastung der Eingesessenen findet nicht statt*[31]*.«*

Die Kosten für die Gemeindesektion Hünningen sollten durch den Abtrieb von 750 fm Holz gedeckt werden: *»Für Hünningen ist der Hieb zur Deckung der Kosten des electrischen Lichtes und der Anlegung von Centralheizung und Stationen in der Kirche dringend erforderlich«*, vermerkte der Gemeindesekretär.

Am 24. Juni 1929 erfolgte schließlich der endgültige Beschluß des Gemeinderates, dem Unternehmen Serma den Auftrag zur Stromversorgung zu erteilen. Demnach dürften im Sommer 1929 die ersten Arbeiten begonnen haben. Die Hochspannungsleitungen verliefen über Betonmasten, die Mathias Kever aus Büllingen transportierte. Eingesetzt wurden diese Masten in Beton.

Für das Ortsnetz wurden lediglich Holzmasten verwendet. Sie bestanden ausschließlich aus getränktem Kiefernholz. Ihre Höhe betrug zehn Meter. Im Gegensatz zu den Hochspannungsmasten aus Beton wurden sie nicht einbetoniert, sondern 1,5 Meter tief in die Erde eingegraben. Um den Masten und Leitungen genügend Halt zu bieten, war jeder zweite Mast ein sogenannter Doppel- oder A-Mast. Der Umfang der Masten lag in der Regel zwischen 42 bis 44 cm. Jeder Kubikmeter Mast wurde mit 150 Litern getränkt. Das entsprach rund 26 Litern pro Mast.

Am 6. Dezember 1929 war es dann soweit: Die ersten Glühbirnen brannten in Hünninger Häusern. Sieben Tage später, am 13. Dezember, tagte der Gemeinderat und behandelte im ersten Tagesordnungspunkt die *»Electrische Lichtversorgung«*.

Im Protokollbuch heißt es: *»Im Hinblick auf den großen Nutzen, den die Elektricität für Landwirtschaft, Handel und Gewerbe hat und da durch einen Anschluß aller Häuser und Betriebe an das Elektrizitätswerk eine Hebung der Gesamtverhältnisse der Eingesessenen erwartet werden darf, die auch im Interesse der Gemeinde liegt, beschließt der Gemeinderat: Um allen Eingesessenen die elektrische Lichtversorgung zu ermöglichen, jedem Besitzer eines bewohnten Hauses zu den Kosten der inneren Einrichtung der elektrischen Lichtversorgung eine Beihilfe von 1.000 Bfr. zu bewilligen. Ferner sollen die Anschlüsse vom Stromnetz an die Häuser auf Kosten der Sectionen erfolgen, wie dieses schon bisher bei den Wasserleitungsan-*

schlüssen der Fall war. Für Häuser, die niedergelegt und wieder neuerbaut werden und die die obenerwähnte Vergünstigung schon einmal genossen haben, kommt eine spätere Beihilfe nicht mehr in Frage[32].«

Dieser Auszug verdeutlicht, daß der Anschluß an die Stromleitungen für einige Häuser bereits erfolgt war, manche Einwohner aber vor den hohen Anschluß- und Unterhaltskosten zurückschreckten. Da die Stromversorgung aber nur dann rentabel werden konnte, wenn auch möglichst viele Haushalte angeschlossen waren, sah der Gemeinderat sich zum Handeln gezwungen.

Anfang 1930 verweigerte der Büllinger Gemeinderat die Überweisung der fälligen 319.948 Bfr., da die Serma die Arbeiten nicht wie versprochen am 1. Oktober 1929 fertiggestellt hatte.

Das Ersuchen zur Fertigstellung der Arbeiten beantwortet die Serma erst am 7. März 1930 und versprach, diese innerhalb von drei Monaten zu beenden.

Am 20. März beschloß der Gemeinderat dann die Hausanschlüsse durch einheimische Elektriker nach einer Berechnung pro laufendem Meter ausführen zu lassen. Dies untersagte die Serma mit dem Argument, daß diese Arbeit dem Konzessionär vorbehalten sei. Daraufhin erbat man die Preise pro laufendem Meter der Außen- und Innenleitungen bis zum Zähler. Schließlich sollte auch die längst fällige Rechnung bezahlt werden.

Die Kostenschätzung ergab aber nun, daß die Kosten für Büllingen und Honsfeld höher als erwartet waren. Da durch die Weltwirtschaftskrise das Geld für die Holzverkäufe nur teilweise eingegangen war, beschloß der Büllinger Gemeinderat einen Kredit von 350.000 Bfr. für die Sektion Büllingen und von 100.000 Bfr. für die Sektion Honsfeld zu beantragen.

Dem Elektriker Emil Grosjean aus Weismes wurden die Arbeiten in den Gemeindebauten in Büllingen und Hünningen sowie in der Hünninger Kirche übertragen. Die Installationen in den Hünninger Häusern führte schließlich Elektriker Bonnes aus Büllingen aus.

„Trengsches", 1950er Jahre: Die Strommasten bestimmen das Erscheinungsbild. Immer mehr Hilfsmittel werden nun mit Strom betrieben.

Im Januar des folgenden Jahres stellten die Gemeindemandatare mit Erschrecken fest, daß die finanzielle Belastung der einzelnen Haushalte mit 3,05 Bfr. pro Kilowatt und höheren Hausanschlußkosten als ursprünglich vorgesehen unerwartet groß war.

Serma-Direktor Lechat erläuterte in einem Gespräch mit dem Gemeinderat am 9. Januar 1931, daß »*verschiedene Orte in den Ardennen, in Luxemburg und in der Provinz Lüttich noch viel höhere Preise zahlen müßten als in Eupen-Malmedy. Mit Ausnahme von St. Vith sei es keiner Gemeinde gestattet gewesen, einen Vertrag abzuschließen und in eigener Regie die Einwohner mit Strom zu versorgen.*

Im übrigen sei die Elektrifizierung der beiden Kantone von der Permanent-Deputation wiederholt eingehend geprüft und der Serma ausdrücklich gegen ihren Willen die electrische Versorgung dieses Gebietes, welches ihr wenig einbringe, aufgezwungen worden. Als Gegenleistung sei ihr dafür die Benutzung der Wasserläufe für die Talsperre gewährt worden. Eine weit höhere Einnahme erziele die Serma aus der Lichtversorgung der altbelgischen Gemeinden.

Was nun die endlichen Anschlüsse anbelange, so käme der Durchschnittspreis tatsächlich auf 300 Franken pro Anschluß zu stehen. Der Wert der Rohrlieferung und dessen Ausstattung wie auch der Anbringung des Zählers müßte selbstverständlich hinzugefügt werden[33]«.

Das einzige, was dieses Gespräch konkret erbrachte, war das Versprechen des Direktors, die Störungen im Netz zu beheben.

Unabhängig von diesem Disput beschloß der Gemeinderat am 31. März 1931 eine allgemeine Straßenbeleuchtung aufzubauen. Der Kostenanschlag für die

1 Kilowatt = 1000 Watt - Kostet 3,65 fr.

1 Lampe von 25 Kerzen brennt 1000:25=40 Stunden an 1 KW.

1 " " 15 " " 1000:15=66 " " 1 KW.

1 " " 30 " " 1000:30=33 " " 1 KW.

1 " " 40 " " 1000:40=25 " " 1 KW.

1 " " 10 " " 1000:10=100 " " 1 KW.

Wieviel Kostet jede Lampe pro Stunde?

1 Lampe von 25 Kerzen Kostet in 40 Stunden 3,65 fr.

1 " " 25 " " " 1 Stunde: 3,65 fr: 40 = 0,09 fr.

1 " " 15 " " " 1 " : 3,65 fr: 66 = 0,05 fr.

1 " " 30 " " " 1 " : 3,65 fr: 33 = 0,11 fr.

1 " " 40 " " " 1 " : 3,65 fr: 25 = 0,14 fr.

(aus: Schulheft von 1934)

einzelnen Sektionen belief sich für Büllingen auf 8.345 Bfr., für Hünningen auf 7.014 BFr., für Honsfeld auf 5.655 Bfr. und für Mürringen auf 6.529 Bfr. Die gewählten Mandatare stellten der Serma allerdings die Bedingung, daß *»nur das tatsächlich verbrauchte Licht zu bezahlen sei und die Gemeinde nicht an eine Mindestgrenze gebunden werde.«*

Direktor Lechat konnte den Gemeinderat in einem direkten Gespräch am 29. Mai 1931 von dieser Bedingung abbringen. Das hatte Konsequenzen. Der Vorschlag, Mürringen in die Beleuchtung mit einzubeziehen, wurde abgelehnt. Hünningen erhielt anstatt der anfangs beschlossenen 14 Straßenlampen nur 12. Außerdem sei *»in der Section Hünningen um 10 Uhr, dagegen in Büllingen und Honsfeld um 11 Uhr abends«* die Straßenbeleuchtung auszuschalten.

Für das Alltagsleben hatte die Einführung des Stroms weitreichende Konsequenzen. Zunächst wurde der Strom fast ausschließlich zur (sparsamen) Beleuchtung der Häuser verwandt. Hierdurch konnte das ewige Reinemachen der Petroleumlampen wegfallen. Manche beleuchteten ihre Zimmer nun nicht viel heller als früher mit den Petroleumlampen. Denn die Stromrechnung belastete die Haushaltskasse nach damaligem Verständnis stark. Und so wurde Strom gespart, wo es nur eben ging.

Noch heute konnten wir erfragen, daß nicht alle Einwohner unseres Dorfes über die Einführung der Elektrizität sehr glücklich waren.

Dies war wohl auch der Grund, weshalb sich die Schalter so hoch befanden, daß die Kinder nicht daran reichten. Die Leitungen und Schalter wurden allgemein auf Putz verlegt, wobei Steckdosen wohl eine Ausnahme waren. Alois Weber konnte sich beispielsweise nicht erinnern, daß bei ihm zuhause vor dem Krieg überhaupt Steckdosen montiert waren.

Bei verschiedenen Familien, die schon etwas besser bei Kasse waren, wurden in den 1930er Jahren Wäscheschleudern angeschafft. Einige wenige kauften sich sogar ein Radiogerät.

Doch diesen Neuerungen standen die Hünninger skeptisch gegenüber. So wurde dem ersten Radiobesitzer der Ratschlag erteilt, er hätte doch besser für das Geld ein Rind gekauft. Darauf konterte der stolze Radiobesitzer: *»Da luster du es an e Ränd!«*

Mit der Ardennen-Offensive versank dann die junge Errungenschaft Elektrizität in Schutt und Asche.

Nach dem Ende des Kriegs dauerte es noch volle 15 Monate, bis das elektrische Licht wieder brannte. Im August 1946, am Hochzeitstag von Nikolaus Kessler und Grete Weber, war die Stromleitung erstmals wiederhergestellt. Ob die Verhandlungstaktik der Braut Grete die Arbeit beschleunigte, sei dahingestellt. Schließlich hatte sie den Arbeitern der Serma eine Flasche Schnaps versprochen, wenn an ihrem Hochzeitstag das Licht wieder brennen werde.

Erste Straßenlampen wurden erst 1955 wieder aufgehängt.

1947 tauchten dann die ersten großen elektrisch angetriebenen landwirtschaftlichen Maschinen im Dorf auf. Leo Lux, Besitzer einer Dreschmaschine, klagte allerdings öfter über die Folgen des Spannungszusammenbruchs, vor allen Dingen wenn das erste Heugebläse, im Besitz von Josef Jost, zur gleichen Zeit in Betrieb war.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg war beim Stromverbrauch noch immer größte Sparsamkeit angesagt: 1949 hingen in der Gemeindeschule von Hünningen elf Glühbirnen: Fünf Birnen von 15 Watt, fünf Birnen von 40 Watt, eine Birne von 60 Watt und eine Steckdose. Diese 335 Watt mußten für die zwei Schulklassen und die Lehrerwohnung ausreichen[34]. Heute gehören mindestens 25 Lichtquellen und ebenso viele Steckdosen zur minimalen Grundausstattung eines ähnlichen Gebäudes.

STROMKOSTEN 1935

Laut Rechnung für **die öffentliche Beleuchtung Hünningens**:
845 kW für 2.320,60 Bfr.

Laut Rechnung für **die Volksschule Hünningen:**

Januar	2 kW	
Februar	1 kW	
März	1 kW an 2,75 Bfr. =	11 Bfr.
Nov.	1 kW an 2,65 Bfr. =	2,65 Bfr.
Zählermiete		36,75 Bfr.
Summe		50,40 Bfr.

Laut Kostenvoranschlag für den **Elektroanschluß des Hauses Hubert Greimers**: 409,70 Bfr.

Laut Rechnung für die **Anschlußkosten eines Elektroherdes im Haus Michel Theis**: 554,35 Bfr.

Erst in den 1960er und 1970er Jahren verschwanden dann die Stromleitungen und Schalter unter dem Putz. Vor jedem Anstrich oder Tapezieren mußte erst der Elektriker oder sonst ein Stromkundiger schnell noch einige Steckdosen und Schalter hinzumontieren. Denn Steckdosen wurden langsam unabdingbar, da immer mehr nützliche und überflüssige Geräte mit Strom betrieben wurden.

Wie stark sich die Ansprüche an Stromnutzung und Ästhetik aber gewandelt haben, zeigt sich an den Lampen. Bis in die 1960er Jahre stellten die Eifeler wenige Ansprüche an das Erscheinungsbild der Lampen. Meist hingen die Glühbirnen in nackten Fassungen an der Decke; bestenfalls war ein emaillierter Schirm über der Birne montiert. Heute zählen die Lampen meist zu den Schmuckstücken der Wohnungseinrichtung.

Das Leben ohne Strom ist nämlich undenkbar geworden. Im Zuge des steigenden Wohlstandes in den 1950er und 1960er Jahren gaben die Eifeler auch ihren sparsamen Umgang mit der Elektrizität auf. Erst die Diskussionen um das Atommüllendlager in Amel haben erste Ansätze zu einem konsequenteren Stromsparen geliefert. Dies ist heute aber nicht mehr wegen der eigenen Haushaltskasse notwendig, sondern wegen der fortschreitenden Umweltzerstörung. Doch diese Einsicht muß noch erst reifen.

---

(1) KAUFMANN (Karl Leopold), Der Grenzkreis Malmedy in den ersten fünf Jahrzehnten der Preußischen Verwaltung, Bonn, 1963, p. 89.
(2) Ibidem.
(3) Ibidem, p. 90
(4) KAUFMANN , dBd. 1, p. 90.
(5) KAUFMANN (Karl Leopold), Der Kreis Malmedy, Geschichte eines Eifelkreises von 1865 bis 1920, Bonn, 1961, p. 175.
(6) GAB, 213, Protokollbuch Gemeinde Hünningen, 1857.
(7) Ibidem.
(8) SAE, 280, 30.11.1876)
(9) SAE, 280, 19.11.1891)
(10) GAB, 216B
(11) KAUFMANN (Karl Leopold), Der Kreis Malmedy, Geschichte eines Eifelkreises von 1865 bis 1920, Bonn, 1961, p. 175-176.
(12) KAUFMANN (Karl Leopold), Der Kreis Malmedy, Geschichte eines Eifelkreises von 1865 bis 1920, Bonn, 1961, p. 175.
(13) GAB, 214, Protokollbuch Gemeinderat Büllingen, 22.12.1922
(14) GAB 215, 15.6.1928
(15) GAB 215, 23.1.1930.
(16) zitiert: MELCHIOR (Franz), Die arme Eifel, in: Altes Land an der Work, St. Vith, 1990, p. 152.
(17) GAB, 174 (II), Unterlagen zur Begründung des Antrages der Gemeinde Hünningen auf Bewilligung einer Provinzialbeihülfe zur Herstellung einer öffentlichen Wasserversorgungs-Anlage, September 1903.
(18) SAE, 229, Polizeiliche Verfügung vom 3.12.1900.
(19) SAE, 229, 23.20.1901.
(20) GAB, 216, Protokollbuch der Bürgermeistereiversammlung, 8.3.1902.
(21) GAB, 174 (II), Unterlagen zur Begründung des Antrages der Gemeinde Hünningen auf Bewilligung einer Provinzialbeihülfe zur Herstellung einer öffentlichen Wasserversorgungs-Anlage, September 1903.
(22) GAB, 174 (II), Unterlagen zur Begründung des Antrages der Gemeinde Hünningen auf Bewilligung einer Provinzialbeihülfe zur Herstellung einer öffentlichen Wasserversorgungs-Anlage, September 1903.
(23) GAB, 174, Fach 12.
(24) GAB, 174, Fach 12, Nr. 4.
(25) GAB 213, Protokollbuch des Gemeinderates von Hünningen vom 7.3.1906.
(26) GAB 267, Bgm Chr. III
(27) GAB, 174, Fach 2, 16.12.1907.
(28) Grenz-Echo, 17.6.1992.
(29) St. Vither Volkszeitung vom 8.10.1924.
(30) GAB 267, Bgm Chr. III.
(31) GAB 215, Auszug aus dem Protokollbuch der Gemeinde Büllingen vom 4.1.1929.
(32) GAB 215, Auszug aus dem Protokollbuch der Gemeinde Büllingen vom 6.12.1929.
(33) GAB 552.
(34) GAB 539

Reisen: Alles wird möglich

1912: Eröffnung des Honsfelder Bahnhofs
1937: Eröffnung der ersten Buslinie

Bahnhof Honsfeld, um 1912

Bis zum Ersten Weltkrieg war das Dorf die Lebenswelt der Eifeler. Sie wurden in ihrem Dorf geboren, wuchsen dort auf, verließen es bestenfalls als Knecht, Magd oder Soldat für einige Jahre, kehrten zurück, ließen sich nieder und starben meist in ihrem Dorf.

Gerade im Alltagsleben gab es nur wenige Möglichkeiten, die engere Heimat zu verlassen: Vielleicht konnten die Eifeler eine Kirmes, ein Patronatsfest oder einen Markt im Nachbardorf besuchen oder an einer Wallfahrt teilnehmen und ihr Dorf kurzzeitig verlassen. Die übrige Zeit wurde durch Arbeit im Dorf bestimmt. Reisen galt als Zeitverschwendung und ungeheuren Luxus.

Umso tiefgreifender müssen deshalb die ersten echten Möglichkeiten zum Reisen empfunden worden sein, die der Bau einer Eisenbahnlinie eröffnete.

Die Eisenbahn: Reisen auf der Schiene (1912)

Die Eifel war seit jeher verkehrsmäßig abgeschieden. Als aber seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in ganz Europa verstärkt Eisenbahnen gebaut, die großen Städte so miteinander verbunden wurden und dank dieses neuen Transportmittels in einer bis dahin nicht gekannten Schnelligkeit erreicht werden konnten, da wog der Nachteil der Abgeschiedenheit umso schwerer: *»Die Bewohner der Kreise Montjoie, Malmedy und St. Vith gehen unzweifelhaft ihrem Ruin entgegen, wenn sie nicht bald mit der übrigen Welt in Verbindung gebracht werden[1]«*, warnte die Aachener Handelskammer schon 1875 in einer Denkschrift.

So beschloß die preußische Regierung im Jahr 1881, die sogenannte Vennbahn von Aachen-Rothe Erde über Montjoie nach St. Vith und Prüm zu bauen, die 1887/1888 eröffnet wurde.

Aber noch vor der Erbauung der Vennbahn war eine Eisenbahnlinie in östlicher Richtung mit Anschluß an das Verkehrsnetz des Mittelrheins erwägt worden. Nach der Fertigstellung der Strecke Kall-Hellenthal (1884) richteten sich die Bestrebungen auf eine Verlängerung dieser Strecke bis zur Vennbahn, die gerade gebaut wurde.

Das Kreisblatt für den Kreis Malmedy setzte sich nun engagiert für eine weitere Erschließung des Kreises Malmedy durch die Eisenbahn ein: *»Die Warche, die Our, die Amel und die Kyll haben gemeinsamen Ursprung, sind Geschwister. Ihre Bewohner haben die Verpflichtung, in dieser wichtigen Verkehrs-Angelegenheit gemeinschaftlich vorzugehen und für die gedeihliche Entwicklung der ganzen Gegend nach Kräften Sorge zu tragen[2]«*, forderte die Zeitung 1897.

Verkaufte Fahrkarten (1913):

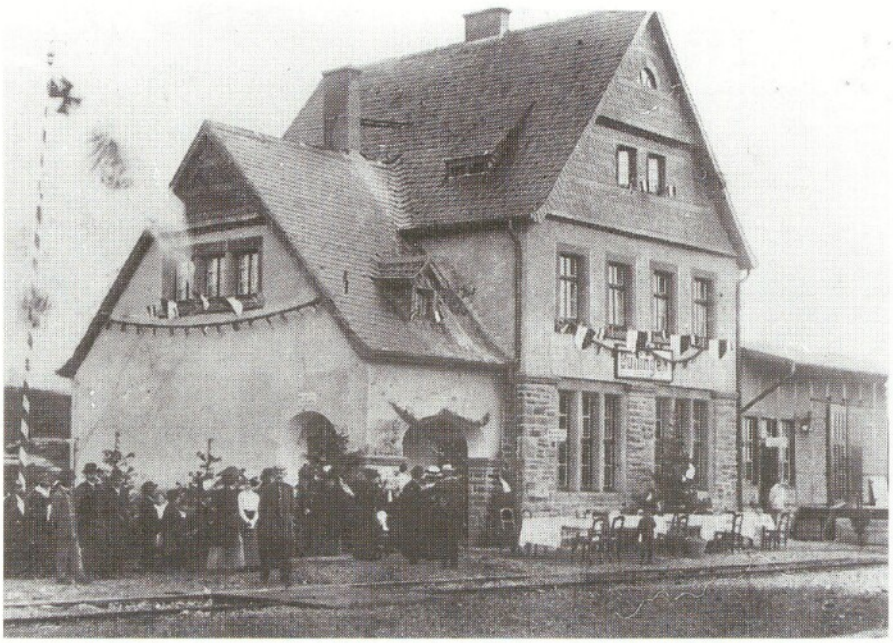
Büllingen: 24.385 Fahrkarten
Bütgenbach: 13.290 Fahrkarten
Honsfeld: 12.226
Losheim: 11.242
Losheimergraben: 5.610

Frachtvieh (1913):

Büllingen: 1436 Stück
Losheim: 364 Stück
Bütgenbach: 285 Stück

---

in: KAUFMANN (Karl Leopold), Der Kreis Malmedy, Bd. II, Bonn, 1961, p. 243.



Bahnhof Büllingen, am 1. Juli 1912: Einweihung der Eisenbahnlinie Jünkerath-Weywertz, Eintreffen des ersten Zuges

Schließlich gaben militärische Gründe den Ausschlag für den Bau der Eisenbahnlinie Jünkerath-Weywertz mit Anschluß an das Militärlager Elsenborn. Ihr Bau wurde 1907 beschlossen

Das Malmedyer Kreisblatt triumphierte: *»Die Bahn bringt ein großes Gebiet des Kreises Malmedy mit der Kreishauptstadt sowie Teile der Kreise Daun, Prüm und Schleiden mit ihren Kreisstädten in Verbindung. Außerdem schafft sie eine zweckmäßige Verbindung dieser Kreise sowohl unter sich wie auch mit den größeren Orten der Rheinprovinz.*

Die Landwirtschaft wird durch billigere Zufuhr künstlichen Düngers und anderer Hilfsstoffe sich ertragreicher gestalten und ihre Erzeugnisse besser verwerten können. Der Einschlag der Wälder, welcher sich besonders zu Grubenholz eignet, wird mit geringeren Fuhrkosten, daher mit höherem Gewinn zu verwerten sein. Die Bahn wird ferner die Errichtung gewerblicher Anlagen, zu deren Betrieb die Wasserkraft des Kyll- und des Warcheflusses zur Verfügung stehen, begünstigen, auch die Möglichkeit einer Ausbeutung der Bodenschätze, namentlich an Bau- und Kalksteinen, Quarziten, vulkanischem Sand und Bleierz bieten und dadurch für die Bevölkerung neue Erwerbsquellen schaffen.

Endlich steht auch, da die Gegend gewisser landschaftlicher Reize nicht entbehrt, eine Hebung des Fremdenverkehrs zu erwarten. Zur Beförderung in diesem Teil der Eifel werden folgende Erzeugnisse im Empfang in Frage kommen: Kolonial- und Manufakturwaren, Düngemittel, Kohlen, Zuchtvieh. Und im Versand sind es: landwirtschaftliche Erzeugnisse, Baumaterialien, Nutz- und Brennholz, Sand, Bleierze, Schlachtvieh[3]*.«*

Schon ein Jahr vorher, 1907, hatte das Kreisblatt für den Kreis Malmedy vermeldet, daß der *»Honsfelder Bahnhof im Warchetal zwischen Honsfeld und Hünningen zu liegen kommen soll«.*

Obwohl aus dem vorliegenden Quellenmaterial nicht nachweisbar, kursiert in Hünningen – noch immer unzählige Male bestätigt – das Gerücht, daß zwei Hünninger Gemeinderatsmitglieder dieses Projekt vereitelt hätten, weil sie zwischen den Dörfern einige Feuchtwiesen besaßen und diese nicht preisgeben wollten: Der Bahnhof sei weder zwischen Honsfeld und Hünningen gebaut, noch sei der vorgesehene Damm angelegt worden, durch den das überschüssige Erdreich verwertet und so eine moderne und direkte Verbindung zwischen Honsfeld und Hünningen geschaffen werden sollte.

Bahnhof Büllingen, 1942: Julius Maraite, Bahnvorsteher, unbekannte Frau und Johann Heinen

* **Büllingen**, 30. April. Nachdem nunmehr auch die beiden letzten Lose der Neubaustrecke Jünkerath—Weywertz vergeben worden sind, werden nächste Woche auf der ganzen Bahnlinie die Bauarbeiten beginnen. Das Los Nr. 4 (Losheim—Honsfeld) hat ein Unternehmer aus Münster in Westfalen erhalten und Nr. 5 (Büllingen) wird von einem Baumeister aus Köln ausgeführt. Die bisher genehmigten Pläne sind durchweg beibehalten, nur der in Los 4 vorgesehene 190 Meter lange Tunnel ist aufgegeben und auf der Wasserscheide Work-Our anstatt dessen ein vollständiger Einschnitt mit Brückenbau auf der Landstraße von Manderfeld nach Losheimergraben für besser befunden worden. Damit wird auch die Meunderscheider Wasserleitung überführt. Durch diese Aenderung des Bahnkörpers erzielt man eine Kostenersparnis von 100 000 Mark. Die beiden Endlose 1 und 6 können vor Winter noch fertiggestellt werden, vorausgesetzt, daß am neuen Bahnhof Bütgenbach die Erd-, Fels- und Maurerarbeiten rechtzeitig vollendet werden. Dadurch wird es möglich, daß durchgehender Schienenbetrieb auf allen Losen für die Arbeiterzüge eingerichtet werden kann. Die Oberbauten und Bahnhofsanlagen können alsdann im nächsten Jahre auch leichter und billiger zur Ausführung gelangen.

(aus: Kreisblatt für den Kreis Malmedy vom 3. Mai 1910)

So wurde am 1. März 1910 der Bau des Loses 4 der zweigleisigen Strecke der Bahn Losheim-Honsfeld von der Königlichen Eisenbahnbauabteilung ausgeschrieben. Zwei Monate später waren alle Lose der Neubaustrecke Jünkerath-Weywertz vergeben. Eine Woche später begannen die Bauarbeiten. Das Los Nr. 4 (Losheim-Honsfeld) hatte ein Unternehmer aus Mün-

ster in Westfalen erhalten und Nr. 5 (Honsfeld-Büllingen) hatte ein Baumeister aus Köln ausgeführt.

Am 1. Juli 1912 wurde die Bahnstrecke feierlich ihrer Bestimmung übergeben.

In Honsfeld wurden an Gütern vor allen Dingen Kunstdünger und Futter, wie z.Bsp. Futterrüben abgeladen. Verladen wurde Holz, das meist am Bahnhof auf die gewünschte Länge gesägt wurde. Auch der Personenverkehr fand Zuspruch, da die Hünninger, Holzheimer, Heppenbacher, Herresbacher u.a. meist in Honsfeld den Zug bestiegen.

Nach einer Blütezeit bis Ende der 1920er Jahre, als täglich Züge die Strecke passierten, begann in den 1930er Jahren, nachdem keine Koks- und Erzzüge mehr fuhren, der Abstieg[4].

Doch selbst in den 1930er Jahren war eine Zugfahrt für die Eifeler noch immer etwas Besonderes, wie folgende Beschreibung von Christel Greimers zeigt: *»Louise arbeitete Mitte der 1930er Jahre als Dienstmädchen in Lüttich. Mutter Magdalene hatte ihren ersten und einzigen Besuch mit der Ankunftszeit des Zuges schriftlich angekündigt. Magdalene hatte sich tagelang auf diese Zugfahrt vorbereitet und die Reisegarderobe sorgfältig bereitgelegt. Für die lange Reise in die ferne Großstadt wollte sie auch entsprechend gekleidet sein. Zum Schluß wurde noch die Provianttasche gerüstet.*

Louise stand am Bahnsteig, als der Zug, mit dem ihre Mutter ankommen sollte, einlief. Sie hatte sich von ihrer Madam freigenommen. Da sie ja wußte, daß ihre Mutter nicht mit dem Gedränge eines Großstadtbahnhofes vertraut war, wollte sie sie dort so schnell wie möglich unter ihre Obhut bringen. Louise hielt Ausschau nach einer rundlichen Eifeler Bauersfrau mit Kopftuch, als die Reisenden aus dem Zug stiegen. Aber sie konnte sie nicht entdecken. Sie lief durch die Menschenmenge, den Bahnsteig hinauf und hinab. Sie suchte und suchte. Auf einmal glaubte sie, ihre Stimme gehört zu haben, sie drehte sich um, aber ja, da war doch wieder Mutters Stimme, die sie beim Namen rief. Sie konnte im Gedränge jedoch die Richtung orten, aus der die Stimme kam.

Dann stand sie auf einmal vor einer weiblichen Person mit Mutters Stimme. Sie mußte erst mal genauer hinsehn bis sie sie endlich erkannte. 'Jo Moder, bes du dat ever!'

»Mä jo, sen ich dat!«

Jetzt dämmerte es Louise: der Hut. Sie hatte ihre Mutter noch nie mit Hut gesehen. Und auch heute hatte sie die ganze Zeit nach einer Frau mit Kopftuch Ausschau gehalten. 'Den Hott han ich mer extra för högt van Tant Kett jelient!'«

Noch vor dem Zweiten Weltkrieg war ein Gleis der Strecke aufgehoben worden, was immer in mehreren Abschnitten geschah. Nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkrieges wurde der Verkehr zwar wieder aufgenommen, ohne daß er nochmals Bedeutung erlangen konnte. So verkehrte nur noch bis 1952 für den Personenverkehr ein Schienenbus, die sogenannte *»Trottinette«*.

Der Güterzugverkehr Trois-Ponts-Losheimergraben wurde am 2. April 1983 eingestellt.

Die Strecke wurde dann von der Eisenbahnverwaltung an die Militärverwaltung übertragen, die nun für ihren Unterhalt zuständig ist.

Zugfahren ist für viele Hünninger somit ein seltenes Erlebnis geworden, wie Christel Greimers erfragte: *»'Was ist das ein Bahnhof?', fragte ein fünfjähriger neugieriger Dorfbube. Am Nachmittag sollte ein Bekannter, aus Köln kommend, am Bahnhof Jünkerath abgeholt werden. Bahnhöfe kann man erklären, aber besser ist es, einen gesehen zu haben. Und so fuhr der Fünfjährige, von zwei älteren Freunden begleitet, die auch noch keinen Bahnhof in natura gesehen hatten, mit nach Jünkerath.*

Im Bahnhof angekommen wurden die Bahnsteige und Gleise begutachtet und bestaunt. Allerdings nicht zu sehr - vom Fernsehen war man Spektakuläreres gewohnt.

Die Lautsprecher kündigten einen durchfahrenden Güterzug an. Vorsicht an der Bahnsteigkante, hieß es. Der Zug rauschte mit dem üblichen Getöse und Fahrtwind durch den Bahnhof und entschwand. Die beiden älteren standen wie angewurzelt, der Fünfjährige war immer weiter rückwärts gegangen und wollte auch nicht mehr näher kommen, als der Personenzug langsam einlief. So gewaltig hatten sie sich die Lokomotive mit den Wagen nicht vorgestellt.

Erst seit der Eröffnung der Vennbahn ist die Zugfahrt den meisten wieder vertrauter geworden. Mancher Dreißigjährige trat mit der Vennbahn seine erste Fahrt auf Schienen an.«

Weismes, 1977: Die Trotinette, ersetzte die Dampflok. 1977 befuhr sie die Schienen nochmals zu einer Erinnerungsfahrt.

Der Autobus: Reisen auf der Straße (1937)

Die sinkende Bedeutung der Eisenbahn und das steigende Bedürfnis nach Mobilität ist schon für die 1930er Jahre in unserem Dorf nachweisbar. So beschloß der Hünninger Gemeinderat schon 1937, *»dem Vorhaben einer Autobuslinie zuzustimmen unter der Bedingung, daß durch dasselbe kein Wegfall der Eisenbahnzüge auf der Strecke Losheimergraben-Büllingen stattfindet und daß eine Haltestelle an der Straßenkreuzung Mürringen-Hünningen am sogenannten Josthaus vorgesehen wird[5]«*.

Diese Strecke, eine wichtige Ergänzung zum Personenverkehr auf der Schiene, scheint spätestens 1938 eingerichtet worden zu sein.

Als am 18. Mai 1952 dann die letzte sogenannte *»Trotinette«*, ein kleines Schienenfahrzeug mit einem Fassungsvermögen von rund 100 Reisenden, die Strecke Büllingen-Losheimergraben befahren hatte, wurde der Personenverkehr zunächst mit Eisenbahnschaffnern auf die Busse verlegt, um schließlich ganz an die öffentliche Vizinalgesellschaft überzugehen.

Aus damaliger Sicht erhöhten diese Busverbindungen die Mobilität der Hünninger erheblich. Aus heutiger Sicht hatten sie aber Nachteile, die in unserer Zeit kaum noch toleriert werden.

So berichtet Walter Palm, daß er 1952 täglich mit dem Autobus nach Malmedy zur Schule fuhr. Haltestellen hätte es damals nur bei Stoffels *(»Schöffisch«)* im Dorf und bei Josthaus gegeben. Er habe den Bus morgens um 6.30 Uhr bestiegen und die Schule nach einer Stunde Fahrt erreicht. Die Wartezeit bis zum Schulbeginn um 8.15 Uhr sei durch einen Stadtbummel verkürzt worden.

Auch nach der Schule habe er noch geraume Zeit auf eine Verbindung nach Hünningen warten müssen. Erst nach zwölf Stunden, um 18.45 Uhr, habe er dann wieder sein Heimatdorf erreicht.

Buswartehäuschen, 1995

Besonders freitags sei der Bus immer brechend voll gewesen, erinnerte sich Walter. Viele Frauen seien an diesem Tag zum Markt nach Malmedy gefahren.

»Da der Winter 1952/53 sehr hart war und die Straßen trotz pausenloser Einsätze der Räumdienste nicht freizuhalten waren, gab es sogar eine Woche Sonderurlaub. Hier und da mußte in der Zeit danach der Bus abends schon mal in Büllingen bleiben, weil der Weg nach Hünningen nicht frei war. Dann wurden die letzten Fahrgäste sogar mit dem Taxi nach Hause gefahren.«

Margarethe Jost *(»Lienen«)* ist heute noch regelmäßige Benutzerin des Streckenbusses. Einmal wöchentlich fährt sie noch im hohen Alter von 90 Jahren nach Büllingen zum Einkaufen. Bis vor einigen Jahren fuhr sie auch noch weitere Strecken. Sie erzählte, daß ihr Vater sich jeden Freitag nach Büllingen zum Frisör für seine wöchentliche Rasur und Haarschnitt begeben habe. War das Wetter gut, zu Fuß, war es schlecht, mit dem Bus.

»Als er den Bus zum ersten Mal (wahrscheinlich 1937 oder 1938) nahm, war er über das hohe Fahrgeld empört. Sechs Franken hatte er bei seinem Einstieg an Josthaus entrichten müssen. Das war damals auch der Preis von einem großen Brot.

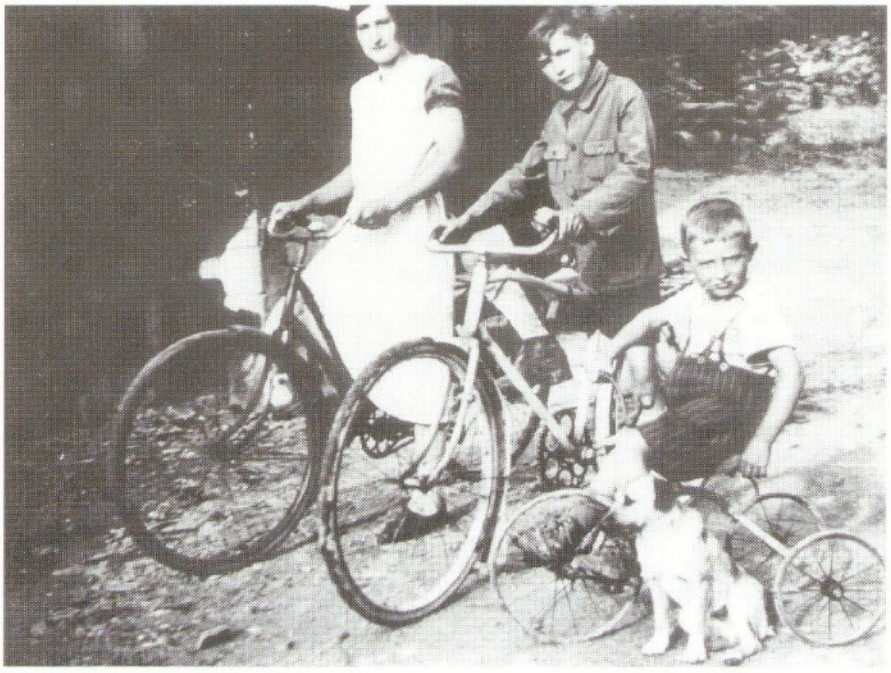
Heute beträgt das Fahrgeld von Hünningen nach Büllingen 38 Franken. Ich bezahle dank einer Ermäßigungskarte für Pensionierte 25 Franken.

Früher waren die Busse immer gut besetzt: viele Arbeiter fuhren mit dem Bus zur Arbeit, viele Hausfrauen erledigten dank des Busses ihre Einkäufe. Heute kommt es allerdings vor, daß ich schon mal der einzige Fahrgast im Bus bis Büllingen bin«, ergänzt die betagte Hünningerin.

Dieser schwindenden Attraktivität haben sich mittlerweile auch die Fahrpläne der Linienbusse angepaßt: 1995 verkehren von montags bis freitags noch drei Streckenbusse und zwei Schülerbusse durch Hünningen. Samstags fährt noch ein Streckenbus, sonntags keiner mehr.

(1) SAE, Landratsamt Malmedy, o.N.
(2) Kreisblatt für den Kreis Malmedy, 2.1.1897.
(3) Malmedyer Kreisblatt, 31.3.1908.
(4) DRIES (Josef), Von der Österreichischen Zeit bis zur Gegenwart, in: Zwischen Ommerscheid und Wolfsbusch, St. Vith, 1986, p. 132; Honsfeld, ein Dorf geht seinen Weg, Büllingen, 1990, p. 241-248; u.a.
(5) GAB 285, Protkollbuch Gemeinderat Hünningen, 27.10.1937.

Mobilität: Ein Dorf in Bewegung



1908: Der erste Hünninger kauft ein Fahrrad...
1935: ... ein Motorrad und ...
1925: ... schon ein Auto

Hünninger Mühle, 1938:
Das Fahrrad macht die Menschen mobil
(Anna, Mathieu und José Lemaire)

Eisenbahn und Bus hatten den Eifelern ein erhebliches Mehr an Mobilität ermöglicht, das auch zunehmend genutzt wurde. Allerdings erfolgte diese Mobilität nur in dem engen Rahmen der vorgegebenen Fahrpläne und Fahrtrouten. Parallel zu dieser öffentlichen Mobilität entwickelte sich seit den 1920er Jahren auch der motorisierte Individualverkehr in Hünningen.

Das Fahrrad: Mit Muskelkraft über Stock und Stein (1908)

Die Bewohner der Eifeldörfer hatten bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts nur wenige Gelegenheiten ihr Heimatdorf zu verlassen: Kirmes, Patronatsfeste oder Märkte in den Nachbardörfern sprengten im Laufe des Jahres die enge dörfliche Lebenswelt. Nur bei diesen wenigen Gelegenheiten konnten die Jugendlichen ihr Heimatdorf verlassen und Gleichaltrige anderer Dörfer überhaupt kennenlernen.

Der Kontakt mit der »großen, weiten Welt« erfolgte für viele nur über dritte: Über die Militärdienstpflichtigen, über die Auswanderer, die in den belgischen oder deutschen Industrierevieren arbeiteten und die Dörfer vereinzelt noch aufsuchten oder über die Fuhrleute, die aus beruflichen Gründen in der Regel in der Ferne weilten.

Die fast unbegrenzte Mobilität, ein Kennzeichen des 20. Jahrhunderts, begann allerdings, noch bevor der erste Zug in den Honsfelder Bahnhof einfuhr.

Wahrscheinlich erwarb Karl Huppertz (»*Schustisch Karl*«, er wohnte dort, wo heute das Haus von Ludwig Küpper steht) als erster Hünninger um 1908 ein Fahrrad. Es war ein sogenanntes Hochrad: Vorne befand sich ein sehr großes und hinten ein ganz kleines Rad.

Soweit sich die befragten Hünninger erinnern konnten, blieb »*Schustisch Karl*« wohl während einigen Jahren der einzige

Eifel, 1960:
Nachdem Auto und Motorrad immer erschwinglicher werden, gewinnt das Fahrradfahren neuen Wert als Freizeitbeschäftigung (Lenchen Kessler, Paula Wilquin, Rosa Andres, Maria Fickers, Anna Jouck, Maria Andres, Küpper Agnes)

Büllingen, 1935:
Fahrradtour der Landfrauen...
(Louise Rauw, Eva Jost, Karin Heinrichs, Malou Küpper, Agnes Wolff, Bertha Schmitz, Agatha Kessler, Agnes Küpper, Liselotte Heyen, Agnes Peters, Maria Greimers, Maria Küpper, Resi Jouck, Irma Palm, Leni Lejeune, Gerta Jouck, Johanna Jousten, Marga Lejeune, Ursula Greimers)

Fahrradfahrer in Hünningen. Erst Anfang der 1920er Jahre sollen Nikolaus Jost, Nikolaus Wolff und Jean-Pierre Maraite nachgezogen und ebenfalls ein Zweirad erworben haben. Ihre Neuanschaffungen waren von der Form her den heute üblichen Rädern schon recht ähnlich; von der Ausführung her waren sie aber viel schwerer, plumper und noch mit Vollgummi bereift.

Erst in den 1930er Jahren verbesserte sich der Fahrkomfort erheblich, als die noch heute üblichen Ballonreifen eingeführt wurden. Sie liefen merklich leichter.

Ein Fahrrad galt in der Zwischenkriegszeit noch immer als großer Luxus, was wohl an dem relativ hohen Verkaufspreis der neuen Räder lag.

Weil die Hünninger aber laut Zeitzeugen fast ausnahmslos gebrauchte Fahrräder kauften, besaßen nach unseren Erhebungen 1940 rund 82 Prozent aller Haushalte in Hünningen mindestens ein Fahrrad. Es bot ihnen die Möglichkeit, das eigene Dorf zu verlassen und weiter entfernt liegende Orte aufzusuchen.

Dieses neue Bedürfnis setzte von den Fahrradfahrern aber sportlichen Ergeiz und Können voraus. So galten die Mitglieder der Familie Jouck *(»Lienches«)* als hervorragende Fahrradfahrer. Von Mathias Jouck, dem Vater von Franz und Hubert, wird berichtet, daß er Anfang der 1930er Jahre morgens in der Frühe nach Lüttich fuhr, dort alles erledigte, was er sich vorgenommen hatte, zurückkehrte und im späten Abend Hünningen schon wieder erreichte.

Dies war umso bemerkenswerter, da die Fahrräder zu jener Zeit noch keine Gangschaltung hatten und die Straßen bestenfalls befestigt und mit Sand eingeschlämmt, aber noch nicht geteert waren.

Auch Hubert Maraite erinnert sich, daß er als Knecht in Stavelot ein gebrauchtes Fahrrad besaß, das er bei Hüweler in Amel gekauft hatte. Sonntags morgens sei er in Stavelot meist um 9.00 Uhr losgefahren, habe den Mittag in Hünningen verbracht und um 14.00 Uhr die etwa zweistündige Rückreise wieder angetreten. Selbst mancher Waldarbeiter, wie *»Klös Jupp«* sei mit dem Fahrrad bis Eupen gefahren, um dort zu arbeiten. Die zahlreichen Bauarbeiter, die am Talsperrenbau in Bütgenbach und Robertville beschäftigt waren, hätten ihren täglichen Weg auch per Zweirad zurückgelegt.

Natürlich ereigneten sich auch manche Unfälle mit den Fahrrädern, die in der Regel für die betroffenen Radfahrer aber nur kleine Verletzungen nach sich zogen.

Eine besonders gefährliche Kurve verlief in Hünningen vor dem Haus von Josef Maraite *(»Bow«)*. Sein Scheunentor soll manchem Hünninger als Rammbock gedient haben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sank die Bedeutung des Fahrrades als Fortbewegungsmittel, da jetzt Motorräder und auch die ersten Autos Mobilität mit erheblich höherem Komfort versprachen. Das galt vor allen Dingen für weitere Strecken.

Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung behielt das Zweirad allerdings für die Zurücklegung kleinerer Strecken. So nutzten manche Hausfrauen bis in die 1970er Jahre das Rad, um beispielsweise in Büllingen einzukaufen, den Markt zu besuchen oder zum Arzt oder Apotheker zu fahren.

Auch für die Kinder blieb das Fahrrad bis zum heutigen Tage das wichtigste Fortbewegungsmittel. Dies wird ebenfalls daran deutlich, daß die heute relativ kostengünstigen Räder seit Mitte der 1970er Jahre ein Standardgeschenk zur Erstkommunion in unserem Dorf sind.

Das Motorrad: Gas geben und tschüß (1935)

Hünningen, 1956: Die erste Fahrzeugsegnung. Das Motorrad ist noch das meistgenutzte Fortbewegungsmittel.
(Josef Wolff, Michel Küpper, Rudolf Stoffels, Pastor P. Kettmus)

Das Fahrrad verlangte seinen Besitzern recht viel ab: Es war relativ teuer und nur dann brauchbar, wenn der Benutzer auch bereit war, die eigene Kraft reichlich zur Fortbewegung einzusetzen.

Das Motorrad vereinfachte das Reisen nun erheblich: Mobilität war jetzt keine Frage der sportlichen Geschicklichkeit und Ausdauer mehr, sondern eher des Geldes. Waren Maschine und Sprit bezahlt, wurde das Reisen fast grenzenlos möglich.

Es dürfte wohl Peter Wolff, der Vater von Franz Wolff gewesen sein, der sich 1935 als erster Hünninger ein Motorrad der Marke *»Gillet«* gekauft hat.

Nun wurden weitere Fahrten problemlos möglich. So erzählte Alois Weber: *»Peter Wolff sollte mit Barthel Weber, genannt Schuster Mies, als Sozius am Sonntag nach Köln, wo Mies von seiner Freundin Grete Balduin erwartet wurde. In eine Einbahnstraße hineingefahren wurden die beiden prompt von einem Polizisten angehalten, der sofort einen Strafzettel ausstellen wollte. Als in diesem Augenblick auch noch zwei SA-Männer auftauchten, wurde es den beiden richtig mulmig. Die beiden SA-Männer forderten den Polizisten aber auf, die beiden Ausländer ihres Weges fahren zu lassen.«*

1936 kaufte August Jouck von seinem Bruder Johann, der als Knecht in der Wallonie arbeitete, ebenfalls eine gebrauchte *»Gillet«*. Sie kostete damals 700 Bfr. und war billiger als ein neues Fahrrad.

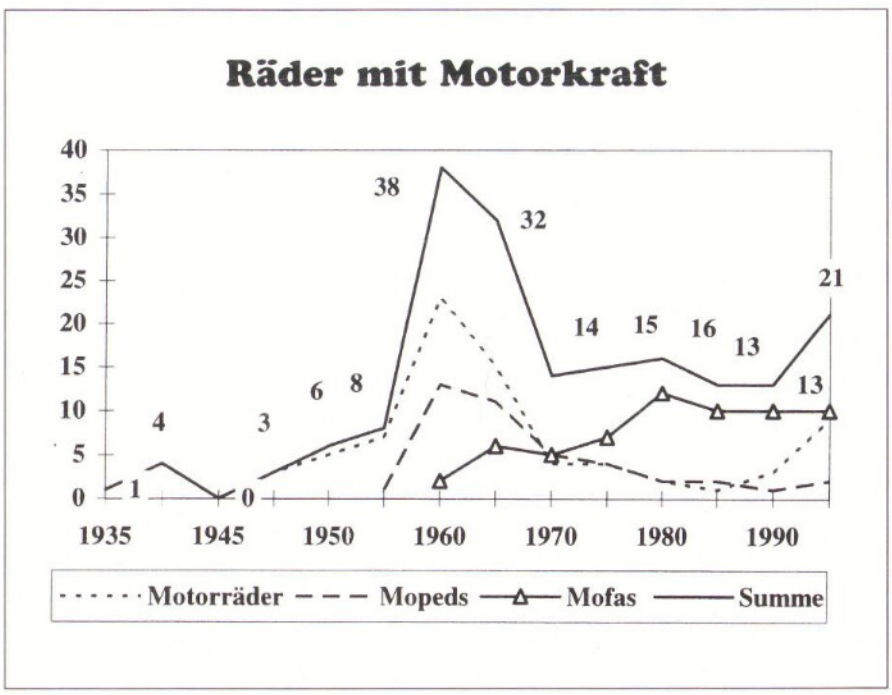
Dieses Motorrad hatte einen Riemenantrieb, d.h. die Motorkraft wurde über einen Riemen auf das Hinterrad übertragen. Allerdings kam es häufig vor, daß dieser Riemen bei Regenwetter abrutschte und der Motorradfahrer einfach nicht von der Stelle kam.

Johann Stoffels *(»Schange«)* und Heinrich Stoffels hatten sich 1936 ebenfalls motorisiert. Johann fuhr ein *»Sarolea«*, ein Motorrad, das genau wie die *»Gillet«* in Herstal gebaut wurde.

Der Zweite Weltkrieg zeigte auch Auswirkungen auf die Motorisierung der Hünninger. Nur noch Peter Wolff und Johann Stoffels *(»Schangen«)* hatten scheinbar ihre Motorräder behalten, die sie – wegen der Spritrationierung – nur noch selten fuhren.

Unmittelbar nach dem Krieg liefen dann verständlicherweise keine Motorräder mehr in Hünningen. Erst nach und nach kam das Knattern der Motoren wieder auf. In den 1950er Jahren entwickelte sich sogar ein wahrer Motorrad-Boom in Hünningen. Maschinen bis 350 ccm waren üblich, einige fuhren auch sogenannte *»500er«*.

Da in den 1950er Jahren in Belgien kaum noch Motorräder gebaut wurden, waren die Motorrad-Fans auf ausländische Maschinen angewiesen. Einige englische



Hünningen, 1954: Das Moped für die kleinen Fahrten und für Frauen (Maria Jouck, Werner Hepp, Ewald Jouck, Hilde Kohnen)

Nobelmarken wie *»Matchless«* oder *»Panther«* waren vertreten, in der Regel wurden aber deutsche Fabrikate gefahren wie die TWN oder BMW. Am meisten verbreitet waren aber die legendären 98er und 150er Sachs. So besaß fast jeder Waldarbeiter *»seine Sachs«*.

Eine 98er Sachs besaß auch Maria Jouck, die Schwester von Ewald und August. Wenn sie ganz in Rot gekleidet auf ihrem roten Motorrad durch die Gegend brauste, so gab es schon mal Gelächter, wobei im nachhinein nicht festzustellen ist, ob dieses Gelächter nicht auch einfach unterdrückter Neid war.

Sie arbeitete 1957 in einer Metzgerei in Spa. Am Montagmorgen fuhr sie dann um 5 Uhr in Hünningen los, denn um 7 Uhr mußte sie schon im Laden stehen.

Seit 1960 kamen dann die ersten kleinen *»Mopeds«* auf. Sie kosteten zwischen 6.000 und 10.000 Bfr. – je nach Ausführung und Stärke. In der Regel wurden sie von 1,25 PS-Motoren betrieben.

Der Verbrauch und auch die übrigen Kosten dieser kleinen Fortbewegungsmittel waren sehr niedrig. Bei einem Verbrauch von 2 l/100 km beliefen sich die Kilometerkosten bei den damaligen Benzinpreisen von 10 Bfr. pro Liter auf rund 0,20 Bfr. pro Kilometer. Dies war wohl der ausschlaggebende Grund, warum sich so viele so ein Moped leisten konnten.

Diese wendigen Fahrzeuge wurden nicht nur gebraucht, um schneller zur Arbeit zu gelangen. Da jetzt auch Frauen und Mädchen sich zutrauten, Moped zu fahren, wurde es als Einkaufsfahrzeug sehr beliebt.

In der Landwirtschaft wurde es zudem in verschiedenen Familien zum Milchkannenfahren eingesetzt. So fuhren 1962 24 Mopeds und 28 Motorräder in Hünningen.

Als sich seit Anfang der 1960er Jahre die Lage auf dem Arbeitsmarkt langsam besserte, verschwanden nach und nach die schweren Motorräder. Nun wurden die Träume vom gebrauchten Pkw wahr.

Einen weiteren Schub erhielten die motorisierten Zweiräder nach der Einführung der Mofas um 1961. Sie hatten einen Hubraum von 49 ccm und eine automatische Gangschaltung. Wohl deshalb waren sie bei den Frauen besonders beliebt und gehören noch heute zu den beliebten Fortbewegungsmitteln. Denn während die Mopeds und Motorräder aus dem Hünninger Straßenbild bis auf wenige Ausnahmen verschwunden sind, stellen die Mofas in der seit 1970 fast konstant gebliebenen Zahl der motorisierten Zweiräder fast 80 Prozent.

Hünningen, 1955: Das leichte Motorrad, erschwinglich und ideal für die Fahrt zur Arbeit (Hermann Küpper)

Das Auto: Fahren mit Komfort (1925)

Hünningen, 1948: Nur Geschäftsleute und Händler sind Autobesitzer. Das Freizeitauto ist noch unbekannt. (Albert, Rosa und José Kessler)

Noch vor dem Zeitalter des Motorrades begann in Hünningen das Zeitalter des Automobils. Nikolaus Bongartz hatte 1925 als erster den Mut, sein Geld in einen motorisierten Lieferwagen der Marke Ford zu investieren. Da er mit landwirtschaftlichen Produkten wie Eiern, Butter, Milch handelte, erhoffte er sich von dieser außergewöhnlichen Investition direkte Vorteile: Denn nun konnte er leichter die Märkte erreichen, auf denen seine Produkte gefragt waren. Sein bevorzugtes Ziel war scheinbar der Markt von Theux.

Die Freude an seinem Lieferwagen muß sich aber wohl in Grenzen gehalten haben, denn um 1928/29 sah er sich gezwungen, seinen Wagen wieder zu verkaufen. Käufer war der Mürringer Barthel Jost aus *»Hölsteres«*.

Mittlerweile hatten sich auch Förster Egidius Arimont und Johann Heinen *(»Liesen«)* ein Auto gekauft. 1937 erwarb Nikolaus Kessler *(»Pittisch«)* ein FN-Auto.

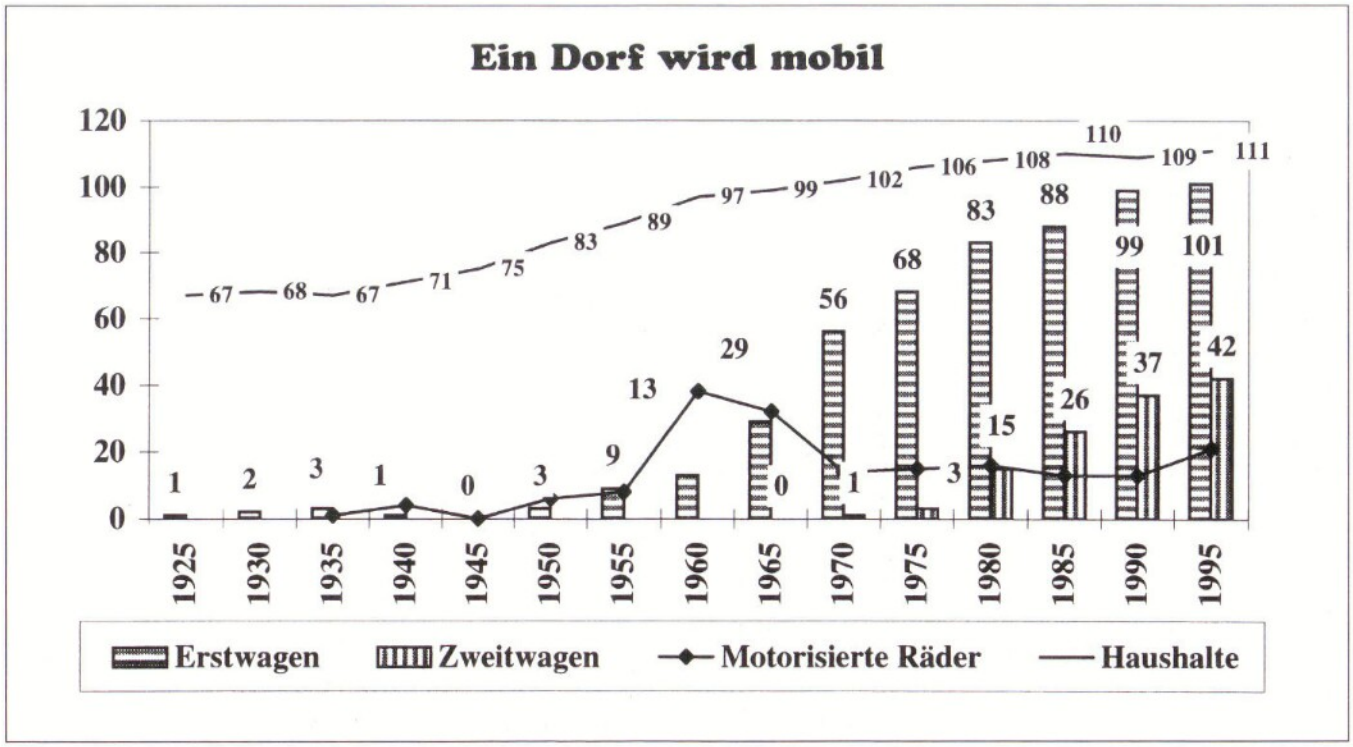
Bis zum Kriegsausbruch liefen vier Autos in Hünningen. Während des Krieges behielt nur noch der Förster sein Gefährt, das er aber kaum noch benutzte, da Kraftstoff kaum noch zu erwerben war.

Infolge der Ardennen-Offensive und der großen Zerstörungen in unserem Dorf war während einigen Jahren kein Geld für den Luxusartikel Auto vorhanden. Erst im Juni 1949 kaufte Nikolaus Kessler *(»Pittisch«)* einen Opel; 1950 folgten Johann Stoffels *(»Schangen«)* und 1951 Hermann Jost *(»Reutisch«)*.

Während sich noch Anfang der 1950er Jahre kaum ein Hünninger einen Neu- oder Gebrauchtwagen leisten konnten, begann Ende der 1950er Jahre die Käfer-Ära.

Hermann Jost erinnert sich: *»Nachdem ich 1946 aus amerikanischer Gefangenschaft gekommen war und die ersten Monate meinen Eltern geholfen hatte, die notwendigsten Reparaturarbeiten an Haus und Hof durchzuführen, beschloß ich im November 1946, Arbeit zu suchen. In Verviers wurde ich fündig. Um die Verbindung mit zu Hause nicht zu verlieren, kaufte ich im Oktober 1947 ein Motorrad, das im Februar 1951 durch einen Unfall schwer beschädigt wurde.*

Dies war für mich der Anlaß, über die Anschaffung eines Autos nachzudenken. Der Kauf eines neuen Autos war damals in den Eifeldörfern höchst selten. Ich ent-



Das Auto, 1966: Erst das Auto erlaubt die Fahrt zu Verwandten, Festen und Veranstaltungen im weiteren Umkreis.

(Irma Palm)

(Mathias Murges und Hermann Rauw)

(Rudi und Marga Lejeune)

schloß mich schließlich, einen drei Jahre alten englischen Standart-Vanguard 8 zu kaufen, der bereits 32.000 km gelaufen hatte. Der Preis lag auch zufälligerweise bei 32.000 Bfr.

Schon bald stellte ich fest, daß das Auto sehr viel Wartung erforderte. Es startete schlecht und mußte häufig angeschoben werden. Da sich die Reparaturkosten für den Wagen – Eigenleistung nicht einbegriffen – auf 2,85 Bfr. pro gelaufenen Kilometer beliefen, beschloß ich im März 1953, den Wagen auf einen neuen grünen Volkswagen einzutauschen. Der Neupreis belief sich damals auf 69.000 Bfr., auf die ich noch 8.280 Bfr. an Steuern draufzahlen mußte.

Dieser Wagen war – gemessen an seinem Vorläufer – ein 'richtiges Auto': zuverlässig und nicht zu teuer. Er lief 20 Jahre und transportierte alles, was nur hineinging.

Da dieser Wagen nach dem Kriege einer der ersten im Dorf war, war es für die Hünninger und für mich selbstverständlich, daß er auch für alle dringenden Fahrten zur Verfügung stand: Ich habe verspätete Wehrdienstleistende nach Vielsalm gefahren und Verletzte ins Krankenhause; fuhr ich zum Schwimmbad, so war der Wagen nicht selten mit bis zu acht Personen besetzt; angehende Autoliebhaber und LKW-Fahrer absolvierten in meinem Wagen ihre ersten Fahrstunden; viele Hünninger liehen sich in der Folgezeit den Wagen auch schon mal aus; der Gelegenheiten waren wirklich viele.

Natürlich fuhren die vielen Chauffeure manche Beule in den Wagen. Mit etwas Eigenleistung waren diese kleinen Unfälle aber immer schnell zu beheben.

Der Wagen lief in 20 Jahren mit drei Motoren rund 220.000 km. Der erste Motor war nach 96.000 km sauer und wurde für 10.000 Bfr. durch einen Austauschmotor ersetzt. Dies war unterm Strich kein ungünstiges Geschäft, da der erste Motor mehr als 10L/100km brauchte, während sich der zweite mit rund 7,5L/100km begnügte.«

Bisher fand nur der *»Mann am Steuer«* Beachtung, da das Autofahren lange Zeit ausschließlich den Männern vorbehalten war. Das änderte sich 1958 als Maria, Agnes und Irma Maraite mit ihrem neuen Käfer für Aufsehen sorgten. Das Autofahren hatte der Verkäufer des Autos, Alfred Laloire aus Malmedy, den dreien beigebracht. Und daß sie die Kunst des Fahrens beherrschten, beweist die Tatsache, daß sie 17 Jahre ohne größere Unfälle mit diesem Auto fuhren.

Nicht nur für Frauen, auch für Waldarbeiter eigneten sich die VW-Käfer sehr gut, weil sie große Räder hatten, der Motor als Boxermotor ausgelegt war und sich hinter der Hinterachse befand. So waren sie nicht nur auf schlammigen Waldwegen, sondern auch im Winter auf Eis und Schnee sichere Fahrzeuge, die fast nie steckenblieben.

Das eigentliche Autofieber begann in Hünningen in den 1960er Jahren. Als auch die Hünninger im großen Wohlstandsjahrzehnt immer mehr verdienten, konnten sich nun auch immer mehr jüngere Leute ein Auto leisten. Und dies sowohl für die Fahrt zur Arbeit als auch als Statussymbol.

Auch Herbert Sieberath erinnerte sich: *»Unser erstes Auto kauften meine Eltern und ich im Jahr 1968. Es war ein Gebrauchtwagen der Marke Fiat.*

Ich war damals 22 Jahre alt und spielte in einer Tanzkapelle. Da wir in jener Zeit auch schon mit primitiven Lautsprecheranlagen arbeiteten, bestanden für mich erhebliche Transportprobleme. Mein Vater, der als Jugendlicher auch als Musiker zum Tanz aufgespielt hatte, verstand meine Sorgen. Denn er hatte seine Instrumente früher auf dem Fahrrad mitschleppen müssen. So erklärte er sich verhältnismäßig schnell bereit, ein Auto zu kaufen.

Für mich ging ein Traum in Erfüllung. Einerseits war ich stolz, ein Auto fahren zu können, andererseits war ich nun nicht mehr auf die Hilfsbereitschaft von Freunden oder Nachbarn angewiesen.

Nun machten wir öfter am Sonntag eine Reise zu Verwandten oder guten Bekannten.

Wenn im Sommer die Heuernte eingefahren war, fuhr ich für einige Tage nach Österreich oder nach Süddeutschland in Urlaub, um so die Welt etwas besser kennenzulernen.

Die letzte Fahrt mit diesem ersten Auto machte ich am 16. März 1971. In Büllingen hatte ich meinen Wagen beim Elektriker Erich Palm mit Beleuchtungskörper für unseren Saal Concordia vollgeladen. Auf dem Weg nach Hünningen kam ich im Schneematsch ins Rutschen und überschlug mich mit dem Wagen, der schrottreif liegenblieb. Wie durch ein Wunder war bei diesem Überschlag aber nicht eine einzige Lampe zu Bruch gegangen.«

Anders gelagert waren die Motive für den Autokauf bei Viktor Weber: *»Unseren ersten gebrauchten Käfer kaufte mein Vater 1970. Dieses Auto war vier Jahre alt und kostete damals 40.000 Bfr. Da mein Vater und ich Waldarbeiter und Landwirte waren, benötigten wir den Wagen vor allen Dingen für die Waldarbeit.*

Seit 1966 verfügten wir über Motorsägen, die jeden Tag transportiert werden mußten. Da neben den Motorsägen auch noch Benzin, Öl und sonstiges Werkzeug mitgenommen werden mußte, reichten unsere Mopeds und Motorräder einfach nicht aus.

Da ich der Fahrer dieses Autos war, mußte ich notgedrungen auch öfter Fahrten mit meinen Eltern machen, die mich weniger interessierten. Trotzdem fühlte ich mich frei und fuhr am Wochenende auch so manche Tour zu meinem eigenen Vergnügen.«

Durch den steigenden Wohlstand stiegen die Anzahl Pkws und die Mobilität:

Hünningen, 1973: Das Auto ermöglicht Ausfahrten und Reisen. Hier die Ausfahrt der Betagten. (Hermann Jost, Herbert Hepp, Hermann Küpper, Walter Kessler, Bernard Jouck, Josef Peters, Clemens Hepp)

Buchholz, 1979: Wanderung zum Tag des Kindes. Auch hier fehlt das Auto als Begleiter nicht.

Egal wann egal wohin gelangen, das wurde im Verlauf der 1960er Jahre das unausgesprochene Ziel vieler Erwachsenen. Im Dorf wie in der Stadt.

Das Auto schien dabei der beste Garant für die Erfüllung dieses Mobilitätswunsches zu sein.

Während in den 1950er und dann in den 1960er Jahren die Zahl der Pkws pro Haushalt sprunghaft anstieg, zeichnete sich seit Anfang der 1970er Jahre eine neue Entwicklung ab. Auch die erwachsenen Kinder oder die Hausfrauen wünschten sich oder sahen sich durch ihre Arbeitsstelle ganz einfach gezwungen, ein eigenes Auto zu kaufen. Hiermit wurde der Weg für den Zweit- oder Drittwagen pro Haushalt frei.

Zugkraft: Pflegeleicht und fast unbegrenzt

1951: Barthel Lux kauft als erster Hünninger einen Traktor...
1966: ... und Werner Hepp einen LKW

Hünningen, 1995:
Der 90 PS Traktor gewährleistet mit seinen technischen Möglichkeiten die Ausführung aller Arbeiten
(Julius Lux)

Die Motorisierung hatte nicht nur grundlegende Auswirkungen auf die Mobilität der Eifeler, sondern auch auf ihre tägliche Arbeit. Noch zu Beginn der 1950er Jahre führten die meisten Hünninger zumindest nebenberuflich einen landwirtschaftlichen Betrieb. Als Zugkraft wurden bevorzugt noch Ochsen und Pferde eingesetzt.

Die Einführung einer pflegeleichten Zugkraft mit bis dahin unbekannter Stärke revolutionierte nun aber die landwirtschaftliche Arbeit ebenso wie das Transportwesen. Hier veränderten die ersten Lkws dieses für die Eifel so wichtige Gewerbe.

Der Traktor: Power für den Bauer (1951)

Die Sensation wagte 1951 Barthel Lux *(»Kerich«)*. Er war der erste, der einen Traktor als Zugmaschine für seinen Betrieb einsetzte. Mit diesem Gefährt wollte Barthel die Arbeit erleichtern, auch wenn dieser Trecker der Marke *»Ritscher«* nicht viel schneller fuhr, als manches gute Arbeitspferd ging.

Dieser Traktor war eine erhebliche Investition. Er kostete mit Mähbalken und Pflug rund 120.000 Bfr. Das war damals eine schöne Stange Geld.

Viele Landwirte, die noch mit Ochsen oder Pferd zu Felde zogen, mögen *»Kerich Mies«* um dieses Gefährt beneidet haben, das hinten relativ große Speichenräder besaß und eine Leistung von 14 PS erbrachte.

Zwei Jahre später kaufte Alois Weber einen gebrauchten *»Ferguson«*, der immerhin über eine Leistung von 26 PS verfügte und bis 1990 lief.

Eduard Stoffels *(»Klöre«)* und Karl Simon legten sich etwa zur gleichen Zeit einen neuen Normag zu.

Karl Simon sammelte jeden Tag mit seinem 22 PS-Traktor die Milchkannen von 15 und 20 Litern bei den Landwirten ein und brachte diese zur Molkerei nach Büllingen; im Durchschnitt transportierte er etwa 2.500 Liter Milch pro Tag.

Er erzählte: *»Wenn ich kurz nach Mittag mit meiner Tour fertig war, übernahm ich gerne andere Lohnfahrten. So lud ich beispielsweise oft Buchenbrennholz im Wald, da in den 1950er Jahren noch jeder Haushalt kostenlos Buchenholz erhielt. Pro Fuhre kassierte ich 200 Bfr. Für das Mähen im Sommer erhielt ich 100 Bfr. pro Morgen, das Kleinschneiden von Brennholz mit der Kreissäge und andere Arbeiten wurden mit 80 Bfr. pro Stunde vergütet. 1955 tauschte ich den Normag auf einen Allrad MAN. Dieser Tausch kostete mich allerdings rund 100.000 Bfr.*

Arbeitsgerät zum Traktor gab es kaum: Mähbalken, Plateauwagen für den Milchtransport und Kipper mit Handkurbel, das war schon alles.

Natürlich mußte ich auch Transportsteuer bezahlen; sie belief sich 1953 für Traktor und Hänger auf 22.000 Bfr. pro Jahr.

Technische Kontrollen wurden für uns Lohnfahrer erst Ende der 1950er Jahre Pflicht. Bei diesen erheblichen Mehrkosten konnte ich naturgemäß nicht so billig fahren wie manch anderer. Deswegen gab's auch manchmal Streit mit den sogenannten Schwarzfahrern.

Erst Anfang der 1960er Jahre wurde ein Fahrtenbuch eingeführt, in das alle Fahrten eingetragen werden mußten. Fehlte die Eintragung bei einer Gendarmeriekontrolle, so waren 500 Bfr. als Strafe fällig.

Hünningen, 1942:
Seltenes, ungleiches Gespann, Pferd und Ochse an einem Wagen
(Walter und Reinhold Palm, Amelie, ?, Josef Andres, Alfred Payard)

Hünningen, 1971:
Erst der mittelgroße Betrieb konnte sich in den 1930er und 1940er Jahren ein Pferd leisten
(Josef Küpper)

Hünningen, 1951:
Julius Maraite benutzte als letzter Hünninger (bis 1965) noch Ochsen als Zugtiere

Hünningen, 1970:
Besitzer dieses Traktors, Marke Deutz, 25 PS, ist Clemens Jost. Die ersten Traktoren entsprachen meist dieser Größenordnung.

Hünningen, 1984:
Auch als Spielzeug bleibt der Traktor eine Faszination (Michael Rauw)

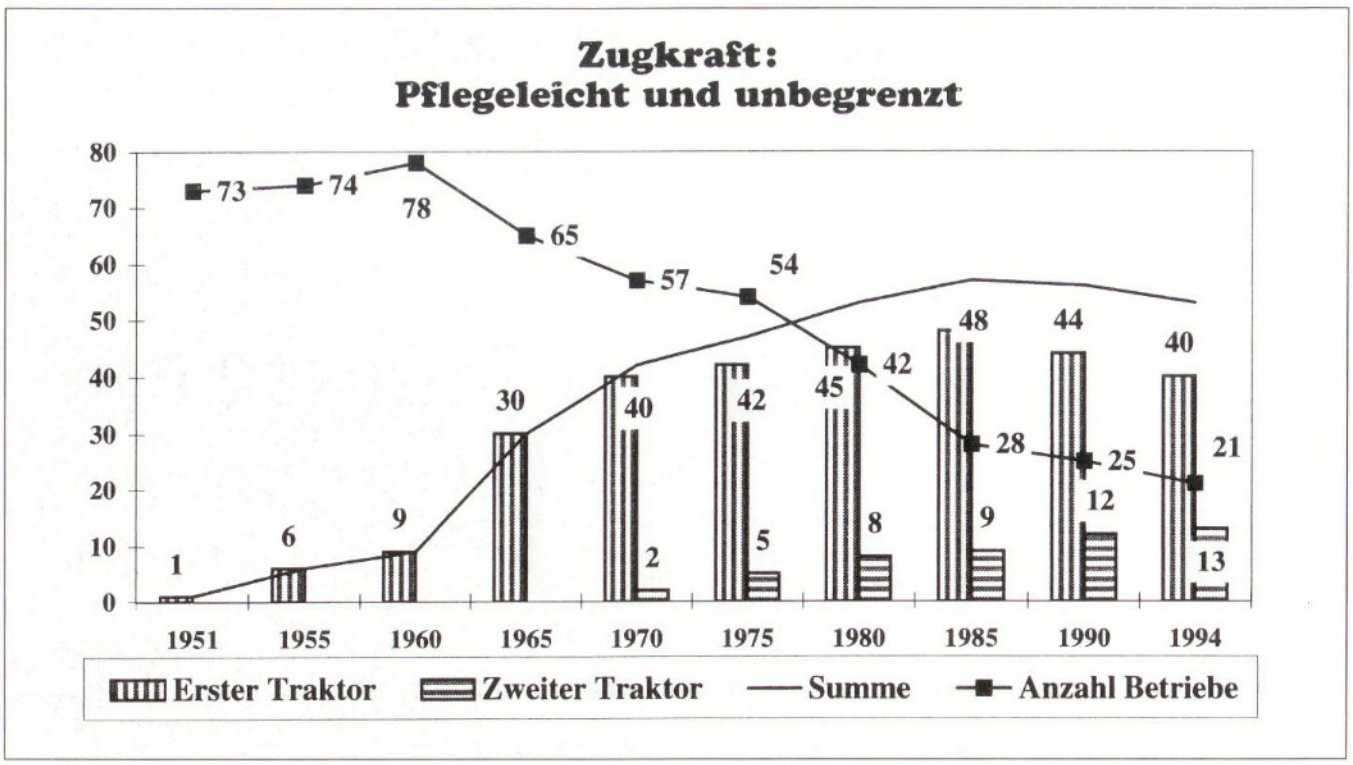
Milchtransporte machte ich bis 1966 und übergab dann die Milchtour an Werner Hepp, der heute als Trans-Eifel-Spediteur tätig ist.«

In den 1960er Jahren, als die letzten Ochsengespanne von den Hünninger Dorfstraßen verschwanden und auch immer weniger Bauern auf die Kraft der Pferde setzten, kam es zu einem echten Traktor-Boom.

Die scheinbar grenzenlose Kraft in Form eines Traktors wurde für viele Landwirte erschwinglich. Ihre Arbeit wurde nicht nur durch die große Zugkraft erleichtert. Seit Ende der 1960er Jahre kamen immer mehr über Zapfwelle anzutreibende Arbeitsgeräte auf den Markt. Sie verhalfen auch in der Eifel der künstlichen Kraftverwertung in der Landwirtschaft endgültig zum Durchbruch.

Da die Landwirtschaft in jener Zeit noch immer als einträglicher Nebenjob galt und das große Bauernsterben noch nicht eingesetzt hatte, widerstanden nur die wenigsten der Verlockung eines eigenen Traktors.

Seit 1970 sind beim Kauf der Traktoren zwei Tendenzen feststellbar. Einerseits stieg die PS-Zahl der Zugmaschinen kontinuierlich an. Verfügte der stärkste Traktor 1970 noch über 40 PS, so stieg diese Zahl in den nächsten 15 Jahren auf über 90 an. Seit 1970 leisteten sich auch immer mehr Landwirte einen zweiten Traktor, so daß 1994 von den 21 Betrieben 13 über mehr als einen Traktor verfügten. Die Tendenz zum zweiten oder gar dritten Traktor pro Betrieb ist einfach zu erklären. Die Arbeitsgeräte wie Ladewagen, Heupressen



u.a. erfordern immer stärkere Zugmaschinen, die allerdings auch immer mehr Treibstoff verbrauchen. Da die starken Zugmaschinen für das Melken auf dem Feld aber wirtschaftlich ungünstig sind, greifen die Landwirte hier bevorzugt auf kleinere Traktoren zurück.

So lag die Gesamtzahl der Traktoren 1995 erheblich über der Zahl der noch bestehenden landwirtschaftlichen Betriebe. Dies erklärt sich ganz einfach aus der Tatsache, daß die meisten Landwirte nach Aufgabe ihrer Betriebe die praktischen Zugmaschinen behalten und zum gelegentlichen, privaten Gebrauch einsetzen. So ergibt sich heute für Hünningen das Bild eines Dorfes, das trotz stark abnehmender Zahl an landwirtschaftlichen Betrieben noch immer auf sehr hohem Niveau über motorisierte Zugkraft verfügt.

Hünningen, 1989: Der gute, alte Traktor dient nicht mehr nur der Landwirtschaft (Walter Palm, Freddy Rauw, Annette Palm, Caroline Lux, Michael Rauw, Sabrina David)

Der Lastkraftwagen: Transport mit großer Motorkraft (1966)

Hünningen, 1948: Erst nach dem Zweiten Weltkrieg ging der Holztransport vom Pferdegespann zum Lastwagen über (Robert Maraite)

Als Karl Simon 1966 den Milchtransport zur Molkerei Büllingen aufgab, übernahm Werner Hepp diesen Dienst. Hierzu kaufte er sich noch im gleichen Jahr einen Lastkraftwagen der Marke Ford. Somit wurde er der erste Hünninger, der einen eigenen Lkw besaß. Neben seiner täglichen *»Milchtour«* erledigte Werner Hepp auch andere Speditionsaufträge, so daß er sich – nachdem die Molkerei die Milch mit Tanklastzügen einsammelte – dem internationalen Transport von Gütern aller Art widmen konnte. Unter dem Namen *»Trans-Eifel«* befährt er heute mit zwei Zugmaschinen so ziemlich alle Straßen und Autobahnen Belgiens und Deutschlands.

Großen Nutzen aus der Anschaffung eines Lkws konnte auch Norbert Peters, Holzschlepper von Beruf, ziehen. Er erreichte mit seinem Lkw für seine Pferde und seine Forstmaschinen eine wesentlich größere Mobilität. Seit 1980 kann er Aufträge in einem wesentlich größeren Radius ohne Zeitverlust annehmen. Bis 1990 diente ihm dieser erste, speziell für diese Zwecke umgebaute Lastkraftwagen, den er durch ein neues Gefährt ersetzte.

Mangels großer gewerblicher Betriebe bleibt auch die Zahl der Lkws im Dorf niedrig. So laufen heute noch zwei Lkws für das Unternehmen von Erich Stoffels. Den ersten Transporter schaffte der Plieseter 1985 an. Seit 1992 läuft ein zweiter Lkw für den prosperierenden Betrieb.

Seit dem 1. Januar 1995 fährt schließlich auch Willy Roehl als selbständiger Transporteur einen eigenen Tanklastzug. Er befördert bevorzugt Künstdünger, Plastikgranulat u.ä. Auch Lebensmittel wie Reis u.a. darf er nach einer entsprechenden Säuberung des Tankes transportieren.

Auch wenn bis heute nur relativ wenige Hünninger über einen eigenen Lkw verfügen, so darf nicht außer acht gelassen werden, daß der Transport von Rohstoffen und Waren seit Jahrhunderten den Menschen der abgeschiedenen Eifel Arbeit und Lohn geboten hat. Die Zahl der im Transportwesen beschäftigten Hünninger liegt folglich wesentlich höher als die Zahl der Lkws.

Hünningen, 1950: Mehr und mehr verlagern sich die Transporte auf die Lastwagen (Fahrer Johann Jost, Julius Maraite)

Informationen: Immer mehr, immer schneller

Hünningen, 1995:
Die einzigen Tages- und Werbezeitungen

um 1900:	Die ersten Zeitungen im Dorf
1925:	Ein batteriebetriebenes Radio läuft
1962:	In Hünningen beginnt das Fernseh-Zeitalter

Viele Hünninger Haushalte haben heute Zeitungen abonniert, noch mehr besitzen Fernseher und fast alle Radios. So kann jeder Hünninger fast jede Nachricht aus egal welchem Winkel dieser Erde heute mit nur ganz kurzer Zeitverzögerung empfangen. Dies ist auch der Grund, warum Medienforscher von einer Nachrichtenwelt der *»Gleichzeitigkeit«* sprechen.

Dies war im Hünningen der 1930er Jahre noch anders. Lisa und Clemens Kessler erinnern sich an vier Nachrichtenwege. Neuigkeiten aus dem Dorf oder den umliegenden Dörfern wurden mündlich durch Nachbarn, gute Bekannte oder Verwandte weitergegeben. Die wenigen Zeitungen wie *»Landbote«*, *»St. Vither Volkszeitung«* und *»Grenz-Echo«* brachten Informationen aus aller Welt, die allerdings meist schon einige Tage alt waren. Hausierende Bäcker, Metzger oder Kaufleute aus Flandern, die Stoffe und Kleider von Tür zu Tür verkauften, waren ebenfalls als Informanten beliebt. Schließlich verfügten die wenigen, die ein Radiogerät besaßen, über die beste Informationsquelle.

Franz Wolff ergänzt noch, daß zwischen entfernter wohnenden Verwandten und Bekannten zu Weihnachten und Neujahr, Geburts- oder Namenstag häufig ein Briefwechsel stattfand, der auch immer wieder dem Nachrichtenaustausch diente.

Diese Informationen hätten aber immer nur den Erwachsenen zur Verfügung gestanden. *»Von zuhause aus sind wir immer dumm gehalten worden. Erst als wir die Volksschule absolviert hatten und in Stellung gehen mußten, änderte sich das langsam«*, ergänzen Clemens und Lisa Kessler.

Die Zeitung: Neues aus aller Welt (um 1900)

Wann die ersten Kalender, kirchlichen Monats- oder Wochenschriften, Zeitungen und Bücher in die Hünninger Häuser gekommen sind, läßt sich nur vermuten. Für das Rheinland wissen wir, daß Lesestoff außerhalb von Schule und Kirche nicht vor 1850 allgemein zu belegen ist. Kalender gab es zwar schon seit Anfang des 19. Jahrhunderts. Sie waren beliebt für Merkdaten, die aber noch bis 1930 meist mit Kreide auf die Innenseiten von Schranktüren geschrieben wurden. Kirchliche Monats- und Wochenschriften gab es ziemlich allgemein erst seit 1870, seither vereinzelt auch Tageszeitungen, die seit 1914 verstärkt in den Familien abonniert wurden. Bücher wurden einem größeren Teil der Bevölkerung im Rheinland frühestens nach 1870 bekannt. Hier machte sich der Borromäusverein, der seit 1840 versuchte, dem katholischen Volksteil Bücher zu vermitteln, und auch in der belgischen Eifel bis 1945 Büchereien unterhielt, verdient[1].

Für Hünningen dürften diese Zahlen kaum gelten. Erst seit 1866 gab der Verleger Josef Doepgen in St. Vith das *»Wo-*

chenblatt für den Kreis Malmedy« heraus, das noch im selben Jahr den Namen *»Kreisblatt«* annahm. *»Sein Leserkreis war auf den deutschsprachigen Teil des Kreises beschränkt, in dem aber die bäuerliche Bevölkerung für Zeitungen kein Interesse hatte«*, notierte Karl Leopold Kaufmann, der ehemalige Malmedyer Landrat 1940[2].

So dürfen wir wohl schlußfolgern, daß die ersten Hünninger wohl erst um die Jahrhundertwende den Mut besessen haben, Geld für ein Zeitungsabonnement auszugeben. Diese Situation änderte sich in der Zwischenkriegszeit schlagartig, als plötzlich Zeitungen häufiger wurden.

Dies hatte einfache Gründe.

Im Zuge des Vaterlandswechsels und des starken belgischen und deutschen Nationalismus in den ehemaligen deutschen Kantonen Eupen und Malmedy gewannen die Zeitungen große politische Bedeutung. Und so dürfte es wohl kaum verwundern, daß sowohl belgische als auch deutsche Kreise viel Geld investierten, um die Eupen-Malmedyer über die Zeitungen politisch zu beeinflussen.

Am weitesten verbreitet war wohl *»Der Landbote«*, der allen Mitgliedern des Landwirtschaftlichen Kreisverbandes Malmedy seit 1919 zugestellt wurde. Folglich war dieses Organ seit 1919 in 59 der 66 Hünninger Haushalten vertreten.

Zwar sank die Zahl der Pflichtabonnenten besonders nach 1927, als sich einige Hünninger Landwirte der Büllinger Gilde des Boerenbondes anschlossen und 1935 eine eigene Gilde gründeten. Dennoch dürfte diese Zeitschrift wohl die einflußreichste und am weitesten verbreitete in unserem Dorf gewesen sein.

Die ebenfalls pro-deutsch eingestellte *»St. Vither Volkszeitung«* hatte nach Aussage mehrerer Zeitzeugen in Hünningen *»nur wenige«* Abonnenten.

Weit verbreitet war zunächst auch das probelgische *»Grenz-Echo«*, das nach seiner Gründung als Zeitung der Katholischen Union 1927 wohl während einem ganzen Jahr in alle Haushalte gratis verteilt wurde. Auch bei den nachfolgenden Wahlen 1929, 1932, 1936 und 1939 sei das pro-belgische *»Grenz-Echo«* während jeweils einigen Wochen kostenlos in alle Haushalte verschickt worden, erinnerten sich mehrere Befragte.

Der Kampf um nationalistische Einstellung und politische Überzeugung sei besonders zwischen dem *»Landboten«* und dem *»Grenz-Echo«* ausgefochten worden, was auch in Hünningen Wirkung gezeigt habe.

Zwei oder drei Haushalte hätten auch das *»Luxemburger Wort«* abonniert, das besonders nach 1933 immer wieder sehr klar Position gegen die Nazis bezogen hätte. Das Pendant, ebenfalls von *»mehreren Haushalten«* bezogen, sei die *»Aachener Volkszeitung«* gewesen.

Aus heutiger Sicht fast unverständlich scheint die mehrfach bestätigte Aussage zu sein, wonach seit etwa 1927 wohl fast jeder Haushalt eine Zeitung erhalten habe.

Allerdings darf man hier nicht außer acht lassen, daß diese Zeitungen meist nur zwei- bis dreimal pro Woche mit vier bis acht Seiten erschienen. Zudem war der Inhalt der ostbelgischen Zeitungen immer außerordentlich einseitig: entweder pro-deutsch oder pro-belgisch.

Dies änderte sich 1940, als alle ostbelgischen Zeitungen eingestellt und durch den *»Westdeutschen Beobachter. Ausgabe Malmedy«* ersetzt wurden.

Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte sich das *»Grenz-Echo«* letztlich in Hünningen wie in Ostbelgien als *»einzige«* Tageszeitung durchsetzen. Nachdem das Eupener Verlagshaus die *»St. Vither Volkszeitung«* übernommen hatte, der Versuch der *»Neuen Nachrichten«* Anfang der 1950er Jahre gescheitert war, blieb als kleiner Konkurrent bis in die 1980er Jahre nur die *»Aachener Volkszeitung«* übrig. Als das Aachener Blatt seine Ostbelgien-Seite strich, verlor es auch die letzten Abonnenten in Ostbelgien und in Hünningen.

Die größte Konkurrenz entsteht den Tageszeitungen heute wohl durch Rundfunk und Fernsehen. Denn während in den 1930 laut Aussagen *»wohl fast jeder Haushalt«* an einer Zeitung abonniert war, liegt dieser Anteil heute in Hünningen nur noch bei 59 Prozent.

Das Radio: Am Puls der Zeit (1925)

Hünningen, 1954: Von großer Bedeutung war das Radio, als Musik- und Unterhaltungsquelle im Schankbetrieb (Wirtin: Rosa Stoffels)

Welche sind Ihre beliebtesten Radiosender?

BRF:	37,5 %
RTL (deutsch):	13 %
RPR:	13 %
SWF3:	12,3 %
WDR 4:	7,8 %
Radio Rewi:	4,3 %
WDR 2:	2 %
Radio OK:	1,8 %
Radio International:	1,5 %
RTBF:	1,5 %
Radio 21:	0,2 %
andere:	5,1 %

(Umfrage 1994)

Das Radio wurde wohl schon Mitte der 1920er Jahre als unmittelbarer Draht zu Unterhaltung und Information in Hünningen geschätzt. Höchstwahrscheinlich kaufte Nikolaus Wolff als erster Hünninger um 1925 ein erstes batteriebetriebenes Radiogerät. Johann Heinen *(»Liesen«)* und Förster Egidius Arimont folgten wohl kurze Zeit später.

Auch in *»Klören«*, *»Reutisch«* und *»Trengsches«* wurde diese kostspielige Investition als sinnvoll angesehen. So besaßen 1930, kurz nach der Einführung des elektrischen Stroms in der belgischen Eifel, sechs der 68 Hünninger Haushalte ein batteriebetriebenes Radiogerät.

Nach der Einführung des elektrischen Stroms wurden die batteriebetriebenen

Hünningen, 1993: In fast jedem Raum des Hauses hat das Radio heute seinen Platz (Elisa, Catherine Engel, Gerry Löfgen und Anne Engel)

Geräte relativ schnell durch Netzgeräte ersetzt. 1940 besaßen schon zehn von 70 Haushalten im Dorf ein Radio: Sie sollen in *»Jellessen«*, *»Maraites«*, *»Trengsches«*, *»Schange«*, *»Liesen«*, *»Wolffe«*, *»Klören«*, *»Reutisch«*, beim Förster und bei der Lehrerin gestanden haben.

Die Einführung des Radios förderte die Geselligkeit erheblich. Denn anstatt nun *»zer Ueten«* zu gehen, gingen die Hünninger abends in eines dieser Häuser gemeinsam Radio hören. Bis zu 20 Zuhörer sollen sich so in manchen Häusern eingefunden haben.

Geschätzt wurden nicht nur Nachrichten und Information, Musik und Gesang, sondern auch politische Reden und regionale Nachrichten zum Geschehen in Eupen-Malmedy, die scheinbar öfter über den Köln-Langenberger Sender gingen.

Besonders nach der Machtergreifung der Nazis wurden die Nachrichtensendungen ungemein politisch und weltanschaulich. Die Hünninger, die eher zum sogenannten pro-deutschen Lager tendierten, hörten bei Gesinnungsgenossen bevorzugt den Köln-Langenberger Sender, der den deutschen Nationalismus und die Nazi-Ideologie verbreitete. Dieses politische Lager soll besonders fleißig politische Sendungen gehört haben, erinnern sich heute Zeitzeugen. Bis zu dreißig Personen hätten an manchen Abenden zusammengesessen.

Ganz besondere Ereignisse wären auch in Hünningen stets die Reden *»des Führers«* gewesen. Das habe schon für die 1930er Jahre und natürlich auch für die Zeit des Zweiten Weltkriegs gegolten. Mitunter seien diese Reden bis auf die Straßen zu hören gewesen.

Tradiert ist die Anekdote eines Hünningers, der von seinen Kameraden nach einer Führerrede noch zu einem Glas in der Dorfkneipe eingeladen wurde. Er schlug diese Einladung mit den Worten aus: *»Ich ka net metkon. Meng Frau litt alt voller Spannung änt Bett, om ze hüre, wat de Führer jesaat hat.«*

Das andere politische Lager hat scheinbar nur selten in Gruppen politische Sendungen gehört. Meist hörten die Hünninger, die sich eher dem sogenannten pro-belgischen Lager zurechneten, die deutschsprachigen Sendungen von Radio Luxemburg. Einige wenige sollen auch die deutschsprachigen Sendungen von Radio Straßburg oder britischer Sender gehört haben, die besonders 1935 ausführlich über die Ausweisungsprozesse gegen die führenden Heimattreuen Dehottay und Foxius berichtet hätten.

Eine besondere Rolle kam den Radiogeräten natürlich während dem Zweiten Weltkrieg zu. So erinnerte sich Franz Wolff, daß sein Großvater sein batteriebetriebenes Telefunken-Radiogerät 1932 gegen ein netzbetriebenes Gerät eintauschte, das bis 1944 in Betrieb war: *»Während den Kriegsjahren war bei uns in der Stube oft Hochbetrieb, denn wir konnten neben deutschen Sendern auch einen englischen Sender in deutscher Sprache empfangen. Dieser Sender meldete das Gegenteil von dem, was die Deutschen durch den Äther schickten.*

Während über Tag die deutschen Sender gehört wurden und wir natürlich auch deutschgesinnte Mithörer hatten, wurde der englische Sender vorwiegend am Abend, wenn alles ruhig war, gehört. Hierzu hatten wir mitunter Zuhörer aus dem anderen Lager.«

Die sogenannten Feindsender hören war nun in dieser Zeit lebensgefährlich. Wer erwischt und denunziert wurde, mußte mit umgehender Verschickung in ein Konzentrationslager rechnen. Und Denunziationen waren während dieser Zeit auch in Hünningen keine Seltenheit.

Seit Anfang der 1950er Jahre wurde das Radiohören nun für die breite Masse möglich. Die schlimmsten Kriegsschäden waren behoben und der Lebensstandard stieg merklich.

Herbert Sieberath erinnert sich: *»Als meine Eltern 1950 unser erstes Radio kauften und durch den Elektriker Nikolaus Halmes aus Rocherath aufstellen ließen, konnte ich als Vierjähriger zum ersten Mal Musik erleben.*

Das Radiogerät, das etwa 50 cm hoch war und zu allem Überfluß auch noch so hoch montiert worden war, daß wir Kinder unmöglich daran fummeln konnten, war an der einzigen Steckdose in der guten Stube angeschlossen.

Wir empfingen Sender aus dem Mittel- und Langwellenbereich. Das Programmangebot war allerdings noch sehr bescheiden. Meist hörten wir den NDR, den WDR oder den Bayrischen Rundfunk.

Beliebteste Sendungen waren einerseits die Nachrichten und andererseits Sendungen mit Volks- und Blasmusik.

Als seit etwa 1955 auch Radios mit UKW-Empfang angeboten wurden, entschlossen sich meine Eltern sehr bald, ein neues Gerät zu erwerben.

Als Zehnjähriger interessierte ich mich auch für Hörspiele. Eine Sendung, die fast in jedem Haus gehört wurde, war 'Zwischen Rhein und Weser'. Die damals üblichen Schlager bekam ich allerdings zum ersten Mal zu Gehör, als ich gegen Ende der 1950er Jahre sonntags in der Wirtschaft die Kegeln auf der Kegelbahn aufstellte.«

Zeitzeuge war auch Peter Kessler: *»Unser erstes Radio kaufte mein Vater im Sommer 1952 beim Elektriker Albert Hennes in Büllingen. Der Neupreis des Gerätes lag damals bei 6.000 Bfr. Das war verhältnismäßig viel Geld. Denn als Saisonarbeiter verdiente ich im gleichen Jahr bei der Heuernte in der Wallonie 200 Bfr. pro Tag. Für den Kauf des Radios hätte ich also 30 Tage arbeiten müssen.*

Doch diese Investition war in den Augen meines Vaters wohl lohnenswert. Denn jetzt mußte er nicht mehr nach 'Pittisch' gehen, um dort die Nachrichten zu hören. Unsere Neuerwerbung empfing Sendungen auf Kurz-, Mittel- und Langwelle.

Während der Woche gehörte der Wetterbericht zu den wichtigsten Nachrichten aus dem Radio. Am häufigsten hörten wir NDR, SWF und Deutschlandfunk. Die beliebtesten Musiksendungen strahlten am Wochenende Radio Beromünster und Radio Hilversum aus. Eine der beliebtesten Sendungen war der 'Wettstreit nach Noten'; sie lief sonntags von 13.10 Uhr bis 14.00 Uhr.«

Auch Rudolf Stoffels gehörte zu den frühen Radiobesitzern: *»Im Jahr 1950, als*

wir in unser neues Haus einzogen, kauften wir auch unser erstes Radiogerät. Wichtigste Sendung waren die Nachrichten. An zweiter Stelle standen Hörspiele und Blasmusik. 'Zwischen Rhein und Weser' wurde – so glaube ich – in jedem Haus gehört.

Ich kann mich noch erinnern, daß mein Vater während der Kriegsjahre oft nach 'Schangen' ging, um dort einen englischen Sender in deutscher Sprache zu hören. Dieser Sender berichtete jeden Tag vom Kriegsgeschehen – nur wesentlich objektiver als die deutschen Sender, die völlig von der Partei gelenkt waren und nur Propaganda verbreiteten.«

Eine wichtige Ergänzung zum Musikprogramm an den Radios blieben scheinbar die Plattenspieler in den Wirtschaften, wie Rosa Stoffels berichtete: *»Als wir 1952 die Wirtschaft eröffneten, besaßen wir ein Radio und auch einen Plattenspieler. Damals waren die Schallplatten noch aus Schellack hergestellt. Dieses Material war sehr zerbrechlich. Wenn eine Platte zu Boden fiel, zersprang sie in unzählige Scherben.*

Einige Jahre später kauften wir einen Plattenwechsler. Nun konnte ich bis zu 10 Schallplatten auf einer Achse stapeln und brauchte mich während einiger Zeit nicht mehr um die Musikunterhaltung zu kümmern. Waren ab und zu neue Schlager dabei, so drehten sie fast den ganzen Sonntag auf dem Plattenteller, so daß mancher, der vom Frühschoppen hängenblieb, am späten Nachmittag oder Abend alle Strophen des neuen Liedes mitsingen konnte.«

Spätestens seit Anfang der 1970er Jahre entwickelte sich das Radio schließlich zum Massenartikel, der immer preiswerter wurde. Fast jeder Haushalt konnte sich ein Radiogerät leisten und immer häufiger standen gleich mehrere Geräte im Haus.

Heute ist das Radio noch immer populär und unverzichtbarer Bestandteil unserer Lebenswelt.

Auto und Traktor sind fast ebenso selbstverständlich mit Radiogeräten ausgerüstet wie Wohnzimmer, Büro, Küche und Kinderzimmer.

Zu der nach wie vor großen Popularität dieses Mediums hat wohl auch das stark ausgeweitete Programmangebot beigetragen. Denn im Gegensatz zu den 1950er Jahren, in denen vor der Ausnutzung der Ultrakurzwelle nur eine begrenzte Anzahl Kanäle mit einem begrenzten Programmangebot zur Verfügung standen, wird heute Radio zum Großteil vor Ort produziert: Die Sendungen des BRF und der privaten Lokalsender liegen in der Beliebtheitsskala mit fast 50 Prozent klar vorne. Durch die regionalen Einfärbungen der Sender und Programme fühlen sich die Zuhörer direkt angesprochen, informiert und eingebunden.

Welche Fernsehprogramme sehen Sie am häufigsten?

ZDF:	27,9 %
ARD:	21,0 %
RTL:	19,4 %
SAT 1:	7,1 %
RTBF:	6,7 %
SWF 3:	5,0 %
TF1:	3,5 %
WDR 3:	3,3 %
RTL-TVI:	2,4 %
BRT2:	0,9 %
Eurosport:	0,9 %
Tele 21:	0,8 %
BRT1:	0,6 %
andere:	0,5 %

(Umfrage 1994)

Das Fernsehen: Ton und Bild frei Haus (1962)

Hatte das Radio das Alltagsleben der Menschen bereits verändert, so wurde das Freizeitverhalten durch die allgemeine Einführung des Fernsehens vollständig auf den Kopf gestellt.

Das Fernsehzeitalter begann in Hünningen im Dezember 1962, als Louise Rauw und ihr Sohn Hermann ein neues Fernsehgerät kauften.

Viele Dorfeinwohner betrachteten diese Neuerungen noch als ungeheuren und unnötigen Luxus. In finanzieller Hinsicht mögen sie auch recht gehabt haben. Denn Louise Rauw mußte für ihren ersten Fernseher, die Antenne und die Montage 23.400 Bfr. zahlen. Da Hermann zur gleichen Zeit 31 Bfr. pro Stunde verdiente, entsprach diese Anschaffung dem Nettoverdienst von 754 Arbeitsstunden oder 94 Arbeitstagen.

Wie nicht anders zu erwarten, hatten nun *»Hüe«* des Abends sehr oft ein volles Haus. Dies galt besonders, wenn Fußballübertragungen auf dem Programm standen. Ob der Besuch immer ganz willkommen war, scheint aus heutiger Sicht eher fraglich.

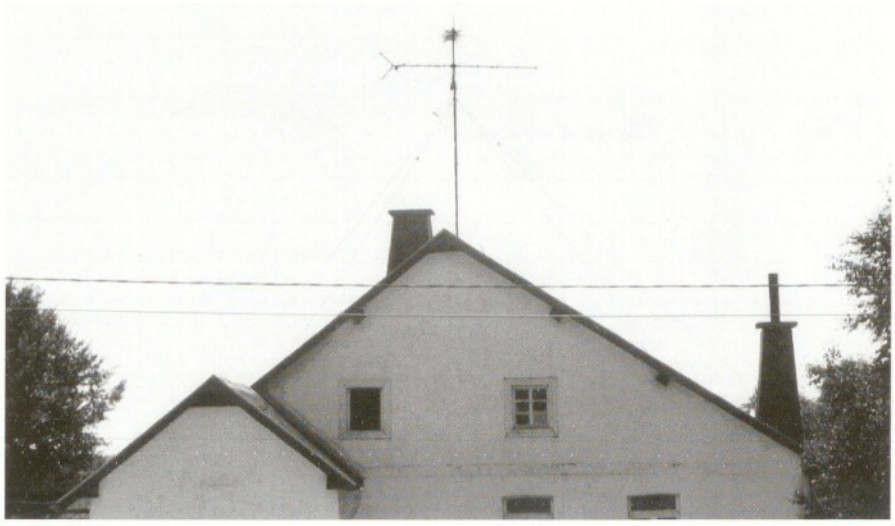
Wir können aber getrost annehmen, daß Louise sich insgeheim freute, als sie hörte, daß Aloys Simon *(»Kullen«)* sich im Frühjahr 1963 ebenfalls ein Fernsehgerät gekauft hatte. Dies wirkte sich wohl besonders während den Sportübertragungen aus, da Aloys als großer Sportfan bekannt war.

Schließlich erwarben auch die Geschwister Gertrud und Johann Kessler wenige Wochen später einen eigenen Fernsehapparat.

Der Anreiz war so stark und die finanziellen Möglichkeiten der wachsenden Wohlstandsgesellschaft waren so groß, daß schon 1970 über 40 Prozent der Hünninger Haushalte ein eigenes Fernsehgerät besaßen.

Herbert Sieberath erinnert sich, daß er *»im Jahr 1960 zum ersten Mal ein Fernsehbild gesehen hat. Damals arbeitete ich als Lehrling in Büllingen. Die Familie meines Chefs besaß einen Fernsehapparat. Abends wurde ich manchmal eingeladen, wenn Motocross oder Autorennen übertragen wurden.*

Hünningen, 1983:
Radio und Fernsehen, tägliche Begleiter von jung und alt
(Sophie Weber, Maria Simon-Heinen, Christine Heinen)

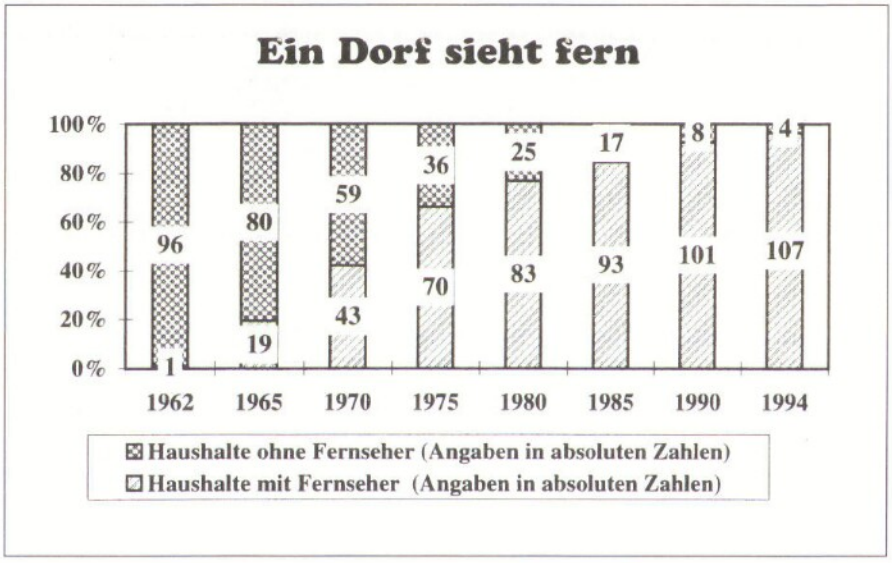


Hünningen, 1990: Die Neuerungen wie Elektrizität und Fernsehen haben unser Leben grundlegend verändert

Bei besonderen Anlässen, wie der Hochzeit unseres Königs Balduin mit Fabiola 1960 beispielsweise, waren den ganzen Tag mehr als 20 Zuschauer anwesend. Dies war nicht immer zur Freude der Familie. Meine Chefin, eine sehr tolerante Frau, mußte wohl oder übel mitspielen, zumal es sich meist um dieselben Gäste handelte, die die Wohnküche belagerten.«

Viktor Weber machte ähnliche Erfahrungen: *»Ehe wir unser erstes Fernsehgerät im Jahr 1968 kauften, gingen meine Eltern manchmal zu Verwandten, wenn sie eine populäre Unterhaltungssendung sehen wollten. Ich interessierte mich hingegen mehr für Sportsendungen. Deshalb kehrte ich häufig bei Rudolf Stoffels ein; er war ein Fußballfan, und seine Tür stand immer für alle offen, die gerne Fußball oder andere Sportarten sehen wollten.*

Als wir dann ein eigenes Fernsehgerät hatten, gab es natürlich auch bei uns Meinungsverschiedenheiten wegen des Programmes, obwohl die Anzahl der Programme im Vergleich zu heute sehr niedrig war. Wir jungen Leute wollten natürlich etwas anderes sehen als unsere Eltern.«



Hünningen, 1995: Mittels Satellit erreichen uns zeitgleich Nachrichten aus aller Welt

Die Auswirkungen des Fernsehens auf das Freizeitverhalten waren nun fast revolutionär. Denn schon sehr bald bestimmten die Fernsehsendungen den Feierabend. Ein einfaches Beispiel mag dies verdeutlichen: Nicht umsonst trifft sich der Turnverein der Frauen von Beginn an mittwochs, der ja schließlich der traditionelle Fußballfernsehabend ist. Im Gegenzug gibt es keinen von Männern dominierten Verein, der seine Proben mittwochs abhält.

Sehr starken Einfluß hat das Fernsehen nun auch auf das Spielverhalten der Kinder. Während für die Kinder vor 25 Jahren das Spielen im Freien an erster Stelle der Freizeitgestaltung stand, bestimmen heute vielfach die Fernsehprogramme, ob die Kinder überhaupt noch im Freien gemeinsam spielen. Denn die gestellten Trugbilder der Mattscheibe scheinen vielen als heile Welt anstrebsamer als die Vielfalt der Natur und der Reiz der kindlichen Spielgemeinschaft.

Viele andere Beispiele könnten folgen.

Der Siegeszug des Fernsehens war nun so klar, daß heute nur noch 3,5 Prozent der Haushalte in Hünningen dieses Medium missen wollen. Auch technische Neuerungen, die in unmittelbarer Beziehung zum Fernsehen stehen, setzten sich innerhalb kürzester Zeit durch. Bestes Beispiel sind die Satelittenschüsseln, die heute den meisten Hünninger Haushalten eine bisher unbekannte Programmvielfalt bescheren, obwohl auch das Kabelfernsehen schon seit 1986 in Hünningen (in den übrigen Orten war es schon viel früher eingeführt worden) rund 20 Fernsehprogramme zur Norm machte.

(1) ZENDER (Matthias), Das Volksleben in den Rheinlanden seit 1815, in: Rheinische Geschichte, Bd. 3, Düsseldorf, 1979, p. 809-831.

(2) KAUFMANN (Karl Leopold), Der Kreis Malmedy, Bonn, 1961, p. 186.

Im Bild: Das Dorf und die Welt

1925: Die ersten Fotos eines Hünningers
1983: Der erste Videorekorder im Dorf
1985: Die erste Videokamera läuft

Hünningen, 1992
(Rainer Palm)

Momentaufnahmen aus dem eigenen Leben und dem eigenen Dorf festhalten, sich selber auf einem Porträt darstellen, die eigene Vergänglichkeit durch ein Bild überlisten, all das hat die Eifeler genauso fasziniert wie die Menschen in den übrigen Regionen Europas. Erste Fotografien tauchten in der heute belgischen Eifel in den 1890er Jahren vereinzelt auf.

Die meisten Portraits von unseren Vorfahren aus den 1890er und 1900er Jahre stammen aber aus den größeren Städten, wo sie als Magd oder Knecht verdingt waren und ihren Lebensunterhalt verdienten. Ihre Kleidung – immer vom Fotographen gestellt – erschienen dann immer nobel, ebenso wie das Bild. Es war somit nicht nur optisch eine Flucht aus der harten Gegenwart, sondern im wahrsten Sinne des Wortes ein gestelltes Traumbild. Der arme Eifeler sah sich so, wie er nie mehr wieder in seinem Leben sein würde.

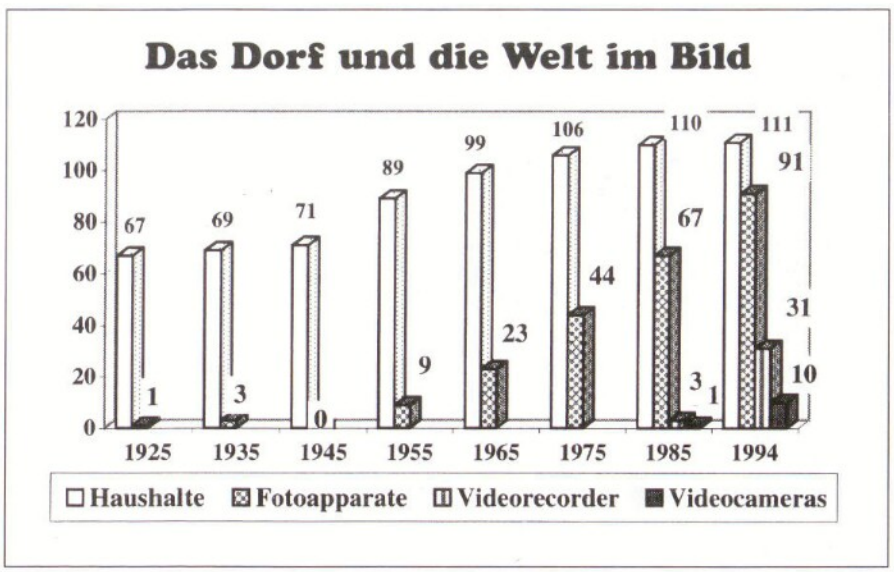
Seit der Jahrhundertwende scheinen die Fotographen nun häufiger *»geknipst«* zu haben. Ein Familienbild oder Hochzeitsbilder auf dem Schrank in der guten Stube oder gar im Fotoalbum werden so langsam die Regel, die Zahl der Bilder steigt merklich.

Doch Fotoapparate sind noch immer teuere Luxusartikel.

Der Fotoapparat: Knipsen und fotografieren (1925)

Auch in Hünningen dauerte es wohl deshalb bis 1925, bevor sich der 23jährige Aloys Heinen *(»Liesen«)* einen eigenen Fotoapparat zulegte. Für damalige Möglichkeiten scheint der junge Aloys ungeheuer viel fotografiert zu haben. Durch sein feines Gespür für Dorfleben und Familienleben hat er scheinbar ständig interessante Motive gefunden. Und das nicht nur in Hünningen, sondern in der gesamten Region. Seine Bildersammlung nahm der Hünninger 1935 mit in seine neue Wahlheimat Köln, wo sie durch die Bombenangriffe während des Zweiten Weltkrieges völlig zerstört wurde.

Auch Kaplan Scheffen, von 1927 bis 1938 in Hünningen tätig, war scheinbar ein begeisterter Hobbyfotograph, dessen



Hünningen, 1942: Am Begräbnistag des Vaters schauen die restlichen Familienmitglieder der Mutter beim Melken zu. Der sonst unsichtbare Fotograf ist hier an seinem Schatten erkennbar. (Nikla Maraite, Margarethe Maraite-Pothen, Pauline, Christine, Marie-Luise und Clemens Maraite)

Baraque Fraiture, 1973: Schnappschuß bei der Ausfahrt der Betagten

Augenmerk wohl bevorzugt den volksreligiösen Veranstaltungen galt.

1934 kaufte sich Gretchen Jost-Stoffels schließlich einen Photoapparat. Sie erzählte, daß *»eine meiner Freundinnen bereits so einen Apparat besaß, der mich faszinierte. Als ich in Stellung war, verdiente ich 300 Bfr. im Monat. Dieses Geld mußte ich aber ausnahmslos meinen Eltern abgeben. Deshalb sparte ich mein Trinkgeld und kaufte mir hiervon den 150 Bfr. teuren Apparat. Die Filme wurden damals in Malmedy beim Fotographen Querinjean entwickelt.*

Am liebsten fotografierte ich die Familie und die Brüder als Soldat. Ich habe auch die Straße am Josthaus fotografiert, als die belgischen Truppen dort Wegsperren vor dem Einmarsch der deutschen Truppen 1940 aufgebaut hatten. Zu der Zeit waren die Filme bereits in Büllingen bei Siquet erhältlich, die auch die Entwicklung vermittelten. Als mein Apparat zu Bruch ging, kaufte ich mir nach langem Sparen 1943 einen neuen.«

Rosa Stoffels-Stoffels erwarb kurz Zeit eher, 1942, ihren ersten Fotoapparat. Da sie damals in Monschau in Stellung war, konnte sie das Gerät im Tausch mit zwei Kilo Butter erstehen.

In der Nachkriegszeit wurde der Luxusartikel Fotoapparat dann erschwinglicher. So erinnern sich Lenchen und Änne Kessler, daß sie 1953 das Angebot der Schokoladenfirma Clovis annahmen und durch Sammeln von 300 Umschlägen dieser Marke ihren ersten Fotoapparat kostenlos erstanden. *»Er war für uns eine großartige Errungenschaft. Mit großer Freude knipsten wir die Familienfeste und die Tiere im Stall und auf dem Feld. Die Filme erhielten wir bei Siquet oder Reuter in Büllingen. Dort befand sich auch die Annahmestelle für die Entwicklung der Filme«*, erinnerte sich Lehnchen.

Die Bedeutung des Fotografierens erläutert Marie-Luise Heinrichs-Maraite beispielhaft. Sie war 1956 in Verviers bei einem Fotographen in Stellung. Als Weihnachtsgeschenk erhielt sie einen Fotoapparat mit Selbstauslöser und einem kleinen Fußstativ. *»Für mich war das etwas ganz Tolles, einen solchen Apparat zu besitzen. Das Fotografieren wurde für mich auch prompt zum Hobby. Ganz besonders faszinierte mich der Selbstauslöser, den ich natürlich gerne ausprobieren wollte. Da die schönen Kleider der Tochter des Hauses es mir angetan hatten, wartete ich den Moment ab, bis ich ganz alleine im Haus war. Ich zog mir ein wunderschönes Kleid an, setzte mich wie eine Dame an einen Tisch, stellte noch eine Vase mit Blumen hin und posierte dank meines Selbstauslösers für das Bild. Ich kam mir vor wie im Märchen.*

Wenn ich nach Hünningen ging, so wurde ich von der Familie, Bekannten oder Nachbarn als Fotografin engagiert. Das galt damals noch als große Ehre.«

Mit dem steigenden Wohlstand der 1960er Jahre stieg auch die Zahl der Fotoapparate relativ schnell im Dorf an. Die technische Entwicklung machte dieses Gerät nämlich nun noch reizvoller: Waren die Bilder bisher fast ausschließlich schwarzweiß und von relativ kleinem Format gewesen, setzten sich nun bevorzugt Farbbilder und größerformatige Bilder durch.

Sie hatten bisher fast ausschließlich die professionellen Fotographen produziert: Bis Ende der 1960er suchten beispielsweise die Brautpaare am Nachmittag ihrer Hochzeit nach der morgendlichen Braut-

Teile den geehrten Einwohnern von Büllingen und Umgebung mit, daß ich von
nächsten Sonntag den 17. 10. ab im Hotel Solheid zu Büllingen
photographische Platzaufnahmen
mache.
Ferner empfehle ich mich zur Lieferung
des Notenmaterials
für Gesangvereine.
Sämtliche Werke aller Komponisten sind sofort lieferbar.
Verlangen Sie bitte Partituren kostenlos zur Ansicht.
Johann Heinen, Büllingen.

messe die Studios der Fotographen auf, um sich dort ihre Hochzeitsbilder herstellen zu lassen.

Dank der technischen Fortschritte waren die Fotoapparate aber seit Anfang der 1970er Jahre so gut, daß die Fotografen die Hochzeitspaare aufsuchten, und nicht mehr umgekehrt.

Durch die schnell steigende Popularität des Fernsehens wuchs nun nicht mehr nur das Bedürfnis einzelne Momentaufnahmen aus dem eigenen Leben festzuhalten, sondern ganze Zeitabschnitte. 8mm-Kameras eröffneten seit den 1970er Jahren erste Möglichkeiten, ohne daß sie sich aber hätten durchsetzen können.

Videorecorder und Videokamera: Als die Bilder laufen lernten (1983/1985)

Dies wurde anders, als die ersten Videorecorder und Videokameras auftauchten. Sie waren technisch so ausgereift, daß sie für den Durchschnittsfilmer schnell einsatzbereit gemacht werden konnten. Außerdem sanken die Preise für diese Neuerungen sehr rasch.

Auch an diesem Beispiel zeigt sich wieder, wie schnellebig unsere Zeit ist und wie kurz der Entwicklungsrückstand auf dem Land heute ist: Schon 1983 kaufte der erste Hünninger einen Videorecorder, 1985 folgte bereits die erste Videokamera. Von nun an waren Dorf und Welt im Bild kein Problem mehr.

Hünningen, 1990

Kommunikation: Einfach grenzenlos

1905: Anschluß an das Telefonnetz
1983: Der erste PC im Dorf
1990: Faxen weltweit

Hünningen, 1995:
Computer – eine Faszination

Den Telefonhörer abzuheben und in der gesamten Welt herumzutelefonieren, ist heute bestensfalls eine Frage des Geldes, aber keineswegs der technischen Möglichkeiten. Unsere Stimme läßt sich problemlos in jede Ecke dieser Erde übertragen.

Aber nicht nur unsere Stimme, sondern auch Daten, Texte und Dokumente lassen sich heute ebenso schnell und präzise per Telefonleitung über den gesamten Globus verteilen. Diese Errungenschaft, die heute unter dem Schlagwort der Datenautobahn durch die Presse geistert, ist technisch fast ausgereift und soll ab Mitte 1995 der weltweiten Kommunikation neue Möglichkeiten eröffnen.

Die Voraussetzungen hierzu wurden auch in Hünningen geschaffen. Denn der Personal-Computer, heute als Hilfsmittel für Text-, Datenverarbeitung und amüsante Spiele beliebt, geschätzt und auch in unserem Dorf verbreitet, eröffnet über Modem und Telefonleitung gerade diesen grenzenlosen Datentransfer, von dem schon heute behauptet wird, daß er das Arbeiten und Tun der Menschen in absehbarer Zeit grundlegend revolutionieren wird.

Das Telefon: Eine Erfindung, die die Hünninger nicht wollten (1905)

Briefe nach Hünningen zu schicken, dürfte im 19. Jahrhundert wohl die einzige Möglichkeit gewesen sein, um Botschaften in übertragbarer Form von einem anderen Ort in unser Eifeldorf zu übermitteln.

Das wird die Hünninger kaum gestört haben, denn noch 1901 lehnte der Gemeinderat es ab, *»die Kosten für den Telefonanschluß im Josthaus auf die Gemeindekasse zu übernehmen*[1]*.«*

Ein echtes Bedürfnis nach dieser Form der Kommunikation dürfte folglich kaum bestanden haben.

Schließlich gab es ja in Büllingen die Post- und Telegraphendienststelle, die diese exotischen und teuren Dienstleistungen anbot.

Als das Büllinger Bürgermeistereiamt aber am 9. März 1904 an das Fernsprechnetz angeschlossen wurde[2], scheint das für die übrigen Dörfer ein wichtiges Signal gewesen zu sein.

Im April 1904 beschloß nämlich der Hünninger Gemeinderat, *»bei der Postverwaltung die Einrichtung einer Telegraphenhilfstelle mit öffentlicher Fernsprechstelle in Hünningen zu beantragen und erklärt sich bereit, zu den Anlagekosten einen einmaligen Beitrag von etwa 200 Mark zu leisten. Zur Bedingung wird jedoch gemacht, daß die Fernsprechstelle möglichst in der Mitte des Dorfes angelegt werde*[3]*«*.

Hünningen, 1979: Natürlich können heute auch schon Kinder wichtige Nachrichten entgegennehmen oder anrufen (Tanja Kessler)

Diesem Antrag wurde stattgeben und 1905 vermerkte der Büllinger Bürgermeister in der Gemeindechronik, daß *»u.a. auch die Ortschaft Hünningen an das Fernsprechnetz angeschlossen[4]«* wird.

Die weitere Entwicklung ist durch die vorliegenden Quellen nur schwer nachzuzeichnen. Bis 1920 scheinen bestenfalls zwei Telefonanschlüsse bestanden zu haben: Eventuell einer im sogenannten Josthaus und eventuell ein zweiter im Dorf, wahrscheinlich dann beim Ortsvorsteher.

Das Telefonbuch von 1920 gibt uns Aufschluß, daß in den Orten der alten Bürgermeisterei Büllingen jedes Dorf eine öffentliche Telefonstelle besaß. Außerdem verfügte der Gemeindevorsteher über einen Anschluß. Wo sich diese öffentliche Telefonzelle in Hünningen befunden haben könnte, entzieht sich unserer Kenntnis. Der Anschluß des Gemeindevorstehers befand sich bis 1920 wohl bei Johann Heinen *(»Krütz«)*.

Während in der Bürgermeisterei 33 Privathaushalte (besonders Ärzte, Händler, Gasthäuser und Apotheken) bereits einen Telefonanschluß besaßen, ist ein Privatanschluß für unseren Ort nicht nachweisbar.

Den ersten privaten Anschluß dürfte die Kolonialwarenhandlung Heinen-Greimers J. *(»Liesen«)* besessen haben. Dieser Anschluß wird im Telefonbuch von 1921 aufgeführt. Scheinbar waren die Kosten aber zu hoch; warum sonst wäre dieser Anschluß in den folgenden Telefonbüchern verschwunden?

Noch 1921 erhielt aber das Forsthaus einen Telefonanschluß[5].

Das sogenannte öffentliche Telefon war wohl von 1920 bis 1932 im Haus von Nikolaus Jost *(»Reutisch«)*, von 1932 bis 1940 im Haus von Johann Simon-Zimmermann *(»Schomejesch«)*, von 1940 bis 1945 im Haus von Barthel Stoffels-Greimers *(»Klören«)* und von 1946 bis 1955 im Haus von Adolf Kessler *(»Pittisch«)* eingerichtet.

Auch in den 1920er Jahren waren private Telefonanschlüsse wohl ein unbezahlbarer Luxus. So verzeichnet das Adressenverzeichnis von 1927/28 lediglich den Anschluß des Försters Arimont.

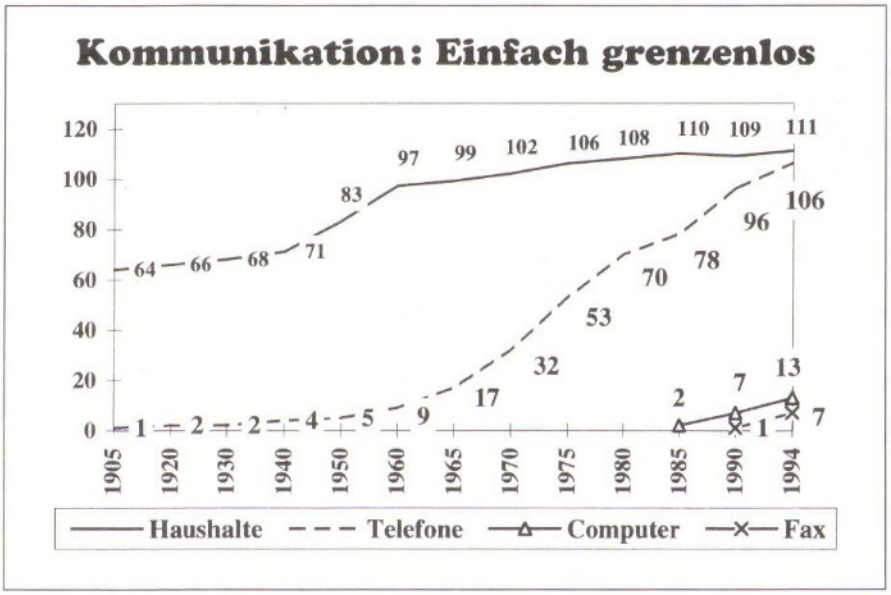
Eine leichte Steigerung dieser Zahl hatte wohl der Beschluß des Büllinger Gemeinderates von 1933, alle Schöffen und Gemeindevertreter mit einem Telefonanschluß zu versehen[6].

Hierdurch dürfte sich die Zahl der Anschlüsse für Hünningen wohl um eine oder zwei Einheiten erhöht haben.

Die Folgen der Ardennen-Offensive waren für das Telefonnetz schließlich ebenso katastrophal wie für die übrige Infrastruktur.

Es dauerte bis 1946, bevor Josef Kessler *(»Pittisch«)*, der damalige Gemeindevertreter, den Antrag auf ein öffentliches Telefon genehmigt bekam. Dieses Gerät war das erste, das in der Nachkriegszeit in Hünningen installiert wurde[7].

Hünningen, 1989: Das Telefon ist nicht mehr aus dem Alltag wegzudenken (Rudi Lejeune)



Ein Jahr später folgten die ersten Privatanschlüsse. Es war Johann Stoffels-Jost *(»Schangen«)*, der sich als erster den Luxus eines eigenen Telefonanschlusses leistete.

Noch heute erinnern sich viele Hünninger daran, wie früher telefoniert wurde. Der glücklichste Telefonbesitzer verfügte über das öffentliche Telefon. Er mußte keine Miete zahlen, verpflichtete sich aber, bei Anrufen die gewünschten Personen zu benachrichtigen.

Ein eventueller Rückruf wurde natürlich noch in Büllingen handvermittelt: Durch Drehen an der Kurbel wurde ein Kontakt mit der Zentrale hergestellt, die Nummer des gewünschten Teilnehmers durchgegeben und das Gespräch anschließend vermittelt. Diese Handvermittlung erfolgte bis Anfang der 1950er Jahre nur tagsüber, da die Zentrale nachts nicht besetzt war.

Auch Glückwunsch- oder Beileidtelegramme wurden durch die Zentrale übermittelt. Vorlagen waren je nach Anlaß vorhanden, die entsprechenden Texte wurden dann darauf vermerkt. War der Text allerdings in Französisch, so wurde er buchstabiert, da nur die wenigsten die französische Sprache beherrschten.

Das Telefonzeitalter setzte in unserem Dorf allerdings erst nach 1965 richtig ein, als die Zahl der Hausanschlüsse auffallend schnell stieg.

Die stärkere Nutzung dieses Mediums hatte zur Folge, daß 1969 die handvermittelnde Zentrale in Büllingen im alten Postgebäude aufgehoben und durch eine automatische Schaltzentrale ersetzt wurde.

Der hohe Versorgungsgrad mit einem Telefon, der für die Hünninger Haushalte heute nachweisbar ist, zeigt, daß dieses Kommunikationsmittel wohl zu den unverzichtbaren Errungenschaften zählt.

Der Computer: Heute schon nicht mehr wegzudenken (1983)

Der Personal-Computer gilt als hervorragendes Arbeitsinstrument, das allerdings nach seiner Markteinführung 1980 bereits eine rasante Entwicklung hinter sich hatte. Die Geräte wurden immer schneller, die Programme immer ausführlicher und die Bedienung immer komplexer, aber auch benutzerfreundlicher.

Schon seit 1983 benutzen Hünninger in ihrem Dorf PCs. Bruno Jost faßt seine Erfahrungen zusammen: *»Meinen PC schaffte ich 1987 an. Ich setze ihn für die Organisation meines landwirtschaftlichen Betriebes ein: Vergleiche und Schlußfolgerungen über Düngung, Futter, Pacht und Milcherträge über mehrere Jahre lassen sich leicht ziehen. Die Bilanz und Buchhaltung ist klar und übersichtlich. Von den großen Möglichkeiten bin ich begeistert. Allerdings gestehe ich auch ein, daß manches Computer-Spiel mich ganz einfach fasziniert. Als Nachteile werte ich die schwierige Anwendung mancher Programme und die nervliche Anspannung, die durch diesen fehlenden Bedienungskomfort entsteht.«*

Auch André Engel, Bankangestellter, nutzt den PC seit 1986 regelmäßig: *»In meinem Beruf ist eine schnelle Abwicklung der Bankgeschäfte ohne PC nicht möglich. Hier bestechen die Geräte vor allem durch ihre Schnelligkeit, die in der praktischen Arbeit eine große Zeitersparnis bedeuten. Auch privat nutze ich einen PC, wobei Textverarbeitung und Buchführung die wichtigsten Anwendungen sind. Für die Kinder haben wir einige Disketten mit Lernspielen. Als Nachteil werte ich die große Belastung der Augen durch die Arbeit am Bildschirm.«*

Mittlerweile sind die Geräte so preiswert, daß auch Studenten, berufsmäßige Vielschreiber, sich diese Hilfsmittel leisten können. So auch Annette Palm: *»Mein Bruder Rainer und ich besitzen seit 1992 einen PC, den wir in der Regel für unser Studium nutzen.*

Als Vorteil kann ich anführen, daß ich nach einer gewissen Einarbeitungszeit die Texte und Briefe schneller und sauberer schreiben konnte, als mit der Schreibmaschine. Da ich sporadisch auch für eine Tageszeitung arbeite, liefere ich meine Berichte nur noch über Diskette ab. So erspare ich mir den Ausdruck und das Verlagshaus das zeitaufwendige Eintippen der Manuskripte.

In der praktischen Verwendung des PC sehe ich keine Nachteile. Anfangs hatte ich allerdings häufig Augen- und Kopfschmerzen, die wohl durch den Bildschirm hervorgerufen wurden. Diese Symptome treten heute nur noch nach sehr langen Arbeitszeiten auf.«

Schon bei diesen Anwendungen zeigt sich, daß die PCs nicht nur für die Arbeit im stillen Kämmerlein, sondern auch für die Kommunikation über größere Distanzen bereits eingesetzt werden.

Die anstehende Aufrüstung der praktischen Tischgeräte mit Modems wird diese Arbeit in den kommenden Jahren weiter revolutionieren. Dann wird das problemlos möglich sein, was heute bereits in größerem Maße über Faxgeräte geschieht: der Austausch fast unbegrenzter Informationen über digitalisierte Telefonleitungen.

Das Fax: Auf dem Weg zur Informationsgesellschaft (1990)

Während das erste Faxgerät 1990 in Hünningen in Dienst gestellt wurde, um schnell und präzise schriftliche Informationen zu übermitteln, scheint diese Errungenschaft – heute mit Tintendrucker auf Normalpapier oder als Laserdrucker technisch ausgereift – bereits jetzt zum Aussterben verurteilt zu sein.

Faxen über PC ist mittlerweile preisgünstiger und einfacher; zudem ist es schon der Einstieg in die Informationsgesellschaft, die uns für das 21. Jahrhundert bevorsteht. Eine Entwicklung, die auch das Leben der Menschen unseres Dorfes in den kommenden Jahrzehnten natürlich nicht unberührt lassen wird.

(1) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, 26.4. 1901.
(2) GAB, 216, 9.3.1904
(3) GAB 213, Protokollbuch Gemeinderat Hünningen, 26.4. 1904
(4) GAB, 267, Bgm. Chr. III
(5) GAB, 266, 1.10.1921.
(6) GAB, 215, 30.1.1933.
(7) GAB 267, Protokollbuch Gemeinderat Büllingen

Folgen des Wohlstands: Müll, Müll, Müll

1952: Regelmäßige Müllabfuhr
1983: Einführung von Sondermüllsammlungen
1992: Bau einer Kläranlage

Hünningen, 1995

»Immerwährendes Wirtschaftswachstum war eine Selbstverständlichkeit. Wissenschaft und Technik verhießen ein irdisches Paradies. Daß Wohlstand auch über die Armen dieser Welt kommen würde, schien nur noch eine Frage der Zeit.«

So optimistisch, so naiv artikulierte sich der Fortschrittsglaube des Westens bis in die 1960er Jahre. Kein Gedanke wurde verschwendet auf die Vergeudung lebenswichtiger Ressourcen und auf die längst schwer geschädigte Umwelt.

Wie ein heilsamer Schock wirkte da die Botschaft, daß es Grenzen des Wachstums gebe, so der Titel des mittlerweile berühmten Berichts, der den Club of Rome 1972 in aller Welt bekanntmachte.

Auch in Hünningen herrschte dieser naive Fortschrittsglaube. Die Dorfeinwohner wurden der Kehrseite des schnell steigenden Wohlstandes, den schnell wachsenden Müllbergen, zunächst nach einem ganz einfachen Prinzip Herr: Aus den Augen, aus dem Sinn - egal wo, egal wie.

Die Müllabfuhr: Aus dem Auge, aus dem Sinn (1952)

Eine geregelte Müllabfuhr war in der Zwischenkriegszeit weitgehend unbekannt. Es bestand kaum Bedarf: Die Lebensmittel waren in der Regel unverpackt, die organischen Abfälle im Haus wurden meist von den Schweinen oder den Hühnern vertilgt, Luxusartikel aus Kunststoff waren weitgehend fremd. Und der wenige Müll, der anfiel, wurde geschickt beseitigt.

Das neue Warenangebot, besonders aber die Verpackungen der Lebensmittel und Gebrauchsgüter, die nun in großer Zahl auftauchten, ließen die Mülltüten in den Haushalten merklich wachsen. Die Gemeindepolitiker sahen sich schon zu Beginn der Wirtschaftswunderjahre zum Handeln gezwungen.

So führten sie am 12. August 1952 einen geregelten, vierzehntägigen Müllabdienst in der Gemeinde ein. Mangels LKW wurde der Transportunternehmer Franz Halmes aus Rocherath mit diesen Fahrten beauftragt.

Erst 1954 erwarb die Gemeinde Büllingen ihren ersten eigenen LKW.

Seit 1965 wurde der Müll in Büllingen wöchentlich eingesammelt, während die Hünninger, Mürringer und Honsfelder auch weiterhin nur vierzehntägig bedient wurden.

Ende der 1960er Jahre lag das Müllaufkommen für Hünningen bei rund fünf bis sechs Kubikmetern pro vierzehntägiger Sammelrunde.

Der Müll wurde bis 1971 in die ehemalige Steingrube am Bilderberg gekippt. Ebenso wie der Haushaltsmüll landeten in dieser Grube auch alle *»verbrauchten«*

Hünningen, 1995: Die ehemalige Müllgrube am Hockeberg

Konsumgüter, die die Hünninger nochmals privat auf möglichst einfache Art und Weise loswerden wollten.

Dieser Müllberg wurde regelmäßig angezündet, um so das Volumen zu verkleinern. Während diese Prozedur für Baumstöcke, die während der Urbarmachung anfielen, altes Heu oder Hecken verständlich ist, scheint sie für den Haushaltsmüll recht bedenklich.

Denn während Jahrzehnten sind große Mengen Giftmüll (wie Batterien, chemische Produkte, Öl, Fett, u.a.) bedenkenlos am Bilderberg vor der eigenen Haustür verbuddelt worden.

Nicht umsonst bürgerte sich ja auch der Name *»Müllabfuhr«* ein – der Müll wurde einfach weggefahren. Über die Tragweite dieses Handelns machte sich damals niemand Gedanken.

1971 wurde dann die Grube am Hockeberg eröffnet. Ihre Kapazität wurde auf knapp 10.000 Kubikmeter geschätzt. Das sollte für viele Jahre reichen.

Da die Müllmengen der einzelnen Haushalte aber mit dem weiter wachsenden Wohlstand ebenso schnell anstiegen, war die Lagerkapazität der Grube schon 1988 erschöpft.

Auch hier wurden noch immer bedenkenlos umweltgefährdende Giftstoffe (wie alte Autos, Ölfässer, Batterien u.a.) deponiert, die Grundwasser und den vorbeifließenden Wasserlauf in Zukunft durchaus gefährden können.

Wird dies einmal der Fall sein, so werden die Umweltsünden der Vergangenheit auch in Hünningen die kommende Generation vor große Probleme stellen.

Durch die Gemeindefusion von 1976 mußte die Großgemeinde natürlich auch die Müllabfuhr für alle Dörfer gewähren. Aus diesem Grunde kaufte die Gemeinde 1980 einen eigenen Müllwagen, der bis Dezember 1987 den Mülltransport gewährte.

Doch so langsam änderte sich das Bewußtsein einiger Bürger und einiger Politiker. Seit Anfang der 1980er Jahre hatte die Umweltbewegung besonders in der Bundesrepublik an Einfluß gewonnen, die auch in Ostbelgien wirkte. Der Super-Gau im Atomkraftwerk von Tschernobil 1986 verstärkte die Sensibilität.

Umweltschutz wurde – auch in unserem Dorf – ein wichtiges Thema.

Die Gemeindepolitiker fanden folglich recht großes Verständnis in der Bevölkerung, als sie die Gemeinde zum 1. Januar 1988 an die Interkommunale Idelux anschlossen, die wiederverwertbares Material aussortiert und für eine ordentliche Lagerung des Restmülls sorgt. Den Transport des Wohlstandsabfalls übernahm die Firma Alexandre aus Manhay.

Am 1. Januar 1988 wurde auch die Sperrmüllsammlung eingeführt, die viermal pro Jahr stattfindet. In den größeren Orten, so auch in Hünningen, wurden zudem erstmals Glascontainer aufgestellt.

Bis heute beschränken sich die Aktivitäten der Gemeinde auf das ordnungsgemäße Einsammeln dieser riesigen Müllmengen. Konkrete Aktionen zur Müllvermeidung unterblieben bisher aber.

Das Müllaufkommen scheint – vielleicht auch deshalb – weiter zu steigen.

Fast 1,8 Millionen kg Müll produzierten die 5.183 Einwohner der Gemeinde Büllingen allein 1994.

Das sind 339 kg pro Person pro Jahr.

1988 lag dieser Anteil bei nur 279 kg, 1992 bei 333 kg und 1993 bei 328 kg pro Person pro Jahr.

Vielleicht kann diese erschreckend hohe Zahl durch die Erklärung gemildert werden, daß heute kaum noch Müll verantwortungslos in Gräben, Schneisen oder sonstwo in der Natur abgelagert wird. Sie verdeutlicht aber, daß unser Wohlstand an Grenzen stößt.

Denn durchschnittlich ein Kilogramm Müll pro Person pro Tag in unserer Gemeinde wird unsere Umwelt nicht grenzenlos verkraften können.

Das hat auch die Wallonische Region eingesehen, die seit 1994 strenge Auflagen für Mülldeponien erlassen hat. So müssen alle Deponien genehmigt werden, was für die drei noch existierenden Deponien der Gemeinde Büllingen noch nicht der Fall ist. Die Genehmigung erfolgt aber nur noch unter strengen Auflagen - und ihre Erfüllung wird recht kostspielig werden.

Geld wird auch das Wertstoffdepot kosten, das in absehbarer Zeit in Manderfeld eröffnet werden soll und somit einen ersten Schritt hin zur aktiven Müllvermeidung weisen wird. Bis dieser Weg erfolgreich beschritten wird, dürfte allerdings noch einige Zeit vergehen.

Sondermüllsammlungen: Immer mehr, immer giftiger (1989)

Während beim Hausmüll die unvorstellbar großen Berge die Politiker aufschrecken, ist es beim Giftmüll die verheerende Wirkung kleiner Mengen auf die Umwelt.

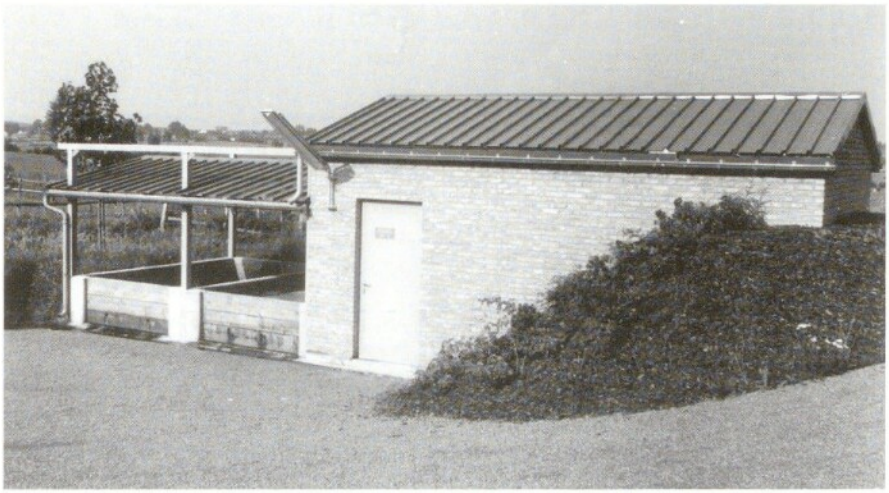
Bis 1989 wurde dieser Giftmüll aber in der Regel auf die bestehenden Deponien gekippt. Erst am 7. Juni 1989 fand die erste Giftmüllsammlung statt, an der sich immerhin 161 Personen beteiligten. Sie lieferten 1.600 l Thinner, 600 l Altöl, 400 kg Medikamente, 346 kg Batterien, 840 kg Autobatterien, 70 kg Sprühdosen, 960 kg Farben und Lacke, 59 kg Unkraut- und Insektenvertilgungsmittel, 13 kg Chemieprodukte und 10 kg Neonlampen ab.

Und daß dies keine Altbestände waren, beweisen die Zahlen der folgenden Jahre. Denn während 1989 nur 4.960 kg Giftmüll eingesammelt wurden, waren es 1990 schon 8.140 kg und 1991 8.970 kg.

Wie hoch die Zahlen seit 1992 waren, kann nicht eruiert werden, da der Giftmüll nicht mehr pro Kilogramm bezahlt wird, sondern die Kosten von der Wallonischen Region übernommen werden.

Unter dem Begriff Sondermüll fallen auf dem Land nun auch die ungeheueren Mengen an Siloplastik. Allein 1993 wurden in der Großgemeinde 140 Kubikmeter eingesammelt.

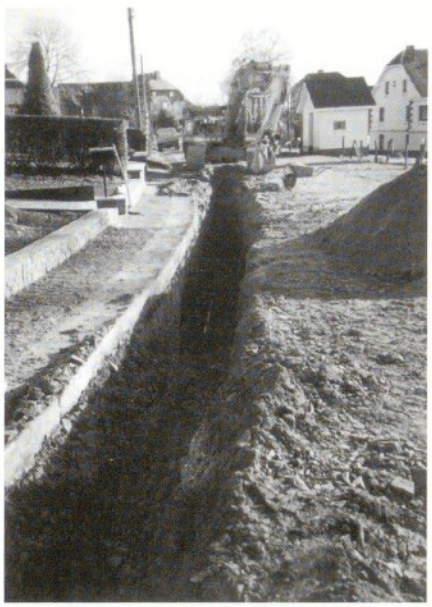
Die Kläranlage: Nicht alles den Bach runter ... (1992)



Hünningen, 1994: Die Kläranlage

Ebenso wie der Müll wurden auch die Abwässer in der Vergangenheit bedenkenlos in primitive Klärgruben oder gar den nächsten Bach geleitet.

Erste Initiativen zum Bau einer Kanalisation – einer wichtigen Vorstufe zu einer geregelten Abwasserreinigung – gehen auf das Jahr 1956 zurück. Denn seit diesem Jahr etwa wurden die Gräben im Dorfe mit Pflastersteinen ausgelegt, um das Oberflächenwasser besser abzuleiten. Nach 1956 wurden die ersten Kanäle für Oberflächenwasser im Dorfe verlegt und zwar von der Kirche bis zur Hauswiese von Josef Jost und vom Haus Aloys Fickers bis zur Viehtränke an *»Trengsches Borre«* (1958).



Hünningen, 1989: Die Kanalisierung im oberen Teil des Dorfes

Diese Wege wurden auch mit aus Beton gegossenen Wasserrinnen versehen.

Das erste zusammenhängende Projekt mit Tiefenkanal erfolgte dann 1967. In diesem Jahr wurde eine neue Straße mit Kanal von der Viehtränke am *»Trengsches Borre«* bis zu Jouck Barthel gebaut. Während der Kanal dort endete, wurde die Straße bis zum Kriegerdenkmal weitergeführt.

Die nächste größere Baustelle war die Neugestaltung des Weges mit Tiefenkanal von Jouck Barthel bis zum Forsthaus, am Friedhof entlang bis zum Haus Eduard Stoffels-Vilz. Gleichzeitig wurde auch die Kreuzung oberhalb der Kirche neugestaltet. Mit diesem Projekt verschwanden die letzten Grabenpflasterungen im Dorf, die folglich nur für maximal zwölf Jahre verlegt worden waren.

Allerdings konnte dieser Kanal damals wegen der unzureichenden Länge der Baggerschaufel nur maximal 2,5 Meter unter der Straßendecke verlegt werden, so daß mancher Anlieger seine Abwässer nur teilweise oder gar nicht in diesen Kanal einleiten konnte. Dem Zeitgeist entsprechend galt auch hier das Prinzip: Aus dem Auge, aus dem Sinn. An eine Klärung dieser Wässer durch eine Kläranlage verschwendete damals niemand – nicht nur wegen der hohen Kosten – auch nur einen einzigen Gedanken.

Schließlich wurde ein weiterer großer Teil des Dorfes 1989 an die Kanalisation angeschlossen. Zwei Trassen waren vorgesehen: Zunächst vom Haus Josef Andres bis oberhalb der Kirche. Dann vom Haus Longton am Haus Bernard Jouck vorbei zum Hause von Richard Greimers (mit einer Abzweigung bis zum Haus von Rudolf Stoffels), anschließend am Haus von Peter Lux bis zum *»Bassäng«* vor dem Haus von Michel Küpper.

Die Straße wurde teilerneuert; nur vom Haus Peter Lux bis bei Michel Küpper wurde sie grundlegend erneuert.

Vor dem Anschluß der Anlieger an den Tiefenkanal wurden diese verpflichtet, eine Klärgrube und einen Fettabscheider einzubauen.

Doch auch diese Lösung war aus ökologischer Sicht nicht zufriedenstellend: Zunächst wurde das Oberflächenwasser sofort durch Wasserrinnen und Kanal abgeleitet und konnte nicht mehr im Boden versickern. Außerdem wurden die Abwässer nun ohne Vorklärung konzentriert in den Zulauf der *»Work«* geleitet.

Deshalb errichtete die Gemeinde 1992 einen Klärfilter, der die Abwässer von 62 der 111 Hünninger Haushalte auffängt und biologisch reinigt. Auf eine mechanische Klärung wurde verzichtet. Die Verweildauer des Wassers in der Anlage beträgt 6 Stunden. Dann wird das geklärte Wasser den relativ laschen EU-Normen gerecht. Die Anlage war für etwa 250 *»Einwohnerwerte«* ausgelegt, so daß sie noch nicht voll ausgelastet ist.

Die Kosten dieser Kläranlage beliefen sich auf rund 4,6 Mill. Bfr.

Atommüll: Verseuchungsgefahr vor der Haustüre (1994)

Im Frühjahr 1994 kamen erste Gerüchte auf, wonach die Gemeinde Amel Standort für ein schwachradioaktives, oberirdisches Atommüllendlager werden könnte.

Die Reaktion in der Bevölkerung war ausgesprochen heftig. Auch in Hünningen hingen viele Plakate oder Aufkleber mit dem Slogan *»A.M.E.L - Nein«*, viele Hünninger beteiligten sich am Protestmarsch der 10.000 Atomgegner, Atommüll war im Dorf ein Thema.

Aktives Energiesparen oder gar alternative Energieerzeugung wurden trotz dieser wichtigen ökologischen Impulse im Dorf dennoch allgemein skeptisch betrachtet.

Doch der erste Schritt scheint auch in Hünningen bereits getan.

Josef Peters *(»Krütz«)* ist bereits seit Jahren stolzer Besitzer eines am Bilderberg gelegenen Wochenendhäuschens mit Fischweiher. Über elektrischen Strom verfügte er nicht, da die Kosten für die zu ver-

legende Leitung ganz einfach zu hoch waren. Deshalb beschränkte er sich zunächst auf eine einfache Gasbeleuchtung.

Doch schon 1993 fand er in seinem Bekanntenkreis einige Freunde alternativer Energien, die ihm halfen, eine Solaranlage zu installieren. Sie wurde im Herbst 1993 in Betrieb genommen. Sie erbringt eine maximale Leistung von 53 Watt und liefert in der Regel den Strom für Energiesparlampen.

Im Sommer funktionierte diese Anlage bisher immer einwandfrei. Doch im Herbst und Frühjahr, wenn die Sonne nicht mehr gerade so intensiv scheint, reicht die gespeicherte Energie immer nur knapp.

Deshalb beschloß er, seine kleine Solaranlage durch einen Windgenerator zu ergänzen. Dieser Generator liefert ebenfalls maximal 50 Watt und ist auf einem Mast montiert, der sich etwa 25 Meter vom Wochenendhaus befindet. Diese erste Windkraftanlage Hünningens wurde am 24. Mai 1995 in Betrieb genommen.

Im Umweltschutz bleibt viel zu tun. Hoffentlich packen auch in Hünningen möglichst bald möglichst viele an.

Heppenbach, 1994:
Auch viele Hünninger protestierten gegen die eventuelle Lagerung von Atommüll in der Gemeinde Amel

Hünningen, 1995:
Die erste alternative Energiegewinnung im Dorf.
Ferienhaus von Josef Peters am Bilderberg,
dessen Energiebedarf von Solarzellen
und einer kleinen Windmühle gedeckt wird.

WENN MENSCHEN REDEN

Wohnen im Dorf

Dorfansicht, erste Hälfte der 1920er Jahre: Der Fotograf steht neben *»Krütz Hof«* und blickt Richtung *»Schomejesch«* und *»Palmen«*

Könnten wir heute einen jungen Hünninger durch sein Dorf der 1920er Jahre führen, so dürften wir uns nicht verwundern, wenn er es nicht oder nur kaum wiedererkennen würde. Natürlich sehen die alte und neue Kirche – von einigen Renovierungen abgesehen – gleich aus. Auch das Kriegerdenkmal hat sich ebenfalls kaum verändert. Das Spritzenhaus steht noch. Auch die eine oder andere Viehtränke befindet sich noch heute auf ihrem angestammten Platz.

Hier dürfte kein Problem bestehen.

Die Wahrscheinlichkeit, daß dieser junge Hünninger nun aber Wohnhäuser wiedererkennen würde, ist nun verschwindend gering.

Das Dorf hat sein Gesicht in den letzten siebzig Jahren grundlegend verändert.

Um einen Fehlschluß vorab zu vermeiden: Es waren nicht primär die Zerstörungen der Ardennen-Offensive, die dieses Erscheinungsbild des Dorfes und der Wohnhäuser so grundlegend verändert hätten.

Nein, es waren die Menschen.

Sie hatten schon in den 1920er und 1930er Jahren die Enge der alten Häuser satt, die noch von der großen Armut des 19. Jahrhunderts zeugten, als sich die Hünninger nur ganz einfache, kleine Häuser leisten konnten. Sie erkannten die Möglichkeiten des steigenden Wohlstandes und planten nun neue, größere Häuser, die zwar noch immer den täglichen Lebensgewohnheiten und den Anforderungen der Landwirtschaft angepaßt waren, in Form und Größe aber nicht mehr allzuviel mit den alten Bauernhäusern gemein hatten.

Von daher erscheint die Jahrhundertwende in der dörflichen Architektur als Wendepunkt.

Hermann Rauw zeichnet anhand des Hauses der Geschwister Maraite, das um 1900 gebaut wurde, diese Änderungen nach.

Zunächst mußten die künftigen Bauherren eine Baustelle suchen. Hierbei ließen sie sich von drei Kriterien leiten. Zunächst brauchten sie eine Quelle, die den späteren Hausbrunnen (entweder im Haus oder außerhalb des Hauses) speisen konnte. Die Baustelle sollte zudem möglichst guten Schutz gegen Wind und Wetter bieten. Da die Hünninger fast alle Vieh besaßen, genügte nicht nur eine Baustelle. Eine Hauswiese war für die Landwirte unabdingbar.

Die Keller planten die Bauherren so klein wie möglich, da sie die Erde mit der Hand ausheben mußten. Ihre Größe lag in Hünningen in der Regel um 20 Prozent der Hausoberfläche. Befand sich der Hausbrunnen im Keller, so wurde er in der Regel etwas geräumiger geplant und konnte bis zu 35 Prozent der Hausoberfläche umfassen.

Die Keller waren – im heutigen Fachdeutsch gesprochen – Naturkeller: Ihr Boden bestand aus Lehm, auf dem große Steinplatten ausgelegt waren. Die Mauern bestanden natürlich aus Naturstein; abgeschlossen wurde der Keller durch eine Gewölbedecke.

Da die Feuchtigkeit durch den offenen Boden in den Keller dringen konnte, schwankte die Temperatur in diesen Kellern im Sommer wie im Winter konstant zwischen neun und zwölf Grad, was hervorragende Voraussetzungen zur Aufbewahrung und Konservierung von Lebensmitteln schaffte.

Bis zur Jahrhundertwende waren die Häuser fast ausnahmslos mit Steinen aus lokalen Steingruben erbaut. Die Steine durften nach einem entsprechendem Antrag an den Gemeinderat gebrochen werden. Der Antrag mußte die ungefähre Menge der benötigten Steine in Kubikmeter enthalten; darauf zahlten die Hünninger dann einen sogenannten Bruchzins. Dieser belief sich Anfang der 1920er Jahre, als noch immer bedingt heimische Steine verwandt wurden, auf 0,5 Bfr. pro Kubikmeter.

Das *»alte Hünningen«*: Alt-Reutisch, 1935

Höffjes, 1953: Das Haus brannte 1961 ab

Hof Jousten *(»Blesen«)*, 1928

Der Mauersand wurde bei trockener Witterung meist in den Bachläufen gesammelt. Bei nasser Witterung sammelten die Bauwilligen den angeschwemmten Sand aus den Feldwegen auf. In den Naßparzellen *(»Lehmkull«)* wurde Lehm gewonnen.

Der Mörtel bestand aus Lehm, Kalk und kleingehacktem Stroh.

Die Fensterüberlagen und die Fenstereinfassungen wurden aus Eichenholz angefertigt. Als besonderer Luxus galten Fenstereinfassungen aus rotem Sandstein. Dieser stammte dann meist aus dem Bitburger Land.

Die Kamine befanden sich über dem offenen Feuer und begannen im Erdgeschoß. Der Rauchfang war ein trichterförmiger Abzugskanal für den Rauch der offenen Feuerstellen. Er befand sich in der Küche auf halber Höhe der Küche. Diese offene Feuerstelle mit Rauchfang diente als Kochstelle, Räucherstelle des Fleisches und als Heizung für das gesamte Haus.

Die Häuser bestanden – wegen der ärmlichen Verhältnisse der Eifeler – in der Regel nur aus einem Erdgeschoß, auf das unmittelbar das Dach gesetzt wurde.

Die Decke des Erdgeschosses wurde aus einer Balkenlage aus Eichenholz angefertigt. Die Eichenbalken wurden nicht gesägt, sondern mit der Axt bis zum Vierkant beschlagen (diese Technik blieb zum Teil bis zum Zweiten Weltkrieg bestehen).

Darunter wurden Latten in einem Abstand von zehn bis 15 Millimeter genagelt. Die Pliesterung wurde in diesen Zwischenabstand hineingedrückt und dann glattgezogen.

Der Pliestermörtel bestand aus Kalk, Lehm, gehacktem Stroh und Sand.

Er wurde auch für die Zwischenwände verwandt. Sie bestanden häufig aus einem Holzgestell, in das nochmals Holz eingeflochten worden war. Hierdrauf wurde der Pliestermörtel aufgetragen.

Alt-Palemen, 1945

Hof Nikolaus Bongartz *(»Stoffels«)*, 1928

Auf der Oberdecke der Balkenlage wurde dann ein Fußboden aus Holzbrettern aufgenagelt.

Auf dieser durch die Dachschräge verkleinerten ersten Etage befanden sich die Schlafzimmer der Kinder. Da sich die großen Kamine in der Mitte des Hauses befanden, wärmten sie die Zimmer des Obergeschosses mit.

Die Holzkonstruktion des Daches bestand in der Regel aus Eichenholz, das ebenfalls nur mit der Axt beschlagen war. Es wurde ineinander verzapft und mit Holznägeln gesichert.

Auf diesem tragenden Gerüst wurden die Dachsparren angebracht, die abschließend mit Kornstroh eingedeckt wurden.

Dachrinnen waren unbekannt. Der Wasserablauf auf dem Dach erfolgte deshalb auf der ganzen Länge des Daches.

Die Hausbesitzer bewarfen die Außenwände meist mit einem Spritzputz aus Kalk, der später durch Zement ersetzt wurde. Im Abstand von einigen Jahren erneuerten sie die Fassade, indem sie eine neue Kalkbrühe auftrugen. Wegen der beschränkten Transportmöglichkeiten wurde natürlich fast ausschließlich heimisches Material verwandt. Schutz vor Sturm boten große Buchenhecken, die nicht selten erst bei fünf Metern Höhe beschnitten wurden.

Am Giebel des Hauses befand sich häufig das Backhaus *(»Backes«)*, in dem das eigene Brot gebacken wurde.

»Andresen« **1928 und das** ***»erbaute«*** **Gebäude 1950, an dem der Saal angebaut ist**

Alt-Schustisch, 1932

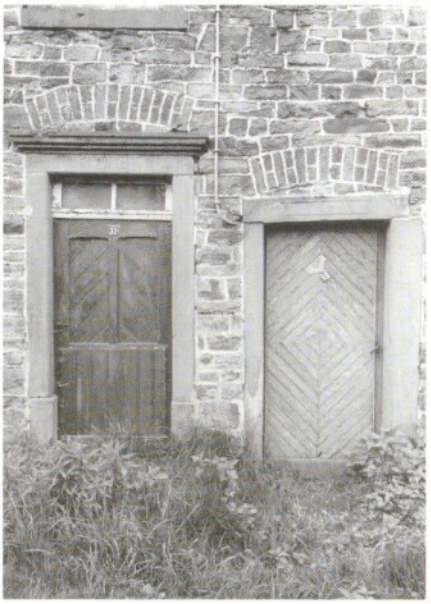
Am 24. April 1924 Nachm. 2 Uhr
lassen die Erben Johann Heinen zu Hünningen bei Büllingen ihr daselbst gelegenes

Wohnhaus

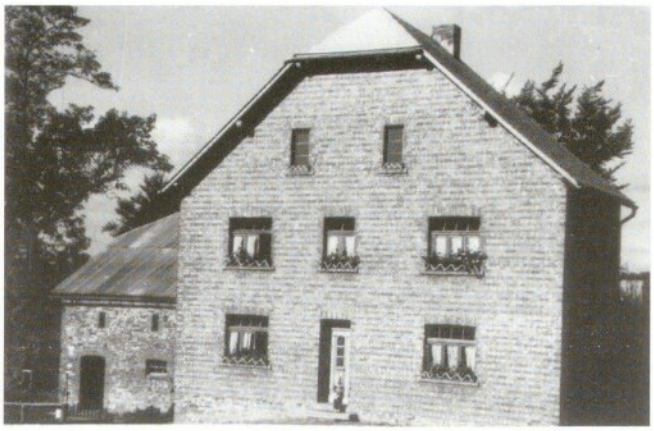
mit ca 2 Morgen Garten- und Ackerland in ihrer Wohnung daselbst meistbietend versteigern.
Hünningen, den 15. April 1924.
Geschwister Heinen 848

(aus: Der Landbote vom 10. April 1924)

Alt-Schöffisch, 1928



Alt-Maraites, 1950 und Haus und Stalltüre als Detail



Das alte *»Nieten«*, 1910 und das nach dem Krieg neuerbaute Haus

Auch die Inneneinrichtung müssen wir uns heute recht bescheiden vorstellen.

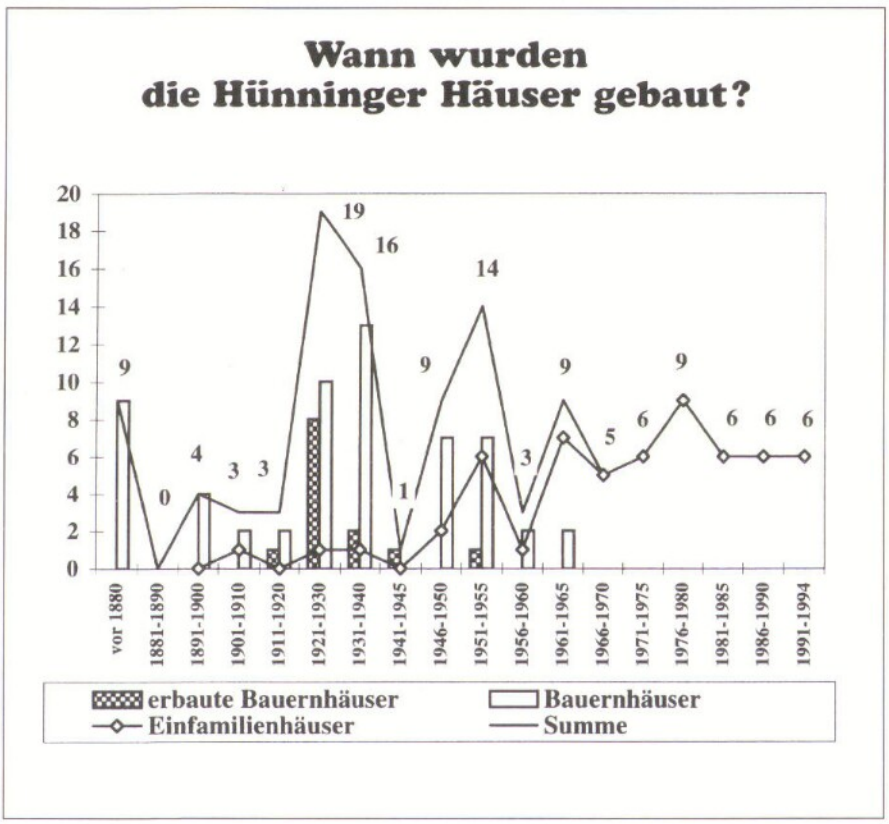
Der Küchenboden bestand aus Lehm, auf den meist große Steinplatten aufgelegt wurden. Wohl erst um die Jahrhundertwende wurde hierzu in Hünningen auch vermehrt Rechter Stein verwandt.

Die Schränke waren meist in die Wände eingebaut. Das gleiche galt für die Betten der Eltern im Erdgeschoß. Die Möbel fertigte der Dorfschreiner fast ausnahmslos an.

In der Küche befand sich das einzige Waschbecken des Hauses. Die Abwässer wurden meist in ein ausgehöhltes Steinbecken geleitet, von wo sie umgehend nach außen fließen konnten. Auch hierfür setzte sich so langsam der Rechter Stein durch.

Diese Bauweise wurde um 1900 durch verschiedene Faktoren verändert.

Zunächst verbesserten sich die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Hünninger langsam. Zumindest die wohlhabenderen Hünninger konnten sich nun etwas großzügigere Häuser leisten. Die ersten Flure – bisher als Platzverschwendung angesehen – wurden eingeplant. Die Neubauten erhielten nun häufig eine völlig ausgebaute erste Etage.



Josthaus, in den 1930er und Anfang der 1980er Jahre

Alt-Änntches, 1928

Haus »*Huppertz*«, 1933: Die Architektur dieser Häuser verrät den bereits deutlich gestiegenen Wohlstand der Eifler

Haus Klören, 1942

Um 1905 dürften von den rund 65 Hünninger Häusern wohl sieben über diese neuen Baumerkmale verfügt haben.

Eine zweite wichtige Neuerung waren die neuen Materialien, die nach dem Bau der Eisenbahn (1912) bequem herangeschafft und verwandt werden konnten. Nun wurden Ziegelsteine, Fenster- und Türeinfassungen aus Vielsalm und Recht vermehrt verbaut.

Neue Anforderungen an die Sicherheit veränderten ebenfalls das Erscheinungsbild der Häuser.

Die Strohdächer wurden langsam durch Schieferdächer ersetzt, um so die Feuergefahr erheblich zu mindern.

Der Dachaufbau mußte sich anpassen. Die Bauherren nagelten in der Regel auf die Dachsparren Bretter, auf denen die Dachziegel genagelt wurden. Dachrinnen und -rohre kamen nun ebenfalls auf. Auch aus Ton gebackene Dachpfannen wurden zur Dachbedeckung verwandt.

Wie gesagt, diese Neuerungen galten in der Regel um 1900 nur für die wohlhabenderen Hünninger. Natürlich fand diese Bauweise langsam Nachahmer.

Da sich aber noch um 1920 nicht jeder Hünninger diesen Traum des neuen, großen Hauses erfüllen konnte, wurden besonders in den 1920er Jahren in Hünningen auffallend viele alte Bauernhäuser »*erbaut*«, wie die Hünninger zu sagen pflegten. Das heißt nichts anderes, als daß der Besitzer meist das Dach (oder manchmal mehr) des bestehenden Hauses abriß und auf den Mauerresten einen größeren Aufbau (meist eine komplett ausgebaute erste Etage) draufsetzte. Das sparte Kosten und steigerte den Wohnkomfort merklich.

Besonders die 1920er und 1930er Jahre zeichnen sich nun durch eine auffallend große Bautätigkeit aus. Während 20 Jahren wurden 35 Bauernhäuser erbaut oder völlig neu errichtet. Nach dem Krieg, zwischen 1946 und 1955 folgten nochmal 23 Bauern- oder Einfamilienhäuser.

Zählt man diese Zahlen zusammen, so sieht man, daß von 1920 bis 1955 in Hünningen, einem Dorf mit rund 67 Haushalten 59 Häuser erbaut oder neu errichtet wurden.

Raum für alte Bausubstanz konnte folglich kaum bleiben.

Natürlich beschränkte sich dieser Bauboom nicht nur auf die Häuser: Auch die Straßen wurden nun durchgehend befestigt, nach dem Krieg gar geteert. Die Infrastruktur verbesserte sich und der Wohlstand stieg.

Neue Lebens- und Wohnerwartungen prägten die Bautätigkeit der Menschen.

Einen tiefen Einschnitt stellt das Jahr 1965 dar. Denn in diesem Jahr wurde das

letzte Hünninger Bauernhaus (mit Wohnhaus und angegliedertem Stall) gebaut.

Neue Bauernhäuser im klassischen Sinn werden somit seit immerhin 30 Jahren (einer Generation schon!!!) nicht mehr in unserem Dorf gebaut, obwohl die Landwirte natürlich auch in den 30 letzten Jahren gebaut haben: Nur bauten sie Einfamilienhäuser und Ställe, die von diesen Häusern räumlich klar getrennt waren.

Wen verwundert da, daß sich heute in dem ehemaligen Bauerndorf Hünningen nur noch 55 Prozent der Haushalte in Bauernhäusern oder in umgebauten Ställen von Bauernhäusern befinden. Das Einfamilienhaus verdrängt das alte, dörfliche Erscheinungsbild.

Überhaupt ist die Bausubstanz unseres Dorfes recht jung. Nur 13 Prozent der Häuser stammen aus der Zeit vor 1910. Immerhin 57 Prozent der Hünninger Häuser wurden nach dem Zweiten Weltkrieg gebaut; nach 1960 waren es 36 Prozent. Die restlichen 30 Prozent stammen aus der Zeit zwischen 1910 und 1940.

Doch alte Bausubstanz scheint von den Hünningern wenig geschätzt. Denn obwohl die Bevölkerungszahl stagniert und viele Hünninger ihr Dorf nach der Ausbildung verlassen, bleibt die Zahl der Neubauten pro Fünfjahreszeitraum mit mindestens sechs Neubauten relativ konstant. Übernahmen von alten oder älteren Häusern durch junge Familien sind hingegen die große Ausnahme.

Hier deutet sich Handlungsbedarf an.

Denn 1995 lebt in 28 der 126 Hünninger Häuser nur jeweils eine einzige Person, d.h. in 22 Prozent aller Häuser. Da es sich hier meist um ältere Personen handelt, ist absehbar, daß in spätestens zehn Jahren viele Häuser in Hünningen leerstehen, und die Erben nach einer neuen Zweckbestimmung suchen werden.

Bisher wurden noch erst sehr wenige Alternativen genutzt. Während die Einfamilienhäuser zu 98 Prozent durch ihre Besitzer genutzt werden, lag dieser Anteil bei den Bauernhäusern bei 83 Prozent. Sechs Prozent sind unbewohnt, vier Prozent stehen für Touristen zur Verfügung und sieben Prozent werden vermietet.

Da die touristische Nutzung dieses Wohnraumes in Hünningen wenig populär zu sein scheint, bleibt vorerst wohl nur eine Alternative: Verkauf. Und das natürlich zu einem möglichst guten Preis.

Liebhaber können hier natürlich nur Menschen sein, die erstens ein Gespür für diese ältere Bausubstanz haben und auch über die entsprechende Kaufkraft verfügen.

Und das trifft in der Regel auf die deutschen Nachbarn zu.

Von allen Häusern werden 1995 in Hünningen 85 Prozent von sogenannten Dorf-Hünningern genutzt. Acht Prozent werden von Menschen genutzt, die von auswärts kommen und ihr neues Haus in der Regel nur am Wochenende bewohnen. Vier Prozent stehen leer und drei Prozent werden als Ferienhaus vermietet.

Folglich deutet sich auch für Hünningen eine Entwicklung an, die für die Dörfer der deutschen Eifel bereits seit langem ein großes Problem ist: Immer mehr Wohnraum wird von Auswärtigen genutzt, die nur bedingt in das Dorfleben einsteigen und sich dort integrieren.

Durch diese neue Wohnkultur werden in Zukunft auch neue Lebensgewohnheiten im Dorf entstehen. Wie sie aber aussehen werden, das hängt – wie immer – von den Menschen ab, die das Leben im Dorf aktiv oder passiv gestalten.

Amtstube der Notare Hub. Doutrelepont in St. Vith und P. Muylle in Malmedy.

Versteigerung eines Landgutes in Hünningen bei Büllingen.

Am Montag, den 11. Februar 1924,
vormittags 11 Uhr,

werden die unterzeichneten Notare in der Gastwirtschaft des Herrn Aug. Jouck in Hünningen, auf Anstehen der Eheleute Anton Elsen-Vilz in Hünningen wegzugshalber deren in sehr gutem Zustande sich befindliches Wohnhaus mit großen Stallungen, Scheune und Schuppen sowie etwa 7½ Hektar Land im Dorf Hünningen und wovon 1 Hektar und 2 schöne Gärten am Haus belegen,

öffentlich versteigern.

Auskunft erteilt der Versteiglasser Anton Elsen und Notar Doutrelepont in St. Vith.

St. Vith, den 31. Januar 1924.

H. Doutrelepont, Notar. — P. Muylle, Notar.

(aus: S.V.Z. vom 6. Februar 1924)

Haus »*Huepittisch*«, 1955

Haus *»Lienen«*, um 1930

Haus *»Spelmanns«*,
Anfang der 1950er Jahre

Haus *»Klöß«*, 1950

Haus »*Richter*«, 1990

Dorfansicht, 1939: Vom »*Hövel*« her gesehen

Arbeiten im Dorf

Hünningen, Ende der 1920er Jahre: Spinnen war hauptsächlich Arbeit der Frau und der älteren Generation beider Geschlechter

Das Leben in der Eifel war hart und die Eifeler arm. Selbst nach dem Ersten Weltkrieg, als in Europa der Wohlstand langsam, aber merklich anstieg, gehörte unsere Heimat noch immer zu den rückständigen, ärmeren Regionen, in denen sich der Lebensunterhalt nur schwer verdienen ließ.

Kaum Geld für harte Arbeit

»Für uns Jugendliche gab es keine Zukunftsperspektiven: Wenn die Gemeinde im Herbst Holzfällerarbeiten vergab, dann stand hinter jedem zu schlagenden Baum ein Jugendlicher, der auf diesen kargen finanziellen Zuerwerb wartete«, formulierte Leo Fickers die damalige Situation etwas überspitzt.

»Geld war etwas ganz seltenes«, ergänzte Klemens Kessler. *»Nur die wenigen beamteten Zöllner, Lehrer, Wegewärter und Bahnarbeiter waren sicher, am Ende des Monates ein bescheidenes, aber sicheres Einkommen zu haben und somit über etwas Bargeld zu verfügen. Die Bauern hatten mit dem Bargeld aber große Probleme, da sie nicht über regelmäßige finanzielle Zugewinne verfügten. Deshalb war es durchaus üblich, daß viele Kinder in den Dorfgeschäften kaufen gingen und dort anschreiben ließen. In vielen Fällen wurden diese offenen Rechnungen noch bis Mitte der 1930er Jahre dann im Tauschhandel mit Eiern oder sonstigen landwirtschaftlichen Produkten beglichen.«*

Was hatte die Eifel schon zu bieten?

Aus den Quellen wissen wir, daß 1928 auf 68 Haushalte und 431 Einwohner nur 85 Personen (19,7 Prozent) im Dorf er-

Hünningen, Ende der 1930er Jahre: Der Waschtag der Frau war anstrengend, sie hatte nur die Kraft ihrer Arme (Regina Hepp)

werbstätig waren. Heute liegt der Anteil der Erwerbstätigen mit rund 42 Prozent doppelt so hoch.

Das heißt keineswegs, daß die Menschen früher weniger arbeiteten.

Im Gegenteil.

Der Arbeit schwere Last trugen auch Kinder und Frauen

Schon die kleinen Kinder mußten anpacken. Spätestens mit neun oder zehn Jahren wurden sie in Hünningen noch bis Mitte der 1930er Jahre zum Kühehüten verdingt: Ein Bauer, der keine eigenen Kinder mehr zum Kühehüten hatte, übernahm dann einen Kuhjungen oder ein Kuhmädchen vom Frühjahr bis zum November als Arbeitskraft.

In den 1920er und 1930er Jahren folgten die Kinder dem normalen Unterricht in der Schule und hüteten dann das Vieh während drei oder vier Stunden auf dem Gemeindeland. Für diesen Dienst erhielten sie in der Regel ein Paar Schuhe, Kost und Unterkunft. Trinkgeld oder ein neues Kleidungsstück wurden in den 1920er Jahren häufiger, waren aber noch immer eine besondere Zuwendung.

Sonderbarerweise verließen die verdingten Kuhhirten selbst dann ihr Elternhaus, wenn sie im selben Dorf Dienst für einen anderen Bauern verrichteten.

Diese Kinderarbeit, im 19. Jahrhundert noch weiter und intensiver verbreitet, war notwendig, da nur wenige Bauern über ausreichend Stacheldraht verfügten. *»Einige wenige Landwirte hatten Ende der 1920er Jahre mehrere Wiesen eingezäunt, einige Landwirte nur wenige, viele noch überhaupt keine«*, erinnert sich Margarethe Kessler.

Die Kinderarbeit beschränkte sich allerdings nicht auf dieses Kühehüten. Schon sehr früh wurden die Kinder zu einfachen Arbeiten auf den Bauernhöfen hinzugezogen. So wuchsen sie langsam in die Arbeitswelt ihrer Eltern hinein, in der sie immer mehr Aufgaben übernehmen mußten.

Aus heutiger Sicht war diese Kinderarbeit sicherlich nicht immer dem körperlichen Vermögen und der geistigen Entfaltung der Kleinen angepaßt.

Doch die wirtschaftliche Situation zwang die Eltern einfach, die Kinder als unabdingbare Arbeitskräfte in die tägliche Arbeit einzubeziehen.

Die größte Arbeitslast trugen nun aber nicht nur die Männer, zweifelsohne körperlich am stärksten, sondern ebenso die Frauen.

Agnes Simon-Weber erinnerte sich an die Pflichten der Hausfrauen zu Beginn der 1920er Jahre: *»Um 6.30 Uhr stand die Hausfrau in der Regel auf. War ein Säugling zu versorgen, war dies meistens schon geschehen. Nach einem kurzen Morgengebet ging's rein in die Klamotten.*

Als erstes mußte die Hausfrau das Feuer im Herd anzünden. Meist legte sie sich schon am Vorabend trockene Schalen, Späne und Kleinholz zurecht. Den gemauerten Verschlag oder die Holzkiste füllten die Kinder jeden Nachmittag mit neuem Brennholz auf.

Im Stall melkte sie zunächst die Kuh oder die Kühe. Der Ehemann konnte bis in die 1930er Jahre fast nie melken. Melken war bis dahin ausschließlich Frauenarbeit.

Anschließend wurden die Hühner rausgelassen und das Kalb versorgt.

Zurück in der Küche legte sie rasch ein Holz nach und stellte den Wasserkessel direkt ins Feuer, um so den Kaffee aufzubrühen.

Zwischenzeitlich wurde die Milch zentrifugiert. Nachdem die Kinder geweckt waren, machte sich auch der Herr Gemahl für den Arbeitstag zurecht.

Die große schwarze Pfanne kam auf den Herd. Im brutzelnden Schmalz rösteten die Kartoffeln. Dazu gab es Brot, Butter, etwas Sirup, Kaffee oder Milch: Das war das tägliche Frühstück. Schnell wurden noch einige Schulbrote gestrichen. Mit den nötigen Ermahnungen versehen zog der größere Nachwuchs zur Schule.

Jetzt waren die Kleinkinder an der Reihe. Während sie frühstückten, fand die Mutter auch endlich Zeit, einige Bissen zu essen.

Im Stall wartete die nächste Arbeit auf die Hausfrau: Die Melkeimer und die Zentrifuge wurden ausgewaschen, das Seihtuch kurz ausgekocht und zum Trocknen aufgehängt. Im Haus wurden die Zimmer ausgefegt.

Und zwischendurch mußte immer wieder Holz auf das Feuer nachgelegt werden.

Sobald die Betten aufgeschüttelt, die Kissen und Laken aus selbstgewebtem Leinen glattgestrichen waren, galt es, die Suppe für das Mittagessen vorzubereiten. Grundlage waren Porree und Möhren aus dem Garten sowie Kartoffeln aus der eigenen Produktion.

Bis die Suppe den Siedepunkt erreichte, beaufsichtigte die Mutter die Kleinen und nahm sich die zerlöcherten Strümpfe vor.

Die Ältesten kamen natürlich mit lautem Gezeter von der Schule nach Hause. Denn schon wieder hatten die vom 'jenseite Kant' ihnen in der Mückengasse aufge-

Hünningen, um 1940: Die Bereitung des Brandholzes für die Wintermonate beschäftigte zeitweilig alle Familienmitglieder (Regina Hepp, Anna Maria Hepp, Josef Hepp, Mathias Hepp)

lauert. Eine mittlere Schlägerei war natürlich die Folge.

Der Hunger konnte jedoch noch so groß sein, zuerst wurde gebetet. Während des Essens unterhielten sich die Eltern, die Kinder jedoch aßen schweigend. Sie durften nur dann ausnahmsweise reden, wenn sie eine an sie gestellte Frage zu beantworten hatten.

Ein Dankgebet schloß das Essen und die Schweigezeit ab. Während die größeren Kinder abwuschen, brachte die Mutter die Kleinsten zum Mittagsschlaf ins Bett.

Jetzt warteten noch die Windeln auf die Hausfrau: sie waren auszuwaschen, gut auszuwringen und zum Trocknen auf die Hecke zu hängen.

Waren die älteren Kinder wieder zur Schule, so kehrte etwas Ruhe ein. Doch auch diese Zeit wurde mit Arbeit gefüllt: flicken, Gartenarbeit und immer wieder Holz aufs Feuer nachlegen.

Hünningen, 1987:
Für die ältere Generation war das Stricken nicht nur Zeitvertreib, sondern Notwendigkeit

Gegen 15.30 Uhr kochte die Frau des Hauses eine Kanne Malzkaffee. Sobald die Kinder aus der Schule kamen, gab es fingerdickes Brot mit Butter und Sirup.

Nun standen für die Kinder einige Arbeiten an: Kartoffeln schälen, Brennholz auffüllen, die Kleinsten beaufsichtigen oder das Vieh mitversorgen, das noch – mangels Zäunen – täglich im Stall übernachtete.

Die Kinder machten ihre Hausaufgaben und wiederum mußten die Kuh oder die Kühe gemolken werden. Das Zentrifugieren und Abwaschen war eine Arbeit, die die größeren Kinder teilweise übernahmen. Das Versorgen des Kalbs war allerdings wieder Arbeit der Hausfrau.

Im Herbst betete die Familie zwischen 19.00 und 20.00 Uhr den Rosenkranz: Die Kinder knieten und ein Elternteil betete mit ihnen. Ansonsten wäre diese Gebetsveranstaltung wohl in eine Balgerei ausgeartet.

Fürs Abendbrot kam wieder die große Pfanne zu Ehren. Ein großer Kessel Brei oder Milchsuppe und etwas Brot vervollständigten das Menü. Zwischendurch wurde noch schnell die Hühnerpforte geschlossen.

Die Kartoffeln wurden meistens aus der Pfanne gegessen. So mußte jedes Kind frühzeitig lernen, seinen Anteil zu sichern. Gebetet wurde vor und besonders lang und ausgiebig nach dem Abendessen, wobei so mancher dem Einschlafen nahe war.

Es war auch wieder die Mutter, die die Kleinkinder zu Bett brachte. Die größeren Kinder erledigten die letzten Aufgaben, schlugen im Winter Korn aus und begaben sich dann nach dem Abwasch ohne Begleitung zur Nachtruhe.

In der Küche wurde die große Petroleumlampe gelöscht und eine kleine, 'der Vistert', angezündet, damit ein abendlicher Besucher sich im Zimmer zurechtfinden konnte.

Mittlerweile setzte sich die Mutter noch mit dem Flickkorb an den Tisch, wo sie beim Schein der Petroleumlampe eine zerrissene Hose flickte, natürlich von Hand.

Erst gegen 22.00 Uhr konnte sich die Mutter zur Ruhe begeben, falls nicht noch ein Säugling zu stillen war. Zuvor verschloß sie das Ofenfeuer sorgfältig und drehte an der Haustüre den Schlüssel um oder schob den Riegel vor.

Einmal pro Woche wurde dann gewaschen, meistens montags. Hier half in der Regel ein älteres Mädchen aus der eigenen Familie oder aus der Nachbarschaft.

Gebügelt wurde wenig, das meiste wurde nach dem Trocknen abgefaltet: Schürzen, Chemisetten, Hemden, Kopfkissen, hier und da mal eine Bluse.

Da Hosen und Röcke der damaligen Zeit meist aus Wolltuch bestanden, vertrugen sie kein häufiges Waschen. So wurde die Kleidung möglichst durch Schürzen geschont.

Bei ganz schmutzigen Arbeiten banden sich die Frauen Ballenschürzen um. Das waren halbe Schürzen, von den Hüften bis zu den Füßen reichend. Sie waren aus einem schweren Jutesack hergestellt und mit zwei Bändern oder Kordeln zum Umbinden versehen.

Zum Putzen wurde der Boden meistens mit Wasser besprengt und dann gut ausgekehrt. Möbel waren nur sehr wenige vorhanden. In der Stube befand sich das 'Taakenschaaf', eine Bank, ein Tisch und einige Stühle; im Schlafzimmer ein Bett und eine Truhe, selten ein Schrank. 'Nippsachen' gab's so gut wie nie, wenn überhaupt, dann nur einige Bilder.

Zum Einkaufen nahm sich die Hausfrau meistens einige Eier zum Eintauschen mit. Gekauft wurde Zucker, Salz, Reis oder Grießmehl, Kerzen, Petroleum in der Kanne, Seife, Tabak, Sirup in der Schüssel und anderes. Geschäfte befanden sich bei 'Jellessen Ann' oder 'Krütz Käth'.

Auch 'Bubels Liesbeth' ging mit großen Paketen von Haus zu Haus. Bei ihr bekam die Hausfrau Interlock-Unterwäsche, Bettwäsche, Hand- und Küchentücher und allerlei Zubehör.

Da Anfang der 1920er Jahre nur mehr selten selbst gewebt wurde, wurden die Tuche für Kleider, Mäntel oder einen neuen Hut in Büllingen 'in Schwejen', einem für damalige Verhältnisse gut ausgestatteten Kaufhaus, besorgt.

Aus heutiger Sicht ist verwunderlich, daß sich die Frauen mit ihrem harten Schicksal so einfach abfanden. Aber ihnen blieb keine Zeit, um sich zu fragen: 'Was habe ich vom Leben?'. Schicksalsgläubig ergaben sie sich in ihre dem Manne untergeordnete Rolle und taten das, was getan werden mußte.«

Wie stark sich die Rolle der Frau im Verlauf der letzten siebzig Jahre durch die technischen Neuerungen und die gesellschaftlichen Veränderungen gewandelt hat, zeigt das Fallbeispiel Waschtag.

Waschtag einer Hünninger Frau

Irma Palm recherchierte drei Momentaufnahmen.

*»Wenn meine Oma (*1886) in den 1920er Jahren die Woche mit harter Arbeit hinter sich gebracht hatte, so mußte sie bereits am Samstagabend die Vorbereitung für den Waschtag am Montag treffen.*

Nachdem die Familie sich mehr oder weniger gründlich gewaschen hatte, sortierte sie am späten Abend die Wäsche.

Hünningen, Ende der 1940er: Kurz nach der Ardennenoffensive kannte man weder Waschmaschine noch Schleuder noch sonstige Erleichterungen (Barbara Palm)

Natürlich wurde weder jeden Tag ein frisches Höschen angezogen noch ein Haufen Handtücher oder Bettwäsche gebraucht. Und dennoch kam jede Menge schmutziger Wäsche zusammen – allein schon wegen der zehn Kinder.

Sie sortierte die Wäsche fein säuberlich, nahm das Holzfäßchen mit der Schmierseife, die sie kiloweise im Geschäft kaufte, und trug diese auf die Koch-wäsche auf. Dann legte sie die Wäsche in ein Waschfaß und übergoß sie mit heißem Wasser.

Am Montag heizte sie kurz nach dem Aufstehn um 6.00 Uhr einen kreisrunden, niedrigen Ofen an. Sie gab die eingeweichte, gut ausgewrungene Wäsche in einen Kupferkessel, füllte frisches Wasser aus dem Brunnen nach und schüttete Späne von Kernseife hinein. Es dauerte dann schon einige Zeit, bevor der Waschkessel samt Inhalt den Siedepunkt erreichte.

Meine Großmutter mußte tüchtig feuern und aufpassen, daß ihr die Wäsche nicht überkochte.

Nach dem ersten Aufkochen entnahm sie mit einem Stock einen Teil der Kochwäsche und legte sie in den Holzzuber, der auf einem höheren, dreibeinigen Schemel stand. Sie nahm das Waschbrett und rubbelte die einzelnen Stücke durch. Fand sie hartnäckige Flecken, so wurde die Bürste zu Hilfe genommen. Die Teile wurden ausgewrungen und ins Auswaschwasser gelegt.

Im Frühjahr und Sommer profitierten die Hausfrauen von dem frischen Grün ihrer Hofwiese und breiteten das Gewaschene aus, damit es bleichen konnte. Mittags und abends sprengten sie die Kleidungsstücke gut mit der Gießkanne ein.

Die Buntwäsche wurde nach der gleichen Vorgehensweise gewaschen. Sie wurde in der Lauge der Kochwäsche einige Zeit eingeweicht. Während dieser Zeit durfte das Wasser nicht kochen, weil sonst die Farben ausgelaufen wären. Nach zweimaligem Spülen und einem anstrengenden Auswringen hing Oma ihre Wäsche auf die Hagedornhecke zum Trocknen auf.

Die Wollsachen wurden in lauwarmem Seifenwasser gewaschen.

Am darauffolgenden Tag ging meine Großmutter mit ihrem aus Weide geflochtenen Korb zur Wiese und sammelte die geblichene Wäsche ein. Sie wurde erst in lauwarmem, dann in kaltem Wasser ausgespült, dem etwas Bläue zugefügt wurde. Wieder ausgewrungen konnte sie draußen trocknen.

Einige Wäschestücke wurden vorher gestärkt: Die weißen, kreideartigen Körner wurden in kaltem Wasser aufgelöst. Nachdem heißes Wasser nachgeschüttet war, konnte die Stärke wieder abkühlen. Hiermit wurden die Hemdkragen, Chemisetten, Deckchen, Schürzen sowie die Kopfkissen gestärkt. Durch das Stärken wurde die Wäsche glatter und wirkte schmutzabweisender.

Hünningen, 1994: Es ist heute selbstverständlich, daß die sogenannte *»Frauenarbeit«* die Hausfrau nicht mehr alleine belastet
(Irma Palm, russischer Ferienjunge)

War die Wäsche gut durchgetrocknet, begann für die Hausfrau das große Bügeln. Wieder mußte der Herd geheizt werden, damit die (zwei oder drei) Bügeleisen die nötige Wärme speichern konnten.

Die gestärkte Wäsche wurde eingesprengt und eingerollt, so daß sie gleichmäßig feucht wurde und so leichter zu bügeln war. Hatten die Frauen das Eisen mal zulange auf dem Herdfeuer stehenlassen, so konnte es passieren, daß ein Teil verschwelte oder gar verbrannte.

Doch das war selten.

Nach der Abnahme vom Herd führte die geübte Hausfrau das Eisen kurz zur Wange. Durch ihre langjährige Erfahrung spürte sie sofort, ob das Eisen die erforderliche Temperatur hatte oder nicht.

Der Waschtag gestaltete sich für die Eifelerinnen noch in den 1920er Jahren als anstrengende und mühsame Arbeit, die zusätzlich zu den vielen anderen erledigt werden mußte.

Dies änderte sich seit den 1940er Jahren.

Zwar sortierten die Hausfrauen ihre Wäsche noch immer am Samstagabend und weichten die Kochwäsche in einem Waschfaß ein. Doch jetzt stand bereits Waschpulver (mit dem Namen Imi) zur Verfügung, das die hartnäckigsten Flecken auflöste.

Anfang der 1950er Jahre hielten die ersten Waschmaschinen mit Feuerung Einzug in die Haushalte. Sie erwiesen sich als große Arbeitserleichterung.

Diese Waschmaschinen bestanden aus einem runden Faß mit eingebauten, hin- und herschwenkenden Flügeln, die die Wäsche in mechanischem Takt mal nach rechts, mal nach links bewegten.

Die Frauen gaben nun ihre eingeweichten, gut ausgewrungenen Wäschestücke Montag morgens in der Frühe in die Maschine, gossen frisches Wasser aus der Wasserleitung nach und schütteten Waschpulver wie z.B. Persil hinein, das die Seifenspäne längst ersetzt hatte.

Auch hier wurde die Lauge durch die Feuerung bis zum Kochen erhitzt.

Nachdem die Wäsche eine Zeitlang in der heißen Lauge gelegen hatte, nahm die Hausfrau mit einem Stock einen Teil der Kochwäsche aus der Maschine und legte sie in eine Bütte. Das war nötig, weil die Waschmaschinen mit Feuerung für den ersten Arbeitsgang möglichst prall gefüllt wurden. Für die anschließenden Arbeitsgänge teilte die Hausfrau den Haufen Wäsche allerdings.

Nachdem sie einen Teil Wäsche aus der Maschine genommen hatte, schloß sie den Deckel, drehte an einem Schalter und die Maschine rubbelte die Wäsche durch. Nach zehn Minuten folgte der nächste Teil.

Doch nicht nur beim Waschen und Rubbeln hatte der technische Fortschritt Einzug gehalten. Die ersten Schleudern machten nun das mühsame Auswringen mit der Hand überflüssig. Die gerubbelte Wäsche wurde nun geschleudert, so daß die Seifenlauge wieder aufgefangen werden konnte. Genau wie meine Großmutter bleichte meine Mutter die Wäsche im Frühjahr. Auch Bläue wurde noch im letzten Spülwasser benutzt. Die Schleudern hatten den großen Vorteil, daß die Wäsche nun viel rascher trocknete.

Allgemein seit den 1950er Jahren hingen die Hausfrauen die Wäsche nicht mehr auf die Hecke. Denn sie besaßen mittlerweile eine Wäscheleine. In der Regel bestand diese Wäscheleine aus zwei fest verankerten Pfählen aus Holz oder

Eisen, zwischen denen eine oder mehrere Leinen gespannt waren.

Auch das Bügeleisen nutzte die neue Kraft des elektrischen Stromes. Die Hausfrauen mußten bei den in den 1950er Jahren üblichen Modellen aber aufpassen, daß ihr Eisen nicht zu lange aufgeheizt wurde. Denn sonst verschwelte die zu bügelnde Wäsche. Es blieben dann häßliche gelbbraune Flecken.

Gestärkt wurde die Wäsche noch immer nach der alten Art. Zwar wurde die Kaltstärke angepriesen. Doch die Stärke verklumpte beim Auflösen meist so sehr, daß viele Eiflerinnen wieder auf die alte Methode zurückgriffen.

Doch trotz aller technischen Neuerungen blieb der Waschtag noch immer zeit- und kraftraubend. Die durchschnittliche Anzahl Kinder war zwar bereits gesunken, doch der Verbrauch an Wäsche war den neuen hygienischen Ansprüchen folgend bereits merklich angestiegen.

Ein Meilenstein in der Gestaltung der Waschtage war die Einführung der automatischen Waschmaschine. Die ersten Modelle tauchten in unserem Dorf in den 1960er Jahren auf. Durch die halb- oder vollautomatischen Waschmaschinen wurde das Waschen zunächst flexibler.

Der einzige Waschtag der Woche, der Montag, verschwand und wurde durch andere Waschtage ersetzt, wobei ein deutlicher Schwerpunkt am Wochenende auszumachen war. Die Hausfrauen der 1970er und 1980er Jahre hatten auch keine Skrupel mehr, die Wäsche am Sonntag auf die Wäscheleine zu hängen. Das galt bei den Vorfahren immerhin noch als Todsünde.

Die gröbste Arbeit ist heute das Sortieren und Aufhängen der Wäsche. Sind die Textilien erstmals sortiert und in die Maschine gefüllt, so reicht es aus, das richtige Programm zu wählen, die Temperatur einzustellen, das Pulver einzufüllen, den Wasserhahn aufzudrehen und die Maschine einzuschalten.

Nach dem integrierten Schleudergang können die modernen Hausfrauen die Wäsche sofort auf die Leine hängen. Doch die mittlerweile spinnennetzförmigen Wäscheleinen sind auch auf dem Lande bereits vielfach durch elektrische Wäschetrockner ersetzt worden, obwohl diese noch immer übermäßig viel Energie verbrauchen.

Auch die gestärkte Wäsche wird selten. Kaltlösliche Stärke oder Stärke aus der Sprühdose vereinfacht auch hier den Arbeitsvorgang.

Einen noch deutlicheren Fortschritt machte das Bügeln: Alle Textilien, die synthetische Fasern enthalten, können nach dem Trocknen schon gefaltet werden. Das Bügeln der übrigen Wäschestücke ist durch die thermostatisch geregelten Bügeleisen oder die Dampfbügeleisen erheblich vereinfacht worden.

Dafür stieg die Menge der zu bügelnden Wäschestücke erheblich.

Während Waschmaschinen und Bügeleisen heute als technisch ausgereift gelten können, werden die ökologischen Anforderungen diese wichtige Hausfrauen- und Hausmännertätigkeiten in Zukunft noch verändern. Denn Energie wird ebenso wie das Wasser immer kostbarer. Die Energieeinsparung und die Vermeidung von Umweltverschmutzung sind die wesentlichen, aktuellen Anforderungen«.

Statt Ausbildung: Knecht und Magd

Das Los der Frauen hat sich folglich erst im Verlauf unseres Jahrhunderts wesentlich gebessert. Noch in den 1920er Jahren waren die Zukunftsaussichten für junge Mädchen nach heutigen Maßstäben trist. Mit 14 Jahren verließen sie die Schule. Ein Studium war in der Regel völlig undenkbar, da in der patriarchalisch dominierten, dörflichen Lebenswelt inakzeptabel und selbst für die Jungen noch viel zu kostspielig.

Arbeitsmöglichkeiten waren für die Jugendlichen in der Region nur in verschwindend geringem Maße vorhanden. Auch die Aussicht auf eine Lehre war in der Regel Utopie. Was den meisten Mädchen in der Regel blieb, war eine zeitweilige Anstellung als Dienstmagd und die Hoffnung, später eine eigene Existenz mit einem noch zu findenden Ehemann aufbauen zu können.

Christel Greimers recherchierte, daß *»die Dienstmädchen meistens Mitte September oder Mitte November in Stellung gingen. Wer sich nur für einen Winter verdingt hatte, kam am 1. April nach Hause.*

Viele Dienstmädchen, durch die auswärts gesammelten Erfahrungen dem Denken der dörflichen Lebenswelt wohl schon etwas entfremdet, entwickelten ein starkes Selbstbewußtsein, das sich nicht selten im Dorf durch Spannungen äußerte, wenn diese Damen nicht mehr mit den einfachen 'Bauerntrampeln' sprechen wollten, wie einige Zeitzeuginnen formulierten.

Sophie Weber war noch keine 15 Jahre alt, als sie als Kindermädchen nach Verviers ging. Bei ihrer 'Herrschaft' hatte sie sich nur um die vier Kinder zu kümmern, da das zweite Dienstmädchen im Hause die übrigen Arbeiten übernahm.

Um 7 Uhr mußte sie aufstehen. Feierabend hatte sie erst, wenn alle Kinder im Bett waren. Zu Beginn ihrer Dienstzeit besuchte nur das älteste Kind die Volksschule. Selbst in Verviers waren Kindergärten Ende der 1920er Jahre noch eine Seltenheit.

Frei hatten die Dienstmädchen nur am Sonntag.

Als Unterhaltung galt ein Besuch bei der Schwester der 'Madame'. Dann mußte Sophie den Kinderwagen von Verviers rauf nach Heusy schieben. Nach einem Jahr löste sie ihr Dienstverhältnis: 'Ich war der Kinder leid und lernte auch nichts. Ich paßte nur auf die Kinder auf und räumte ihnen hinterher.'

Als Lohn erhielt sie 175 Franken im Monat.

Da die Dienstmädchen in Verviers, Lüttich oder Brüssel sich sonntags nachmittags meist im Mädchenheim trafen, war die Suche nach einer neuen Anstellung für Sophie eigentlich recht einfach: 'Im Mädchenheim erfuhr ich, daß der Bruder von Mariechen Kesslers Herrschaft ein Dienstmädchen suchte. Meine Schwester Luzie ging mit zur Vorstellung.' Für das Jahr 1930 konnte sie dort 200 Bfr Lohn aushandeln.

Um 7 Uhr stand Sophie auf und bereitete umgehend das Frühstück vor. Anschlie-

Hünningen, 1987: Das Kannenspülen und -putzen war oft selbstverständliche Arbeit der Hausfrau

ßend probierte sie 'mit Madame' Kochrezepte aus Büchern aus.

Einmal habe sie sogar fünf Franken Trinkgeld erhalten. 'Doch die habe ich meinem Bruder Mathias gegeben. Jeder Franken wurde nach Hause geschickt. Ich habe nie Geld für mich behalten.' Nach Hause fuhr sie in der Regel dreimal im Jahr.

Nach vier Jahren wechselte sie zu 'Monsieurs Eltern' in Verviers. Dort erhielt sie 250 Franken im Monat.«

1935 konnte sie in Brüssel sogar 300 Franken Lohn aushandeln.

Bis in die 1950er Jahre hinein war eine Anstellung als Dienstmädchen für viele Eiflerinnen der einzig mögliche Lohnerwerb.

So erinnerte sich Bertha Schmitz-Grün, daß sie 1945 für ihren ersten Arbeitsmonat 900 Bfr. Lohn erhielt: *»Um 6 Uhr mußte ich aufstehen, frühstücken und die Kinder auf die Schule vorbereiten. Ich wärmte Wasser für 'Madams Toilette' und trug das Frühstück für die Herrschaft auf. Ich putzte, kochte und trug wieder das Essen auf.*

Meine Suppe durfte ich vor dem Servieren essen. Mit dem Hauptgericht mußte ich allerdings warten, bis die andern satt waren. Je leckerer das Essen schmeckte, um so weniger blieb für uns Dienstmädchen übrig.

Der Wochenplan war klar und wurde strikt eingehalten: Am Montag wusch ich, am Dienstag bügelte ich, putze das Büro und das Spielzimmer. Am Mittwoch waren keine besonderen Arbeiten vorgesehen. Am Donnerstag putzte ich Salon und Eßzimmer, schrubbte den Bürgersteig und machte hier und da die Einkäufe. Am Freitag wurden die Flure und die Treppen geputzt, am Samstag die Küche. Anschließend bereitete ich das Essen für den Sonntag vor.

Ich erinnere mich, daß Grete Schröder 1946 als Köchin den Spitzenlohn von 1200 Bfr. erhielt.«

Dieser Arbeitsplan zeigt, daß die jungen Mädchen durch diese Arbeit in der Regel auf ihre Aufgaben als Hausfrauen vorbereitet wurden.

Keine Chance für die handwerkliche Lehre

Nur wenige hatten bis in die 1940er Jahre das Glück, eine Lehre zu machen und somit ein Handwerk zu erlernen.

Doch auch den Jungen ging es ab ihrem 14. Lebensalter kaum besser. Nur wenige hatten das Glück, sich handwerklich auszubilden und während einer Lehre einen echten Beruf zu erlernen. Die meisten verließen ihre Heimat, zogen meist in wallonische Dörfer als Knecht und erarbeiteten dort ihren Lebensunterhalt.

»Eigentlich waren wir ganz froh, das Dorf verlassen zu können«, erinnert sich Adolf Kessler. *»Denn bei unseren neuen Dienstherren gewannen wir andere Ein-*

Hünningen, 1929: Bau des Hauses von Peter Wolff, Lastenheber, Stahlgerüste und Betonmischer sind noch unbekannt
(?, ?, Josef Lux, Nikolaus Wolff, ?, ?)

drücke, konnten eine andere Sprache und auch viel Nützliches lernen«. Auch der Verdienst sei damals recht gut gewesen. So habe er als 15jähriger 1931 nach vier Monaten schon 1.000 Bfr. verdient gehabt, was dem Wert einer guten Kälbin entsprochen habe. Zur gleichen Zeit habe das Bier 0,75 Bfr., eine Schachtel Zigaretten 1,25 Bfr. und der Eintritt für das Kino 1 Bfr. gekostet.

Clemens Kessler erinnert sich, daß die vielen Knechte und Mägde meist auf Weihnachten, Karneval und zur Kirmes wieder ins Dorf zurückkehrten. Zu Fastnacht seien an den Zug von Trois-Pont nach Losheimergraben immer mehrere Waggons zusätzlich angehängt worden, um die große Zahl der Heimkehrer überhaupt transportieren zu können. *»Und dann kam richtig Geld ins Dorf, das die Jugendlichen und ihre Familien im Rahmen der herrschenden, überaus großen Sparsamkeit ausgeben konnten.«* Bis Mitte der 1930er Jahre sei für manche Familien dieser Lohn zudem eine der wenigen Gelegenheiten gewesen, bei denen Bargeld ins Haus kam.

Diese Abwesenheit aus dem Dorf veränderte das Denken und Handeln der Hünninger recht stark.

So weiß Clemens Kessler sich noch zu erinnern, daß eine Hünningerin 1930 zum Markt nach Malmedy ging, dort von den schönen Äpfeln schwärmte und von ihrer Tochter, die Magd gewesen war, belehrt wurde, daß es sich dabei um Tomaten handele. Auch die dörfliche Kleiderordnung wurde durch diese weltoffeneren Jugendlichen verletzt. So hat der Pastor in der Hünninger Kirche noch 1933 Mägde öffentlich angesprochen, die die Kirche mit einem langen Kleid und etwas kürzeren Ärmeln aufgesucht hatten. Diese Rüge hatte ihre Entsprechung zuvor schon in heftigen Reaktionen bei mehreren älteren Frauen gefunden, die sich über diese angebliche Freizügigkeit bereits heftig aufgeregt hatten.

Schulbildung war in dieser Zeit noch immer die krasse Ausnahme. Die meisten Hünninger besuchten die Schule, solange sie mußten: bis 14 Jahre. Ein anschließendes Studium war den meisten Eltern zu kostspielig. Der ein oder andere sah zudem wohl auch den Nutzen dieser Ausbildung nicht ein.

Die ersten *»Studenten«* im Dorf dürften wohl Bernard Kessler und Alfred Simon, beide Jahrgang 1921, gewesen sein. Sie hatten das große Glück, als Volksschullehrer ausgebildet zu werden. Vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges fanden sie in Hünningen keine Gleichgesinnten mehr.

Wohl erst nach dem Zweiten Weltkrieg stieg auch erst die Wahrscheinlichkeit für die Hünninger Jugendlichen, eine Lehre absolvieren und somit einen echten Beruf erlernen zu dürfen.

Hiervon profitierten besonders die Mädchen.

Ausbildung zur Schneiderin

Die ehemalige Schneiderin, Lisbeth Henkel-Krings, die von der *»Hähnchesdell«* stammt und von 1950 bis 1958 in Hünningen tätig war, erinnert sich: *»Nach dem Zweiten Weltkrieg habe ich eine Lehre als Näherin gemacht. Von 1950 bis etwa 1958 habe ich dann als Näherin gearbeitet. Meine Kundinnen gaben ihre Bestellungen meist bei uns auf der 'Hähnchesdell' ab. Ich fuhr morgens um 8.00*

Uhr los, arbeitete und aß bei den Leuten und machte um etwa 16.30 Uhr Feierabend.

Wenn ich loszog, so hatte ich meist meine braune Aktentasche dabei. Darin befand sich meine Schneiderschere, eine kleine Dose Nadeln, ein Schneidermaß, Schneiderkreide und der wichtige Fingerhut.

Zu essen nahm ich nichts mit, das gab's schließlich in den Häusern.

Nähmaschinen fand ich meist in den besuchten Häusern vor. Allerdings waren das meist ältere Modelle. Ich weiß noch, daß 'Andrese Kett' und 'Kreuz Tine' ihre Besuche in den 1920er und 1930er Jahren noch mit einem Handwagen machten, auf dem sich ihre Nähmaschine befand. Diese Nähmaschinen waren noch handbetriebene Tischmaschinen und noch keine Tretmaschinen.

Damit war aber kaum zu arbeiten. In den 1950er Jahren stand noch bei 'Jerretz Dröck' in Mürringen so eine Maschine. Da hätte man aber schon zu zweien sein müssen: Denn eine Hand mußte die Maschine andrehen. Und so hatte man nur eine Hand, um den Stoff zu führen. 'Dat wor kee vüraakonns'.

Nur selten wurden übrigens neue Kleidungsstücke geschneidert. Sollte dies einmal der Fall gewesen sein, so kauften die Kunden ihren Stoff selber. Ich schrieb ihnen meistens auf, wieviel Meter sie brauchten und welche Zutaten sonst noch nötig waren. Ich habe dann in den Häusern zugeschnitten und anprobiert, also praktisch alles fertiggemacht.

Ich besaß natürlich auch selber eine Nähmaschine. Manchmal kamen auch Kunden zu uns. Weil wir aber so abgelegen wohnten, fuhr ich meist zu den Interessenten.

In der Regel bestand aber noch immer der größte Teil meiner Arbeit aus Flicken alter Kleidungsstücke.

Manche Häuser – wie 'Feckerts' – besuchte ich regelmäßig alle 14 Tage. Die übrigen Kunden besuchte ich ein- bis zweimal im Jahr. Ich habe dann sehr häufig Strümpfe gestopft und Arbeitskleidung geflickt. Auch Hemden, die an den Ellenbogen verschlissen waren, lagen mir oft vor.

Hemdkragen wurden gedreht oder es wurden neue genäht. Dazu schnitt man ein Stück aus dem 'Lepp', dem unteren Teil des Rückens ab. Daraus nähte ich dann den neuen Kragen. Den abgeschnittenen 'Lepp' ersetzte ich dann durch ein Stück eines alten Bettuches. Auch viele Ellbogen habe ich geflickt. Das hatte allerdings nur selten Sinn, denn meistens war ja nicht nur das Stückchen Ellbogen verschlissen.

Schließlich wurden auch Bettücher wieder instand gesetzt. Sie wurden dann der Länge nach in der Mitte geteilt und an den Kanten wieder aneinandergenäht. So kamen die weniger verschlissenen Ränder in die Mitte. Das machte Sinn, da die Qualität der Bettücher besser war. Meistens bestanden sie aus Leinentücher, die noch gebleicht wurden.

Schließlich habe ich auch noch aus vielen alten Kleidungsstücken wieder neue gemacht. Kinder erhielten sowieso noch immer meist nur Umgeändertes: Aus einem Mantel wurde ein Mäntelchen, oder Frauen ließen sich aus Männerhosen Röcke nähen. Hierzu wurde der Stoff meist gedreht: die Innenseite wurde nach außen gekehrt. Das hatte allerdings den Nachteil, daß dieses 'gedrehte', neue Kleidungsstück schneller verschliß. Denn die linke Seite ist immer viel wolliger und aufgerauhter als die rechte.

Einerseits sparten die bescheiden lebenden Eifeler so Kosten, andererseits gab es auch noch kein Modediktat. Kleider trugen sich zeitlos und materielle Not hat immer schon erfinderisch gemacht.

So kann ich mich noch erinnern, daß während meiner Lehre Blusen aus Fallschirmseide genäht wurden. Da in unserer Gegend kaum Fallschirme zu finden waren, an denen sich Soldaten herabgelassen hatten, wurden meist die kleinen Fallschirme der Leuchtspurmunition verwandt. Das war eine ganz feine, empfindliche Seide. Meine Mitschülerinnen aus dem dritten Jahr trennten sie auf, bügelten und wuschen sie, weil sie so geknittert waren. Um eine Bluse herzustellen, benötigten sie so sechs bis sieben Fallschirme.

Manche Familien haben sich auch aus den amerikanischen Decken Mäntel schneidern lassen. Das habe ich aber nur gehört. Selber habe ich diese Decken nicht verarbeitet.

Nach meiner Lehre stieg der Wohlstand dann doch langsam. Das machte sich auch für unsere Arbeit bemerkbar. Christine Küpper ('Vossen') verfügte beispielsweise über die ersten Burdahefte. Auch Erika Mollers, die seit 1959 ausschließlich in ihrem Haus für die Hünninger nähte, verfügte ebenfalls über diese Hefte, die unsere Arbeit schon erheblich erleichterten. Besonders wenn es um Festtagskleider wie Hochzeitskleider oder Kommunionkleider ging. Diese Kleider wurden ja alle von den Hausschneiderinnen genäht. Nur mein eigenes Hochzeitskleid habe ich nicht genäht. Damals hieß es noch, es brächte Unglück, wenn man sein eigenes Hochzeitskleid nähte.

Die Herstellung von mehr oder minder modischer Kleidung war die Ausnahme. Andererseits habe ich auch keine traditionellen Kleidungsstücke wie Höken (Trauertücher) oder Nachthauben mehr hergestellt. Ich erinnere mich, daß in 'Röhlen' die alte Frau noch eine mit viel Spitze besetzte Nachthaube trug.

Auch Unterwäsche gehörte nicht in unser Nähprogramm.

Ich habe allerdings noch Aussteuer genäht. 'Scholzen Ann' hatte große Pakete Leinen gekauft. Daraus habe ich Bettwä-

Hünningen, 1931:
Anbringung des geschmiedeten Gitters auf der Schulhofmauer
(Josef Küpper, Willy Heinen, Heinrich Jost)

sche genäht. Auch Kopfkissen habe ich angefertigt. Die Knopflöcher nähte ich mit der Hand, weil die alten Singer-Nähmaschinen in den Häusern keinen Zickzackstich machen konnten. Deshalb nahm ich öfter Stücke mit nach Hause, um sie dort zu umwerfen oder Zickzacknähte anzubringen. In den Häusern mußte ich mit der Hand umwerfen, das ging ganz fix mit Reihgarn. Heute würde sich kein Mensch mehr die Zeit nehmen. Früher tat man, was man konnte. Und dann war der Tag um.

Allein durch unsere Schürzen zeigten wir ja schon, daß wir fleißig waren. Noch heute heißt es ja, eine Hausfrau, die keine Schürze anhat, ist keine. Das gleiche galt für die Näherinnen, die sich in der Regel ein besonders schönes Stück schneiderten und immer trugen.

Schürzen und Kittelschürzen wurden häufig getragen. Manche Schürze habe ich geschneidert. Auch für die Kinder. Die bekamen Schulschürzen mit Bändern, die in der Taille gekräuselt waren. Oberhalb der Taille wurde vorne ein Latz angenäht, an dem sich zwei lange Bänder befanden, die über die Schultern und übers Kreuz hingen und mit einem Knopf am Taillenbandende befestigt wurden. Daran war ebenfalls die Schürzenschleife befestigt, mit der man die Schürze im Rücken festband.

Hünningen, Mitte der 1930er Jahre: Die beiden Schuster Peter und Johann Mollers vor ihrem Haus

Ankleidegewohnheiten

Die Ankleidegewohnheiten hatten sich in den 1950er Jahren, als ich in Hünningen aktiv war, merklich verändert. So gab es seit den 1940er Jahren Reißverschlüsse. Für manche Nähmaschinen wurden sogar schon Spezialfüßchen für diese Reißverschlüsse angeboten. Sehr viele habe ich damals allerdings noch nicht eingesetzt. Meist nähte ich eine Naht mit der Maschine und setzte den Reißverschluß dann von innen mit der Hand ein. Das sah dann von außen so aus, als ob er mit der Maschine eingesetzt worden sei.

Auch an der Unterwäsche las sich der Wandel deutlich ab.

Büstenhalter, die jetzt aufkamen, habe ich zwar keine genäht. Aber die älteren Frauen trugen noch immer die sogenannten 'Öndertalljen': Sie bestanden aus feinem Leinen, sahen aus wie ein verlängerter BH mit einem breiten Band unter der Brust und waren leicht angekräuselt. Die wurden vorne mit schönen, kleinen Perlmuttknöpfen geschlossen. Auch 'Öndertalljen' habe ich keine mehr genäht. Dafür aber noch 'Liffjer'. An ihnen wurden die 'Hosebändele' (Strumpfbänder) befestigt. Strumpfhosen waren noch unbekannt.

Die Jungen trugen diese Leibchen auch, da sie noch keine langen Hosen trugen. Diese Leibchen waren aus grobem Leinen, nachher gab es auch gestrickte, da wurde unten ein festes Band mit den Strumpfbändern angenäht. Sonst wären diese gestrickten Sachen elendig in die Länge gezogen worden. Ich erinnere mich, daß wir rosa Leibchen hatten aus dem Stoff, aus dem die Frauen ihre Korsette hatten.

Auf einem Bild kann man das bewundern: Man sieht die kurze Hose, darunter lugt ein Stückchen Unterhose hervor. Zwischen diesem und dem oberen Strumpfrand erscheint ein Stück 'Speck' mit den Strumpfbändern. Hatte man Pech, und waren Leibchen und Bänder schon ziemlich ausgeleiert, dann lugte sogar noch ein Stück Leibchen darunter hervor.

Diese Anziehgewohnheit wurde Anfang der 1960er Jahre verändert, als die ersten Strumpfhosen nicht nur auftauchten, sondern sich auch bei den Eifelern relativ schnell als Kleidungsstück durchsetzten.

Auch die Schafwollprodukte verschwanden nun. Manches Kind bekam zum ersten Schultag ein paar lange gestrickte Strümpfe aus Schafwolle. Fragt nicht, wie die kratzten. Die kratzen heute noch, wenn mancher daran denkt.

Selbst Schafwollhosen wurden damals noch gestrickt. Die Beine waren dann so etwa zehn Zentimeter länger als die Unterhosen.

Dieses Kratzen ist leicht zu erklären. Da die Tiere in der Eifel im Winter im Stall gehalten werden mußten, war ihre Wolle durch den Stalldung stark verdreckt. Deshalb wurde die Wolle vor dem Spinnen mehrmals gewaschen, damit sie wieder schön weiß wurde. Damit wurde das Fett, das die Wolle geschmeidig hält, aber ausgewaschen.

Es hat selbst Kopftücher aus ungewaschener Schafwolle gegeben, die wasserdicht waren. Diese Wolle kratzte auch nicht. Sie blieb weich und geschmeidig. Die Schafwollprodukte, die heute wieder getragen werden, kratzen auch nicht mehr. Denn sie werden nicht mehr gewaschen, sondern nur noch an der frischen Luft getrocknet. Etwa einmal im Monat reibt man diese Sachen mit Wollfett ein. Sie bleiben so sauber und geschmeidig. Der Nachteil der Schafwollstrümpfe war allerdings, daß sie ohne Synthetik recht schnell durchlöchert waren.

Ein besonderes Stück für eine Näherin war nun das Herstellen einer Steppdecke.

Hierzu benutzten wir einen Holzrahmen. Eine Steppdecke bestand aus zwei Lagen Stoff, der unteren und der oberen. Die obere war meist aus rotem oder buntem Satin.

Der Holzrahmen bestand aus zwei festen Teilen und zwei Teilen, die man aufrollen konnte. In den beweglichen befanden sich Löcher, in denen ein Holzkeil gesteckt werden konnte. Die untere Lage des Stoffes wurde darauf festgenäht. Dann folgte eine Lage Wolle. Meist waren es Schafwolle oder Flocken von alten Wollsa-

chen. In Walk wurden diese alten Wollsachen aufgearbeitet, bzw. aufgeflockt.

Diese Lagen legte man auf den unteren Stoff. Dann folgte der obere Stoff. Dieser wurde mit großen Reihstichen festgehalten. Dann begannen wir zu nähen. Die beiden losen Teile wurden immer weitergerollt. Wenn ein Stück genäht war, wurde der Holzkeil herausgenommen und ein Stück weitergerollt. Dadurch wurde der Stoff ganz stramm gespannt und man hatte den zu nähenden Teil stets genau vor sich. Ein kurzes Stück, an dem man stehen konnte. Meistens wurde von zwei Seiten an der Steppdecke genäht. Dabei entstanden dann auch die Figuren, Quadrate usw. Wenn der Stoff nicht vorgezeichnet war, zeichnete die Meisterin die Figuren oder die gewünschten Blumen mit Kreide auf den Stoff. Genäht wurde mit Perlgarn, einem stark gedrehten Garn und nicht mit einem normalen Sticktwist.

Wenn die Decke fertiggenäht war, wurde sie an einer Seite vom Rahmen gelöst. Die Ränder der zwei Stofflagen wurden nach innen geschlagen und wir mußten mit ganz, ganz kleinen Stichen die beiden Lagen mit dem Perlgarn aneinandernähen. Wer dann noch gerne einen 'Volang' hatte, dem wurde dieser dann noch angenäht. Dies wurde alles von Hand genäht. An einer Decke haben zwei Näherinnen fast 8 Tage genäht.

Schon unmittelbar nach meinem Weggang aus Hünningen veränderte sich die Nähkultur. In den 1960er Jahren wurde nicht mehr so viel geändert; kleinere Arbeiten verrichteten viele Frauen nun selber, da das Ändern durch Näherinnen einfach zu teuer wurde. Außerdem wurde immer häufiger Ware von der Stange gekauft.«

Dieses Beispiel verdeutlicht nicht nur einen Aspekt der Alltagsgeschichte, sondern zeigt eindrucksvoll, wie bescheiden die Hünninger noch in den 1950er Jahren lebten. Noch immer war die belgische Eifel das, was sie seit Jahrhunderten war: wirtschaftlich ausgesprochen rückständig.

Das zeigt sich an der Tatsache, daß noch in den 1920er und 1930er Jahren recht alte handwerkliche Tätigkeiten ausgeführt wurden.

Die Mühe mit der alten Handwerkskunst

Geflochtene Körbe waren notwendige, alltägliche Gebrauchsgegenstände, die in jedem Haus gebraucht wurden. In Hünningen gab es in der Zwischen- und Nachkriegszeit nur noch eine Person, die die Technik des Korbflechtens beherrschte: Johann Lux *(»Weverjans«)*, 1867 geboren und 1958 gestorben. Er stellte die Körbe allerdings nur noch im Winter her. Und mit dieser handwerklichen Tätigkeit verdiente er sich nur noch etwas Geld zusätzlich. Es war die Freude am Handwerk, die ihn trieb, recherchierte Anita Engel-Jost.

Meist stellte er die sogenannten *»Räste«* her. Das waren geflochtene Körbe aus Eichenspänen. Sie wurden vorwiegend als Kartoffel- oder Wäschekorb gebraucht. Material für solche Körbe war in unseren Wäldern reichhaltig vorhanden. Die älteren Personen im Dorf erinnern sich noch, daß Johann Lux mit einem Bündel Lohknüppel auf dem Rücken gebunden aus dem Wald nach Hause zurückkehrte. Die beste Zeit zum Schneiden dieser jungen Eichenschößlinge war der Advent.

War das Holz nun im Hause, wurde der nächste Backtag abgewartet. Nach dem Backen der Teigwaren wurden die Knüppel im Backofen gebacken (»gebiet«). Durch die Hitze rissen die Eichenäste auf, die einen Durchmesser von zehn bis 15 cm besaßen. Sie wurden biegsam und geschmeidig und man konnte jetzt aus diesem Holz Schienen spalten. Daher rührte auch der Ausdruck *»Schienholz«*.

Hünningen, 1950: Der Stall ist nahezu beendet. Ein kleines *»Truschfest«* steht in Aussicht. (Nikla Maraite, Mathias Kessler)

Ein Mann aus der St.Vither Gegend erzählte, daß sein Vater aus einem Eichenknüppel zehn Körbe hergestellt hätte. Es gehörte schon eine gewisse Übung dazu, die Späne so dünn wie möglich mit einem Messer zu schneiden. Vorhandene Splisse und andere Unebenheiten mußten noch entfernt werden, um glatte, gut zu verarbeitende Späne zu erhalten.

Waren diese Vorbereitungen abgeschlossen, begann die eigentliche Herstellung eines geflochtenen Spankorbes. Zuerst wurde ein Ring entweder aus Eichenholz oder auch aus tragfähigeren Haselruten geformt. Dieser Ring bestimmte auch die Größe des Korbes. Nun konnten die Späne wie beim Weben um den Holzreifen geflochten werden. Wichtig dabei war, daß die Späne gut biegsam waren. Wenn beispielsweise das Material eines bereits fertigen Korbes noch schrumpfte, verzog er sich.

Die stärkeren Schienen wurden in der Mitte verarbeitet, die schwächeren zum Rande hin. In der Mitte vom Ring wurde beidseitig eine Freistelle gelassen, die als Tragegriff diente. Wie bei so vielen Erzeugnissen der Holzverarbeitung steht jedes Teil des Korbes unter Spannung, es federt. Und diese Federung war es, die dem Korb seine Spannung und Haltbarkeit verlieh. Leider sind die meisten Körbe während des Krieges verschwunden oder auch verbrannt. Diese Körbe hatten eine ovale Form und waren zum Tragen sehr praktisch. In unserer Gegend war ganz besonders diese ovale, abgeflachte Form bekannt. In anderen Regionen gab es auch andere Formen und Verwendungsmöglichkeiten eines geflochtenen Spankorbes.

Nun gab es aber noch in der *»Hähnchesdell«* (Richtung Losheimergraben) einen Mann, der das Korbflechten vorwiegend mit Weiden hauptberuflich betrieb. Es war Mathias Krings (1879-1945).

Seine Bindungen nach Hünningen waren sehr ausgeprägt, da seine Gattin aus *»Loxen«* stammte. Sie hieß Sybilla Kessler, heiratete 1926 den blinden Korbflechter Mathias und zog nach der *»Hähnchesdell«*, wo heute das Haus von Konrad Krings steht.

Durch einen tragischen Unglücksfall verlor Mathias Krings im Alter von 7 Jahren sein Augenlicht. Glücklicherweise wurde ihm dann eine Ausbildung an der Blindenschule in Düren ermöglicht. Nach der Grundschule lernte er dort von der Pieke auf die Kunst des Korbflechtens.

Als ungefähr 20jähriger kehrte der junge Mann in seine Heimat zurück, um seinen Beruf auszuüben. Dies muß in etwa um die Jahrhundertwende gewesen sein. Nachfrage war genügend vorhanden. In der Zeit nach dem ersten Weltkrieg waren sogar 2 Gesellen bei ihm angestellt und sie fertigten bis zu 7 Körbe täglich an.

Unter Korbwaren versteht man nun meist aus Weidenruten geflochtene Körbe. Die Flexibilität der dünnen, biegsamen Weidenruten ermöglichte die kunstvollsten Flechtarbeiten. Die Weiden bekam Mathias Krings damals aus Flandern. Mit dem Pferdewagen wurden die Weiden am Bahnhof in Buchholz abgeholt.

Zwischenzeitlich hatte er auch auf der Hauswiese Weiden angepflanzt. Sie wurden im Winter alljährlich mit einer scharfen Klinge abgeschnitten.

Während des Zweiten Weltkrieges erhielt Mathias Krings keine Weiden mehr aus Flandern, das ja wegen der Annexion Ausland war. Er konnte sie nun aus dem *»Reich«* beziehen. Das allerdings nur unter der Bedingung, daß er auch Munitionskörbe produziere.

Der wackere Eifeler widersetzte sich einfach dieser Bedingung.

Ihm blieb nun nichts anderes übrig, als mit seinen Kindern durch die heimischen Wälder zu streifen und einjährige Schößlinge des Faulbaumes zu suchen. Auch sie eigneten sich für eine Weiterverarbeitung.

Nach dem Krieg konnte der blinde Korbflechter seine Arbeit wieder unter normalen Bedingungen aufnehmen. Für die großen, grob gearbeiteten Körbe verwendete er die braunen Weidenruten. Weiße Weidenruten schälte er einfach ohne vorheriges Kochen. Damit stellte er z.Bsp. Zeitungshalter oder auch Kinderwiegen und Wäschekörbe her.

Auch machte er die sogenannten *»Schloßkörbe«* mit Deckel und Verschluß, in der Größe einer Truhe. Sogar den berühmten *»großen Stuhl«* (großer Korbsessel), ein Kunstwerk ganz besonderer Art, konnte der geschickte Handwerker herstellen.

Dann gab es damals noch die Kornschwinge, hier im Eifelland unter dem Namen *»Waan«* bekannt. Sie diente dazu, das Getreide nach dem Dreschen zu reinigen, d.h. die Spreu vom Weizen zu trennen. Es war ein geflochtener Korb, der an einer Seite randlos abgeflacht war.

Die größte Nachfrage bestand damals jedoch nach den Kartoffelkörben. Die Eifelbauern bestellten diese Körbe meist nach Gewicht in Kartoffeln. Im Sommer wurden jede Menge Kartoffelkörbe auf Vorrat geflochten, denn im Herbst war ja bekanntlich die Ernte und die Nachfrage besonders groß.

Das Allerwichtigste beim Korbflechten war die Geschmeidigkeit der Weidenruten. Da sie trocken gelagert wurden, mußten sie vor der Verarbeitung gründlich gewässert werden. Denn nur so konnten sie ihre Flexibilität wiedergewinnen. Zum Wässern diente ein schmaler, länglicher Trog, außen aus Holz und innen aus Zink. Nach einem oder zwei Tagen waren die Weiden bereit zur Verarbeitung.

Jeder Korb wurde am Boden begonnen.

Ein runder Kartoffelkorb

Ein runder Kartoffelkorb wurde aus einem Kreuz geflochten. Dazu legte man vier Weidenruten im rechten Winkel über vier andere Ruten. Dann band man das Kreuz mit einer weiteren Rute zusammen, oder – wie der Sohn Johann berichtete – steckte die vier senkrechten mit einem *»Pfriem«* durch die vier waagerechten. Der *»Pfriem«* war ein vorne zugespitzter Gegenstand, den man auch zum Ausweiten des Geflechts benötigte.

Nun konnte mit dem Flechten um dieses Kreuz begonnen werden. Je weiter man sich beim Flechten von der Korbmitte entfernte, desto größer wurden die Abstände zwischen den *»Bodenstocken«*. Deshalb spitzte der Handwerker die Enden einiger neuer Weidenruten mit dem Messer zu und schlug sie zur Verstärkung in das Geflecht ein. Beendet wurde der Korbboden mit einem Einschlagrand, der aus zwei Ruten gearbeitet wurde. Runde Körbe hatten meist eine leicht konkav gewölbte Unterseite, so daß nur der verstärkte Rand mit dem Boden in Berührung kam.

Hünningen, 1968: Das Bauhandwerk war und ist ein wichtiger Wirtschaftszweig in unserem Dorf (Hermann Rauw, Emil Jost, Clemens Hepp)

Nun wurden für die Seitenwände lange Weiden *(»Staken«)* in den geflochtenen Boden gesteckt. Durch eine Reihe paralleler Staken wurden Flechtruten rechtwinklig dazu verwebt. Die Flechtruten mußten in aufeinanderfolgenden Runden abwechselnd vor und hinter den Staken liegen. Dazwischen mußten immer neue zugespitzte Ruten in das Wandgeflecht gesteckt werden, und dann hörte man immer wieder ein rhythmisches Klopfen, wenn der Korbflechter – mit der Hand oder mit einem Klopfeisen – das Geflecht zusammenschob.

An der Oberkante wurde ein Zuschlagrand mit mehreren Ruten gleichzeitig gearbeitet. Die Stakenspitzen wurden in den Rand eingeflochten, ihre Enden rechtwinklig nach unten gebogen und mit dem Klopfeisen in das Geflecht *»gefrückt«*.

Auf zwei Seiten des Korbes wurden nun zwei starke Griffe befestigt. Dazu bog der Korbflechter eine Rute halbmondförmig um und steckte ihre Enden in das Wandgeflecht, das er mit dem *»Pfriem«* etwas erweiterte. Er wählte einige dünne Weidenruten aus, drehte sie, um sie geschmeidig zu machen, wickelte sie um die Henkel und verflocht die Enden mit der Korbwand. Auf diese Art und Weise konnten Körbe in allen Variationen geflochten werden.

Doch Mathias Krings beließ es nicht bei dieser Korbflechterei. Er verstand es auch, Flechtarbeiten aus Stroh zu vollenden. Vorwiegend Brotkörbe und Bienenkörbe wurden aus diesem Material hergestellt. Die Brotkörbe wurden benutzt, um den Teig aufgehen zu lassen, bevor er in den Backofen geschoben wurde.

Diese Arbeitstechnik ist heute fast gänzlich in Vergessenheit geraten. Ein Strohflechter, der die Technik von seinen Vorfahren über mehrere Generationen übernommen hatte, erzählte, daß ein Kuhhorn und der *»Pfriem«* die notwendigsten Utensilien hierzu gewesen seien.

Zuerst sei das Stroh gesäubert und sortiert worden. Anschließend schoben die Flechter das Stroh durch ein konisches Kuhhorn. Begannen sie am weiteren Ende, so kam am engeren Ende ein loser, gleichmäßig dicker Strang ohne Drehung heraus.

Nun wurde dieser Strang mit einem Weidenfaden in gleichmäßigen Abständen umwickelt. Der Boden wurde geflochten, indem man diesen Strang wie eine Schnecke spiralförmig aufwickelte. Die einzelnen Windungen wurden mit dem Weidenfaden in regelmäßigen Abständen, anhand des *»Pfriems«* mit den darüber- und darunterliegenden Windungen zusammengebunden. Wenn die Spirale größer wurde, mußten wieder neue Strohhalme zwischen die alten geschoben werden, um einen fortlaufenden Strang zu bilden. Für die Wandungen setzte man die nächsten Runden etwas höher an. Am oberen Korbrand wurden die spitz zulaufenden Strohenden mit dem Weidenfaden zusammengenäht.

So entstanden selbst aus so schwachem und brüchigem Material wie Stroh sehr stabile Körbe.

Doch in Hünningen gab's in der Zwischenkriegszeit nicht mehr nur Korbmacher, sondern auch noch eine Form der Heimarbeit, die vielerorts bereits ausgestorben war: das Weben.

Weben im Haus

Die letzte Hünninger Weberin war Anna Katharina Drehs-Heinen. Sie wohnte in der *»Jaas in Franzen«* und arbeitete oft mit ihrer Tochter Susanna Drehs, *»Züsschen«* genannt. Dort, im heutigen Eßzimmer der Familie von Clemens Kessler, stand der letzte Hünninger Webstuhl. Natürlich befanden sich im gleichen Raum alle notwendigen Gerätschaften, die zum Weben und zum Körbeflechten gebraucht wurden.

Agnes Weber-Jost, eine Enkelin der letzten Hünninger Weberin, erinnert sich noch gut an das Klappern des Webstuhles, an das Werfen des Schiffchens, das in ihrer Erinnerung von ihrer Großmutter hin und von *»Züsschen«* zurückgeworfen wurde. Bettücher und Hemden seien aus dem Stoff hergestellt worden. Für die Bettücher habe man zwei Bahnen benötigt, da der Stoff nur etwa 70 cm breit gewebt werden konnte. Mit feinen Stichen sei dann Selbstkante an Selbstkante genäht worden, damit der müde Schläfer nicht durch eine dicke Naht im Rücken in seiner Nachtruhe gestört wurde. Die Bettücher sind ihr als sehr *»wraggisch«*, grob und kratzend, in Erinnerung geblieben.

Als Kinder hätten sie sich über die kratzenden Tücher öfter bei der Mutter beschwert. Diese seien dann wieder ein paarmal tüchtig gebleicht worden. Das habe die Wäsche weicher gemacht. Auch kratzende Unterhemden sind den dreien noch in guter Erinnerung.

Agnes kann sich nicht mehr an Flachsanbau in Hünningen erinnern. Lisa Kessler-Jost erinnert sich hingegen, daß noch Flachs in der Hauskammer getrocknet wurde.

Maria Jost-Schmitz weiß noch, daß sich Hemden wesentlich angenehmer trugen, nachdem die Großmutter Baumwolle als Schußfäden in das Halbleinen webte. So konnte sie schon mit farbiger Baumwolle Streifen ins Gewebe weben. Das war sicher eine angenehme farbige Änderung im ständigen Hin und Her des Schiffchens und dem klatschenden Beischlagen des Schlußfadens. Für Maria sind diese kratzenden Streifenhemden ihrer Kinderzeit jedoch auch heute noch ein Greuel. Sie mag überhaupt nichts Gestreiftes, weder ein Kleidungsstück noch gestreifte Tapete sehen.

Der Webstuhl in der *»Jaas«* muß wohl spätestens gegen Ende der 1920er Jahre nach dem Tode der Großmutter abgebrochen worden sein. Denn danach wurde der Raum an Zöllner vermietet.

Neben diesen Beispielen sind zumindest für die Zwischenkriegszeit noch einige weitere Handwerke (wie Besenmachen u.a.) anzuführen, die aus heutiger Sicht recht außergewöhnlich erscheinen.

Auch wenn sich der allgemeine Lebensstandard merklich gebessert hatte und die Eifeler beispielsweise keine Angst mehr vor Hungersnot haben mußten, so verdienten sie ihren Lebensunterhalt dennoch nur unter großen Mühen und meist nur durch eine Doppelbeschäftigung.

Die Suche nach dem Nebenverdienst

Nur knapp 20 Prozent der Hünninger fanden 1928 einen Lebenserwerb im Dorf: Von den 85 Erwerbstätigen – meist Männer – waren 51 Landwirte, 14 Angestellte und 20 Selbständige. Doch ihr Einkommen reichte meist *»vorne und hinten«* nicht.

Deshalb mußten Nebeneinkünfte gesucht werden. Am häufigsten waren Waldarbeit und Fuhrdienste.

Als Fuhrunternehmer betätigten sich relativ wenige Hünninger, da diese Arbeit sehr aufwendig war.

Mitglieder der Familien Jost (*»Hieres«* und *»Josthaus«*) und Reuter (*»Reutisch«*) waren seit Generationen als Fuhrleute tätig. Doch auch Männer der Familien Andres (*»Nieten«*) und Kessler (*»Trengsches«*) fanden hier zeitweise einen Nebenerwerb.

So waren nach dem Zweiten Weltkrieg noch Leo Lux (*»Weverjans«*) und Nikolaus Andres (*»Ziemes«*) mit je einem Pferd im Holztransport neben der Landwirtschaft als Holzfuhrmänner tätig. Allerdings hatten sie das Glück, daß sie – im Gegensatz zu ihren Vorfahren – schon mit gummibereiften Wagen fahren konnten.

In den 1930er Jahren begann der Arbeitstag dieser Fuhrmänner in der Regel morgens vor 6.00 Uhr. Zunächst mußten die Pferde versorgt und gestriegelt werden. Die Krippe wurde mit Heu und der Trog mit Hafer gefüllt. Während das Pferd fraß, entmisteten sie den Stall. Anschließend frühstückte der Fuhrmann und traf die Vorbereitungen zur Abfahrt. Er schmierte den vierrädrigen Wagen, indem er ein in der Nabe angebrachtes Loch, das bis zur Achse führte, mit Öl füllte und mit einem Stopfen (*»Loon«*) verschloß. Auch die Gleit- und Drehteile des Vorderwagens mußten – um die Reibung von Eisen auf Eisen zu vermeiden – gut eingefettet sein. Denn durch das schwierige Gleiten und Drehen verschlissen die Wagenteile sowieso schon sehr schnell.

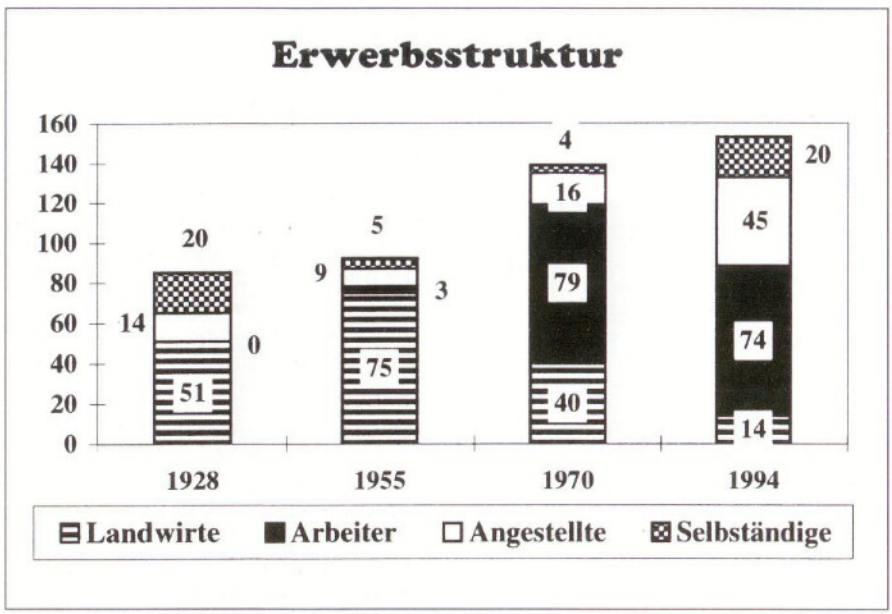
Zusätzlich wurden die Bremsvorrichtungen (*»Mekanick«*) geschmiert, die an Vorder- und Hinterwagen angebracht waren. Die Spiralen mußten im Fett drehen.

Nachdem das Pferd vor dem Stall bis zu drei mit 15 Litern Wasser gefüllte Eimer gesoffen hatte, wurde es eingespannt. Der Fuhrmann legte ihm zunächst das Kummet (*»Hahm«*) um. Hierzu mußte das Pferd allerdings schon dressiert sein. Denn undressierte Pferde steckten ihren Kopf nur ungern durch die Kummetöffnung. Außerdem betrug das Gewicht des Kummets bis zu 20 Kilogramm.

Fuhrmänner bei der Arbeit

Anschließend wurde das Kummet verschlossen und durch einen Lederriemen verriegelt. Ein Gurt, der am Ende mit einer rundlichen Lederöse über den Schwanz gezogen wurde, hielt das Kummet auf dem Hals des Pferdes fest, damit das Pferd es nicht abstreifen konnte, wenn es den Kopf einmal senkte.

Noch fehlte das Rückenleder, das hinter den Schultern aufgelegt und durch die Bügel am Kummet befestigt wurde. Eine verstellbare Kette (Bauchkette) hielt das Rückenleder fest.



Das Pferd wurde mit der Brustkette an die Deichsel (Führungsstange zwischen zwei Zugtieren am Doppelgespann) angekettet. Die Stränge *(»Sehler«)* des Scheits (Querholz, an dem die Stränge befestigt sind; dieses Querholz wurde mit einem Ring am Wagen oder Pflug befestigt) wurden am Rückenleder eingehängt. Nun war das Pferd zugbereit.

Zur Steuerung des Pferdes dienten der Zügel und die Kandarre (Mundknebel), die am Halfter (Kopfstück) befestigt waren. Am Zügel war wiederum eine Lederleine befestigt, die eine gewisse Länge haben mußte, um vom Wagen aus bedient werden zu können.

Die Pferde waren so dressiert, daß sie durch mehrmaliges kurzes Ziehen der Lederleine nach *»hoet«* (rechts) und durch einen langen Zug nach *»haar«* (links) gingen. Die Kommandos wurden durch die entsprechenden Zurufe verstärkt.

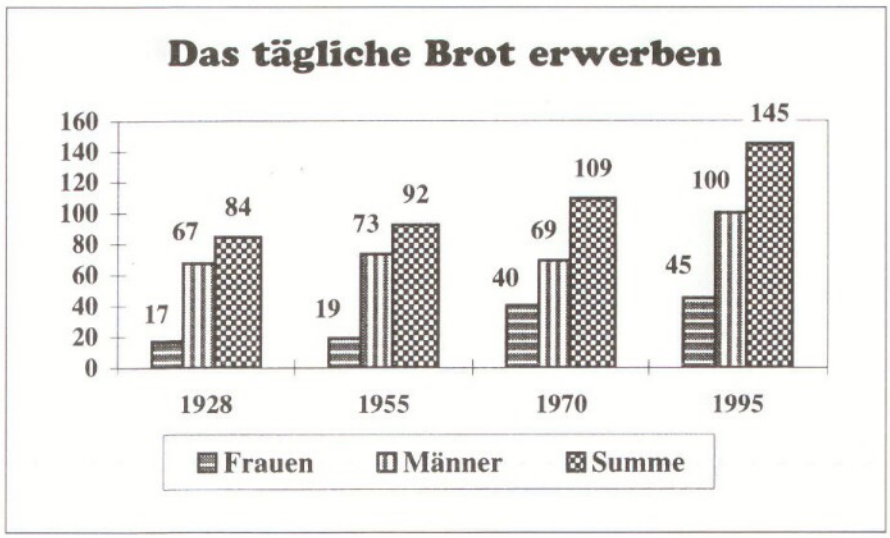
Ein komplettes Gespann umfaßte nun aber mehrere Pferde: Der Zweispänner zählte die beiden Deichselpferde. Beim Dreispänner war ein drittes Pferd vor die Deichsel gespannt.

Schließlich erfolgte das Startkommando mit einem energischen *»joeh«*. Das Pferd zog an und die vier eisenbeschlagenen Räder ratterten über den steinigen Weg Richtung Wald. Dort wurde der Wagen so abgestellt, daß er für die Rückfahrt bereits richtig gedreht war und auch beladen werden konnte.

War ein Langholztransport vorgesehen, so blieb noch viel Arbeit zu tun. Zunächst mußten die Bäume herangeschafft, d.h. gerückt werden. In einer Durchforstung war das natürlich wesentlich schwieriger als auf einem Kahlschlag. Die einzelnen Baumstämme wurden gesucht; gleichzeitig versuchte der erfahrene Holztransporteur, schon einen möglichst einfachen Pfad zur Schneise zu finden. Laut Kommando des Rückers zogen die Pferde das Holz, das mittels der Schleiferkette am Scheit befestigt war, durch die Baumreihen. Alle Stämme, die mehr als einen Kubikmeter Holz umfaßten, mußten durch zwei Pferde gezogen werden. Hierfür wurde an den Zugscheiten eine Kreuzkette oder ein Kreuz befestigt.

Lag eine komplette Fuhre neben dem Fahrzeug, wurde aufgeladen. Mittelschwere Stämme wurden mit der Spitze auf den hinteren Wagen gehievt und mit Pferdekraft auf den vorderen Wagen geschleppt. Größere Stämme ließen sich nun nicht heben. Sie wurden von den Pferden durch zwei unterliegende Ketten über Hölzer *(»Schragen«)*, die an den Rädern befestigt waren, auf den Wagen raufgerollt.

Nicht nur die Rücker, auch die Pferde brauchten zwischenzeitlich Pausen. Während die Vierbeiner den mitgebrachten Heusack leerten, legten die Männer ein Feuer an, um den Kaffeekessel *(»Kopma«)* aufzuhängen.



Kochte das Wasser, so wurde die benötigte Menge Kaffeemehl zugegeben und mit einem noch brennenden Stück Holz eingerührt. Kaffeesatz schreckte diese Leute nicht. Der Kaffee erhielt als einzigen Zusatz einen großen, braunen Zucker. Dann wurden die belegten Brote, die in einem Leinentuch eingepackt waren, aus dem Knappsack geholt und gegessen.

Hatten die Pferde zwischenzeitlich ihre Heuration vertilgt, so wurde ihnen der Hafersack über den Kopf gehängt. Zum Schluß konnten sie noch an einem Wasserlauf trinken.

Die Fuhre wurde schließlich für den Transport vorbereitet. Zumeist vier bis sechs Pferde zogen sie dann bis zur festen Straße. Für einzelne Gespanne war diese Arbeit zu schwer. Hier war Teamwork erforderlich.

Das gleiche galt für die starken Steigungen auf den Straßen. Es war Aufgabe des Holzfuhrmannes, die Pferde zugfest zu machen, damit sich Tiere und Ladung überhaupt von der Stelle bewegten. Das Kommando des Herren, der Knall der Peitsche und manchmal auch ein Berühren des Schlägers am Ende des Peitschenriemens zeigte den Pferden, was gefordert war. Meist reagierten sie dementsprechend.

Was nun für die Steigungen galt, galt ebenso für abschüssige Straßen. Denn die schweren Fuhrwerke entwickeln eine ungeheure Schubkraft; da reichten die Bremsklötze kaum, die durch die *»Mekanick«* schon sehr fest auf die Räder geschraubt wurden. Falls die Räder aber naß waren, so konnten die Fahrzeuge mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht genügend abgebremst werden.

Auch hier fanden die Fuhrleute Hilfsmittel: Sie banden ein Rad der Hinterachse an den Eisenarm *(»Runge«)*, der im Schemel steckte, mit einer Schleiferkette fest. Das Rad drehte nicht mehr und bremste den Wagen somit zusätzlich ab.

Übrigens gab es für diese Transporte bereits Gesetze. Eines dieser Gesetze sah vor, daß auf der *»Chaussee«* an jeder Bremse ein Mann sein mußte; dieser wurde an schulfreien Tagen durch ein Kind ersetzt.

Am Bahnhof oder in der Sägerei angekommen, wurde abgeladen. Dies war zwar nicht mühsam, aber gefährlich.

Wieder wurden zwei bis drei Meter lange Hölzer *(»Schragen«)* an den Rädern befestigt. Sie bildeten auf diese Weise eine Rutsche, über die die Stämme vom Wagen auf den Boden hinunterrollen konnten. Bei schwerem Holz zogen die Pferde die Stämme über die Reifen bis auf die Schragen, so daß das Rundholz von dort dann selber Schwung zum Abrollen finden konnte.

Gefahr drohte immer wieder mal

Gefahr drohte besonders beim Abladen des Stangenholzes. Die Fuhrleute schlugen mit einer Axt die in den Schemel gesteckten Beihölzer *(»Bejrongen«)* ab. In dem Moment, in dem sie abknickten, rollte auch schon ein großer Teil der Ladung vom Wagen. Dies war natürlich für den Fuhrmann, der dort noch mit seiner Axt tätig war, eine große Gefahr. Nur durch Gewandtheit, Geschick und einen großen Satz zur rechten Zeit konnte er entkommen.

Nach getaner Arbeit wurde die Heimfahrt angetreten. Doch sie führte (fast immer) an einer Wirtschaft vorbei, wo die Pferde automatisch anhielten. Die Fuhrleute bekamen ihr obligatorisches Fuhrmannströpfchen (Branntwein), das häufig Lust auf weitere machte. Doch die schwere Arbeit war erst beendet, wenn das ganze Holzlos an seinen Bestimmungsort gebracht war.

Und erst dann wurden die Fuhrleute entlohnt. Besonders in den 1930er Jahren mußten die Eifeler aber oft mehrere Mona-

Hünningen, 1928: Im Pflanzgarten (Eva Schneider (Honsfeld), Susanne Jousten, Klara Hanf (Ho), Lisa Jost (Ho), Katharine Mollers, Aloys Hepp, Salome Jouck, Nikolaus Stoffels Vorarbeiter, Barbara Kessler, Heinrich Balduin, Susanna Lux, Adele Jost (Ho), Maria Schommer (Ho), Franziska Weber, Änni Simon, Maria Mollers, Michel Keifens, Theodor Behrens, Förster Arimont)

te und sogar bis zu einem halben Jahr auf ihren sauer verdienten Lohn warten.

Die Folgen waren – damals wie heute – schwerwiegend: Die großen Familien wollten ernährt werden. Der Hafer für die Pferde, meist kanadischer Herkunft, mußte sofort bezahlt werden. Das Heu, Luzerne oder Timothee, gab es auch nicht kostenlos. Das Beschlagen der Pferde und der Wagen kosteten ebenfalls fortlaufend Geld. Der Unterhalt des Pferdegeschirrs, Leder, Kupferbeschlag sowie Schellen oder Glöckchen, die durch Zahl und Größe gut hörbar sein mußten, sollten auch in Schuß gehalten werden.

All das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Beruf des Fuhrmannes auch reizvoll war: Schon von weitem hörte jeder, wo sich das Gespann befand. Außerdem war es besonders bei Sonnenschein ein sehr schöner Anblick, die glitzernden Gespanne vorbeiziehen zu sehen.

Eine große Hilfe für die Fuhrleute war nun der große Instinkt der Pferde.

Ein Beispiel aus den 1930er Jahren verdeutlicht dies. Nach dem Abladen im Bahnhof von Buchholz war es stockfinster. Die Pferdegespanne traten den Heimweg an. Am Forsthaus wurde der Weg über den *»Bruetpadd«* angetreten. Die jetzt zerstörte Bahnbrücke wurde durchfahren. Der dichte Wald war so finster, daß die Fuhrmänner ihre eigene Hand nicht mehr vor den Augen sehen konnten. Der Weg war kurvenreich und mit Pfützen übersät. Die Fuhrleute hatten sich auf die Hinterachsen gesetzt. Drei Gespanne suchten sich hintereinander den Weg durch die Finsternis. Die Fuhrleute konnten den Gang der Pferde und der Gespanne nicht korrigieren. Das war auch nicht nötig. Die Pferde kannten den Weg und verließen den Wald, ohne irgendwo angeeckt zu sein.

Kein Fuhrmann ließ daher ein böses Wort über seine Pferde zu.

Natürlich gab es auch schon in den 1930er Jahren Pendler unter den Holzfuhrleuten, die teilweise während ganzen Wochen außerhalb des Dorfes arbeiteten, ohne nach Hause zu kommen. So erinnert sich Sophie Andres-Fickers, daß *»die Holzfuhrleute 1936 sehr wenig Arbeit hatten. So beschlossen Nikolaus Andres ('Ziemes'), Josef Andres ('Jierten') und Leo Lux ('Weverjans') im Januar 1937 nach Kalterherberg zu gehen, um Holz zu schleppen und zu transportieren. Sie luden einen Wagen voll Heu und einen weiteren Wagen voll Hafer; so konnten sie die ganze Woche fortbleiben. Sonntags kehrten dann zwei von ihnen mit den Fahrrädern nach Hünningen zurück, während der dritte immer bei den Pferden blieb. Wegen des Arbeitsmangels stellten die übrigen Fuhrleute, Leo Jost-Drehs ('Franzen') und sein Vater, in diesen Jahren den Holztransport ein.«*

Für weitaus mehr Männer war aber die Waldarbeit ein möglicher Nebenverdienst.

Arbeit im Wald

Die Waldarbeit war bis in die 1960er Jahre für viele Hünninger ein bedeutender Haupt- oder Nebenerwerb.

Auch hier haben technische Neuerungen diese Arbeit grundlegend verändert.

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts legten die Förster Pflanzgärten (Baumschulen) an. In diesen Pflanzgärten arbeiteten überwiegend Mädchen und Frauen. Ein hoher Wildzaun schützte diese Gärten. Die hier gezogenen Pflanzen waren meist verkrüppelt, was wahrscheinlich durch die Höhenlage bedingt war. Daher wurden die Sämlinge wohl seit den 1920er oder 1930er Jahren meist aus Grand-Halleux bezogen. Übrigens verschwanden die Pflanzgärten seit Mitte der 1950er Jahren langsam, da sie unrentabel wurden.

Drei bis vier Jahre mußten sie dann noch in den Pflanzgärten stehen. Sie wurden anschließend ausgehoben und zu 50 oder 100 Stück gebunden.

Die vorgesehene Parzelle war unterdessen bereits vorbereitet worden. Zwei Möglichkeiten bestanden.

Die arbeitsaufwendigere Vorbereitung startete ein Jahr vor der Bepflanzung. Zwei Waldarbeiter stachen die Grasnarbe mit einer Breche und einer Hacke etwa 40 mal 40 Zentimeter aus, drehten sie und legten sie neben die ausgestochene Stelle so ab, daß Grasnarbe auf Grasnarbe zu liegen kam. Dieser Grasnarbenhügel hatte dann ein Jahr Zeit zum Verrotten.

Im folgenden Frühjahr wurden dann die Hügel bepflanzt. Hierzu durchbohrten die Waldarbeiter die verrotteten Grasnarben mit einem Pflanzbohr. In der verrotteten untersten Schicht fand die Pflanze die nötige Nahrung und Feuchtigkeit zum Anwachsen.

Bei der zweiten, weniger arbeitsintensiven Pflanzvariante wurde der Setzling sofort in eine ausgehauene Vertiefung gepflanzt: Nachdem die Waldarbeiter die Pflanzstelle aufgelockert hatten, gruben die Mädchen die Setzlinge ein und drückten sie fest.

Die Reihen wurden vor dem Anlegen des Hügels oder vor der direkten Einpflanzung in die Erde durch Bohnenstangen markiert. Auf den richtigen Abstand zwischen den Reihen wurde großer Wert gelegt, da das unmittelbaren Einfluß auf die spätere Durchforstung und das Rücken der geschlagenen Stämme hatte.

Im ersten Jahr der Neuanpflanzung war weitere Pflege meist nicht nötig.

In den folgenden drei bis fünf Jahren mußten die jungen Kulturen aber frei geschnitten werden, da Gras und Waldpflanzen schneller wachsen als die Fichten. Diesen Wildwuchs mähten die Waldarbeiter in der Regel mit einer Sense ab. Er blieb zur Humusbildung einfach liegen. Eingegangene Pflanzen wurden gleichzeitig durch neue Setzlinge ersetzt.

Als Schutz vor äsendem Wild trugen die Waldarbeiter zusätzlich Kalk auf die Spitzen der jungen Pflanzen auf.

Das Aufästen der Kulturen, so wie es heute geschieht, war bis Mitte der 1950er Jahre in den Forsten der belgischen Eifel weitgehend unbekannt.

In der Regel wurden die Bestände auch nicht vor einem Alter von etwa 25 Jahren aufgeforstet. Die erste Durchforstung geschah meist erst mit dem Raushauen von Zaunholz. Jeder Gemeindenutzungsberechtigte erhielt von der Gemeinde ein kostenloses Los Stangenholz. Die einzige Bedingung: Von jeder Familie oder jedem Hausstand mußte auf Anordnung des Wegewärters an einem festgesetzten Tag zu einer festgesetzten Uhrzeit ein Mann am Sammelort erscheinen. Denn die Arbeit im Wald wurde gemeinsam verrichtet.

Hünningen, in den 1930er Jahren: Pause der Gemeindewaldarbeiter mit *»Kaffepott und Piefen«* (Johann Lux, Hubert Greimers, Nikolaus Greimers, Bernard Wilquin, Mathias Jouck)

»Mät der Jankhalt jon«

Das hieß umgangssprachlich: *»Mät der Jankhalt jon«*.

Diese gemeinsame Waldarbeit dürfte wohl seit Anfang des Jahrhunderts bestanden haben. Ende der 1970er Jahre gingen die Hünninger zum letzten Mal *»mät der Jankhalt«*.

Während diesen Arbeitstagen waren die Aufgaben klar verteilt.

Der Älteste mußte meist kochen, d.h. er sammelte die Kaffeemehlrationen, die jeder von zu Hause mitbrachte, ein. Er legte ein Feuer an und richtete die Lagerstätte her, indem er mit Tannenzweigen und abgeschlagenen Spitzen einen Verschlag aufbaute. So waren die arbeitenden Männer während den Mahlzeiten vor Zugluft geschützt.

Die Anwesenden gaben auch ihre *»Kopmas«* (Kaffeekessel) ab. Der Koch besorgte Wasser aus einem nahegelegenen Bach. Er hing die gefüllten *»Kopmas«* über dem Feuer an einer Stange auf und bereitete den Kaffee vor.

Auch in der Arbeitsgruppe waren die Aufgaben klar verteilt.

Die erfahrensten Waldarbeiter gingen (im nicht aufgeästeten Wald) den schon vom Förster vorher durch ein aufgekratztes X markierten Bäumen nach, streiften und entästeten sie mit der Axt bis auf Manneshöhe.

Ihnen folgten zwei, die die vorbereiteten Bäume mit ein paar langen Strichen der *»Drummsäge«* fällten.

Die nächsten entästeten und schälten die Stangen. Kein Astknoten durfte bleiben.

Die Jüngsten und Unerfahrensten der Gruppe mußten die gehauenen Stangen an den Weges- oder Waldrand schleppen. Unter Aufsicht des Kolonnenführers, der meist der Wegewärter war, stapelten sie die Stangen auf Haufen von etwa zwei Raummetern. Sie wurden mit einer Nummer versehen und nach Beendigung der *»Jankhalt«* sonntags in der Wirtschaft öffentlich verlost.

Mit etwas Nostalgie erinnern sich die Zeitzeugen an die Kaffeepausen, während denen Neuigkeiten ausgetauscht und neue Witze und Anekdoten zum Besten gegeben wurden.

Doch für diese Arbeit drängte die Zeit: Denn nicht nur jede teilnehmende Familie erwartete ein Los, sondern auch für den Förster, die Schule oder eventuell schwerkranke Hünninger mußten zusätzliche Holzlose angelegt werden.

Ein junger, etwa 25jähriger Bestand wurde auf diese Art im Abstand von etwa drei bis vier Jahren zweimal durchforstet; das Holz wurde kostenlos verteilt. Das Holz der später folgenden Durchforstungen wurde vom Waldbesitzer, der Gemeinde, verkauft.

Und diese dritten oder vierten Durchforstungen erfolgten auch durch die Hünninger. Diese Arbeit wurde allerdings *»im Akkord«*, d.h. zu einem festen Preis pro gehauenem Meter verrichtet.

Hierzu fanden sich zwei oder drei, höchstens vier Waldarbeiter zusammen.

Bevor sie aber ihrer Waldarbeit nachgehen konnten, mußten sie morgens zunächst die Arbeit im Stall verrichten. Denn

Hünningen, 1966: Kurze Pause im Pflanzgarten (Josef Schmitz (Ho), Renate Fickers (Ho), Hedwig Faymonville (Ho), Johann Roehl (Ho), Hermann Rauw (Hü), Mathias Heinrichs (Mü))

Hünningen, 1972: Norbert Kessler beim Entrinden eines Baumes

bis in die 1930er Jahre hielten die Hünninger Landwirte die Kühe ganzjährig während der Nacht im Stall. Erst als die ersten Wiesen eingezäunt waren, verblieb das Vieh während den Sommermonaten draußen. Hierdurch gewannen die nebenberuflichen Waldarbeiter erheblich an Zeit.

Bis 1930 legten die Hünninger die Wege zum Wald zu Fuß zurück, seit den 1930er Jahren benutzten sie verstärkt Fahrräder. Anfang der 1950er Jahre tauchten dann die ersten Mopeds und Motorräder bei diesen Gängen auf.

Neben dem Knappsack (Verpflegung) nahmen die Männer in den 1930er Jahren noch Äxte, *»Drummsäge«*, Schälmesser zum Entrinden der Bäume, *»Kramp«* (Wendehaken), *»Klupp«* (zum Vermessen der Dicke des Stammes), Zweimeterstab, Feile und Schleifsteine mit.

Als erstes errichtete die Arbeitskolonne einen Mahlzeitplatz. Sie suchten eine Stelle, die windgeschützt lag und leicht erreichbar war. Sie fällten einige freigegebene Bäume und stapelten sie auf. Die grünen Äste dienten als Windfang. Auch hier mußte der Koch die Ecke wieder herrichten.

Die anderen begannen unterdessen, die ersten Bäume zu fällen.

Der Geschickteste bereitete die Bäume vor: Er kerbte sie an und schlug auf der anderen Seite die Fallkerbe. Das Schwierige an dieser Arbeit war, den Kerbring so niedrig wie möglich anzusetzen. So sollte möglichst viel Holz des Stammes genutzt werden, und so sollte der verbleibende Wurzelstock möglichst schnell verfaulen.

Dann folgten die Säger, die den Stamm in gebückter Haltung fällten. Sie mußten aufpassen, daß die Säge immer möglichst frei laufen konnte. Außerdem mußte der Baum auch bei Überhang in die gewünschte Richtung fallen. Hierzu trieben sie oft einen Keil in den Fällschnitt.

Abschließend wurde die Bruchleiste abgesägt, bevor der gefällte Baum entästet wurde. Diese Arbeit mußte möglichst korrekt ausgeführt werden. Denn das erleichterte das abschließende Entrinden erheblich. War eine Seite *»weiß«*, so wurde der Stamm gewendet. Hierzu benutzten die Holzfäller den Wendehaken.

Für die Vermessung bestimmten die Holzfäller die Mitte des Stammes und markierten es mit einem X. Die Länge wurde vermessen und auf das Stockende geschrieben. Außerdem wurde die Dicke des Stammes *»gekluppt«*.

Kaffeepausen wurden meist um 11.00 Uhr und um 15.00 Uhr eingelegt. Als Ruhepause war mittags eine Stunde vorgesehen. Die Waldarbeiter aßen, schärften Äxte und Schälmesser und feilten die Säge.

Diese Arbeitstechnik änderte sich, als die ersten Waldarbeiter während des Zweiten Weltkrieges zu Schulungen nach Daun geschickt wurden.

Jetzt benutzten sie den Hobelzahn mit Zubehör. Er ersetzte die lange *»Drummsäge«*. Auch Feilbock, Setzuhr und Setzzange hielten in der Waldarbeit Einzug. Die zwei Kilogramm schweren Äxte wurden nun durch 1,5 Kilogramm schwere ersetzt. Auch sie erleichterten die Arbeit sehr.

Eine weitere tiefgreifende Veränderung brachten dann die Folgen der Kriegshandlungen in unserer Region.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit mußten zunächst die Bunker, die überall in den Wäldern zu finden waren, abgebaut werden. Das während dem Krieg durch russische Kriegsgefangene gefällte Holz, das noch in den Wäldern lag, hatte den schutzsuchenden Soldaten als hervorragendes Baumaterial gedient.

»In einen Splitter zu sägen ...«

Größtes Problem war aber der große Splittereinschlag durch Granaten, Gewehrkugeln oder selbst durch V1 und V2-Raketen: In einen Splitter oder in eine Stahlkugel zu sägen oder auch mit der Axt darin zu schlagen, beschädigte das Werkzeug erheblich. Oft mußte stundenlang gefeilt werden, bevor Axt oder Säge wieder scharf waren. Die Geräte waren deshalb sehr schnell abgenutzt.

In den ersten Nachkriegsjahren besorgten sich viele Hünninger ihre Arbeitsgeräte oft durch Schmuggel. Nur die wenigsten wurden erwischt, ihr Schmuggelgut beschlagnahmt und eine Geldstrafe verhängt. In der Regel hatten die Waldarbeiter, die zudem meist in Grenznähe arbeiteten, kaum Probleme mit den Zöllnern.

Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre wurde die Waldarbeit dann revolutioniert. Die ersten Motorsägen kamen auf.

Sie erleichterten die Arbeit ungemein. Aber natürlich waren auch sie nicht gegen die vielen Granatsplitter gefeit. Der Schaden an den Sägeketten war erheblich, ihr Verschleiß sehr groß.

Die zunehmende Technisierung führte nun dazu, daß der Wald immer weniger Menschen einen Nebenerwerb oder sogar einen möglichen Lebensunterhalt bot. Die Arbeit wurde wesentlich schneller von wesentlich weniger Menschen verrichtet.

Alternative Verdienstmöglichkeiten fanden deshalb manche Hünninger besonders in den 1950er und zum Teil noch in den 1960er Jahren im Waldwegebau und im Ausbau von Schneisen zu befahrbaren Wegen.

In den 1950er Jahren steckten Förster und Vorarbeiter zunächst die Trasse ab und markierten sie durch Stangen. Eventuelle Kurven wurden begradigt und im Wege stehende Bäume wurden von Hand gerodet.

Das erwies sich besonders bei Buchenbäumen als sehr schwierig. Hierzu befestigten die Waldarbeit auf etwa 15 Meter Höhe ein Drahtseil, das an der gegenüberliegenden Seite an einem möglichst starken Baum befestigt wurde. Möglichst viele, meist um die acht Arbeiter hingen sich an das Seil und zogen im Hau-ruck-Rhythmus.

Andere Waldarbeiter versuchten unterdessen, mit alten Äxten die Wurzeln des Baumes durchzutrennen.

War der Baum schließlich gekippt, so wurde er vom Wurzelstock getrennt. Zwei Ackergäule, die für die Waldarbeit dressiert waren, schleppten diese Stöcke dann so weit, daß sie die weiteren Arbeiten nicht mehr behinderten.

Dann wurde das Grundbett des Waldweges angelegt. Es war in der Regel sieben Meter breit. Der Weg alleine war zwar nur 3,5 Meter breit, aber für Seitenstreifen und Graben sahen die Waldarbeiter an jeder Seite nochmals rund 1,7 Meter vor.

Die gesamte Arbeit (Steinebrechen, in Packlage setzen, u.a.) wurde mit der Hand verrichtet und wurde zu einem festen Preis entlohnt, d.h. in Akkord ausgeführt. Einzige Ausnahme war der Transport. So erhielt jeder den gleichen Lohn. Die Lose umfaßten in der Regel 300 laufende Meter.

Die angefahrenen Steine wurden so geschichtet, daß ein Steinbett von rund 25 Zentimetern entstand. Die überragenden Steine wurden abgeschlagen, die kleineren Steine dienten zum Abdecken und Ausfüllen der Unebenheiten. Die Arbeit wurde dann mit dem *»Kieshammer«* abgeschlossen.

Die bestehenden Waldwege, die vor 1945 bis auf ganz wenige Ausnahmen noch nicht befestigt oder in Packlage gesetzt waren, waren durch die vielen Panzer und Militärfahrzeuge, die während dem Zweiten Weltkrieg die Wälder durchzogen hatten, in wahre Morastpisten verwandelt worden. Übrigens hatten die Amerikaner, um überhaupt passieren zu können, Drahtgeflechte von etwa vier Metern Breite ausgerollt. Sie bestanden aus Maschendraht, der seitlich durch 14 Millimeter Rundstab verstärkt wurde. Diese Rundstäbe bildeten am Ende ein Öse, durch die dann etwa 60 bis 70 cm lange Rundeisen steckten. An diesen Eisen befanden sich Winkeleisen, die im Boden versenkt wurden.

Die Matten konnten so befestigt werden, daß die Fahrzeuge die Piste passieren konnten, ohne allzu tief im aufgeweichten Morast zu versinken.

Nach dem Krieg entfernten die Waldarbeiter diese Matten und ersetzten sie eventuell durch einen Knüppeldamm. Die langen Eisenstangen, die übrigblieben, wurden in den Hünninger Häusern als Verstärkung beim Bau mit Beton verwandt.

In den 1950er Jahren trugen die Waldarbeiter auch angepaßte Kleidung. So mußten die Hemden recht fest sein, da beispielsweise häufig Stangen auf den Schultern getragen wurden. Die Hose war meistens aus fein oder grob geripptem Cord hergestellt. Die Schuhe bestanden aus bestem Leder. Ihre gepinnten Sohlen waren mit Nägeln versehen und die Absätze hatten zur Verstärkung einen hufeisenähnlichen Beschlag. Die Lederriemen waren ebenfalls von bester Qualität. Sie mußten nicht nur den Schuh binden, sondern zusätzlich den Druck und die Reibung der ledernen Gamaschen, die das Bein und auch die Hose schützten, aushalten. Schuhe und Gamaschen wurden mit Tran geschmiert und zum Trocknen mit trockenem Papier ausgestopft.

Die Drillichjacke wurde an kälteren Tagen gerne angezogen. Da sie aber sehr gut warmhielt und auch die Bewegungsfreiheit einschränkte, verzichteten die Waldarbeiter wenn nur eben möglich auf dieses Kleidungsstück. Beliebt war hingegen die Weste.

Als Kopfbedeckung trugen sie meist die flache Mütze, die im Winter mit Ohrschutzklappen versehen wurde.

An nassen Tagen tat der Jutesack wertvolle Dienste und wurde vielfach auch zum Schutze der Hose mit einem Gürtel angelegt. Nasse Kleider wurden übrigens meist am Feuer getrocknet.

Es gab auch schon die sogenannten Ölhautbeine und Jacken. Sie bestanden aus Drillich, das mit Leinöl getränkt war. Sie waren allerdings nicht sehr geschmeidig.

Handschuhe wurden keine getragen. So entstanden die Waldarbeiterhände mit deutlichen Schwielen, die oft rissig und rauh waren und häufig schmerzten.

Mit einfachen Mitteln in der Steingrube ...

Steine waren seit dem allgemeinen Aufkommen von Steinbauten im 17. Jahrhundert in den Dörfern der Eifel unverzichtbar geworden.

Sie hatten nur einen Nachteil: Sie eigneten sich zwar als Baumaterial hervorragend, doch das Brechen der Steine in den Steingruben gehörte zu den härtesten Arbeiten, die die Eifeler verrichten konnten.

Nur die wenigsten hatten das Glück, selber einen guten, ergiebigen Steinbruch zu besitzen. Denn er konnte gutes Geld einbringen. Voraussetzung war eine gute Steinader, die eventuell noch durch ein Sandvorkommen ergänzt werden konnte.

In Hünningen und im Hünninger Umland befanden sich zwar recht viele Steingruben. Doch ihre Zahl scheint kaum höher als in anderen Orten gewesen zu sein. Ob der Spitzname der Hünninger als Steinböcke nun seinen Ursprung in diesen Steingruben fand oder nicht, entzieht sich unserer Kenntnis.

Hermann Rauw und Clemens Jost recherchierten, wo sich all die Steingruben in unserem Dorf befunden haben und welche Rolle sie in der Vergangenheit spielten.

Eine der wichtigsten Gruben befand sich am Bilderberg. Hier wurden recht häufig Steine für den Hausbau gebrochen. Auch die Steine der Innenmauer in der neuen Kirche stammen größtenteils aus dieser Grube. Seit Anfang der 1950er Jahre wurde die Grube schließlich mit Baumstöcken aufgefüllt, die bei der Urbarmachung des Gemeindelandes anfielen. Wohl seit Mitte der 1950er Jahre bis 1971 wurde sie dann mit dem anfallenden Müll des Dorfes aufgefüllt.

Eine weitere große Steingrube befand sich am Hockeberg. Sie war ca. 150 m lang, 12 m breit und 2 bis 4 m tief. Auch sie wurde zwischen 1971 und 1988 mit dem anfallenden Müll des Dorfes aufgefüllt. Einige weitere kleine Steingruben wurden noch im Hockeberg angelegt, doch sie erlangten keine Bedeutung.

Weitere bedeutende Steingruben wurden während des Eisenbahnbaus wahrscheinlich 1909 oder 1910 in der sogenannten Mühlenhecke durch dort beschäftigte Serben und Kroaten eröffnet.

Sonderbarerweise erhielt die hintere Grube im Volksmund den Namen *»Monarchengrube«*. Aloys Weber erinnerte sich, daß die Serben und Kroaten, die dort Steine brachen, den Dorfeinwohnern als versoffene und wilde Gesellschaft erschienen.

Hünningen, 1950:
Im Steinbruch am Mühlenberg. Das Seil diente als Sicherung um die verschiedenen Stufen in der Wand zu besteigen oder zu verlassen.
(Hermann Küpper, Aloys Jost, Klemens Kessler, Hubert Löfgen (Ho))

Hünningen, 1950: Gemeindearbeiter im Steinbruch am Mühlenberg. Die Steine finden nur mehr Verwendung im Straßen- und Wegebau.
(Hubert Löfgen, Hermann Küpper, Aloys Jost, Clemens Kessler)

Deshalb hätten die alten Hünninger immer gesagt: *»Dat sen äver Monarche«.*

Nach dem Bahnbau war diese Grube ausschließlich dem Waldwegebau vorbehalten. Erst seit 1969 wurden dort auch Steine für den Feldwegebau entnommen.

Die vordere Grube war hingegen immer dem Dorfwegebau vorbehalten. Die Steine wurden in der Zwischenkriegszeit auf Submission vergeben: Dann galt es die Steine zu brechen, zu fahren, in Packlage zu setzen und die Straßendecke zu klopfen, die anschließend mit Sand und Wasser eingeschlämmt wurde.

Clemens Jost erinnert sich, daß in dieser Grube auch eine Ader Blaustein verlaufen sei. Dieser Stein habe aber erst nach 1957 abgebaut werden können, nachdem die Steinwände mit einem durch Kompressor angetriebenen Bohrhammer angebohrt und dann gesprengt werden konnten. Sprengmeister sei Hubert Loefgen aus Honsfeld gewesen.

Die Grube wurde zunächst bis 1964 durch Unternehmer ausgebeutet. In diesem Jahr wurde mit dem Weg vom *»Bolder«* zur Staatsstraße der letzte Gemeindeweg in Packlage gesetzt.

1979 und 1980 entnahm die Gemeinde dann nochmals Steine für die Feld- und Waldwege.

Bis zur Jahrhundertwende war schließlich eine Steingrube für den Hausbau am wichtigsten, die fast im Dorf lag. Zwischen dem *»Bassäng«* und dem Jagdhaus Krings befand sich diese Grube, die beiderseits des Weges noch sichtbar ist. Die Steine für die Häuser von Hubert Greimers-Andres und Mathias Vilz-Jouck *(»Venn«)* sollen dort noch gebrochen worden sein, bevor die Grube geschlossen wurde. Ein Arbeiter erlitt dort einen tödlichen Unfall. Aloys Weber erinnerte sich, daß dort bis 1920 etwa ein Eichenkreuz stand.

Nur unwesentlich weiter befand sich die private Steingrube der Geschwister Küpper am Haus Kohnepütz. Hier sind scheinbar nach dem Zweiten Weltkrieg Steine für den Wegebau gebrochen worden. Auch einige Hünninger Häuser seien mit diesen Steinen erbaut worden.

Die Arbeit in diesen Steinbrüchen war nun nicht nur hart, sondern auch gefährlich. Dort, wo heute der Kindergarten steht, befand sich auch eine Grube, die wohl um die Jahrhundertwende eröffnet worden war. Dieser Ort hieß *»Weverpittisch«*. Aloys Weber erinnerte sich, daß diese kleine Grube während der Mittagspause zusammengebrochen sei. Nicht mal mehr das Werkzeug hätten die Arbeiter herausholen können. Anschließend blieb diese Grube dann unbenutzt.

Auch einige Privatgruben befanden sich noch im Umfeld des Dorfes: So auf der heutigen Parzelle von Julius Lux an der Mühlenhecke, auf der Parzelle von Mathias Jousten auf der *»Kieskamer«*, auf der Parzelle von Aloys Hepp neben dem Bahnweg, dem sogenannten Pfad, und auf der Hauswiese von Clemens Jost.

Auch einige Gruben im Wald (u.a. auf dem *»Biert«* seien für den Gebrauch im Dorf genutzt worden.

Selbst die Protokollbücher des Gemeinderates berichten sporadisch von diesen Steinbrüchen und den Männern, die dort hart für wenig Lohn arbeiteten.

Eine interessante Anekdote notierten die Gemeindevertreter 1923. Der *»Gemeindesteinbruch Bilderberg sollte im verflossenen Winter abgedeckt, bezw. eine Einfahrt hergestellt werden, die aber bisher unterblieben war. Der Peter Heinen aus Hünningen hat nun, um den Bruch besser ausnützen und die schweren Steine leichter heraustransportieren zu können, diese Einfahrt, die im Interesse der Section liegt, da man die Steine viel tiefer herausholen kann, hergestellt. Diese Arbeit hat 30 Tage in Anspruch genommen, wofür Heinen einen Tageslohn von 10 frs = 300 frs beansprucht. Gemeinderat erklärt sich bereit, 150 frs zu zahlen[1].«*

Diese nüchterne Auflistung soll nun nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Hünninger bis in die 1950er Jahre die Steine mit einfachsten Mitteln in diesen Gruben brechen mußten. Erst der Einsatz von Sprengstoff und schwereren Maschinen erleichterten diese harte Arbeit, die als Nebenerwerb im Dorf seit den 1950er Jahren schon wieder unbedeutend wurde.

Sorgen um das liebe Geld

Überhaupt waren die Nebenerwerbsmöglichkeiten in unseren Dorf in der Zwischenkriegszeit recht beschränkt.

Auffallend ist, daß von den 81 Berufstätigen, die im Adreßverzeichnis von 1928 vermerkt sind, 73 nur einen Hauptberuf angeben. Während 51 ausschließlich Landwirte (mit wahrscheinlich gelegentlichen Nebeneinkünften im Herbst und Winter) waren, waren nur sieben Handwerker; zwölf waren Staatsangestellte. Nur zwei Landwirte waren gleichzeitig nebenberuflich Handwerker und neun waren zusätzlich nebenberuflich Händler oder Gastwirt.

Diese nüchternen Zahlen verdeutlichen, wie klein die Palette der möglichen Nebeneinkünfte war.

Wenn man bedenkt, daß ein Großteil der Gebrauchsgüter damals noch nicht über Geschäfte vertrieben wurde, sondern (wie Schuhe, Brot, Möbel, u.a.) meist im Dorf produziert wurde, so boten diese Erwerbstätigkeiten nur sehr wenigen Menschen Arbeit. Die Ursache hierfür lag wohl an den bescheidenen Verhältnissen: Bargeld war und blieb vorerst Mangelware. Und wie hätten die Handwerker dann bezahlt werden sollen?

Wichtigste Einnahmequelle der Hünninger blieb deshalb auch in den 1920er und 1930er Jahren noch die Landwirtschaft. Sie hatte sich eigentlich erst seit der Eröffnung der ersten Eisenbahnlinien merklich weiterentwickelt. Denn die Züge erhöhten nicht nur die Mobilität der Eifeler, sondern sie brachten auch Düngemittel und Zuchtstiere in diese entlegene Region.

Die Landwirte standen aber zunächst vor einem größeren Problem. Sie brauchten für die intensiver betriebene Landwirtschaft zunächst Land.

Am 6. Februar 1919 stellten 48 Hünninger Landwirte beim Gemeinderat einen Antrag, die brachliegenden Ödlandparzellen aufzuteilen, zu verpachten und von den Pächtern urbar machen zu lassen.

Urbarmachung von Gemeindeland

Dieser Antrag wurde auf einer Dorfversammlung besprochen, gutgeheißen und an den Bürgermeister von Büllingen weitergeleitet. Der Büllinger Gemeinderat mußte in seiner Sitzung vom 27. Februar 1919 wohl nicht zufällig über gleiche Anträge aus Hünningen, Mürringen, Honsfeld und Büllingen abstimmen. Deshalb ist der positive Entscheid auch kaum verwunderlich.

Was waren diese Ödlandparzellen überhaupt?

Vor ihrer Urbarmachung wurden sie durch die *»ganze«* Dorfgemeinschaft genutzt. Das Gelände am *»Bolder«* war beispielsweise Heideland gewesen und wurde im Dorf deshalb *»in der Heide«* genannt.

Die Heide wurde wahrscheinlich im Sommer gemäht, um während des Winters als Einstreu zu dienen. Im Herbst zog auch der Dorfhirte mit seiner Schafherde über das Land. Die Schafe gehörten aber nicht ihm, sondern den Bauern, die ihn für seinen Dienst entlohnten.

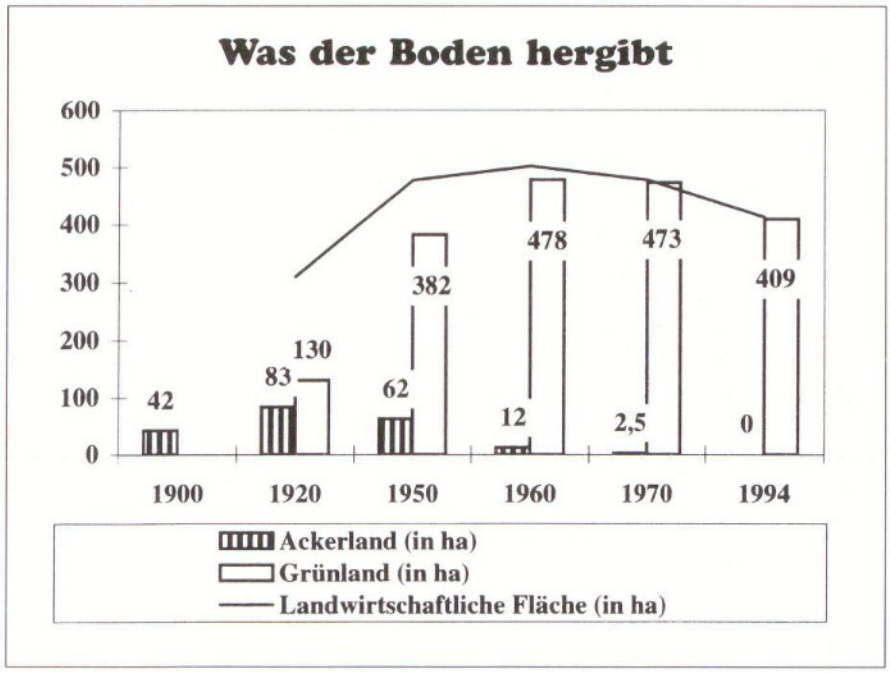
Seit den 1900er und 1910er Jahren versuchten nun auch die Hünninger, ihre Landwirtschaft intensiver zu betreiben, um mehr Ertrag zu erwirtschaften. Dank des Kunstdüngers konnten nun größere Flächen bewirtschaftet werden; außerdem fanden durch die höheren Erträge auf den größeren Flächen mehr Menschen wieder Arbeit in der Landwirtschaft.

Dieser Durst nach Land hatte für Hünningen die Urbarmachung von 119 ha gutem Weideland innerhalb von 45 Jahren zur Folge.

Doch diese Urbarmachung war harte Knochenarbeit.

Am einfachsten gestaltete sie sich auf den Heideflächen, wo nur wenige Sträucher standen. Sie wurden samt Wurzeln entfernt, der Boden gepflügt und Kalk, Thomasmehl und Mist beigefügt, um so die dünne Humusschicht anzureichern. Zunächst wurde dann Hafer eingesät. Nachdem das Stück dann einige Jahre als Acker genutzt worden war, wurde schließlich Gras eingesät.

Am Hockeberg, am Bilderberg und entlang der Staatsstraße Büllingen-Losheimergraben gestaltete sich die Urbarmachung erheblich schwieriger. Auf den Grundstücken wuchsen zahlreiche wildwachsende Tannen, niederstämmige Eichen und Buchen, Wachholdersträucher, Waldbeersträucher, Vogelbeerbäume und niederwüchsige Lohhecken (junge Eichenhecken, die bereits zur Lohgewinnung geschält worden waren). Handarbeit und Arbeitseifer waren die besten Helfer. Mit Kreuzhacke und Schaufel wurde das Wurzelwerk freigelegt, die Stützwurzeln wurden auf einer Seite durchgeschlagen. Pferd oder Ochse sollten dann die Sträucher oder Bäume umziehen.



Gelang dies, so schlugen die Bauern Grund und Boden aus dem Wurzelwerk. Die Baumkronen wurden zerkleinert. Die Wurzelstöcke wurden an der Parzellengrenze oder in eine in der Nähe befindlichen Grube gezogen. Um das Feld später überhaupt pflügen zu können, mußten sämtliche Wurzeln so gut wie möglich entfernt werden.

Bevor die Bauern aber mit der Urbarmachung des Gemeindelandes beginnen konnten, mußten sie sich über die Verteilung des Landes einigen. Schließlich entschied die Natur des Landes über die Menge der zu leistenden Arbeit.

Deshalb trafen sich am 30. März 1919 von den 48 Antragstellern 22 Hünninger Landwirte, um unter Aufsicht von Ortsvorsteher Johann Heinen-Schür das freigegebene Gelände *»in der Heide«*, *»Mühlenhecke«* und *»Hockeberg«* zu verlosen.

Die Größe der Parzellen betrug meistens vier Morgen. Das erste Jahr war pachtfrei, anschließend sollte sich der Pachtzins auf 5 DM pro Morgen belaufen, was nach dem Vaterlandswechsel 1920 in Bfr. umgerechnet wurde. Die Pachtdauer betrug 10 Jahre. Die Größe dieser Erstaufteilung umfaßte 18 ha 82 a und 50 Quadratmeter.

Im Januar 1926 gab der Gemeinderat weiteres Ödland im *»Hockeberg«* und *»in den Hasseln«* zur Urbarmachung frei. Unter 25 Antragstellern wurden 33 ha 82 a verlost. Die Parzellengröße belief sich dieses Mal auf 1 ha und 25 a. Der Pachtzins betrug 3 Bfr pro Morgen. Die zwei ersten Jahre waren pachtfrei.

Die letzte geschlossene Aufteilung erfolgte 1930 am Weg Mürringen-Losheimergraben. Nun standen 48 ha 25 a zur Verlosung bereit. Der Pachtpreis lag nun bei 10 Bfr. pro Morgen.

Bis zum Zweiten Weltkrieg wurden noch einzelne Anträge zur Verpachtung von urbar zu machendem Land am Hockeberg eingereicht und genehmigt.

Von 1919 bis 1940 waren somit 100 ha 9 a der ehemaligen Ödländereien urbar gemacht worden.

Auch während dem Krieg wurden noch einige Anträge genehmigt. Mangels Arbeitskräften erfolgte die Urbarmachung aber erst nach dem Krieg. Der Pachtzins belief sich von 1940 bis 1944 auf 3 RM pro Morgen.

Die letzte Verteilung von Gemeindeland fand 1954 statt. Das Gelände von rund 20 ha befand sich ausschließlich am Bilderberg. Allerdings wurden einige dieser Parzellen erst in den 1960er Jahren aufgearbeitet.

Die Urbarmachung erfolgte meistens im Winter, da die Bauern in den anderen Jahreszeiten wichtigere und meist unaufschiebbare Arbeiten zu verrichten hatten. Bei den letzten Urbarmachungen 1964 und 1965 am Bilderberg wurden erstmals technische Hilfsmittel eingesetzt: Traktoren mit Pflug und Löffelbagger.

Während der Pachtpreis für dieses Land in den 1960er Jahren 300 Bfr. pro Morgen betrug, lag er 1993 bei 900 Bfr. pro Morgen.

Heute, 30 Jahre nach der letzten Urbarmachung, besteht in Hünningen kein Mangel mehr an Land, sondern mangels Landwirten und Nachwuchs in der Landwirtschaft ein Überschuß. Noch werden 458 ha bewirtschaftet. Davon sind 119 ha Gemeindeland.

Hünningen, 1941: Familie Grün bei der Haferernte (Katharina Grün, zwei Ferienmädchen, Bertha und Johann Grün)

Zwei Lösungen bieten sich an: Extensivere Nutzung der Weideflächen und somit ein aktiver Beitrag zu Naturschutz und Landschaftspflege oder Anpflanzung der Flächen, die wegen ihrer Feuchtigkeit oder allzu steiler Schräglage den Landwirten nur bedingt nutzen.

Ackern und rackern

Noch 1920 waren in unserem Dorf 26 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche Ackerland. Schon 1950 spielte der Ackerbau in Hünningen nur mehr eine untergeordnete Rolle. Immerhin wurden in diesem Jahr noch knapp zwei Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche für den Kartoffelbau vorgesehen, der in der Zwischenkriegszeit wohl eine ähnlich dominante Rolle gespielt hatte.

»Jrompersbure«

Kartoffelanbau und -ernte waren immer recht arbeitsintensiv. Ein Zeitzeuge erinnert sich an diese Arbeiten, wie er sie Anfang der 1930er Jahre erlebt hatte: *»Die zu bebauenden Flächen waren meistens schmale, lange Felder. Sie befanden sich seitlich von den Parzellen, auf denen Hafer, Roggen oder Gerste angebaut waren, und nur selten in unmittelbarer Nachbarschaft zu Grasland.*

Die schmackhaftesten Kartoffeln gab es auf brachgelegenem Land. Deshalb wurden frisch gerodete Heideflächen meistens mit Kartoffeln bepflanzt.

Der Pflug zum Aufbrechen dieses Brachlandes war schwerer und stabiler als der gewöhnliche Ackerpflug. Da mehr Kraft erforderlich war, wurden in diesen Fällen ausnahmslos zwei schwere Ochsen oder zwei Pferde vorgespannt. Fast kein Hünninger besaß aber zwei Zugtiere, deshalb halfen die Bauern sich in der Regel gegenseitig aus.

Während der Arbeit leitete ein Bauer das Gespann. Ein älterer Knabe trieb die Tiere nach Bedarf an. Die anstrengendste Arbeit hatte natürlich der Pflughalter zu verrichten. Die Landwirte legten großen Wert auf schön umgelegte Furchen, da die nachfolgenden Arbeiten von dieser Arbeit abhingen.

In der Regel wurde die »Broch« schon im Herbst gepflügt. Umgangssprachlich wird dieser Begriff meist mit Brache übersetzt; gemeint ist ein Stück Land, das einige Zeit brachlag und auf dem jetzt erst wieder die Grasnarbe »aufgebrochen« wird. Der Begriff wurde meist auch auf den bereits umgepflügten Boden übertragen.

Im Frühjahr wurde das umgebrochene Feld, auf dem sich die Grasnarbe bereits zersetzt hatte, zuerst mit einer Brachegge aufgerissen. Einige Hünninger arbeiteten aber auch schon mit einem 'Exepater': Das war eine große, im Bogen gekrümmte Federzahnegge, die auf der Straße auf drei Rädern fortbewegt wurde.

War nun – wie der Bauer sagte – 'Grund' (Erde) genug vorhanden, so wurde das Feld gedüngt. Noch vor dem Winter war Kalk ausgetragen worden, der durch das Eggen schon vollständig untermischt war. Jetzt folgte Stallmist, der in großen Haufen auf den Acker abgeladen wurde. Das Spreiten und Verteilen des Dungs war eine schwere Arbeit.

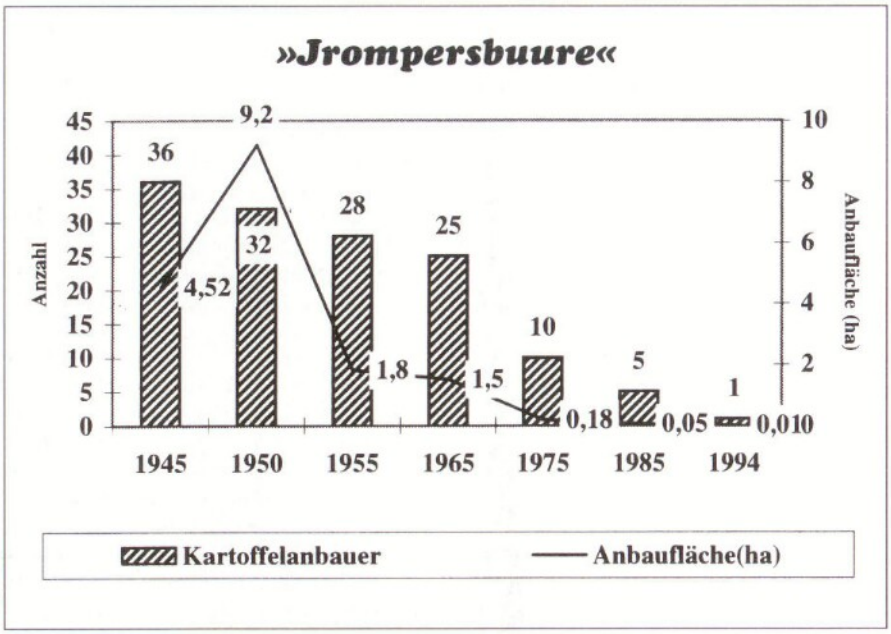
War das Wetter gut und kein Frost mehr zu erwarten, pflanzten die Bauern die Setzlinge. Sie waren meistens im Vorjahr ausgelesen worden. Alle Familienmitglieder mußten anpacken.

Das Gespann des Bauern, meist ein Pferd, zog nun die Furchen auf dem Feld – rauf und runter. Das Feld war so aufgeteilt, daß jeder Pflanzer seine vorgesehene Strekke nach der Rückkehr des Pfluges bestellt hatte. Gepflanzt wurde seitlich der Furche in einer Entfernung von etwa 30 bis 40 cm.

Jede zweite Pflugfurche wurde bepflanzt. Während der kurzen Pause, in der die Leerfurche gezogen wurde, füllten die Mitarbeiter Pflanzeimer oder Korb auf.

Zur Kaffeepause fanden sich alle ein und setzten sich im Kreise. Der gute Appetit fehlte natürlich nicht.

Wenn die letzte Furche bepflanzt war, steckte der Bauer meist einen gesegneten Palmzweig ein. Tauchte das erste Unkraut auf, wurde es durch eine leichte Egge wieder vernichtet.



Hünningen, 1946: Der fast volle Wagen zeugt von einer harten Tagesarbeit. Da tut eine Stärkung wohl. (Nikla, Marie-Luise, Clemens und Christine Maraite)

Waren die Kartoffelpflanzen etwa 10 cm hoch und die Reihen gut auszumachen, wurden die Pflanzen 'beschoren' oder behäufelt. Hierzu diente ein Häufelpflug, der mit den verstellbaren 'Riestern' die Furchenbreite bestimmte. Das Behäufeln hatte zum Ziel, eine größere Länge des Kartoffelsprosses unter der Erde zu erreichen, damit so mehr Ansatz zu den Trieben gewährleistet wurde.

Gefahr drohte noch von den Wildschweinen

Nun wurde das Feld sich selbst überlassen. Gefahr drohte schlimmstenfalls noch von Wildschweinen.

Im Herbst waren die Kartoffeln reif und das Kraut zerfallen. Es war Zeit für die Ernte. Die ganze Familie zog nun wieder auf den Acker.

Die Männer waren mit vier- oder fünfzinkigen Gabeln ausgerüstet. Die übrigen Familienmitglieder stellten die 'Räfer' (Aufheber).

Die Kartoffelstöcke wurden verspreitet. Die Kartoffeln wurden in drei Klassen eingeteilt. Die kleinen und die angefaulten, schwarzen Kartoffeln kamen in ein Gefäß und dienten später als Schweinefutter. Die mittleren Kartoffeln sollten als Saatkartoffeln wiederverwendet werden, und die dickeren und dicken Kartoffeln gelangten über den Korb in Säcke oder in die Schlagkarre. Sie bildeten den Vorrat für das nächste Jahr. Beim Ausgraben der Kartoffeln kamen manchmal eine oder mehrere Mäuse zum Vorschein, die dann Opfer der Fußsohlen wurden.

Dieser Vorgang wiederholte sich, bis das Feld abgeerntet, das Kraut aufgehoben und auf einem großen Haufen verbrannt war.

Das Feld wurde nochmals geeggt und die restlichen, nun zum Vorschein gekommenen Kartoffeln eingesammelt.

Die Burschen hatten meist Ruten mitgebracht. Sie dienten als Katapult für die 'Jrompersneckelen'. Wer die aufgesteckten Früchte am weitesten und höchsten schleuderte, war der beste.

Auch Kartoffelferien gab's noch, so daß die Kinder natürlich auf dem Feld mit dabei waren. Nur mußte der Vater oder Opa manchmal daran erinnern, daß noch Kartoffeln aufzuheben waren: »Besei waat krüscht, net wat flücht!«

Die Kaffeepause war das Schönste bei der Arbeit. Meistens kamen die Kartoffelfeldnachbarn zusammen, hockten sich auf die Säcke, erzählten Anekdoten oder stellten spitzfindige Fragen.

Manchmal wurden Kartoffeläcker von bis zu fünf Morgen angelegt. Dann war die Ernte aber in der Regel für den Verkauf bestimmt. In diesem Fall wurden verschiedene Kastenwagen mit Zweipferdegespannen entlang des Feldes gestellt. Zu zwei und zwei wurde die Kartoffellage ('Sprett') abgelesen. Ohne zu sortieren wurden die Körbe in den Kasten entleert. Die gesamte Ernte wurde dann in einen offenen Schuppen oder einer Scheune abgeladen, um dann später sortiert zu werden.

Das Ausheben der Kartoffeln besorgte der Rodepflug, der von zwei Pferden gezogen wurde. Je nach Gangart der Pferde flogen die Kartoffeln unterschiedlich weit und es mußte ihnen nachgelaufen werden.

Neben den Kartoffelfeldern waren häufig auch Beete vorgesehen, auf denen Kohl, Blumenkohl, Kohlrabi oder Möhren angebaut wurden.«

Diese Arbeitstechnik veränderte sich bis in die 1950er Jahre kaum. Auch 1946 ernteten die Hünninger ähnlich, wie Rudi Lejeune sich erinnerte: *»Ein heller, trockener Herbsttag bricht an. Zu Beginn des Monates Oktober hatte es längere Zeit geregnet. Mit Besorgnis schauten die Eltern in diesen Tagen der noch nicht vollendeten Kartoffelernte entgegen. Nun konnte endlich begonnen werden.*

Mit dem Ochsengespann wurden die erforderlichen Erntegeräte zum Kartoffelacker gebracht. Der Vater und der größere Bruder, die das Ausheben besorgten, benötigten die fünfzinkigen Gabeln. Sie stehen jeweils auf der Furche, mit geschultem Auge führen sie die Gabel hinter der Staude in den Boden, um dann mit Geschick den Aushub so zu spreiten, daß die Kartoffeln nicht von der mitausgehobenen Erde wieder zugedeckt werden.

Wir, die beiden bereitstehenden Kinder, befördern die Knollen möglichst flink in die dazu aufgestellten, bereitstehenden Sortierkörbe: einen für die dicken Eßkartoffeln, einen für die kleinen und angefaulten Futterkartoffeln. Bei einem besonders schönen Stock werden die etwa eigroßen Kartoffeln als Saatgut in einen weiteren Korb geworfen.

Und die Rücken beginnen zu schmerzen

Die beiden »Graber« heben einen Stock nach dem anderen aus, wir Kinder hüpfen schnell, meist in gebückter Haltung den kullernden Knollen nach. Zu Beginn macht die Arbeit riesig Spaß, die Körbe füllen sich schnell und werden dann in bereitstehende Säcke umgefüllt. Allmählich verlangsamt sich das Tempo, der Boden ist schwer und die Rücken beginnen zu schmerzen.

Endlich ertönt in der Ferne die Mittagsglocke.

Das Signal zu einer wohlverdienten Pause.

Die Familie versammelte sich nun unter einem aufgerichten Wetterschutz, der sogenannten 'Hurt'. Sie bestand meist aus einem Lattengerüst, zwischen das Stroh eingelegt war. Nach und nach wurden vereinzelt auch Blechplatten dazu verwendet. Hier wird das Mittagsmahl ausgeteilt: Kaffee, der in mit Strickzeug umwickelten Kannen warm geblieben war, Butterbrote mit Speck, ein hartgekochtes Ei.

Es schmeckt vortrefflich.

Mittlerweile hat auch der Vater ein Feuer mit getrockneten Stauden entzündet. Wir Kinder werfen einige Kartoffeln in die Asche. Bis zum Abend sind sie durchgeröstet und aus der verkohlten Schale pellen wir die gare Karoffel heraus, die auch ohne Beilage köstlich schmeckt.

Von kurzen Pausen unterbrochen geht die Arbeit bis zum Abend weiter. Die Säcke füllen sich. Stolz bringen wir die Fuhre bei Anbruch der Dunkelheit nach Hause. Müde, aber doch zufrieden schmeckt allen das von der Mutter vorbereitete Abendessen: Milchsuppe und Bratkartoffeln.«

Während 1900 nur rund 40 ha für den Ackerbau in Hünningen verwandt wurden, stieg dieser Anteil bis 1920 auf 80 ha. Jeder vierte Hektar Nutzland wurde für das witterungsabhängige Getreide und Kartoffeln genutzt.

Korn fürs tägliche Brot

Dieser scheinbare Aufschwung kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Hünninger Landwirte spätestens seit Anfang der 1930er Jahre ihr Augenmerk immer stärker auf die Vieh- und Milchwirtschaft richteten. Dieser Trend kam nach dem Krieg voll zur Geltung. Waren 1950 noch fast 13 Prozent der Nutzfläche Ackerland, so fiel dieser Anteil bis 1960 auf knapp 2,5 Prozent.

Der Ackerbau, der Anfang der 1970er Jahre als landwirtschaftliche Ergänzungstätigkeit in unserem Dorf vollständig verschwand, ist somit bereits ein echtes Stück Geschichte.

Daß dieser Ackerbau nur bedingt erträglich sein konnte, verdeutlicht sich allein an der Tatsache, daß Zeitzeugen sich heute noch erinnerten, daß in den 1930er Jahren häufig Felder, die als Heuwiese wenig hergaben, oder brachliegendes Heideland umgepflügt und als Ackerland genutzt wurde. Dieses einige Jahre brachliegende Land wurde auch nach dem ersten Pflügen noch *»Broch«*, umgangssprachlich ins Hochdeutsche mit Brache übersetzt, genannt.

Dieser Acker wurde geeggt, gedüngt und schon im Herbst mit Winterroggen bestellt. Der Winterroggen hatte den Vorteil, im kommenden Jahr schon viel früher zu wachsen. Dies allerdings immer unter Voraussetzung, daß er nicht auswinterte, d.h. durch Frost abstarb.

Seine Körner wurden in der Regel für das Schwarzbrot gemahlen, das in allen Haushalten die Hauptnahrung bildete.

Kam die Saat im Frühjahr reichlich (Bestockung), so war damit zu rechnen, daß sich wenig Unkraut (vor allem Taubnesseln) bildete und ein schönes Kornfeld heranwuchs. Kam der Vater nach seinem Sonntagsspaziergang nach Hause und sagte: *»Das Korn ist reif. Die Ähren sind voll, das einzelne Korn ist hart und läßt sich aus der Ähre nehmen«*, dann wußte jeder, am nächsten Tag wird geerntet, wenn das Wetter es erlaubte. Gersten- und Roggenfelder standen im Erntekalender immer an erster Stelle.

Das Ernten war insbesondere eine Arbeit der Erwachsenen: Die Männer mähten, die Frauen legten ab. Geschnitten wurde das Korn immer in die Richtung, in die es sich neigte. Jeder Mähschlag mußte gut ausgeführt werden, kein Halm durfte ungeschnitten bleiben, denn sonst wurde das Ablegen zur Garbenbindung eine Qual.

Die Frauen banden die Garben zweimal und legten sie dann sorgfältig in Reihen ab. Da dieses Ablegen immer in gebückter Haltung geschah, bereitete es den Frauen meist heftige Rückenschmerzen.

Nur eine kurze Kaffeepause, meist gemeinsam mit Feldnachbarn eingenommen, unterbrach die anstrengende Arbeit. Mittags wurde der *»Mitt«* geleert.

Kurz vor Feierabend wurden dann die Garben zu *»Männchen«* und Kornböcken in korrekter Reihe aufgestellt. Ein Männchen hatte nur zweimal zwei Garben, die sich gegenseitig stützten.

Falls aufziehende Wolken Regen ankündeten, errichteten die Bauern Böcke. Sie bestanden aus zwei übereinandergestülpten Doppelgarben, die zusammengebunden noch mit acht weiteren Garben umstellt waren. Darüber wurde der Hut *(»Schoof«)* gesetzt. Dieser Hut umfaßte mindestens vier Garben und war mit einem gedrehten Halmenband gebunden, das möglichst fest angezogen wurde. Dieser Hut diente als Schutz der aufgestellten Garben.

Hünningen, 1950er Jahre: Das wenige Getreide, das nur als Viehfutter Verwendung findet, wird vielfach noch mit der Sense gemäht (Agnes und Julius Maraite)

Damit diese Böcke besser aussahen, löste der Mäher zum Schluß die Sense vom Wurf und rasierte die Hutköpfe. Um sie korrekt aufzusetzen, bedurfte es einer gewissen Fertigkeit.

Die Ernte mußte nun trocknen. Nach einigen oder mehreren Tagen wurden die Garben dann heimgeholt. Hierzu diente ein Leiterwagen.

Die Garben wurden so aufgeschichtet, daß die *»Stümpfe«* der Garben alle nach außen zeigten und ein schönes Fuhrpaket bildeten. Die Landwirte durften nicht vergessen, ihre Ernte so eng zu laden, daß die Fuhre noch durch das Scheunentor paßte. Denn das Abladen war recht zeitaufwendig. Deshalb blieb die Fuhre meistens noch während der Nacht auf dem Leiterwagen.

Jede Garbe wurde einzeln neben die andere gedrückt. So enstand ein Schober *(»de Barrem«)*, der dann im Winter, wenn keine Außenarbeit mehr möglich war, auf einem Dreschbock *(»Korebock«)* ausgedroschen *(»usjeschlaan«)* wurde.

Das Roggenstroh diente zum Dachdecken. Oder es wurde gehäckselt und mit

Hünningen, 1941: Kaffeepause bei der Haferernte (Ferienkind, Katharina, Bertha und Johann Grün)

Melasse (einem zähflüssigen, braunen Rückstand bei der Zuckergewinnung) vermischt und als Pferdefutter verwandt.

Der wertvollere Teil, die Körner, wurden mit dem Reiter (*»Regder«*, ein großlöchriges Sieb von etwa 2 Quadratmetern Größe) von den leeren Ähren befreit. Mit dem *»Waan«*, später mit dem *»Foochwaan«* wurde das Korn von der Spreu getrennt. Dieser *»Foochwaan«* war ein Kasten, in dem durch die Drehung von Flügeln Wind entstand. Wurde das Getreide nun langsam eingefüllt, so fielen die schweren Körner durch, während Spreu, Staub und Stroh einfach hinausgeblasen wurden.

Bevor das Korn nun in der Mühle gemahlen wurde, lagerten die Landwirte es in der Regel auf dem Speicher des Wohnhauses.

Ende der 1920er, in den 1930er Jahren kamen die ersten Mähmaschinen und die Ablagevorrichtung übernahm das Mähen und ein leichteres Ablegen zum Garbebinden.

Überhaupt scheinen die technischen Möglichkeiten des Ackerbaus in Hünningen kaum ausgeschöpft worden zu sein.

Dreschen mit der Maschine

Als in den 1950er Jahren die finanziellen Möglichkeiten vorhanden gewesen wären, waren Ertrag und Arbeitsaufwand im Verhältnis zur Vieh- und Milchwirtschaft wohl schon so unbefriedigend, daß kaum noch jemand Investitionen in den Ackerbau wagte.

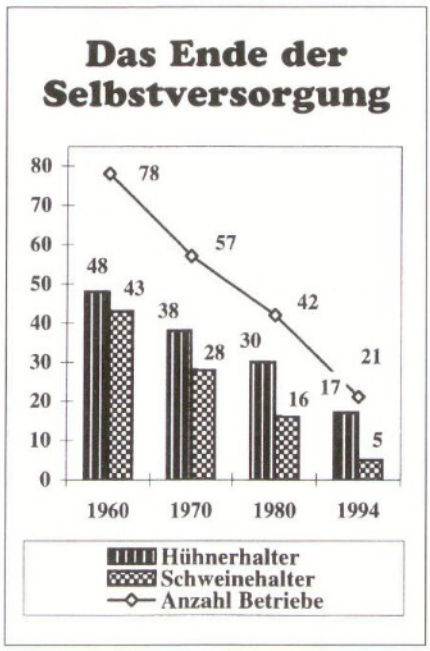
Einzige Ausnahme machte wohl Leo Lux *(»Weverjans«)*, wie Herbert Sieberath recherchierte. Er kaufte 1947 eine stromgetriebene Dreschmaschine. Da er noch relativ viele Kunden zum Dreschen fand, investierte er schon 1950 Geld für eine größere und stärkere Maschine der Firma Dechentreiter.

Da bei der Getreideernte jeder so schnell wie möglich bedient werden wollte, mußte jeder dem anderen helfen. Deshalb wurde auch oft bis in die Nacht hinein gedroschen.

Leo Lux war während diesen Arbeiten der Boß: Er überwachte meist hinten die Abfüllanlage; Alois Weber und Alois Jost, die ihm sehr oft halfen, fütterten meist die Maschine. Sie waren hauptsächlich dafür verantwortlich, daß das Getreide zügig gedroschen wurde. Denn es bedurfte schon einigen Fingerspitzengefühls, um die Garben gut verteilt in die Maschine gleiten zu lassen. Allerdings spielte hier noch eine große Rolle, wie trocken das Getreide war.

Während sich hinter der Dreschmaschine die Säcke mit der reifen Frucht (meist Hafer oder Gerste) füllten, luden vorne an der Maschine einige Landwirte die Strohbündel (Busche) auf. Hierbei halfen oft diejenigen, die ihr Getreide anschließend dreschen wollten.

In den 1950er Jahren wurde nun immer weniger Getreide angebaut. Das endgültige Aus für die Hünninger Dreschmaschine kam wohl Anfang der 1960er Jahre.



Der Ackerbau war in Hünningen wegen der rauhen klimatischen Verhältnisse ein Risikogeschäft, obwohl der Boden *»im Verhältnis zu den umliegenden Dörfern nicht schlecht war«*, wie Hubert Maraite sich erinnerte.

Der Bauer und das liebe Vieh

So entwickelte sich unser Bauerndorf, einstmals gleichermaßen durch Ackerbau und Viehwirtschaft geprägt, innerhalb von 40 Jahren zu einem ausschließlich vieh- und milchwirtschaftlich orientierten Ort.

Auch wenn heute das Landleben und die bäuerliche Tätigkeit früherer Zeiten oft idealisiert und beschönigt werden, weil es damals weniger hektisch und nicht so stark durch den Rhythmus der Maschinen bestimmt wurde, so darf diese verfälschende Idealisierung nicht darüber hinwegtäuschen, daß der bäuerliche Alltag in der Regel hart war. Die Menschen arbeiteten viel für bescheidenen Lohn.

Höhepunkte waren selten. Das Erntedankfest war fast völlig unbekannt. Wohl bis zum Zweiten Weltkrieg gab es den Spruch des *»Mer han den Hahn«*, ohne daß damit aber noch ein Fest verbunden gewesen wäre.

Ein echtes Fest im bäuerlichen Jahresrhythmus wurde hingegen der Schlachttag.

... so stieß er ihm ein langes Messer in den Hals

Anita Engel-Jost recherchierte dieses Fest: *»Wenn am Freitag kurz nach Mittag ein lautes Klopfen ertönt, weiß ich sofort: Das ist der Metzger. Einmal wöchentlich kommt er nachmittags aus Rocherath nach Hünningen. Und das schon seit 63 Jahren.*

1932 führte Alois Stoffels aus Rocherath diese Hauslieferungen ein. Seine Runde über Mürringen, Hünningen, Honsfeld und Büllingen drehte er damals mit dem Pferd. Anfang der 1950er Jahre ersetzte er den Pferdewagen durch ein Auto. 1966 übernahm Felix Palm aus Rocherath die Metzgerei. Er und sein Sohn Michael klopfen auch heute noch an die Hünninger Haustüren.

Hausschlachtungen sind selten geworden. Metzger gibt es in allen größeren Orten. Auch die Kühltruhe eröffnet der Fleischkonservierung neue Möglichkeiten, nachdem das Einkochen des Fleisches in Einmachgläser seit den 1930er Jahren schon ein erster bedeutender Fortschritt war.

Hünningen, 1957: Agatha Kessler beim Melken

Hünningen, 1949: Melken mit einfachsten Mitteln nach dem 2. Weltkrieg (Johann und Bertha Schmitz)

Das Schlachten hat sich nun kaum verändert. In der Regel wird das Tier im Schlachthof getötet. Dort werden die Eingeweide entfernt und das Verwertbare in größere Teile zersägt. Im Privathaus erfolgt dann die Zerlegung des Fleisches in verwertbare Portionen.

Bis vor drei Jahrzehnten war das kaum denkbar.

Fast in jedem Haus hielt man Vieh, mästete das Jahr über Schweine und schlachtete in den kalten Monaten des Jahres. Die Sommermonate waren für die Hausschlachtung denkbar ungeeignet: Das Fleisch verdarb.

Damals freuten alle Familienmitglieder sich auf die Hausschlachtung. An diesen Tagen gab es nämlich das beste Essen vom ganzen Jahr: frisches Fleisch – und das gab es nicht jeden Tag.

Margarethe Jost-Lux ('Lienen') erzählte, in ihrem Elternhaus wäre in den 1910er und zum Teil in den 1920er Jahren alljährlich nur ein Schwein geschlachtet worden. In der Zwischenzeit aß man von dem, was noch im Rauchfang hing.

Kinderfest in den 1920er Jahren

Anna Jouck-Andres ('Henen') kann sich nur an Mathias Jouck ('Lienches') erinnern, der während ihrer Kinderzeit zum Schlachten ins Haus kam. Aber noch andere Hünninger beherrschten dieses Handwerk: Nikolaus Kessler ('Scholzen'), Nikolaus Wolff und in späteren Jahren noch Ferdinand Fickers.

War der Schlächter angekommen, waren die Kinder schon in heller Aufregung. Nur selten liefen sie zwischendurch ins Haus, um ihre Händchen zu wärmen. Denn niemand wollte etwas verpassen. Besonders spannend empfanden die Kinder die Tötung des Tieres.

Der Schlächter versuchte, dem Tier einen gezielten Schlag vor den Kopf zu setzen. Wehrte sich das Tier aber, gelang dies nicht immer beim ersten Hieb. Dies erhöhte die Spannung bei den kleinen Zuschauern ungeheuer. War es ein Schwein, so war das Quieksen und Schreien von dem gepeinigten Tier oft im ganzen Dorf zu hören.

Fiel das Vieh aber bewußtlos zu Boden, so stieß der Metzger ihm ein langes Messer in die Halsschlagader. Unter stetem Rühren fingen Helfer das auslaufende Blut in einem Behälter auf. Als Grundlage von 'Tripp' (Blutwurst) war es unverzichtbar.

Mit brennendem Stroh wurde anschließend der Tierkörper gesengt.

Da auch während der Weltkriege 'schwarz' geschlachtet wurde, in diesen Momenten aber kein Feuer entzündet werden durfte, wurde das Tier ersatzweise mit kochendem Wasser überschüttet.

Nach dem Flämmen wurde der Rumpf mit heißem Wasser gereinigt und säuberlich abgeschabt. Zuerst trennte der Metzger Füße und Kopf vom Körper. Mit einem langen Schnitt zwischen Hals und Schwanz zerlegte er dann das Schwein.

Er schlug die Rippen vom Rückgrat ab und legte das Tier breit auseinander. Er entfernte die Eingeweide und alle andern inneren Organe.

Jetzt mußte das Fleisch erst für einen oder zwei Tage in einem kühlen Raum gelagert werden, bevor es gänzlich auseinandergeschnitten werden konnte.

Nun zerstreuten sich die Kinder in alle Winde. Die größeren hatten während des Schlachtvorganges schon verschiedene Aufgaben übernehmen müssen; die kleineren verarbeiteten das Erlebte wohl nochmals, indem sie in den kommenden Wochen immer wieder das Schlachten auf ihren Spielplan setzten.

Die Hausfrau reinigte unterdessen die Därme, die später für die Blut-, Brat- und Leberwurst verwendet wurden. Sie wurden gründlich gewaschen, danach in Sodawasser eingelegt und ausgeschabt. Es war eine mühselige Arbeit, die meist etliche Stunden in Anspruch nahm. Abschließend wurden sie mit den würzigen Wurstmassen gefüllt. Zum Konservieren hing man sie für kurze Zeit in die 'Hascht' (den Rauchfang) zum Trocknen.

Meist erst am folgenden Tage wurden Speck, Schinken und Rückgrat gesalzen, oder wie man hierzulande sagte: 'jepekkelt' (gepökelt). Anschließend wurden sie in eine 'Zing' eingelegt. Das war eine Holzwanne, die von einem Eisenband umschlossen war.

Für den 'Pekkel' (Pökel) kochte die Hausfrau Wasser, fügte eine bestimmte Menge Salz bei, ließ alles erkalten und goß diese Lösung über das Fleisch. Der Speck bildete in dieser 'Zing' die oberste Schicht. War er nach kurzer Zeit aufgebraucht, mußte der Schinken nochmals gepökelt werden. Das Fleisch blieb ungefähr drei Wochen in dieser Salzlösung. Zwischenzeitlich wurde auch schon regelmäßig in die 'Zing' gegriffen, um Fleisch für den Verzehr zuzubereiten.

Nach dem Pökeln wurde das Fleisch gewässert und mit einem Nesseltuch abgetrocknet. Nun wanderte das Fleisch ins 'Räuchhus' (Rauchhaus), wenn eines vorhanden war. Ansonsten wurde es in der 'Hascht', d.h. im Rauchfang des Kamines in der Küche, auf quergezogenen Stangen zum Räuchern aufgehängt.

Durch dieses Trocknen und die Hitze konnte das Fleisch für längere Zeit aufbewahrt werden. Viele Bauern legten auch noch Wacholderbeeren oder Hecken in den Rauchfang, um einen würzigeren Geschmack zu erhalten.

Hünningen, 1954 und 1960er Jahre: Das typische Melkgespann mit Hund (Barthel, Therese und Franziska Jouck, Agnes Maraite)

Dann gab es noch ein typisches Fleischgericht: 'Pannas'.

Lust auf Pannas

Als Zutaten dienten Wurstbrühe, Fett und Buchweizenmehl, die zu einer festen Masse verkocht wurden. In einem steinernen Topf abgefüllt, erkaltete dieser Pannas. Bei Bedarf schnitt die Hausfrau einige Scheiben heraus und briet sie in der Pfanne. Ergänzt wurde diese Speise in der Regel durch Bratkartoffeln.

Ein weiteres Fleischgericht war der 'Zidder' (Preßkopf). Dies war eine Sülze, für die Ohren, Füße und Gehirn verwendet wurden. Der Großvater nannte es 'Heukies' (Heukäse). Sicherlich, weil die Landwirte diesen 'Zidder' im Sommer während der Heuernte im Feld – als Ersatz für den Käse – in Scheiben aufs Butterbrot legten.

Wie mein Vater mir erzählte, hörte er in den 1930er Jahren noch den Ausdruck 'op fett Zopp jon' (fette Suppe essen gehen). Dies war eine Wurstsuppe, die die Frauen nach dem Schlachten kochten. Zum Verzehr dieser Suppe lud der Hausherr sicherlich manchen Nachbar oder andere Dorfgenossen ein. Vielleicht erschien auch schon mal jemand ohne Einladung, der den genüßlichen Wohlgerüchen, die an solchen Tagen die Gegend durchzogen, nachgegangen war.

Eine große Arbeitserleichterung waren seit Anfang der 1930er Jahre die Einmachgläser, die nun auf dem Markt erschienen. Die Braten, Koteletts und Würste, wurden kurz angebraten und dann mit dem Bratsud in die Gläser eingekocht. Die Haltbarkeit dieser Fleischstücke wurde so relativ stark verlängert. Einziger Nachteil: Das Braten und Einkochen nahm je nach Fleischmenge oft mehrere Tage in Anspruch.

Tägliche Fleischportionen waren rar

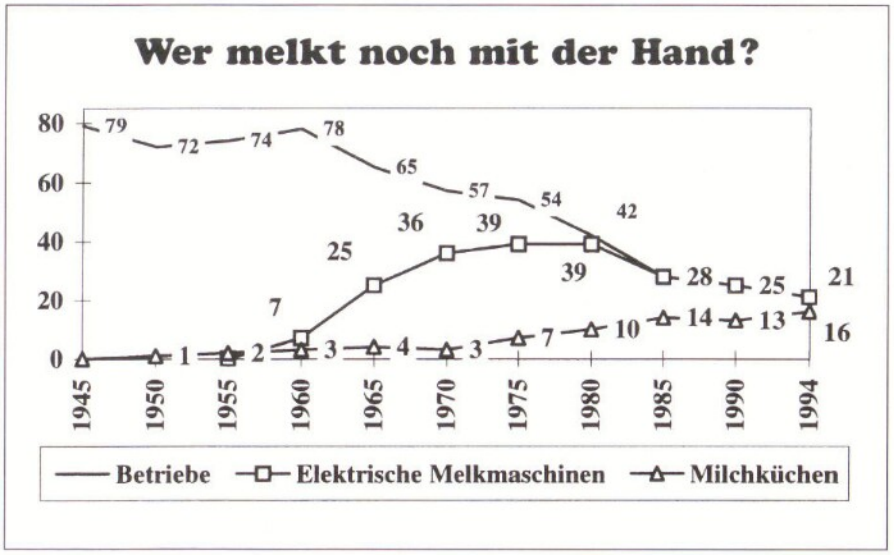
Agatha Kessler ('Mattesse') ist formell: Die Hausschlachtungen haben sich seit ihrer Kinderheit kaum verändert. Auch seit den 1960er Jahren gibt es nur minimale Neuerungen. Hier und da wird ein besonders widerborstiges Schwein erschossen; meist reicht aber noch immer das Beil.

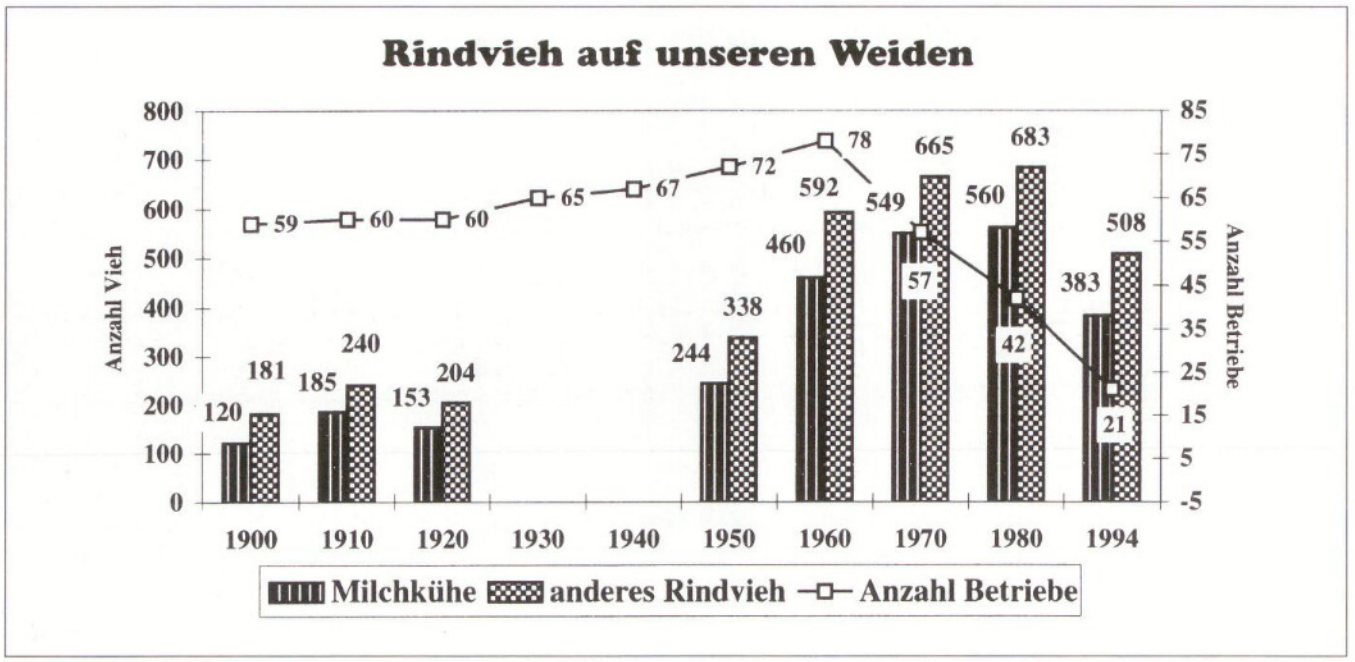
Das tote Schwein wird dann auf eine Strohunterlage gebettet und aufgestochen. Noch immer fangen Helfer das Blut unter ständigem Rühren, damit es nicht gerinnt, in einem Behälter auf. Sengt der Metzger das Tier mit Stroh, so achtet er darauf, daß kein Blut das Schwein näßt. Denn dann lassen sich die Borsten nicht mehr gut entfernen. Immer häufiger wird der Tierkörper aber jetzt mit Gas gesengt.

Nach dem Säubern und Sengen werden die 'Klönchen' (Klauen), wenn sie noch heiß sind, ausgezogen. Der Metzger schrubbt das Tier gründlich ab, schneidet die Ohren und die Füße ab und sticht die Augen aus.

Hünningen, Ende der 1970er Jahre: Die Melkanlage befindet sich noch auf einem kleinen Anhänger (Walter Palm)

Hünningen, 1989: Gleichzeitig können 6 Kühe mit dieser Absauganlage gemolken werden. Die Milch gelangt sofort in einen großen Kübel.
(Christian und Norbert Kessler)





Mit einem Schnitt trennt er den Rücken auf. Während im Schlachthof oder beim Metzger das Rückgrat am Körper belassen wird, entfernt der Hausschlächter bei Mattessen noch immer das Rückgrat.

Nun wird dem Vieh ein Besen quer durch den Mund gesteckt, damit die Zähne die Zunge nicht zermalmen, wenn der Kopf aufgeschlagen wird. Die Zunge wird entfernt.

Der Metzger legt das Schwein nun breit auseinander und schneidet das Bauchfell auf. Er entfernt die Därme und die Feder (das weiße Fett, das sich an der Bauchinnenwand befindet), die Leber und die Nieren. Er wäscht das Tier nochmals, päckt es an die hinteren Schinken, hievt es über eine Schulter und hängt es im Keller auf. Dort kann es einen oder zwei Tage kühlen.

Nach dieser Kühlzeit kommt der Metzger wieder, um das Fleisch auseinanderzuschneiden. Er schneidet das Bauchfell mit dem Speck ab, die für die Bratwurst verwertet werden; er trennt die Schinken ab und entfernt Koteletts und mageren Speck.

Schmalz macht Agatha von der Feder und dem fetten Speck. Koteletts und Braten werden tiefgefroren konserviert.

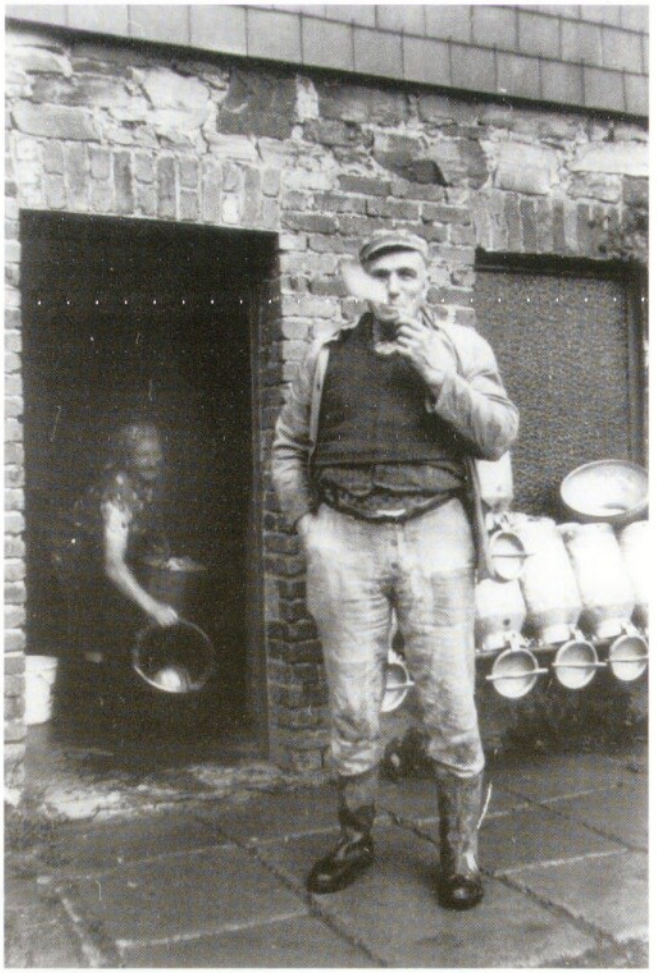
Das aufwendige Reinigen der Därme entfällt heute. Sie werden gekauft.

Für die Leberwurst verwendet Agatha die Leber, Füße, Ohren und Kopfteile. Gewürzt wird diese Wurstmasse mit einem fertig gekauften Gewürz. Für die Blutwurst verwendet sie Ohren- und Fußteile, die Lunge und das Herz. Der Fleischwolf zerkleinert die Fleischstücke. Eine Wurstmaschine übernimmt das Einfüllen der Wurstmassen in die Därme. Vor Jahren, als die Tiere noch viel fetter gemästet wurden, fügte man noch Zwieback oder altbackenes Brot zu den Wurstmassen, um das Fett zu unterbinden.

Da heute mageres Fleisch begehrt ist, werden die Schweine nicht mehr so fett gemästet. Die Brotbeigabe entfällt logischerweise.

Agatha stellt nun keinen Preßkopf mehr her, da sie die hierzu benötigten Fleischteile schon bei der Zubereitung der Würste verwendet.

Den Schinken räuchert sie noch immer im Räucherhaus. Dies ist allerdings eine Seltenheit, da dies natürlich nur noch dort möglich ist, wo das Haus noch mit Holz



Hünningen, 1975: Nach dem Kannenspülen ist der Melkvorgang beendet, jetzt ist Zeit zu einem Pfeifchen (Agnes und Michel Weber)

Hünningen, um 1960:
Mit Stolz betrachtet die Bäuerin Sophie Weber ihre neue elektrische Zentrifuge

Hünningen, 1955:
Mehrmals am Tag werden die Kälber getränkt
(Franziska Jouck)

Hünningen, 1955:
Nicht jedermanns Sache. Die Sense muß scharf sein, die Bewegung gleitend und kraftvoll
(Rudolf Stoffels)

Hünningen, 1950: Zur Selbstversorgung gehört auch die Versorgung des Federviehs
(Sanny Weber, Susanna Jost)

Hünningen, 1970er Jahre:
Der Erfolg des Mähers lag in der Kunst des Dengelns
(Julius Maraite)

Hünningen, 1942:
Noch muß das Gras mit Gabel und Rechen in stundenlanger Arbeit gewendet werden
(Barthel, Elisabeth und Franziska Pothen)

geheizt wird. Manchmal bereitet sie besondere Delikatessen, indem sie die Knochen aus den Schinken entfernt und kleinere Stücke räuchert.

Während sich das Schlachten nur in wenigen Details veränderte, hat sich die Konservierung durch die Einführung der Tiefkühltruhe (vereinzelt seit den 1950er Jahren, allgemein seit den 1960er Jahren) grundlegend gewandelt.

Doch auch die Zahl der Hausschlachtungen ging in den vergangenen Jahren zurück. Das ist logisch: Wo keine Landwirte mehr sind, kann auch nicht geschlachtet werden.«

Ein Tag im Heu

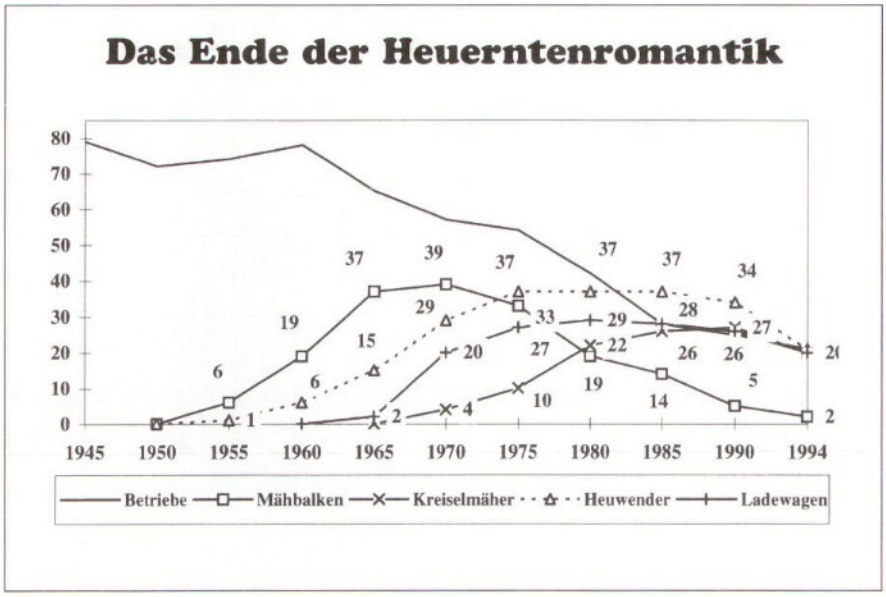
Das Schlachten war der unbestreitbare Höhepunkt des Arbeitsjahres in unserem Dorf. Da die Getreideernte seit den 1930er Jahren aber immer unbedeutender wurde, entwickelte die Heuernte sich zum herausragenden Ereignis, das besonders für viele Kinder, die diese Heuernte erlebt haben, mit viel Nostalgie verbunden ist.

Das werden die Landwirte wohl anders sehen.

Noch Ende der 1940er Jahre *»schulterte der Vater noch vor 4.00 Uhr morgens die Sense, die er am Vorabend über eine Stunde lang sorgfältig gedengelt hatte. Am Gürtel hing das Schlotterfaß mit dem Schleifstein (Wetzstein) und Essigwasser. Zur Vorsicht führte er auch noch den Dengelstock und den Hammer mit. Die Kaffeekanne durfte bei dieser schweißtreibenden Arbeit natürlich auch nicht fehlen.*

Solange das Gras feucht und die Hitze nicht zu groß war, kam er schneller voran. Sobald das Gras auftrocknete, wurde es härter und glitt leichter von der Sense ab. Zusätzlich belastete auch die Mittagshitze diese Arbeit.

Stand das Gras gut, legte er mit kräftigem Schwung Schwade um Schwade nie-



Hünningen, 1927:
Beim Heueinfahren waren immer drei Leute erforderlich, je einer zum Laden, zum Aufgeben und zum Reinrechen
(Albert, Rosa, Aloys und Mathilde Jost)

Hünningen, 1935:
Froh und stolz blicken alle auf jede Fuhre, die eingebracht werden kann
(Michel, Bernard, Hubert, Josef, Cillchen und Margaretha Weber)

der. Regelmäßig ertönte der Ton des Wetzsteins am blanken Stahl. Das richtige Wetzen ist übrigens eine Kunst, die nur geübte Mäher beherrschen. Von Zeit zu Zeit legte er eine kleine Pause ein, wischte sich den Schweiß von der Stirn und trank einige Schlücke.

Etwa gegen 10.00 Uhr erreichten wir Kinder mit unserer Mutter die Mähwiese. Mit den Heugabeln spreiteten wir das Gras aus, damit es in der Sonne besser trocknen konnte.

Gegen Mittag hatten wir alles bis dahin gemähte verteilt. Alle kehrten zum Mittagessen nach Hause zurück.

Im Laufe des Nachmittags wurde das Gras mit den Rechen gewendet. Alle arbeiteten im gleichen Rhythmus. Gegen Abend war das Gras soweit ausgetrocknet, daß es auf größere Schwaden gelegt werden konnte. Für die Nacht wurden aus den Schwaden nochmals kleine Haufen geformt. So konnte das Gras besser ausdunsten.

Wenn der Wettergott es gut meinte, konnte das Gras nach nochmaligem Ausbreiten und Wenden am folgenden Tag auf Reiter oder Böcke gesetzt werden. Wurde der folgende Tag gar besonders heiß, konnten wir sogar eine Fuhre duftendes Heu einbringen.

Das war aber ein seltener Glücksfall.«

Das Heu war für die Landwirte von größter Bedeutung, da es im Winter noch nicht durch Silage und durch nur wenig Kraftfutter ergänzt wurde.

Deshalb wurde möglichst viel Fläche als Grünland genutzt. Was übrigblieb, wurde dann abgemäht.

Ausnahme bildeten die *»Benten«* (Feuchtwiesen). Sie dienten ausschließlich der Heubereitung. Der Nährgehalt der gewachsenen Gräser war dort nicht sehr hoch. Den Landwirten war das egal. Sie sagten: *»Hauptsache, es gibt etwas auf den Haufen, ohne viel Dünger zu verschwenden.«*

Erst jetzt wurde Dünger eingesetzt

Düngung war bis in die 1930er Jahre nur bedingt bekannt.

Die Landwirte hatten nämlich die Angewohnheit, die Tiere nachts in den Stall zu holen. Erst als ihre Söhne als Knechte im fortschrittlichen Herver Land die Erfahrung machten, daß dadurch viel Dung für die Felder verlorenging, und diese Einsicht – gegen mitunter heftige Opposition ihrer Eltern (sie verteidigten ihre Art mit dem Argument, daß sie ohne Tiere im Stall nicht schlafen könnten) – in Hünningen durchsetzten, wurde der Mist als Dung auf einfache Art und Weise besser genutzt.

Auch die Angewohnheit der Frauen, die Kühe während der Mittagszeit in den Stall zu treiben, unterblieb. Während dieses unsinnigen Viehtreibens fiel sehr viel Stalldung auf die Straße und wurde dort vom Regen in die Gräben gespült. Dies

Hünningen, 1938: Aufbruch zur Heuernte
(Ewald, Christine und Margarethe Maraite, Elisabeth und Barthel Pothen)

Hünningen, 1955: Eine bedeutende Erleichterung bei der recht mühevollen Heuernte war der *»Wender«*
(Ferienkind, Ewald Jost)

Hünningen, Anfang der 1960er Jahre: Aloys Maraite hat das Vieh mit Wasser versorgt

Hünningen, 1959: Das gut angetrocknete Gras wird auf *»Böcke«* gesetzt (Clemens Maraite)

Hünningen, 1970: Pferd und Fuhrmann sind zum Mähen gerüstet (Josef Küpper)

war vielleicht einer der Gründe, warum dort vielfach mehr Gras als auf den Weiden wuchs.

Der erste Dünger, der auf den Weiden ausgefahren wurde, war seit Ende der 1920er Jahre das Thomasmehl.

Die Düngung wurde weiter revolutioniert, als Kali und Kainit, Stickstoff (in Form von Guano aus Peru) und Chilisalpeter aus Chile ausgebracht werden konnten. Das soll etwa so seit Anfang der 1930er Jahre für die Hünninger möglich gewesen sein.

In der Regel wurde das Gras Mitte bis Ende Juni von den Landwirten als reif angesehen. Dann dengelten sie die Sensen, hingen sich Schlotterfaß mit Wetzstein an den Gürtel und gingen in aller Frühe aufs Heufeld. Dort reihte sich dann bald Schwade an Schwade. Das Frühstück brachten Frau und Kinder ans Feld. Sie verspreiteten *(»zädden«)* anschließend mit Heugabeln die Schwaden. Nach einigen Stunden wurde gemeinsam von der ganzen Familie im Reihenmarsch mit Rechen gewendet *(»jekiehrt«)*.

Gegen Abend zogen alle das halbtrockene Heu dann mit den Rechen auf kleine Reihen zusammen. Die stärkeren Familienmitglieder legten das Heu dann auf kleine Haufen *(»Höpper«)*.

War das Feld am folgenden Tag abgetrocknet, wurden diese Haufen erneut verteilt und Sonne und Wind überlassen. Anschließend wurden sie mit dem Rechen gewendet.

War das Heu schließlich so trocken, daß es in der Hand brach, konnte es auf große Schwaden *(»Gemadder«)* zusammengerecht werden. Diese Schwaden wurden so angelegt, daß das Fuhrwerk zwischen diese Schwaden fahren konnte.

Nun konnte der Ackerwagen – mit Heuleitern und einem Wiesenbaum *(»Wiesbom«)* ausgerüstet – beladen werden. Meist stand eine Frau auf dem Wagen. Sie sah an jeder Ecke der Heuleitern eine senkrecht angebrachte Stange, die die Abmessungen des Fahrzeugs andeutete und somit Orientierungen für die ladende Person bot.

Die unten stehenden Männer luden nun möglichst viel Heu auf ihre Gabeln, das auf dem Wagen ordentlich verteilt und fachgerecht aufgeschichtet wurde.

War das Leitergestell beladen, verteilte die Bäuerin das Heu in die Breite. Sie legte zuerst an den vorderen hohen Stangen eine Gabel Heu ab, die in der Mitte mit weiteren Gabeln verbunden wurden.

So legten die Landwirte Lage um Lage auf, bis sie die gewünschte Höhe erreichten. Abschließend wurde die Mitte des Wagens noch etwas aufgefüllt.

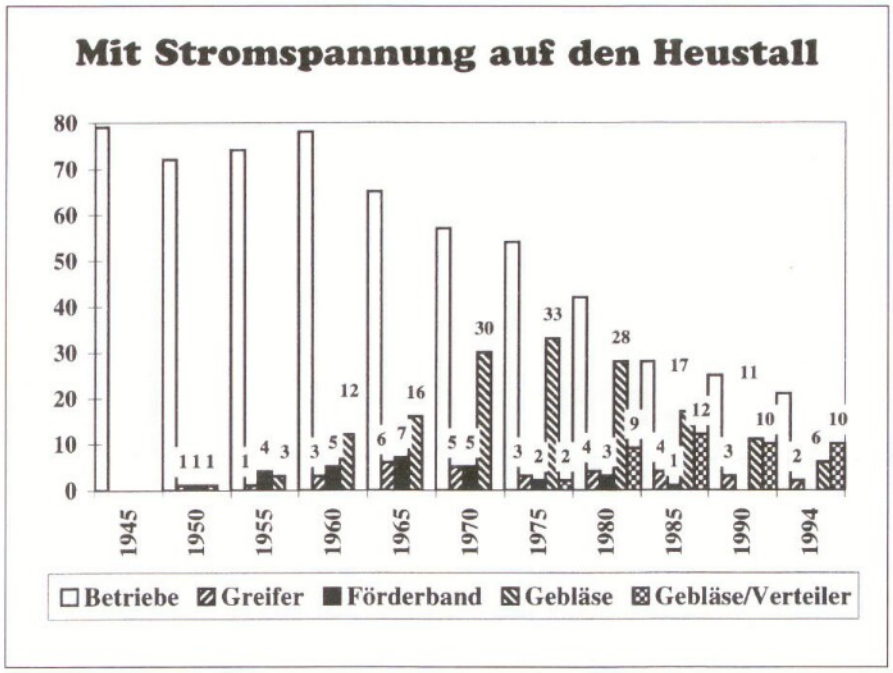
Nun reichte der Bauer der Person auf dem Wagen den Wiesenbaum hinauf. Ein mit seinen Enden an den vorderen Ecken des Leiterwagens befestigtes Seil wurde nun um das Stockende des *»Weseboms«* gelegt. Es wurde nun so oft um die sich hier befindende Kerbe geschlungen, bis die richtige Spannung zum Überbinden geschaffen war.

Nun wurde der *»Wesebom«* über die Heuladung auch an seiner Spitze hinten nach unten gezogen. Ein anderes Seil mußte nun diese Spitze mit dem Langbaum, der am Leiterhinterwagen herausragte, verbinden. Mittels eines etwa einen Meter langen, armdicken Knüppels, dem *»Bendknöppel«*, oder mit Hilfe eines dazwischen geschobenen *»Sprenkels«* wurde das hintere Seil durch Drehungen gestrafft, bis der Wiesenbaum fest über der Ladung lag.

Zum Abschluß rechte der Bauer den Wagen ab.

Die Fahrt zur Scheune war nun nicht immer erfolgreich. Und wer den Schaden hatte, der brauchte natürlich auch in Hünningen nicht für den Spott zu sorgen.

Zwei Gefahren drohten: Der Heuwagen konnte einen Teil verlieren. Dann hieß es, er habe *»gekalbt«*. Kippte das Gefährt aber um, dann wurde der Landwirt zum *»Bürgermeister«* proklamiert. Entsprechende spöttische Glückwünsche mußte er dann sonntags vor der Kirche auf dem *»Eselsmarkt«* (der Ort, wo sich die Männer trafen und erzählten) entgegennehmen. Noch heute erinnern sich die Hünninger, daß die letzte Heufuhre mit *»den Hahn haben«* bezeichnet wurde.



Hünningen, 1971: Dort wo die Mähmaschine nicht hinkommt wird *»Handarbeit«* geleistet (Josef Küpper)

In der Scheune angelangt, löste der Bauer den Wiesenbaum. Mit der Heugabel wurde das Heu abgeladen. In der Regel lag die Scheune fast immer über dem Stall.

Sie haben den Hahn

Mehrere Personen nahmen das Heu an und beförderten es weiter. Das gute Festdrücken des eingefahrenen Grases war wichtig, da der Lagerplatz auf der Scheune immer recht eng bemessen war.

Das Heu, das nicht in der Scheune untergebracht werden konnte, wurde auf der Hauswiese zu einem Heustoß *(»Hopp«)* aufgebaut. Als Fundament gegen die Feuchtigkeit dienten Reisig oder ein Holzgerüst. In der Mitte stand eine lange Stange, die den geraden Aufbau des zu lagernden Heus garantierte.

Hier muß nun noch angemerkt werden, daß die Hünninger Bauernhäuser eine architektonische Besonderheit aufweisen, die das Abladen des Heus unmittelbar beeinflußt. In der Regel konnten die Landwirte ihre Heuwagen über eine Rampe in die meisten Scheunen hineinfahren, obwohl diese ausnahmslos über dem Stall lagen.

Diese nüchternen Beschreibungen dürfen nun nicht darüber hinwegtäuschen, daß das Leben auf dem Land einerseits reizvoll, andererseits aber auch ungemein hart war. Echte Romantik kam aber nun nie auf.

Hünningen, 1995: An Stelle der Heuböcke sind die Heurollen getreten

Das Arbeiten im Dorf und in der Landwirtschaft veränderte sich nun, als die unbändige Kraft der Traktoren die Arbeitsabläufe revolutionierte und das Bild vom Bauern grundlegend wandelte.

Die unbändige Kraft der Traktoren

Das optimistische Denken der Wirtschaftswunderzeit, in der alles durch den Menschen machbar zu sein schien, hinterließ natürlich auch in den 1950er und 1960er Jahren in unserem Dorf deutliche Spuren.

Die unbändige Kraft der Traktoren sollte schon bald auf viele Maschinen übertragbar werden, die die Arbeitsabläufe veränderten. Der Kunstdünger rang auch dem kargen Eifelboden immer höhere Erträge ab. Das steigende Nettoeinkommen setzte Kapital für die so lange ersehnte Modernisierungen frei. Und schließlich war absehbar, daß durch immer weitere Investitionen immer größere Erträge erwirtschaftet werden konnten.

Ein Zauberwort machte die Runde: die Intensivierung der Landwirtschaft.

Natur hin und her, der Mensch wollte über die Kultivierung des Landes und des Viehs entscheiden - und das möglichst allein.

Einige Zahlen mögen dies beweisen.

Extensive Landwirtschaft wurde in Hünningen wohl bis 1950 betrieben. Lag die durchschnittliche Anzahl Milchkühe bei 59 Betrieben um 1900 bei 2, so stieg sie bis 1950 bei 72 Betrieben auf nur etwa 3,4. Diese Steigerung war nun kaum durch eine intensivere Nutzung des Landes erfolgt, sondern durch umfangreiche Urbarmachungen von Heideland.

Erst jetzt stieg die durchschnittliche Zahl an Milchkühen pro Betrieb sprung-

Hünningen, 1995: Ein Großteil des Futters wird als Silage im Turmsilo gelagert

haft an. 1970 lag sie (bei fast gleicher Zahl Betriebe) bei 9,6 und 1994 (bei stark gesunkener Zahl Betriebe) bei 18,2.

Ein weiteres Beispiel verdeutlicht diese Intensivierung. Während die Landwirte 1920 ebenso wie 1950 mit rund 0,65 ha Land pro Rindvieh auskamen, mußten 1970 gerade mal 0,38 ha Land pro Rindvieh reichen. Das heißt, daß das Land innerhalb von 20 Jahren doppelt so viel Ertrag erbringen mußte. Dieser war allerdings nur durch entsprechende Mengen Kunstdünger und Kraftfutter zu erreichen.

Daß es auch etwas anderes geht, zeichnet sich in den letzten Jahren ab. Die Hünninger Landwirte verfügen über ausreichend Land.

»Ich habe Panik, wenn ich höre, daß wieder einer dichtmacht«, umschrieb Bruno Jost die Situation. *»Denn dann wird mir wieder Land angeboten, das ich beim besten Willen nicht auch noch bewirtschaften kann.«*

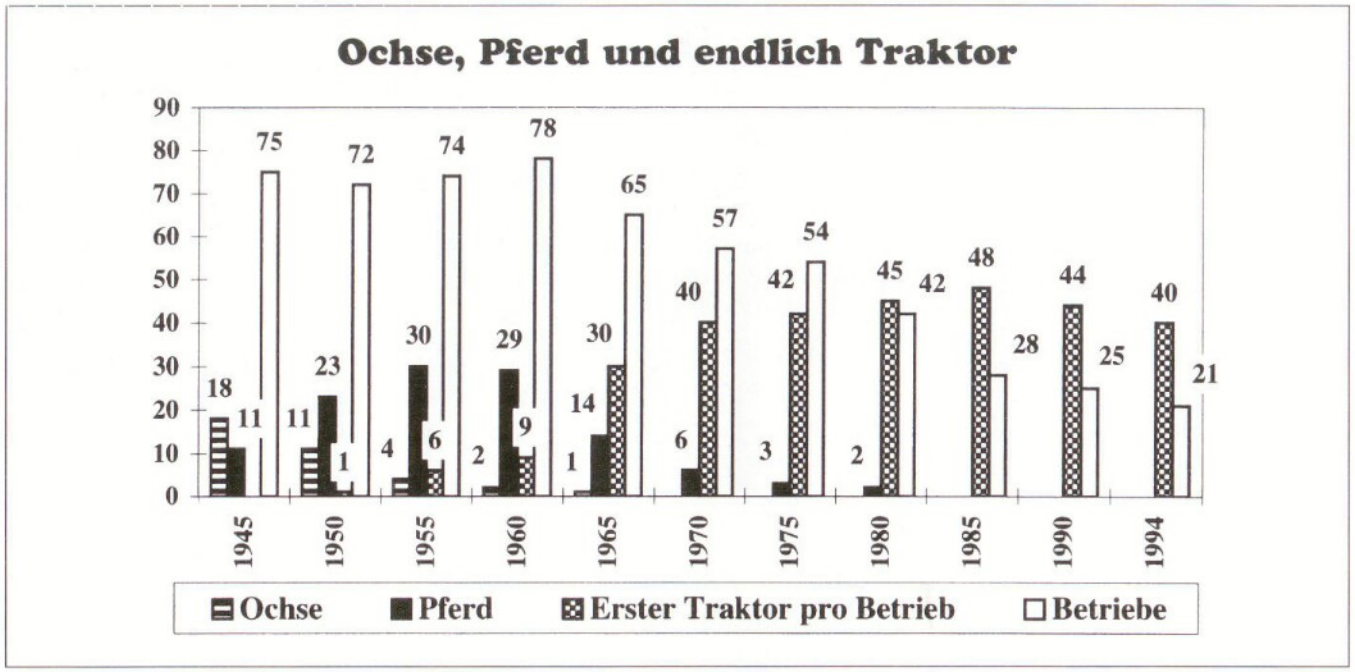
Alle Möglichkeiten einer extensiveren, umweltverträglicheren Landwirtschaft scheinen demnach in Hünningen gegeben. Momentan stehen jedem Rindvieh wieder 0,45 ha im Durchschnitt zur Verfügung.

Und die Tendenz ist weiter steigend.

Immer mehr, immer schneller

Diese Intensivierung war natürlich nur dank der weitgehenden Mechanisierung der Landwirtschaft möglich. Wie in allen Lebensbereichen waren auch hier die 1960er Jahre der entscheidende Wendepunkt.

Die Nachkriegsschäden waren weitgehend behoben und der Wohlstand stieg. Das höhere Einkommen der Landwirte



Hünningen, 1995: Eine andere Art der Futterlage geschieht mit der Anlage eines *»Fahrsilos«*

wurde in vielen Fällen in neue Maschinen investiert.

Nicht selten begegneten sich die alten und die neuen Produktionsformen bildlich in den 1960er Jahren auf den Straßen. Während 1965 noch ein Bauer Ochsen und 21 Landwirte Pferde als Zugkraft einsetzten, verfügten schon 30 über einen eigenen Traktor. 13 verzichteten gar ganz auf eine eigene Zugkraft.

Die Mechanisierung der Landwirtschaft (mit Mistspreiter, Güllefaß, Melkmaschine und Heuerntegeräten) veränderte dann seit Ende der 1960er Jahre die Arbeitsweise der Menschen grundlegend. Es geschah in jener Zeit, als die kleinen Nebenerwerbslandwirte mit drei bis vier Kühen über die Weiterführung dieser arbeitsintensiven Tätigkeit nachzudenken begannen. Während das Dorf 1960 mit 78 die größte Zahl landwirtschaftlicher Betriebe zählte, halbierte sich dieser Anteil in den folgenden 20 Jahren.

Und noch immer scheint dieses Bauernsterben mit unverminderter Geschwindigkeit weiterzugehen.

Die Probleme der Landwirte sind allgemein bekannt.

Sieben Tage in der Woche müssen sie zur Verfügung stehen. Ihre Arbeit ist zwar reizvoll, wird aber heute in starkem Maße von den Maschinen bestimmt. Das Einkommen der Selbständigen hängt ausschließlich von den Vorgaben der Europäischen Union ab, die ihren Protektionismus in den letzten Jahren schrittweise aufgeben mußte. Ein sinkendes Einkommen war die Folge. Die Anforderungen an Kapital steigen hingegen.

Welcher Jugendliche läßt sich unter diesen Voraussetzungen für einen Einstieg in diesen Beruf begeistern?

In Hünningen scheinen es nur die wenigsten zu sein.

Waren 1960 noch 70 Prozent der Hünninger Haushalte haupt- oder nebenberufliche landwirtschaftliche Betriebe, so wird ihr Anteil im Jahr 2005 auf schätzungsweise fünf bis sieben Prozent sinken.

Auch das Erscheinungsbild der Landwirte wird sich grundlegend verändern.

In den rauhen Eifelhöhen werden nämlich die großen Flächen, die nicht mehr landwirtschaftlich genutzt werden, anderweitig genutzt werden müssen. Schon jetzt geistert der Begriff der Landschaftspflege durch die bäuerliche Fachpresse.

Welcher Weg allerdings in Hünningen in Zukunft beschritten wird und wie er aussehen mag, das läßt sich heute natürlich nicht absehen.

Absehbar sind hingegen die Folgen dieses Bauernsterbens in unserem Dorf.

Lebten die Menschen um die Jahrhundertwende fast ausschließlich von der Landwirtschaft, so suchten sich die Menschen in der Zwischenkriegszeit schon verstärkt Nebenerwerbsmöglichkeiten. Spätestens seit den 1950er Jahren verkam die

Hünningen, 1958: Das Ausspreiten des Stallmistes als Dünger war eine schwere und mühselige Arbeit, besonders für Frauen (Lenchen Kessler)

Hünningen, 1974:
Der Stallmist wird mit dem Mistspreiter ausgebracht (Clemens Maraite)

Hünningen, um 1970: Aloys Weber beim Ausmisten des Stalles

Hünningen, 1991: Im Familienbetrieb helfen alle in ihrer Freizeit bei der Feldarbeit mit (Freddy, Michael, Carlo, Hermann und Resi Rauw)

Landwirtschaft dann in den meisten Fällen zu einem Nebenerwerb. Nur ganz wenige waren noch hauptberuflich Landwirt.

Und dieser Trend zu einem von der Landwirtschaft unabhängigen Beruf setzte sich fort. Erleichtert wurde er durch die neuen Bedürfnisse der Wohlstandsgesellschaft, das allgemein steigende Bildungsniveau und die wachsende Mobilität der Hünninger.

Auffallend an der Erwerbsstruktur ist nun zunächst, daß die Zahl der Selbständigen in Hünningen traditionell gering war und ist. Das hat zur Folge, daß in unserem Dorf keine oder kaum alternative Arbeitsplätze entstehen konnten, die den Menschen einen Lebensunterhalt ermöglicht hätten.

Ausweg aus diesem Dilemma ist der weite Weg zur Arbeit.

Der weite Weg zur Arbeit

Seit den 1950er Jahren wird er in steigendem Maße beschritten. Zunächst verdienten die Hünninger ihren Lebensunterhalt in der Mehrzahl als Arbeiter. 1970 lag dieser Anteil bei 57 Prozent. Nur 12 Prozent wurden als Angestellte entlohnt.

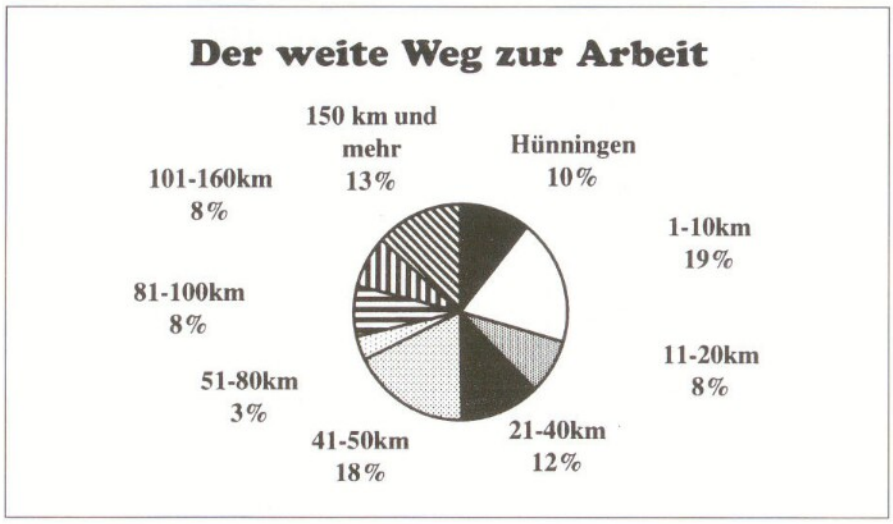
Die Erwerbsstruktur sah 1994 schon ganz anders aus. Zwar sank der Anteil der Arbeiter in den vergangenen 25 Jahren nur von 79 auf 74; ihr Anteil sank aber auf 48 Prozent. Den größten Zuwachs verbuchten die Angestellten: fast jeder dritte Hünninger verdient in diesem Bereich sein Geld. Auch die Zahl der Selbständigen (13 Prozent) legte erfreulich zu.

Dies ist aber nur deshalb möglich, weil viele Hünninger nach wie vor bereit sind, relativ weite Strecken für ihre tägliche Arbeit zurückzulegen.

Nur 10 Prozent der Erwerbstätigen arbeiten im Dorf. Jeder fünfte legt täglich mindestens 100 km zurück, jeder zweite mindestens 40 km.

Diese zusätzlichen Anforderungen (die durch die weitgehend fehlenden Staus gemindert werden) werden die Hünninger in Zukunft aber nur dann auf sich nehmen, wenn sie sich in ihrem Dorf wohl fühlen.

Wohnqualität, Vereinsleben, Schule, Kirche und das Miteinanderleben gelten hier als wesentliche Grundlagen. Sie zu gestalten bleibt daher vordringliche Aufgabe.



GASTSTÄTTEN UND SÄLE

Säle:
Mathias Jouck (»Andresen«):
bis 1929 (Scheune),
von 1950 bis 1969 (Saal)
August Jouck (»Henen«):
bis 1927 (Scheune), 1927-1944 (Saal)
Saal Concordia: seit 1971

Gaststätten:
Mathias Jouck (»Andresen«):
bis 1939, von 1945 bis 1969
Josthaus: bis 1952
Robert Stoffels: bis 1980
Barthel Jouck-Drösch (»Mies«):
seit 1982

GESCHÄFTE:

»Deshären«: bis 1923
Michel Lux (»Klös«): bis 1935
Johann Heinen (»Liese Johann«):
bis 1936
Johann Bongartz (»Stoffels«): bis 1936
Christian Peters (»Jellesse Chrest«):
bis 1944
Josef Hepp (»Heppe«): bis 1944
Josefine Mollers-Kreutz (»Keißels«):
von 1949 bis 1963
Katharina Stoffels-Heinen (»Schöffisch Ket«): von 1951 bis 1960
Josef Peters-Heinen (»Krütz«): bis 1972

SELBSTÄNDIGE HANDWERKER IM DORF

Die letzten Schuster:
Johann Simon (»Schomejesch«):
bis 1930
Barthel Weber (»Schuster Mies«):
von 1930 bis Mitte der 1950er Jahre

Der letzte Bäcker:
»Bow«: bis 1914

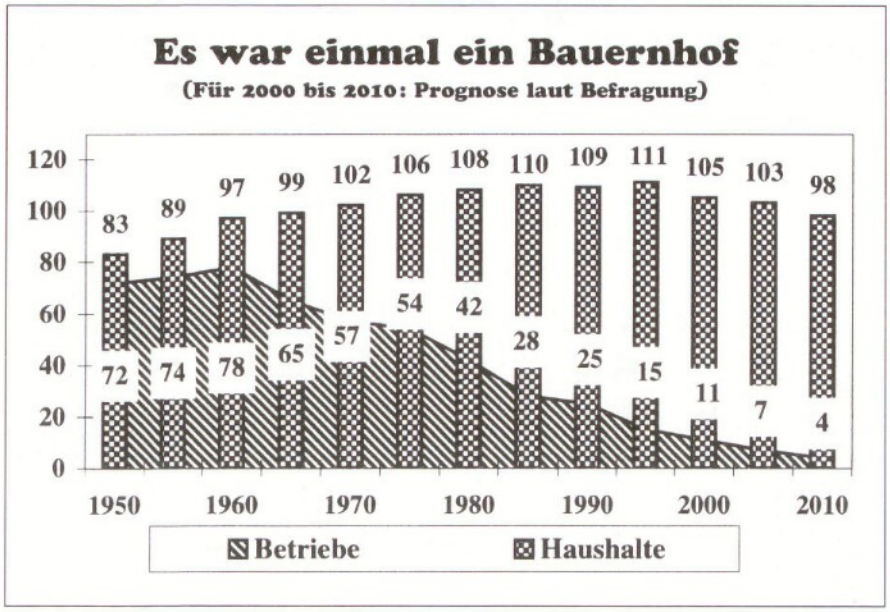
Die letzten Schreiner:
Alois Heinen: bis 1940
Josef Heinen: bis 1969
Michel Küpper: bis 1994

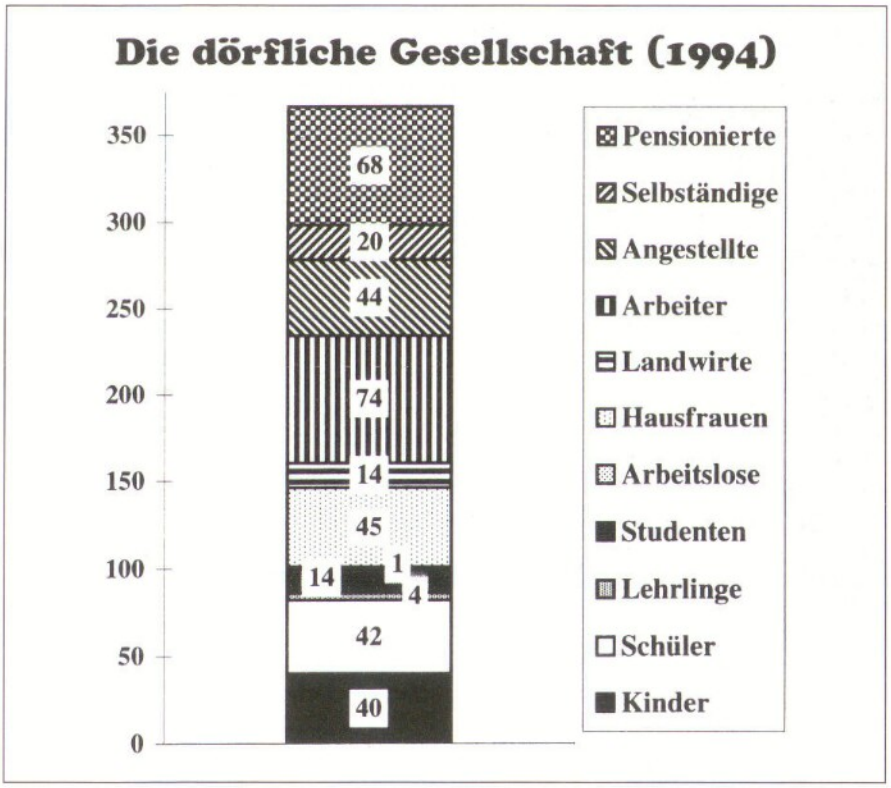
Der letzte Schneider:
Peter Weber (»Spellmanns«):
bis 1944

Der letzte Stellmacher:
Gerhard Richter: bis 1965

HANDWERKER MIT BETRIEBEN IN HÜNNINGEN 1995

Dachdecker: Patrick Keus
Sägerei: Erwin Gilles
Klempner: Franz Gilles
Edelmetallverarbeitung: Erwin Maraite
Holzrücker: Norbert Peters
Fliesenleger: Erich Stoffels





Leben im Dorf

Hünningen, 1954:
Sieben Jahrgänge mit 46 Schülern
(Lehrer Wolff, Richard Wilquin, Karl Fickers, Bernard Stoffels, Herbert Lux, Hermann Rauw, Richard Greimers, Lisa Lux, Agnes Kessler, Agnes Küpper, Maria Andres, Erna Mollers, Martha Küpper, Johanna Jousten, Sophie Kessler, Barthel Jouck, Lehrer R.Lejeune, Aloys Kessler, Heini Lux, Alois Fickers, Mathilde Stoffels, Renate Simon, Angela Mollers, Renate Lux, Konrad Lux, Julius Lux, Robert Heinen, Ignatz Kessler, Ketchen Murges, Liselotte Hepp, Mathias Murges, Camille Kehl, Georges Heinen, Herbert Sieberath, Jean-Pierre Vermeulen, Agnes Jousten, Maria Jost, Juliana Fickers, Rosa Küpper, Irma Simon, Rosemarie Maraite, Erich Sieberath, Resi Heinen, Sanny Weber, Walter Greimers, Ewald Hepp, Christel Stoffels, Werner Hepp)

Hünningen, 1994:
Vierzig Jahre später sind in drei Jahrgängen nur noch 9 Schüler. 1994 besuchten nur noch 17 Kinder die Schule.
(Jasmin Lux, Anne Engel, Sabine Jost, Saskia Hepp, Sarah Behrens, Conny Wolff, Michael Behrens, Carlo Sieberath, Nadja Jung)

Bevölkerungsentwicklung: Ein klassisches Auswandererdorf

Der erste Blick auf die Bevölkerungsentwicklung des Dorfes Hünningen ist wenig spektakulär. In den letzten 150 Jahren lebten fast immer rund 360 Menschen in diesem Dorf. Mal waren's mehr, mal waren's weniger.

Ein bedeutender Einschnitt waren die Notstandjahre der 1880er Jahre, die der Eifel auch die letzte große Hungersnot brachten. Fast 30 Prozent der Bevölkerung (wahrscheinlich meist junge Hünninger) verließen das Dorf und wanderten in den Ruhrpott oder das Maastal als Industriearbeiter oder nach Amerika als Auswanderer aus.

Vor dem Ersten Weltkrieg konnte sich das Dorf von diesem demographischen Schock nicht mehr erholen.

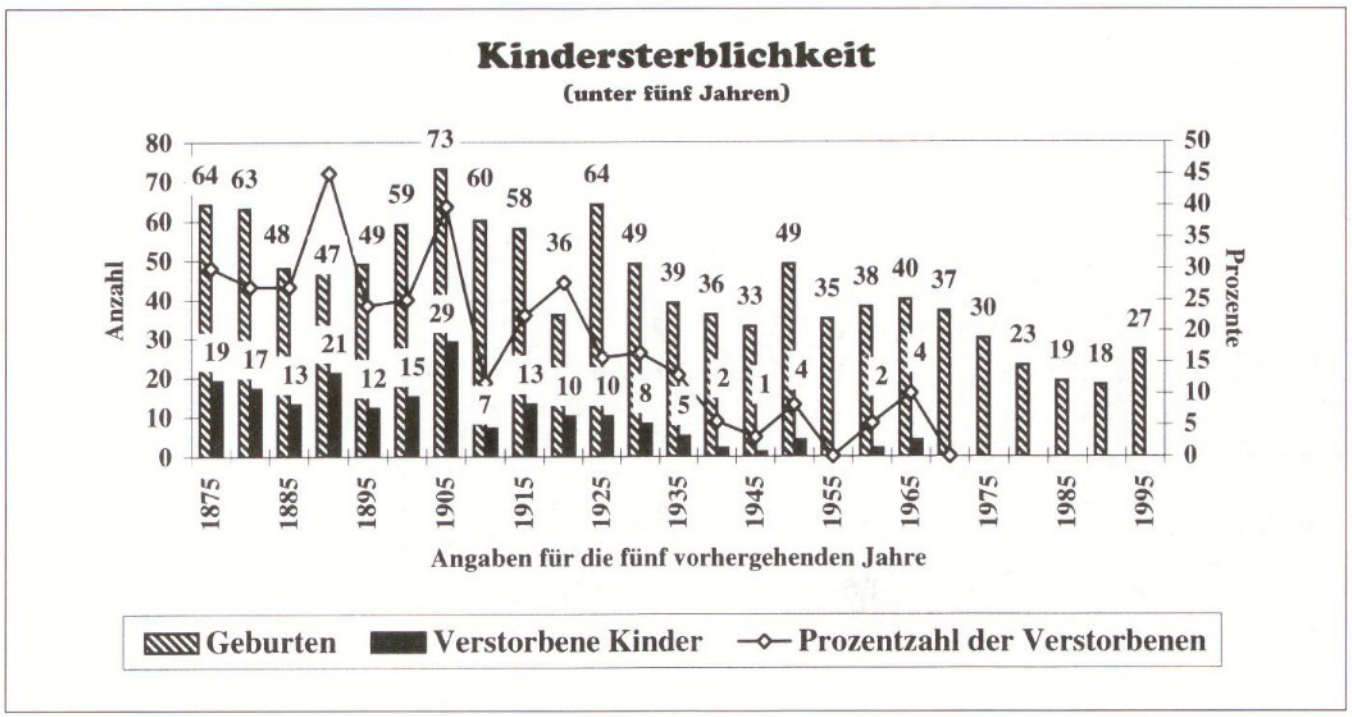
Die neue Grenze, 1920 von den Großmächten östlich des Dorfes gezogen, hatte zur Folge, daß sich nun Zöllner mit ihren Familien niederließen. Auch die Hünninger wanderten etwas weniger aus. 431 Einwohner – so viele wie nie zuvor und nie danach – bewohnten das kleine Eifeldorf 1930.

Nach dem Zweiten Weltkrieg pendelte sich die Einwohnerzahl dann fast unverändert um 360 ein.

So einfach war das.

Und dennoch verraten diese nackten Zahlen über das Leben im Dorf recht viel.

Zunächst ist es ja kein Geheimnis, daß die durchschnittlichen Familien um die Jahrhundertwende zehn bis zwölf Kinder hatten, daß diese Zahl in der Zwischenkriegszeit bei vier bis sechs lag und auch in den 1960er Jahren war die Dreikindfamilie noch fast Norm.



Wo sind nun all diese Hünninger hin?

Eine erste Analyse der Bevölkerungsentwicklung zeigt, daß viele Hünninger schon als Kleinkind starben.

Der Tod als ständiger Begleiter

Diese Kindersterblichkeit, in die alle Todesfälle bis zum fünften Lebensjahr eingerechnet werden, lag bis in die 1930er Jahre im Fünfjahresdurchschnitt nie unter 15 Prozent der Geburten. Noch vor der Jahrhundertwende lag sie im Durchschnitt bei 30 Prozent. In manchen Jahren starben gar mehr Kinder unter fünf Jahren als geboren wurden.

Wie kam das?

Hebammen waren um die Jahrhundertwende noch keine Selbstverständlichkeit. Im Kreis Malmedy betreuten sie 1899 nur zwei von drei Geburten. Zu den anderen Geburten wurden erfahrene Frauen hinzugezogen, die aber oft die grundlegendsten Anforderungen der Hygiene nicht kannten oder nicht beachteten.

Leidtragende waren immer die Frauen. Denn eine Geburt wurde von den Männern weitgehend als etwas Normales angesehen. Nach nur einer kurzen Erholungszeit von meist zehn Tagen mußten die Frauen dann wieder ihren Arbeitspflichten nachkommen.

Diese hohe Kindersterblichkeit liest sich auch an den Plänen des Hünninger Friedhofs ab. Die gesamte linke Seite war 1870 für Kindergräber vorgesehen, die numerisch sogar zwei Drittel ausmachten. Auf anderen Friedhöfen sah's nicht anders aus.

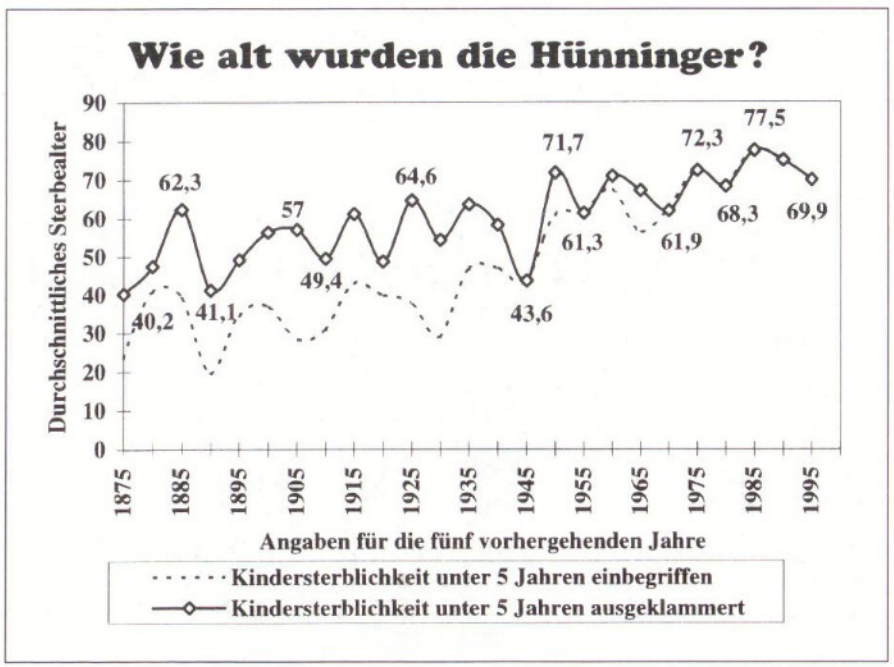
Während dem Ersten Weltkrieg stieg dann nochmal die Kindersterblichkeit, weil die Menschen nach mehreren schlechten Ernten ganz einfach hungerten. Außerdem mußten die Frauen ja auch noch die harte Arbeit der Männer verrichten, die an der Front waren.

Erst in den 1920er Jahren, als wohl auch in Hünningen keine Geburt mehr ohne ausgebildete Hebamme stattfand, sank die Kindersterblichkeit merklich.

Nachdem seit den 1950er Jahren immer mehr Frauen die Wöchnerinnenstation in Weismes aufsuchten, 1963 dann die letzte Hausgeburt in Hünningen stattfand, und die Krankenhäuser von Malmedy und St. Vith seit Ende der 1960er Jahre auch Geburten annahmen, sank der frühe Tod der kleinen Erdenbürger endlich auf den Nullpunkt.

Das zeichnet sich auch bildlich ab. 1995 verschwand die sogenannte Kinderecke auf dem Hünninger Friedhof, die während Jahrzehnten von diesem Notstand gezeugt hatte.

Dabei muß vermerkt werden, daß für die Kindersterblichkeit unter fünf Jahren nur die offiziellen Zahlen an Todesfällen recherchiert werden konnten. Fehlgeburten konnten nicht berücksichtigt werden.



Auch eine gewisse Dunkelziffer – hervorgerufen durch ungenaue Eintragungen oder aus anderen Gründen – dürfte die Zahl noch um einige Prozent erhöhen.

Trotz dieser sinkenden Kindersterblichkeit unter fünf Jahren blieb die Bevölkerungszahl in Hünningen konstant.

Eine zweite Analyse der Bevölkerungsentwicklung zeigt nun, daß mit Ausnahme der Fünfjahreszeiträume von 1940 bis 1945 und von 1985 bis 1990 immer erheblich mehr Kinder in unserem Dorf geboren wurden, als Hünninger starben.

Dies mußte nach allen Regeln der Demographie einen sogenannten Geburtenüberschuß zur Folge haben.

Besser leben, älter werden

Doch nicht nur das. Die Hünninger wurden im Verlaufe der Zeit auch viel älter.

Berücksichtigen wir die Kindersterblichkeit, so wurden die Hünninger bis 1940 im Durchschnitt gerade mal knapp 40 Jahre alt. In manchen Fünfjahreszeiträumen lag diese Rate gar bei nur 20 Jahren. Berechnen wir nun das durchschnittliche Sterbealter der Hünninger, die das fünfte Lebensjahr überlebt haben, so steigerte sich die durchschnittliche Lebenserwartung langsam von 40 Jahren um 1875 auf fast 70 Jahre um 1990.

Der Anstieg der Lebenserwartung verlief nun fast kontinuierlich. Auch hier spielen die verbesserte medizinische Versorgung, der steigende Wohlstand, das veränderte Arbeits- und Lebensumfeld eine große Rolle.

Wenn die Hünninger, die nun im Dorf wohnen, älter werden, die Zahl der Geburten immer höher als die Zahl der Todesfälle liegt, so bleibt nach wie vor die Frage, wo dieser Geburtenüberschuß hingeht.

Und hier bleibt nur eine klare Antwort.

Hünningen war und ist ein klassisches Auswandererdorf.

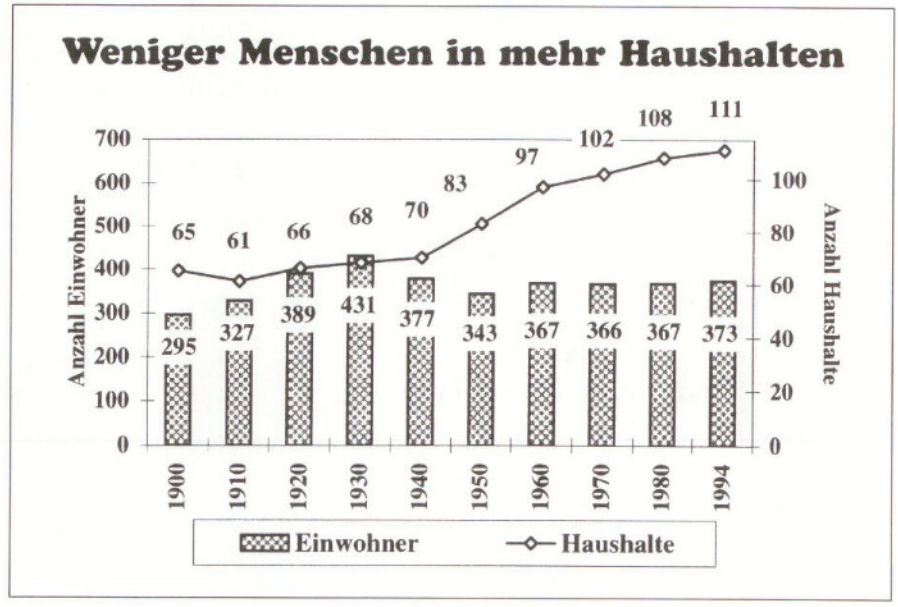
In den letzten 70 Jahren hat es keinen Fünfjahreszeitraum gegeben, in dem die Zahl der Hünninger, die im Dorf geboren wurden und auswanderten, unter der Zahl der Hünninger lag, die im Dorf geboren wurden und das Dorf nach ihrer Ausbildung nicht verließen.

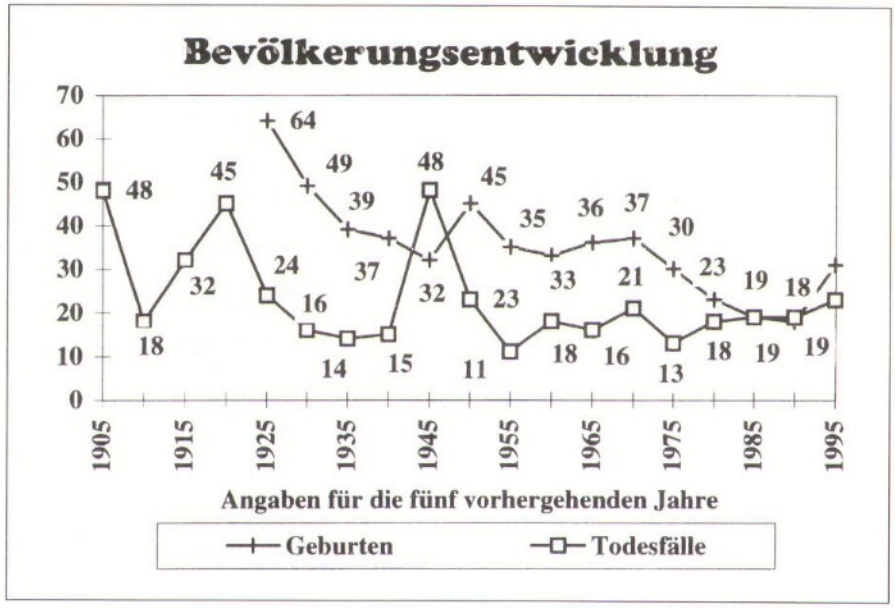
Im Klartext: Mindestens jeder zweite in Hünningen Geborene verläßt sein Heimatdorf nach seiner Ausbildung.

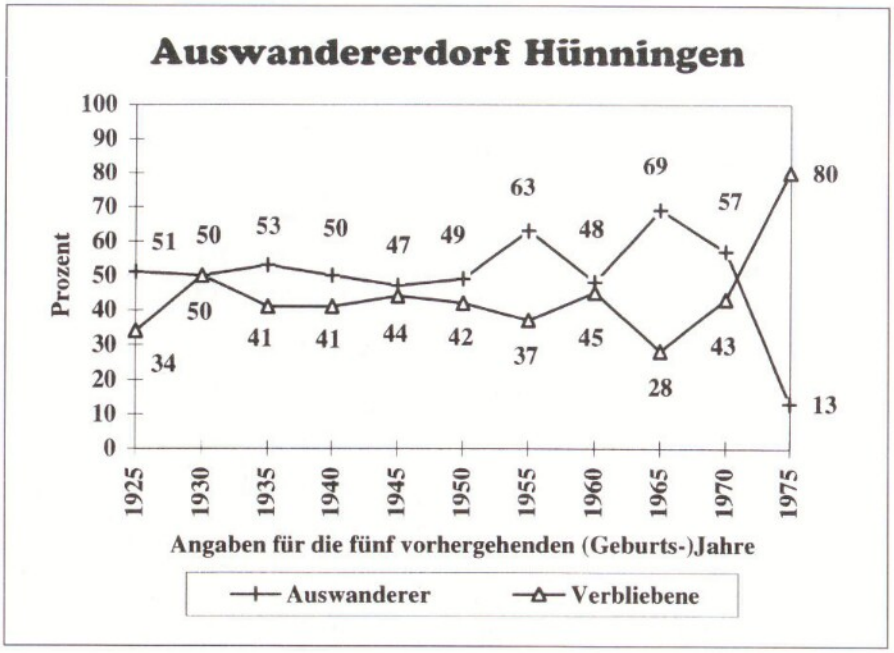
Ein Änderung dieses ausgeprägten Auswandererverhaltens ist nicht in Sicht.

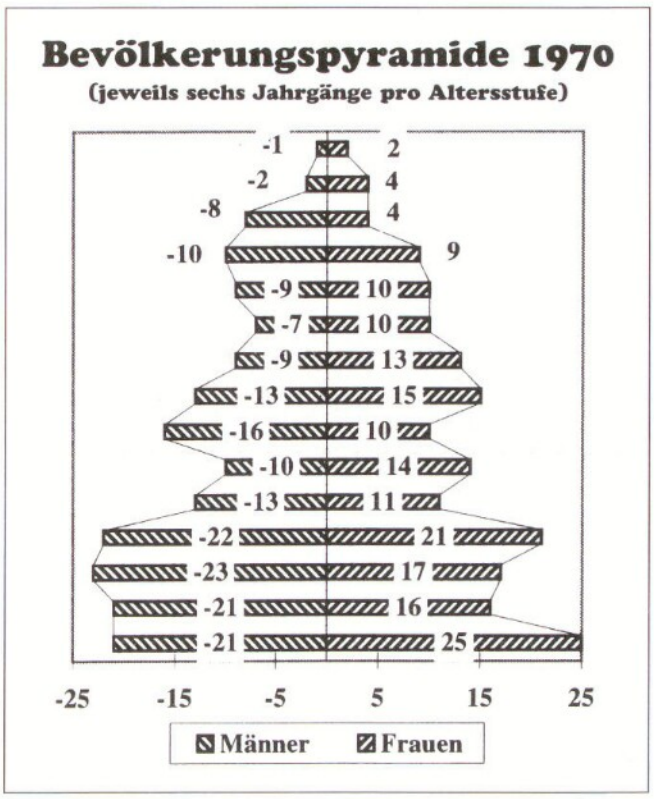
Deshalb für Hünningen aber von einem sterbenden Dorf zu sprechen, würde der tatsächlichen Entwicklung nun nicht gerecht.

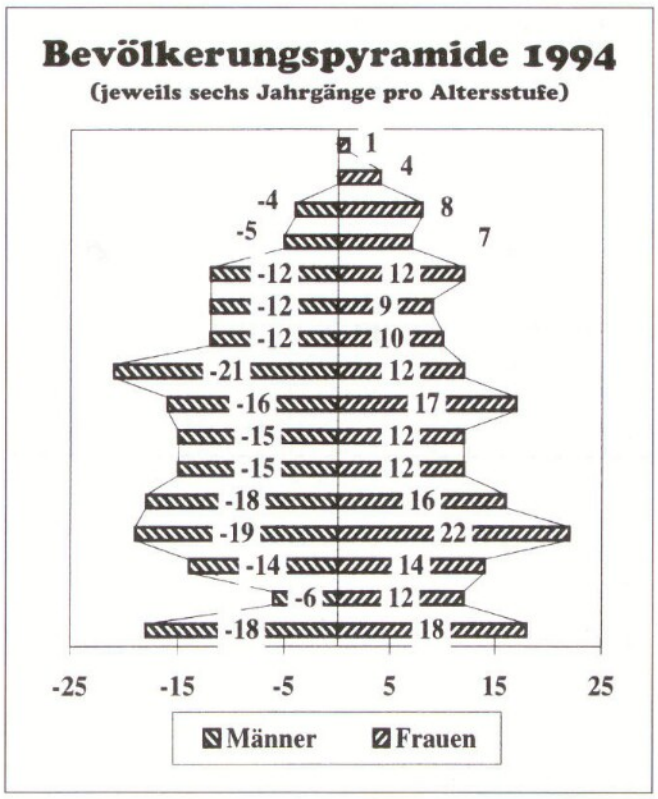
Die letzten Jahre haben gezeigt, wie schnell sich die Bevölkerungsstruktur eines Dorfes verändern kann. Wurden zwischen 1981 und 1985 nur 19, zwischen 1986 und 1990 nur 18 Kinder geboren, so stieg diese Zahl zwischen 1991 und 1995 auf 30 an.











Das belebte die Hoffnung der Hünninger auf eine zahlenmäßig starke Jugend. Schon jetzt ist absehbar, daß die zweite Schulklasse im Dorf in absehbarer Zeit wieder eröffnet werden kann.

Dieser positive Impuls ist aber natürlich zeitlich begrenzt.

Wie sich die Kinderzahl und mit ihr die Lebendigkeit des Dorfes in Zukunft entwickeln wird, das ist heute nicht absehbar.

Vergleicht man die Bevölkerungspyramide des Jahres 1970 mit der des Jahres 1994, so fällt allerdings umgehend auf, daß die Zahl der Kinder und Jugendlichen stark abgenommen hat, die Zahl der über 60jährigen auffallend zunahm.

Doch noch immer stellen die Kinder unter sechs Jahren fast 11 Prozent, und die Kinder unter 18 Jahren fast 24 Prozent der Bevölkerung. Auch die Zahl der Pensionierten liegt mit knapp 19 Prozent noch immer in einem unbedenklichen Größenbereich.

Bei all diesen Zahlenspielereien darf nicht vergessen werden, daß das Leben im Dorf nicht durch Zahlen und abstrakte Größenordnungen, sondern durch die Menschen, die dort leben wollen, bestimmt wird.

Und ihnen ist gegeben, was sie aus ihrem Dorf machen.

Schule: Lehrer, Lümmel, Lehrstoff

Die Schule in Hünningen erhielt nach dem Vaterlandswechsel ein neues Gesicht. Die *»neuen«* Lehrer hatten ab 1920 gegenüber ihren vorgesetzten belgischen Behörden eine *»Ergebenheitserklärung«* unterzeichnet und den Diensteid auf die Verfassung abgelegt, recherchierte Alfred Rauw. Ihnen waren nun die jüngeren Staatsbürger anvertraut, *»um sie zu vaterlandsliebenden Untertanen zu erziehen«*. Das war zwar auch schon vor 1920 geschehen, doch damals sollte ein anderes Vaterland, das deutsche Vaterland, geliebt werden. Besonders geeignet zur Umsetzung dieser Aufgabe schien der Geschichtsunterricht. *»Eduquer et instruire, voilà notre mission...c'est à l'histoire naturellement qu'est réservé cette gloire d'engendrer dans les âmes l'affection reconnaissante et le sage patriotisme et d'éloigner, de refouler à l'arrière plan toute idée de défiance, de regret, d'impatience politique, d'acte antisocial...Cet enseignement va du coeur au coeur. De l'âme illuminée réchauffée...il passera dans les coeurs d'enfants, les pénétrera d'émotions saintes, les magnétisera, les belgicisera*[1]*.«*

Darin dokumentierte sich also die politische Komponente des Lehrauftrags. Andererseits oblag den Lehrpersonen selbstverständlich das Heranbilden *»junger Erwachsener«*, denen neben dem Wissen auch praktische Fähigkeiten mit auf den Weg gegeben werden sollten[2].

Lehrpersonal als Angelpunkt zwischen Obrigkeit und Volk

Das Lehrpersonal blieb also selbst nach dem Staatenwechsel Bindeglied und Angelpunkt zwischen Obrigkeit und Volk. Daraus leitete es seine Autorität als Respektperson ab.

Als Mitte der dreißiger Jahre laut Lehrplan vor allem der Wissensvermittlung das Hauptaugenmerk galt, gerieten die Muttersprache und das Rechnen zu den entscheidenden Unterrichtsfächern.

Allerdings verlangte die 1940 erfolgte Heimholung ins Reich vorerst wieder die Umsetzung einer Erziehung in anderem staatsideologischen Geist. Als äußerliches Zeichen dieser Epoche mag an das damalige Liedgut und die Entfernung der Kreuze aus den Klassenräumen erinnert sein.

Doch selbst nach diesem unglückseligen Krieg blieb die Lehrperson mit der Umsetzung nationaler Erziehungsmethoden behaftet, die in der Unterrichtspraxis nun in einem übertriebenen Französischunterricht ihren Ausdruck fanden.

Daß sich gerade im Lehrpersonal der vorbildliche Staatsbürger wiederspiegeln sollte, ist selbstredend. Vordergründig zählte jedoch auch ab den 1950er Jahren ausschließlich die schulische Leistung. Nicht von ungefähr wurden in Folge selbst die Lehrpersonen untereinander nach den Er-

Hünningen, 1957:
Die Jahrgänge 1950 bis 1953
(Agnes Andres, Norbert Kessler, Elfriede Maraite, Peter Lux, Hermann-Josef Fickers, Agnes Sieberath, Wolff Mathieu, ?, Marlene Simon, Ludwig Kessler, Hedwig Weber, Heinz Heinen, Elfriede Kessler, Elly Schmitz, Jean-Marie Longton, Edith Wolff, Agnes Longton, Edith Simon, Berni Heinen, Ursula Simon, Willy Jost, Willy Stoffels, Ingrid Maraite, Nikla Sieberath)

Hünningen, 1964:
Die Jahrgänge 1951 bis 1958
(Robert Hepp, Wilfried Simon, Rene Wolff, Walter Kessler, Aloys Lux, Nikla Sieberath, Erich Jost, Berni Heinen, Ludwig Kessler, Lehrer Albert Langer, Robert Weber, Edith Simon, Erna Hepp, Ingrid Maraite, Agnes Lux, Gisela Simon, Ursula Simon, Rosemarie Szczurek, Lehrer Rudi Lejeune, Edith Wolff, Berthold Wolff, Maria Schmitz, Dieter Stoffels, Paul Jost, Norbert Hepp, Claudine Simon, Gaby Peters, Helmut Lux, Erwin Simon, Marcel Stoffels, Anita Jost, Resi Stoffels, Elvira Wolff, Resi Schmitz, Arlette Simon, Herbert Hepp, Roger Kessler, Roger Wolff, Edmund Stoffels, Peter Behrens, Toni Wolff, Werner Jost)

Hünningen, 1979:
Jahrgänge 1964 bis 1969
(Guido Stoffels, Lydia Grün, Martina Küpper, Sylvia Jost, Christa Peters, Francine Lux, Christa Greimers, Vera Simon, Karin Rauw, Francine Küpper, Karin Hepp, Gaby Greimers, Guido Jost, Nicole Lux, Alex Küpper, Kurt Stoffels, Daniel Drösch, Bernard Palm, Erwin Maraite, Lehrer Alfred Rauw)

folgen ihrer (ehemaligen) Schützlinge verglichen und beurteilt. Vorbereitet durch einen neu gegründeten Kindergarten blieb das Kind *»der Schüler«*, der ab nun auf weiterführende Schulen vorzubereiten war.

Dieses Bild des vor allem wissensvermittelnden Lehrers änderte sich erst mit Beginn der 1970er Jahre, ganz sicher aber in den 1980er Jahren. Laut Inspektion sollte der Bildungsauftrag nicht mehr dem Schüler im allgemeinen gelten, sondern mehr und mehr auf das einzelne Kind mit seinen ureigenen Interessen abgestimmt werden.

Hünningen, 1969: Die Jahrgänge 1956, 57 und 58 (Robert Weber, Berthold Wolff, Lehrer Rudi Lejeune, Erwin Simon, Agnes Lux, Ursula Schmitz, Edmund Stoffels, Peter Behrens, Resi Stoffels, Rosemarie Szczurek, Anita Jost, Helga Jouck, Helmut Lux, Dieter Stoffels, Ernst Simon, Roger Kessler, Werner Jost, Toni Wolff, Walter Kessler, Norbert Hepp, Resi Schmitz, Elvira Wolff, es fehlen: Gaby Peters, Herbert Hepp)

Unterricht für das Kind

Konsequenterweise traten die Unterrichtenden fortan immer häufiger als Ansprechpartner der Eltern in den Vordergrund. Organisation, Beobachtung, Beratung, Erziehung und Betreuung übernahmen sie in all den Augenblicken, in denen sie das Kind sein Umfeld wahrnehmen ließen. Der Wissensvermittlung sollten sie zwar noch einen großen Platz einräumen, schafften es aber nun aus zeitlichen Gründen nicht mehr, die umfangreichen Lehrprogramme durchzunehmen. Zudem erlebte die Lehrperson mehr und mehr das Dilemma, in jeder Lern- und Lehrsituation die wesentlichen intellektuellen Fähigkeiten des Kindes mit dessen persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten kombinieren und aufeinander abstimmen zu müssen.

Vieles von dem, was althergebracht war, wurde ab dieser Zeit hinterfragt, neu beleuchtet und sollte endlich geändert werden. Nach dem Religionslehrer kamen nun ebenfalls Fachlehrer für Französisch und Turnen zum Zuge.

Ziel dieser Hilfen war nicht die Entlastung des Klassenleiters, sondern die Intensivierung des Fachunterrichts. Dem Klassenlehrer jedoch oblag an erster Stelle die praktische Umsetzung der grundsätzlich nicht zu verwerfenden, aber eben nur (zu) theoretischen Vorstellungen seiner übergeordneten gemeinschaftlichen Instanzen.

Wenn allerdings die Lehrkraft auch zukünftig ihrem Bildungsauftrag in der *»Schule fürs Leben«* gerecht werden soll, wird sie wohl oder übel auf gemeinde- und gemeinschaftspolitische Klarstellungen und gar mannigfache Reformprozesse angewiesen sein. Letztere müßten vorerst ihren Niederschlag in einem neustrukturierten Lehrstoffplan finden, der sich auf das Wesentlichste beschränken dürfte.

Lehrer als Vertrauensperson

Und noch etwas darf in diesem Zusammenhang nicht ausgelassen werden. Bis in die 1970er Jahre hinein vertraute die Dorfbevölkerung der Lehrperson das Übersetzen, Verfassen oder Beantworten in französischer Sprache gehaltener privater Schreiben an. Auch übertrug sie ihr Funktionen in Vereinigungen oder die Mitverantwortung bei dörflichen Großereignissen. Ihr überließ sie gar die Aufsicht der Kinder bei allen kirchlichen Feierlichkeiten. Kurz: die Lehrperson blieb neben dem Pastor die feste Größe im Dorf.

Kinder in der Schule führen

Beschäftigen wir uns im folgenden mit der Pädagogik, so meinen wir die Art der Erziehung und Kinderführung in unserer Schule. Im Grunde unterscheidet diese sich lediglich in den angewandten Methoden, derer sich die hiesigen Lehrkräfte bedienten.

Hier muß wohl das exemplarische Lernen nach Lehrprogramm als erstes genannt werden. Der Klasse allgemein, hier in Hünningen immer aus mehreren Jahrgängen bestehend, oder einem einzelnen Jahrgang wurden ex cathedra vom Lehrer während eines Schuljahres (fast) alle Lehrinhalte des Programms vorgestellt, erklärt, eingeübt, angewandt und wiederholt, bevor sie den Schülern zu festgesetzten Semesterprüfungen integral abgefragt wurden.

Im wesentlichen kam es dann allerdings auf die Kenntnisse in den Hauptfächern Rechnen, Deutsch und Französisch an. Sie bestimmten, inwiefern ein Kind das jeweilige Schuljahr erfolgreich abgeschlossen hatte.

Erst in den 1960er Jahren wich man von diesem sogenannten Frontalunterricht allmählich ab. Nun wurden die Lehrpersonen dazu angehalten, den Lehrstoff auf die Umgebung des Kindes abzustimmen, kurz: das *»Kind«* im Schüler erneut zu respektieren. Durch Gruppenarbeiten etwa sollte es dem Kinde ermöglicht werden, selber zu entdecken und daraus zu lernen. Besonders beliebt war diese Lernform in den sogenannten Nebenfächern Erdkunde, Naturkunde und Geschichte. In den Hauptfächern hingegen hing das erfolgreiche Abschließen eines Schuljahres aber weiterhin von der gemessenen Leistung, sprich den erreichten Punkten ab.

Ernst machen mit einem wirklich bahnbrechenden Umdenken sollte man erst mit Beginn der 1980er Jahre, als man auf die folgenden Aspekte der Reformpädagogik zurückgriff.

Dem Kind als Menschen mit seinen vielfältigen Fähigkeiten, Eigenschaften, Ideen und Wünschen konnten die Lehrenden nun endlich entgegenkommen, indem sie Wochen(arbeits)pläne für die Kinder erstellten. Zu festgesetzten Unterrichtszeiten durften Kinder nun individuell oder gruppenweise nach ihrem Rhythmus und ihrer Präferenz arbeiten, ihre persönlichen Vorstellungen umsetzen, kreativ werden und trotzdem lernen. Rasch war diese von der Lehrperson organisierte *»kindgerechtere«* Pädagogik sehr beliebt und dennoch effektiv und produktiv.

Eine weitere Hoffnung liegt in der Projektarbeit. Sie kommt wohl eher sporadisch zum Zuge, dann nämlich, wenn irgendein weitreichendes Ereignis zum Thema wird und die Klassengemeinschaft über einen längeren Zeitraum beschäftigen kann. In allen möglichen von den Kindern mitgeplanten und -gestalteten Lehrinhalten und -schritten wird dann z.B. ein *»Lebens-*

Hünningen, 1978:
Jahrgänge 1970-1972
(Lehrerin Marga Lejeune, Katja Hepp, Roger Jost, Rainer Maraite, Gerd Jost, Mireille Kessler, Lydia Peters, Christel Wilquin, Claudia Greimers, Angelika Drösch, Freddy Rauw, Rainer Palm, Marcel Andres, André Kessler, Francis Kessler, Willy Roehl, Elmar Andres, Carlo Rauw, August Jouck)

Hünningen, 1978:
Jahrgang 1973
(Annette Palm, Mario Jouck, Ilona Peters, Vera Wilquin, Manfred Andres, Elke Peters, Gilbert Longton, Werner Greimers, Nicole Roehl)

Hünningen, 1987:
Die Jahrgänge 1975-1976
(Lehrer Alfred Rauw, Jacqueline Andres, Nathalie Kessler, Janzintha Halmes, Tanja Kessler, Sandra Weber, Ralph Peters, Rainer Wilquin, Jonny Lux, Jean-Marie Mölter, Christian Lux, Lucienne Roehl, Bettina David)

turm«, eine Karnevalsfeier, eine Umfrage, ...vorbereitet und ausgewertet.

Doch alle die Früchte oder Produktionen der Reformpädagogik lassen sich generell kaum noch in herkömmlicher Manier bewerten; diese Pädagogik verlangt verständlicherweise in ihrer letzten Konsequenz – und keineswegs nur illusorisch – nach einer Auflösung herkömmlich tradierter Auffassungen von der Länge eines Schuljahres, der Leistungsmöglichkeit eines jeden Jahrgangs oder gar der altersgleichen Einschulung, sie kennt allerdings auch weder Punktbewertung noch Sitzenbleiben...

In der Tat fördert das Unterrichtsministerium seit einigen Jahren diese hieroben beschriebenen erneuernden pädagogischen Ansätze. Da sich jedoch die beschriebene Reformpädagogik (des Peter Petersen) prinzipiell gegen die reine Jahrgangsklasse wendet und auf die Stufenklasse mit je drei Altersgruppen baut, bringt die Hünninger Schule schon von vorneherein die besten Voraussetzungen zu deren Verwirklichung mit sich. Sie wird allerdings erst genau in dem Augenblick erfolgversprechend angewandt sein, wenn die Schulgemeinschaft (die Kinder, ihre Eltern und Lehrpersonen, dazu die Gemeinde als Schulträger) gemeinnützig daran mitarbeiten.

Hünningen, 1974: Lebendige Schüler in einem lebendigen Klassenraum (Roger Wolff, Marie-Luise Jost, Herbert Stoffels, Helga Jost, Lehrerin Marga Chavet, Monique Peters, Yvonne Lux, Siegfried Simon, Erich Stoffels, Anita Stoffels, Josef Schmitz, Gaby Lejeune, Martha Jost, Manfred Jost, Franz Szczurek, Freddy Hepp, Raymond Lux, Heinz-Günter Wolff, Monique Kessler)

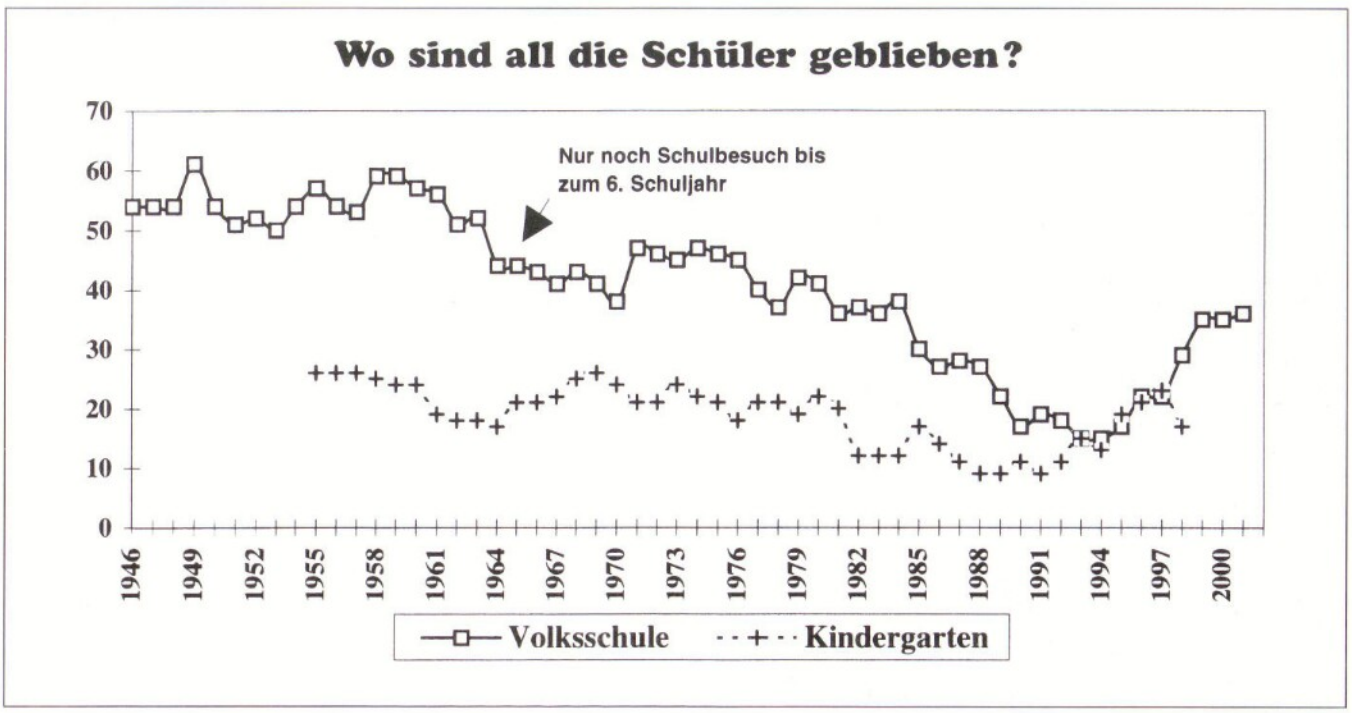
Lernen: aber womit?

Versuchen wir nun, die Lern- und Lehrmittel aufzulisten, die in den vergangenen acht Jahrzehnten in den hiesigen Klassen Anwendung gefunden haben.

Da fallen uns – noch vor den allseits bekannten Meßinstrumenten – erstmals die Bücher ein. Klassensatzweise lagen eigentlich in jeder Epoche Fibeln, Rechenbücher, Sprachlehren, Lese- und Fachhandbücher vor. Bis etwa in die 1980er Jahre hinein blieben sie einziges hauptsächliches Instrumentarium bei der Stoffvermittlung und -einübung.

Einige wenige Wandkarten, Bildtafeln, Atlanten und Lexika ergänzten noch in den 1960er Jahren die Klassenausrüstung. Die in dieser Zeit aufkommenden Bild- und Lichtbildwerfer ermöglichten dem Klassenlehrer jetzt zusätzlich das Zeigen aktueller Abbildungen oder Fotos. Eine weitere Erleichterung erfuhr er durch den Gebrauch von Vervielfältigungsgeräten. Nicht allein als Ersatz für lange Tafelanschriebe, nein auch als willkommener Träger zeitgemäßer Lehrtexte und Landkarten eigneten sich die angefertigten Blätter, die eingeheftet oder -geklebt wurden.

Erst die 1980er Jahre verlangten durch ihre neuen pädagogischen Ziele nach anderen Mitteln. So hielten Rechenmaterialien und -trainer, Lernspiele, Bibliotheken,



Hünningen, 1985:
Die Jahrgänge 1979-1981
(Irma Maraite, Sandro Justen, Astrid Kessler, Miriam Jung, Thomas Greimers, Bianca Jouck, Alice Jouck, Jennifer Weber, Kenny Hepp, Jacky Roehl, Danny Wolff, Willy Lux, Dominique Jung)

Hünningen, 1987:
Die Jahrgänge 1981-1984
(Irma Maraite, Sandro Justen, Alain Lux, Danny Wolff, Jacky Roehl, Bianca Jouck, Kenny Hepp, Jennifer Weber, Willy Lux, Sabrina David, Dominique Jung, Stefany Kessler, Vicky Hepp, Thomas Hepp, Christian und Patrick Kessler)

Hünningen, 1994:
Die Jahrgänge 1984-1985
(Isabelle Justen, Cindy Jouck, Catherine Engel, Stefanie Kessler, Celine Jost, Isabelle Bungart)

Hünningen, 1994:
Die Jahrgänge 1989-1992
(Jessica Hepp, Dana Stoffels, David Jost, Kenny Keller, Corine Stoffels, Ina Lehnen, Marcel Sieberath, Michelle Jouck, Alice Grün, Marius Jost, Joel Jost, Bianca Stoffels, Elisa Engel, Christoph Simon, Manuel Behrens, Andy Stoffels, Mariana Stoffels)

Die Kindergärtnerinnen

Irma Maraite, Hünningen 1955-1975
Agnes Theis, Bütgenbach 1975
Irma Maraite, Hünningen 1975-1978
Dieter Haep, St. Vith 1978
Irma Maraite, Hünningen 1978-1992
Alice Grün, Krinkelt seit 1992

Arbeitsblätter und Karteikartensätze, die einzig und allein zu selbständigerem Lernen und Arbeiten anregen sollten, Einzug in die Klassen.

Logisch, daß das Schulbuch nun im Schrank stehenblieb.

Einen wahren Boom erlebten nun auch die Bild- und Tonträger (Plattenspieler, Radiorekorder, Fernseher und Video). Sie dokumentieren uns im Grunde überdeutlich, wie kurzlebig das Bild als Wissensträger doch heutzutage geworden ist. Ständig neuere und neueste Kennt- und Erkenntnisse ersetzen und ergänzen (uns noch nicht einmal) bereits Bekanntes.

Keine Chance also für das Lehrbuch?

Doch.

Bezeichnend ist gewiß, daß tatsächlich seit Beginn der1980er Jahre nur mehr Schulbibeln, vorwiegend Französischbücher sowie einige Kinderromane im Klassensatz angeschafft wurden. Sonstige Fächer finden sich seither in Form von Arbeits-, Übungs- und Sachtexten auf Kopien wieder.

Zu guter Letzt mag natürlich noch an all die Ausflüge und einige mehrtägige Aufenthalte der Schule erinnert sein. Als Bildungsreisen oder Erkundungsgänge waren selbst sie *»Mittel zum Zweck«*.

»Wat die net alles liere mossen högt!«, oder ähnlich klingen nicht selten die seufzenden Feststellungen heutiger Eltern, die von all den *»modernen«*, neuzeitlichen Methoden und Lehrbildern nichts mehr zu verstehen glauben.

Vom Einfluß, dem Kinder (heute) ausgesetzt sind

Sie haben vorerst recht, denn das Angebot der Schule an Aufgabenstellungen, Lektionen, Tätigkeiten, Projekten, ...erscheint ihnen zu vielfältig, als daß sie darin noch den roten Faden erkennen können, analysiert Alfred Rauw. Dabei hat sich der Inhalt der Schularbeit bis heute rein gar nicht geändert, wohl aber deren Form und Umfang.

Eines aber ist für alle Auszubildenden zum Muß geworden: Durch die mehr oder minder straff organisierte schulische Laufbahn, die seit den siebziger Jahren mit Diplomabschlüssen ausgiebig belegt werden muß, soll der Einstieg in das Berufsleben möglich werden.

Sicher, unsere Schule unterliegt andererseits genau den Einflüssen, denen auch die engere oder weitere Umgebung der Kinder ausgesetzt ist.

Da wäre zuerst die Familie zu beleuchten. In der Kleinfamilie der letzten beiden Jahrzehnte sind oft beide Elternteile erwerbstätig, arbeiten außer Haus, können dank ihrer Mobilität vielfältigen Betätigungen nachgehen, gestalten ihre Freizeiten ungebunden, erleben Medienrausch und Wohlstandskonsum. Ohnehin schafft die konsequente Absage der Familien an die Landwirtschaft Freizeiten en masse, die selbst von Kindern zu Hause oder im Dorf nicht mehr ausgefüllt werden können.

Verständlicherweise bemühen sich gerade deshalb – selbst über die Schule – ungezählte Clubs, Vereinigungen und Organisationen bereits um die Kleinsten. Gleich einem Wettlauf buhlen sie um die Gunst der Eltern, ihnen ihre Kinder in der Nicht-Schulzeit anzuvertrauen.

In dem festen Glauben, die Jugend bereits ab Kindesalter an sich binden zu müssen, sorgen sie ungewollt für eine indirekte Belastung für Kinder durch Fahrten, Termine, Wochenendbeschäftigungen, Feieranlässe, Kurse...

Ohne Frage: Sie alle führen nichts Schlechtes im Schilde. Einleuchten dürfte uns dennoch, daß die außerfamiliäre Vereinnahmung der Sprößlinge auch in Hünningen oft doch übertrieben wird. Nur einer von zu Hause aus mit Augenmaß betriebenen und kindgerechten Freizeitgestaltung braucht auch die Schule keinen Tribut mehr zu zollen.

Von Schülerzahlen

Vergleicht man unser Schulgebäude mit denen unserer Nachbarorte, unterscheidet es sich von diesen nicht nur durch sein Alter. Geräumige, helle und zweckmäßige Klassen und Keller sind so konzipiert, daß sie ohne weiteres bis zu 50 Kindern Platz bieten könnten.

Allein darum beneiden uns die umliegenden Ortschaften. Dabei ist jedoch der permanente Schülerrückgang der letzten fünfzehn Jahre maßgeblich daran schuld, daß der Schulbetrieb selbst ab dem Schuljahr 1994-95 auf anderthalb Stundenplan herabgeschraubt werden mußte.

Die seit den 1920er Jahren in Hünningen bestehende Zweiklassigkeit an unserer Schule hatte also Tradition. Erst die Kriegsjahre machten hier eine Ausnahme: Josef Klinkhammer aus Rocherath blieb es durch den Weggang von Katharina Theis vorbe-

Die Lehrer der Volksschule Hünningen

Unterklasse	Oberklasse
Ohne Lehrperson 1920-1921	
Zweiklassig	
Jungbluht, Elberfeld 1921-1922	? Gremling 1921-1923
Frl. Wetz 1922-1923	Katharina Theis 1923-1940
? Plein 1923-1924	
Frl. Schartz 1924-1925	
Frl. Wittammer 1925-1926	
Arnold Dohmen, Walk 1926-1927	
Albert Langer, Nidrum 1927-1938	
Josef Klinkhammer, Rocherath 1938-1940	
Einklassig: Josef Klinkhammer, Rocherath 1938-1944	
Zweiklassig	
Leo Gielen, Montzen, 1945-1947	Katharina Theis 1945-1952
Eugène Wolff, Tontelange 1947-1951	
Alfred Thomas, Bütgenbach 1952-1953	Eugène Wolff, Tontelange 1952-1953
Rudi Lejeune, Büllingen 1953-1954	Leo Veithen, Medell 1953
Agatha Gentges, Elsenborn 1954-1955	Eugène Wolff, Tontelange 1953-1957
Alfred Thomas, Bütgenbach 1955-1956	
Rudi Lejeune, Büllingen 1956-1957	
Marga Chavet, Faymonville 1957-1960	Rudi Lejeune, Büllingen 1957-1960
Dreiklassig	
Marga Chavet, 1960-1961	Albert Langer 1960-1961 Rudi Lejeune 1960-1961
Zweiklassig	
Albert Langer, Nidrum 1961-1967	Rudi Lejeune, Hünningen 1961-1977
Marga Chavet, Hünningen 1967-1982	Manfred Hennes, Afst 1977-1978
	Alfred Rauw, Mürringen 1978-1994
Bernadette Pfeiffer, Iveldingen 1982-1983	
Beatrice Classen, Lanzerath 1983-1984	
Marga Chavet, Hünningen 1984-1986	
Anita Gennen, Prüm 1986-1996	Isabelle Bungart, Weywertz 1994-1995 (halber Stundenplan)
	Anne-Marie Heyen, Heppenbach 1995-1996 (halber Stundenplan)

halten, alle Schüler zu unterrichten. Dabei gab es im Schuljahr 1960-61 eine weitere Abweichung: Damals gab es drei Klassen, die von Rudi und Marga Lejeune-Chavet sowie von Albert Langer geführt wurden.

Nun läßt der Geburtenaufschwung im Dorf Hoffnung aufkommen. Bei Beibehaltung der derzeitigen Schülernormen könnte in einigen Jahren wieder die zweite Klasse vollzeitig geführt werden. Bis dahin allerdings bleibt die gesamte Kinderzahl (vorläufig nachmittags) einer Lehrperson anvertraut.

Schule ist auch Erinnerung

Was wäre eine Analyse des Schullebens, wenn nicht auch einige persönliche Erinnerungen in diese Analyse einfließen würden. Bernard Weber und Agnes Weber-Jost erinnern sich für uns: *»1933 bin ich aus der Schule entlassen worden. Mit sechs Jahren wurde ich eingeschult. Morgens begann die Schule um 8.00 Uhr, sie dauerte bis 11.30 Uhr und dazwischen lag eine Pause. Mittags fing sie um 13.00 Uhr wieder an und ging bis 16.00 Uhr. Auch hier war eine Viertelstunde Pause drin.*

Hinten in unserer Klasse stand neben einem Kohlekasten ein riesiger runder Ofen, der aber zur Schülerseite hin durch eine große gebogene Metallplatte abgeschirmt war. Dahinter stieg das mächtige Ofenrohr hoch, das entlang der Decke in den Kamin mündete und fast ebensoviel Hitze wie der Ofen selbst hergab. Vorne links befand sich die große Tafel, rechts die kleinere, die gedreht werden konnte. Hinter dieser stand der Schrank mit den Büchern und Heften. Die Landkarte Europas hing auch an der rechten Wandseite – einen Globus hatten wir nicht. Den Großteil des Raumes nahmen aber die Pulte ein, die, mit jeweils einem Ende an der Fensterseite oder an der Wand stehend, einen schmalen Durchgang offenließen. Jede Bank bot drei Kindern Platz. Das Pult des Lehrers stand auf einem Podest an der Tafelseite. Es hatte eine schräge Schreibplatte. Von dieser Stelle aus konnte der Lehrer die ganze Klasse überschauen.

Am Fuß des Lehrerpultes nahmen auf dem Podest auch die bestraften Kinder Platz. Das Buch mit der zu lernenden Lektion auf den Knien betitelte man zur allgemeinen Erheiterung mit 'Schutzengel', der dem Lehrer zur Seite gegeben war.

Bei Frau Theiss wurde zur Strafe Rosenkranz gebetet, und dies kniend vor der kleinen Tafel. An der Tafelseite hing auch das Kreuz flankiert von den Bildern des Königpaares.

Bevor wir aber morgens zur Schule aufbrechen konnten, hatten wir schon so allerhand zu tun gehabt: im Stall, Heu losmachen und dergleichen. Dann wurde die Schultasche gepackt, ein Butterbrot eingepackt – damals nahm man nämlich nur selten einen Apfel mit. Unsere Schultaschen sahen auch nicht wie die heutigen aus. Es waren Säcke aus Leinen, dem Stoff also, aus dem auch die Kamisole hergestellt waren. Ein Riemen daran diente zum Umhängen. Man hatte ja auch nur eine Tafel und eine Griffeldose. Bleistifte oder gar Federhalter kannten wir anfangs ja auch gar nicht.

Oft gehörte schon etwas Glück dazu, heil mit der Tafel in der Schule anzukommen; denn das war ein ziemliches Malheur, wenn die zu Bruch ging und im Geschäft eine neue besorgt werden mußte. Schließlich gab es Lehrer, die keine Pappendeckelunterlage wünschten.

Die Tinte, die wir erst später in der Schule gebrauchten, mußten wir bisweilen nach Büllingen holen gehen. Die war dort im Bürgermeisteramt in Literflaschen vorrätig. Zu Hause hatten wir kleinere Tintenbehälter aus Glas, die es im Dorfladen zu erwerben gab.

Zu allererst haben wir noch die deutsche Schrift gelernt. Später, in den letzten Schuljahren, übten wir auch stundenweise die lateinische ein. Alltäglich gab es Rechenaufgaben, die im Buch zu finden waren oder an die Tafel geschrieben wurden. Zum Rechenbuch gab es noch ein Deutschbuch, ein Lesebuch, ein dünnes Bändchen zur Gesundheitslehre, später auch ein spärlich bebildertes für Geschichte und Erdkunde. Die waren aber nur etwa so dick wie ein Heft.

Manchmal kamen wir durchnäßt in der Schule an, für Regenwetter gab es ja keine Mäntel oder Regenschirme wie heute. Zwar war der Hof vor der Schule ein we-

nig befestigt, doch wies er bei nassem Wetter zahlreiche Pfützen auf. Wenn es dann während der Pause zu wüst draußen war, konnten wir drinnen bleiben. Das geschah aber nicht oft, denn die Lehrpersonen hatten schon mal gerne etwas Pause für sich. Die Pausen waren bei Regenwetter etwas kürzer. Übrigens wurden mittags, wenn wir nach Hause kamen, die Schulkleider abgelegt und Werktagskleidung angezogen, um Brandholz reinzuholen.

Wir trugen genagelte Schuhe, leinene Hosen, schafswollene Socken, Hemd, Pullover und den sogenannten Schulkittel, eine Jacke. Die Mädchen trugen zudem immer eine Schürze.

Wenn wir in der Schule ankamen, wurde Jägerball oder Eckball gespielt. Letzteres war ein besonders schöner Zeitvertreib, den Mädchen und Jungen getrennt angingen. Überhaupt war das gemeinsame Spielen strengstens untersagt, die Lehrpersonen achteten auch sehr darauf, daß alles schön getrennt auf dem Spielhof vonstatten ging.

Die Gruppe teilte sich in zwei Mannschaften ein. Die einen Spieler versuchten die gegnerischen, die in einem imaginären Viereck zwischen vier Bäumen, den sogenannten 'Ecken', Aufstellung genommen hatten, durch Ballwurf abzutreffen. Traf man einen der Gegner, mußte die eigene Mannschaft so schnell wie möglich die Flucht ergreifen, denn die andere, die ja nun in Ballbesitz war, versuchte ihrerseits wiederum einen von uns durch Ballwurf zu treffen. Jede Mannschaft hatte ihr eigenes Rückzugsfeld, in dem sie nicht mehr abgetroffen werden konnte. Das war einerseits bei Ziemes, andererseits beim Pötz. Ein abgeworfener Spieler schied aus, die Mannschaft, die als erste keinen Werfer mehr hatte, hatte verloren.

»Kneckeln« an der Hecke

Fußball, wie wir ihn heute kennen, gab es damals auf dem Schulhof noch nicht. Es wurde nur auf ein von zwei Bäumen begrenztes Tor geschossen.

Hauptbeschäftigung war aber wohl das Murmelspiel, 'Kneckeln' genannt. Längs der Hecke bei Kirch gab es zahlreiche Kühlchen, um die herum wir uns alle scharten.

Im Winter verbrachten wir die Zeit mit Eisschlagen.

An Tanz- und Kreisspielen waren bei den Mädchen vor allem 'Zeigt her eure Füße', 'Ri-ra-rutsch', 'Ringel-ringel-Rose', 'Machet auf das Tor', 'Plumpsack' und 'Anna saß auf einem Stein' beliebt.

Der eigentliche Schulunterricht begann dann mit der Hausaufgabenüberprüfung. Jeder zeigte seine Arbeiten auf der Tafel vor – in Hefte wurde nur während der Schulzeit geschrieben, nicht zu Hause. Da gab es dann Rechnungen, Schreibübungen und manchmal auch Aufsätze über einen vorhergegangenen Spaziergang zu verbessern.

Hünningen, 1964: An den Pausenspielen hatten auch die Lehrer ihre Freude

Wir hatten eigentlich in allen Fächern Unterricht. So kann ich mich noch an Zeichnen nach freier Wahl erinnern: Wir skizzierten Blumen, Tiere,... Auch die Geschichte über Ambiorix, Julius Cäsar und die Römer ist mir haften geblieben. Belgien mit seinen Provinzen, Flüssen, Bodenschätzen,...stand einmal auf dem Erdkundeprogramm. Als zusätzliches Hilfsmittel gab es in der Klasse Wandkarten, und jedem von uns stand später ein dünner Schulatlas zur Verfügung.

Gedichte gab es häufig auswendig zu lernen, so z.B. 'Als Kaiser Rotbart...', und Lieder ('Der kleine Stubenkönig'), die Frau Theis uns vorsang. Wir selber mußten sie aber dann mit den passenden Gebärden interpretieren. Dies artete aber bisweilen in Unfug aus.

Auch vom Konjugieren, Schreiben, ...im Französischunterricht weiß ich noch einiges. Im dazugehörenden Buch folgte dem französischen Text jeweils die deutsche Übersetzung. Das war auch wichtig, denn kaum eines unserer Elternteile war des Französischen mächtig.

Mittwochs und samstags nach der Morgenmesse hatten wir Religion. Der Pastor erteilte diesen Unterricht innerhalb von zwei Stunden abwechselnd bei den Kleinen und bei den Großen. Für die eine Stunde hatten wir das Evangelium auswendig zu lernen, das wie am Schnürchen aufgesagt werden mußte, in der anderen Stunde standen die Fragen dazu auf dem Programm. Dabei wurden aber keine Notizen gemacht, alles mußte nach dem Unterrichtsgespräch sitzen. Das Evangelium stand in der Bibel, die Fragen kamen größtenteils aus dem Katechismus. Sonntags wußten wir schon, welches Evangelium wir lernen mußten.

Außerdem sammelten wir die Kalenderblätter sorgfältig, auf deren Rückseite der Text auch abgedruckt war. Kam einer von uns dran mit Aufsagen, mußte das gehen wie das Wasser, hängenbleiben durfte man nicht. Ansonsten war nämlich eine Strafe fällig: abschreiben, abschreiben, abschreiben,...und manchmal eine Ohrfeige.

Auf Sorgfalt und Beherrschen des Einmaleins legten die Lehrpersonen allerhöchsten Wert. Auch auf Reinlichkeit, denn morgens mußten vor Schulbeginn die sauberen Hände vorgewiesen werden. Selbst das Benehmen und äußerste Ruhe waren in unserer Klasse bei etwa dreißig Kindern kein Problem.

Sport hatten wir mittwochs nachmittags. Was wir dann machten, hing vom jeweiligen Lehrer ab. Der eine legte Wert auf das Turnen an der Reckstange, das Radschlagen,...der andere übte mit uns das

Bekanntmachung.

In Hünningen, Gemeinde Büllingen, deutsches Sprachgebiet 1190

ist eine Lehrerstelle zu besetzen.

Bedingung: Staatlich diplomierter Lehrer mit genauer Kenntnis der deutschen und französischen Sprache.

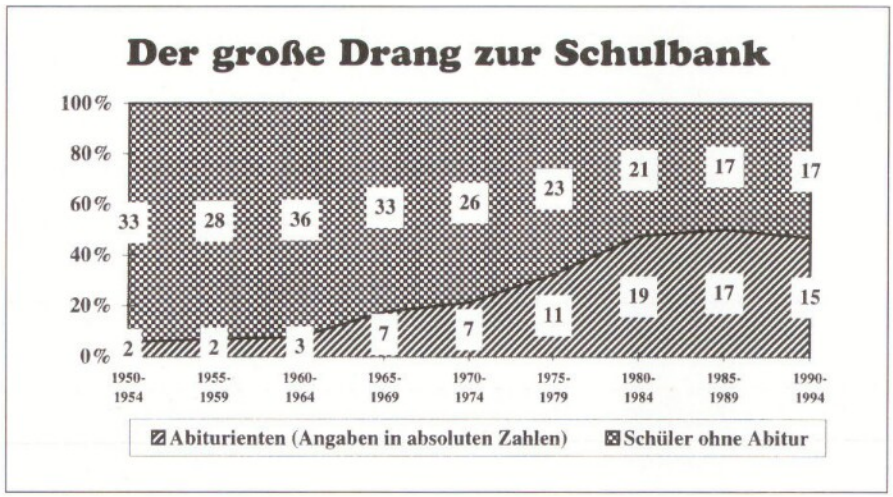
Bewerbungen unter Beifügung von Führungszeugnissen, Nationalitätsbescheinigung und beglaubigter Diplomabschrift werden baldmöglichst an die unterzeichnete Stelle erbeten.

Nach einjähriger Dienstzeit in der Gemeinde wird Ortszulage bewilligt

Im Auftrage:

Der Sekretär: Abinet. Der Bürgermeister: Lochen.

(aus: Der Landbote vom 5.5.1926)



Marschieren auf dem Schulhof. Auch wurden Ballspiele durchgeführt.

Während die Jungen der Körpererziehung nachgingen, hatten die Mädchen Handarbeit. Nach ersten Stich- und Strickmusterstücken wurden Socken, beinlange Strümpfe und baumwollene Hosen angefertigt. Letztere konnte aber wegen ihrer Härte kein Mensch anziehen. Doch auch das Säumen, das Aufsetzen von Flicken und das Stopfen wurden eingeübt. Wenn die Mädchen dann mit vierzehn die Schule verließen, beherrschten sie im allgemeinen die Grundfertigkeiten der Nadelarbeit.

Unsere Lehrpersonen haben ziemlich oft gewechselt

Unsere Lehrpersonen haben ziemlich oft gewechselt. Ich hatte die Wittammer, die Schartz, die Duprez, den Dohmen, den Langer, die Theis – worunter einige Luxemburger. In der Unterklasse hatten wir fast jedes Jahr eine andere Lehrkraft, dagegen unterrichtete uns nur Frau Theis in der Oberklasse. Letztere wohnte auch in der Schule.

Nach der Schule zogen wir uns um, denn die Stallarbeit wartete schon im Winter, im Sommer stand bis in die 1930er Jahre die Viehhut an. Zehn bis fünfzehn Tiere mußten ausgetrieben werden. Das war nicht immer amüsant, doch wenn man das nicht machen wollte, mußte etwas anderes getan werden. Die Kinder, die zu Hause keine Arbeit hatten, verdingten sich schon bei andern Landwirten als Kuhhirt.

Müßiggang gab es damals unter den Kindern nicht.

Nur wenige Leute hatten keine Landwirtschaft, wie etwa der Förster. So kam es auch recht selten vor, daß nach der Schulzeit gemeinsam mit anderen Kameraden gespielt wurde. Wohl aber im Winter beeilte man sich, um so schnell wie möglich zum 'Wass' zu kommen.

Von dort aus schlitteten wir bis unten an 'Bow'.

Die Ältesten unter uns fingen sogar oben an 'Spellmanns' an. Die lenkten einen großen Schlitten und gerieten damit bis an den Brunnen unten im Dorf. Skier gab es erst später, nämlich nach dem letzten Weltkrieg.

Die Hausaufgaben wurden dann natürlich gemacht, wenn wir die Arbeit beendet hatten oder vom Spiel nach Hause kamen. Ehe wir ins Bett gingen, hieß es nämlich: 'Hast du die Aufgaben gemacht?' Eine zusätzliche Freizeitbeschäftigung gab es eigentlich damals nicht. Nur sonntags wurde schon mal 'Mensch-ärgere-dich-nicht' gespielt.

Ferien gab es im Herbst zur Kartoffelernte, zu Weihnachten, zu Fastnacht und zu Ostern. Ein wichtiges Ereignis in der Kinderzeit war aber auch Burgsonntag.

Ausflüge gab es auch

Spaziergänge gab es durchweg einmal des Monats. Zu Fuß waren wir dann oft einen ganzen Tag unterwegs. Jeder hatte seine Verpflegung mit dabei. An einen Schulausflug nach Burg Reinhardtstein kann ich mich noch gut erinnern. Ein anderes Mal ging es nur bis nach Losheimergraben und Buchholz. Auch sind wir mal nach Elsenborn gewesen, als König Albert dort mit dem Flugzeug ankam. Das Flugzeug mit seinen Propellern sehe ich heute noch vor mir. Zahlreiche Schulklassen waren damals dort anwesend. Sie hatten alle für diesen Tag das 'Vive-le-Roi' und die Nationalhymne einstudiert. Wir staunten nicht schlecht, als die Soldatenparade defilierte.

Unter der Regie von Lehrer Dohmen, der Geige spielte, wurde auch einmal ein kleines Weihnachtskonzert in der Kirche vorgetragen. Auch an ein Weihnachtsspiel mit der Heiligen Familie und vier Engeln in der Schule kann so mancher sich noch er-

Hünningen, 1941:
Schulausflug nach Igelmonder Hof
(Clemens Jost, Josef Jost, Karl Simon, Mathias Grün, Josef Simon, Josef Wolff, Franz Jouck, Otto Stoffels, Nikolaus Maraite, Clemens Hepp, Emil Jost, Martha Simon, Vroni Jost, Julia Jouck, Erna Stoffels, Maria Maraite, Rosa Maraite)

innern. Die Engel trugen Bibernachthemden mit aufgenähten Papierflügeln.

St. Nikolaus wurde selbstverständlich auch mit Liedern und Gedichten gefeiert. Eine Tüte Plätzchen für jedes Kind nebst Rute stellte der Heilige Mann (Herr Theis) in einem Korb vor der Klassentür ab, nachdem es an derselben einige Male kräftig angeschlagen hatte. Den Nikolaus selber haben wir als Kind nie zu Gesicht bekommen, und 'Halma' oder 'Mensch-ärgere-dich-nicht' waren die ersten wirklichen Spiele, mit denen man uns zu Weihnachten beschenkte.

Ärztliche Kontrollen gab es auch damals jährlich. Ein Arzt war dann in der Schule zugegen, der die Kinder jeder Klasse einzeln besonders auf Lungenkrankheiten hin untersuchte. Darüber wurden die Eltern dann in Kenntnis gesetzt.

Nach der Schulzeit ging es sofort in eine Lehre. So bin ich auf Anraten meiner Eltern nach 'Schlößisch' zu 'Nießen Mies' zum Erlernen des Schusterhandwerks gegangen. Das habe ich aber nicht so richtig vertragen – mir war aber auch nicht viel daran gelegen, viel lieber wäre ich Schreiner geworden! So habe ich mich schließlich bei einem Bauern verdingt.«

Hünningen, 1983: Abschied von der Unterklasse
(Manuela Jouck, Mario Drösch, Edgar Fickers, Linda Küpper, Michaela Lux, Stefan Hepp)

Hünningen, 1980:
Reisessen zugunsten von Pater Marc
(Vroni Jost, Gilbert Longton, Mario Jouck, Gerta Wolff, Jacqueline Andres, Sanny Andres, Manfred Andres, Rosa Schillo, Paul Kettmus, Nikolaus und Maria Kessler, Ilona Peters, Nicole Lux, André Kessler, ?)

Ostende, 1992:
Die Schule auf dem Weg nach Duinze-Polders
(Kenny Hepp, Vicky Hepp, Miriam Jung, Isabelle Justen, Sabrina David, Cindy Jouck, ?, Thomas Greimers)

Kirche: *»Den Här«*, die Gläubigen und der liebe Gott

Glaube, Kirche und Priester waren in der rückständigen Eifel seit Jahrhunderten feste Größen. Das hatte sich auch in den 1920er Jahren noch nicht geändert: Die katholischen Lehren und die konservative Lebenseinstellung dominierten das Denken und Fühlen der Eifeler. Die Priester waren die bestimmenden Respektpersonen im Dorf, die vielfach moralische Maßstäbe setzten und immer wieder anmahnten. Der religiöse Alltag bestimmte den Lebens- und Arbeitsrhythmus; die vielen kirchlichen Feiertage waren die wenigen Urlaubstage während des ganzen Jahres.

Das heißt nun aber keineswegs, daß das Handeln und Tun der Priester in gleichem Maße unwidersprochen angenommen worden wäre. Ihre Einmischung in fast alle Bereiche des Alltagslebens berührte die wesentlichen Interessen der Menschen und forderte sie in vielen Fragen unentwegt zu Annahme oder Ablehnung der priesterlichen Ideen und Initiativen auf.

Die Rahmenbedingungen des religiösen Lebens in Hünningen wurden nun aber nicht ausschließlich durch die Priester bestimmt. Viel wichtiger war zunächst die Stellung der Hünninger im Pfarrverband. Der *»Hof von Hünningen«* hatte bis 1803 zur Pfarre Büllingen gehört und war dann der neugegründeten Pfarre Mürringen-Hünningen zugeschlagen worden.

Streit mit Mürringen

Von nun an entbrannten wohl viele heftige Streitigkeiten zwischen den Hünningern und den Mürringern, weil das Kapellendorf Hünningen – unabhängig von der Einwohnerzahl – erheblich mehr als die Mürringer zum Kirchenhaushalt beitragen mußte: Die Hünninger zahlten für Pfarrkirche und Pfarrpriester, zusätzlich mußten sie aber alleine noch den Unterhalt für ihre Kapelle und für ihren Hilfsgeistlichen aufbringen.

Die Entstehungsgeschichte des Friedhofes oder die Auseinandersetzungen über den Unterhalt für die Alte Kirche liefern für diese Streitigkeiten um das liebe Geld beredtes Zeugnis. Auch heute können sich noch die meisten vor 1960 geborenen Jugendlichen erinnern, wie die Pfarrveranstaltungen für die Kinder recht oft in Mürringen stattfanden: Die Hünninger versammelten sich im Dorf, gingen zu Fuß bis Mürringen, prügelten sich mit den Mürringern vom *»Jöstrich«* bis in die Kirche, absolvierten ihre religiösen Pflichten, prügelten sich aus der Kirche bis zum *»Jöstrich«*, verabschiedeten sich mit den letzten Erwiderungen auf die beidseitig verteilten Beschimpfungen und kehrten nach Hause zurück.

Dieser Interessenkonflikt zwischen Pfarrhaupt- und -nebenort wurde in der Regel geschürt, weil Hünningen für die meisten Pfarrer nur ein *»Anhängsel«* war, und die dörflichen Eitelkeiten des Kapellenortes oft verletzt wurden.

Die in Hünningen tätigen Hilfsgeistlichen aber versahen – mit Ausnahme von Pater Menzel, der während des Zweiten Weltkriegs in Hünningen wohnte – immer nur einen Aushilfsdienst: Sie hielten die Sonntagsmessen, die ein oder andere Wochentagsmesse, waren aber nur bedingt mit dem Dorf verwurzelt, weil sie außerhalb wohnten. Die wenigen Möglichkeiten zur Mobilität machten ihnen einen regelmäßigen Aufenthalt im Dorf aber unmöglich.

Spuren haben diese Aushilfspriester deshalb nur bedingt hinterlassen. Von Kaplan Drömmer, zwischen 1923 und 1927, wird berichtet, daß er immer wieder betont habe, *»wie deutsch die Hünninger nach dem Vaterlandswechsel geblieben«* seien.

Das verwundert kaum.

Denn in den meisten Dörfern der belgischen Eifel waren die Menschen unmittelbar nach dem Vaterlandswechsel von 1920 über die angebliche Volksbefragung sehr enttäuscht. Der Vaterlandswechsel hatte viele Ängste hervorgerufen. Darüber hinaus war es nicht einfach, sein Vaterland von heute auf morgen zu wechseln.

»Unsere Eltern haben uns so erzogen, als wären wir Deutsche«, erinnerte sich ein damals junger Hünninger. Sie hätten die neue Gegebenheit nie akzeptiert. Für sie als Kinder wäre es deshalb normal gewesen, dieses Denken und Fühlen zu übernehmen, erläuterte er weiter. Natürlich gab es auch hier Gegenpositionen.

Deshalb konnten sich auch die Geistlichen diesen politischen Fragen nicht entziehen. Auch Kaplan Drömmer sei eindeutig pro-deutsch gewesen, erinnerten sich mehrere Augenzeugen.

Somit gehörte er im Klerus Eupen-Malmedys zu der eindeutigen pro-deutschen Mehrheit.

Wesentlich vorsichtiger war Kaplan Scheffen (1927-1938), der spätestens seit 1933 wohl die Gefahr des Nationalsozialismus erkannte und sich politisch sehr neutral verhielt. Eine Haltung, die seit 1933 auch vom Klerus der übrigen Pfarren immer stärker vertreten wurde.

Diese politischen Überzeugungen der Aushilfspriester berührten das Dorfleben aber kaum, wie viele Zeitzeugen einmütig urteilten.

Gründe für Spannungen

Denn das kirchliche Leben wurde in der Zwischenkriegszeit durch einen mitunter heftigen Konflikt bestimmt: das Spannungsfeld zwischen dem Mürringer Pfarrer und den Hünninger Dorfeinwohnern.

Gründe für Spannungen gab es genug.

Zunächst sind da die *»Unabhängigkeitsbestrebungen«* der Hünninger zu nennen, die nach dem Ersten Weltkrieg zumindest einen eigenen Dorfpriester verlangten. Nach Vollendung dieses ersten

Mürringen, 1930:
Die Kommunionknaben der beiden Dörfer Mürringen und Hünningen. Auch ein Zeitgeistdokument. (...Thomassen, ...Brüls, Peter Velz, Josef Schneider, Barthel Lux (Hü), Hermann Jost (Hü), Hedwig Simon (Hü), Leo Heinen (Hü), Robert Stoffels (Hü), Marcel Theis (Hü), Johann Grün (Hü), Paul Jouck (Hü), Johann Stoffels (Hü), Agnes Jost (Hü))

Mürringen, um 1930: Weißgekleidete Mädchen zu Fronleichnam (Agnes Jost, Paula Jost, Klara Jost, Maria Lux, Maria Heinen, Anna Peters, Hedwig Simon, Anna Wolff, Gretchen Wolff, Franziska Jost, Maria Schneider, Katherine Schneider, Agnes Simon, Bertha Velz, Bertha Grün)

Schrittes sollte dann die eigene Pfarre angestrebt werden.

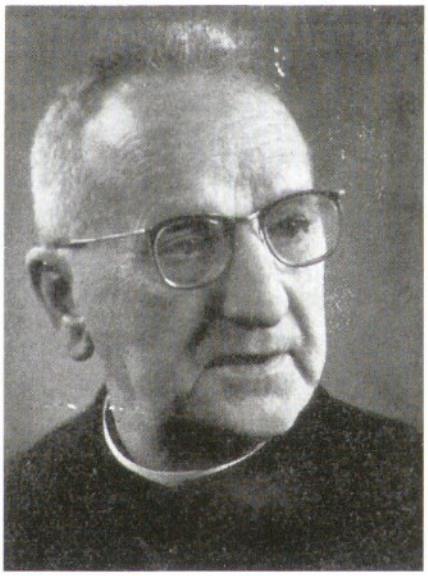
Noch vor dem Bau der neuen Kirche hatte der Kirchenvorstand deshalb alles versucht, um die Projekte eines eigenen Pfarrhauses zu realisieren.

Diese Pläne waren wohl 1928 endgültig gescheitert. Der Kirchenfabrikrat notierte: *»Bezüglich der Selbständigkeitsbestrebungen in Hünningen erklärt der Fabrikrat einstimmig, daß es einstweilen bei dem status quo der jetzigen Seelsorge bleiben soll, da die Aussichten auf Änderung in dieser Hinsicht aus Mangel an Geistlichen sehr gering sind und der Bau des Pfarrhauses Hünningen (für das fertige Pläne vorliegen) nicht genehmigt wurde. (...) In diesem Sinne hat sich auch der Bischof mehrfach ausgesprochen.«*

Heftige Auseinandersetzungen gab es auch um den Bau des Kriegerdenkmals. Schon um 1920 hatte der Mürringer Pfarrer bereits eine erste Initiative zur Errichtung einer Gedächtnistafel oder eines Kriegesdenkmals ergriffen. Wie in der gesamten Region waren diese Vorhaben auch in Hünningen von Generalgouverneur Baron Baltia zunächst aus politischen Gründen vereitelt worden.

Als Pfarrer Joseph Becker 1929 eine Gedächtnistafel in der Kirche anbringen ließ, wurde dieses Vorhaben durch den Hünninger Gemeinderat gekontert, indem dort – trotz anderslautender Dorfabstimmung – der Bau eines eigenen Kriegerdenkmals durchgesetzt wurde. Auch dies dürfte das Verhältnis zwischen Pfarrer und Hünningern nicht gerade besänftigt haben.

Letztlich muß auf jeden Fall aber auch die vereinsfeindliche Haltung von Pfarrer Joseph Becker erwähnt werden. Einerseits



Pastor Joseph Becker, 1889-1962

versuchte er, aus dem Gesangverein einen ihm hörigen Kirchenchor zu machen, andererseits war auch sein Verhältnis zum Musikverein scheinbar nicht viel besser, weil dieser Verein sein Tun nicht ausschließlich auf das kirchliche Leben ausrichtete. Dieser Angriff auf die Vereinsautonomie dürfte wohl der ausschlaggebende Grund für seine allgemeine Ablehnung gewesen sein.

Ein Zeitzeuge erinnert sich, daß *»es damals nur noch ein Haus in Hünningen gab, in dem der Pfarrer bedingt Rückhalt finden konnte; die übrigen Hünninger zeigten ihre Opposition meist recht deutlich«.*

Der Pfarrer war nun zweifelsohne recht ungeschickt vorgegangen; dennoch wurde dieses fehlende Fingerspitzengefühl durch Streitigkeiten und die sogenannte, immer wieder angeführte *»Dorfpolitik«* zwischen den bestimmenden Familien erheblich verstärkt.

Denn auch positive Impulse können angeführt werden. Während das liturgische Leben bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil kaum durch belebende Impulse verändert wurde, hatte Pfarrer Becker 1924 das sogenannte Männerkomitee ins Leben gerufen.

Es sollte die Priester in ihrer seelsorglichen Arbeit unterstützen und im kirchlichen Leben Mitverantwortung tragen. Von den damals 73 Hünninger Familien traten 48 dem Männerkomitee als Mitglied bei. Auf einer öffentlichen Versammlung wurden Mathias Fickers und Aloys Maraite als Vertreter der Familien und Johann Kessler und Mathias Jouck als Verantwortliche der Jungmänner gewählt. Unter ihrer Führung sollte nun die eigentliche Arbeit beginnen: die Förderung einer engen Zusammenarbeit zwischen Familien, Priestern und Kirche.

Ein Gegenpol zu den Vereinen

Wahrscheinlich wollte Pfarrer Becker mit diesem Männerkomitee einen Gegenpol zu den Vereinen bilden, die ihm ein Dorn im Auge waren. Dabei achtete der Pfarrer aber mit Gewißheit darauf, daß dieses Komitee immer nur sein Arbeitsinstrument blieb, das seine Ideen auszuführen hatte. Eigenständige Impulse hat dieser lockere Zusammenschluß von Christen, der sich nach 1924 nie mehr einer demokratischen Wahl stellte, nie gesetzt.

Zweiter positiver Ansatz war der Bau der neuen Kirche, der das Zusammengehörigkeitsgefühl der Hünninger und ihren Lokalstolz wohl in starkem Maße gefördert hatte und den Dorfbewohnern ein eindeutiges Ziel vor Augen führte.

Völlige neue Voraussetzungen für das kirchliche Leben in Hünningen entstanden 1930. Nachfolger von Pfarrer Becker wurde Leopold Delhez. Er war bisher in Deutschland in der Pfarre Agathaberg bei Wipperfürth tätig gewesen.

Nach Aussage mehrerer kirchlicher Mitarbeiter, die damals oder später in unserer Region tätig waren, lagen Anzeigen wegen menschlicher Vergehen gegen den 1879 in Malmedy geborenen Pfarrer in Deutschland vor. Eine Strafverfolgung des Geistlichen habe nur durch eine blitzschnelle Versetzung in einer Nacht- und Nebelaktion verhindert werden können, die schließlich auch 1930 erfolgte.

Die Hünninger erinnern sich nun bei Delhez an eine große Strenge, die besonders die Kinder und Jugendlichen zu spüren bekommen hätten. Die Erwachsenen vernahmen hingegen mit Erleichte-

Kaplan Josef Scheffen, der in den 1930er Jahren in Hünningen tätig war

rung, daß der neue Pfarrer den Vereinen allgemein wohlgesonnen war und sich für das Vereinsleben weitgehend desinteressierte.

Dies war wohl die Grundlage für das zunächst weitgehend entspannte Verhältnis des Pfarrers zu allen Pfarrangehörigen. So verlief das kirchliche Leben in Hünningen auch in den 1930er Jahren den katholischen Traditionen entsprechend: konservativ und ruhig.

Als die Nazis 1933 dann die Macht ergriffen, hatte dies schon starken Einfluß auf das Denken unserer Vorfahren. Viele Hünninger empfanden nämlich noch immer die Volksbefragung von 1920 als Betrug; manche hatten sich auch offen der revisionistischen Bewegung angeschlossen. Andere wiederum nahmen den Vaterlandswechsel an und wollten sich in diesem neuen Staat einrichten. Hieraus entstanden heftige Spannungen. Und die konnten auch die Pfarrer und Geistlichen nicht gleichgültig lassen.

Aus den bisherigen Arbeiten geht hervor, daß die meisten Priester in den ehemaligen deutschen Kantonen Eupen und Malmedy durchaus mit dem deutschen Nationalismus sympathisiert haben.

Eine einschneidende Änderung ihrer Haltung trat aber in der Regel nach der Machtergreifung der Nazis ein, die sie wegen ihrer kirchenfeindlichen Haltung ablehnten. Außerdem scheinen manche Priester recht früh einen Unterschied gemacht zu haben, der die meisten, einfachen Menschen kaum berührte: Sie erkannten die Spannung und die Differenzen zwischen den allgemeinen Sympathien für das alte, deutsche Vaterland und dem kirchenfeindlichen und menschenverachtenden Nationalsozialismus.

In der Regel verhielt der Klerus sich aber meist recht neutral und zurückhaltend. Das scheint auch für Hünningen gegolten zu haben. Die befragten Zeitzeugen können sich nicht an besonders kritische, in der Öffentlichkeit gemachte Äußerungen des Pfarrers gegen die Nazis erinnern.

Im Verlauf der 1930er Jahre scheinen sich dann aber Widerstände gegen den Priester aufgebaut zu haben. Sie kamen wohl nach dem Einmarsch der deutschen Truppen und dem erneuten Vaterlandswechsel 1940 voll zum Tragen.

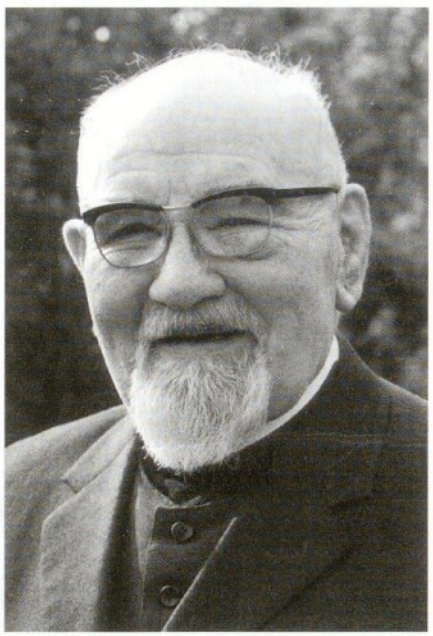
Als die braunen Machthaber das Sagen hatten ...

Denn nun hatten die braunen Machthaber das Sagen, denen sich auch manche Hünninger und Mürringer anschlossen. Und die vielen kleinen Führer in den Dörfern attackierten auch recht ungeniert die alte Dorfautorität Kirche.

So marschierte in Hünningen die SA (meist aus Hünningern bestehend) häufig während dem Hochamt auf, exerzierte vor der Kirche und versuchte so den Gottesdienst zu stören. Die Mitglieder der SA wurden für diesen Pflichtdienst nicht selten persönlich zusammengerufen. Die Priester wurden bespitzelt, ihnen wurde gedroht. Das religiöse Leben im Dorf wurde erschwert. den Gläubigen wurden zunehmend Steine in den Weg gelegt.

Das bedrückte die Priester nun; auch Leopold Delhez wird diese Bedrückung verspürt haben.

Dennoch können die Darstellungen, die Heinrich Toussaint in seinem Buch *»Bittere Erfahrungen«*[3] über den Mürringer Pfarrer zusammentrug, nicht unwidersprochen übernommen werden.



Pater Alois Bäcker, 1894-1974

Die Aushilfspriester von Hünningen

Drömmer 1923-1927
Scheffen 1927-1938

Seit 1938 übernehmen die Steyler Patres von Montenau den Sonntagsdienst in Hünningen
Pater Dümpelmann 1938-1939
Pater Menzel 1939-1945
Pater Van Est 1945-1947
Pater Köhlemanns 1947
Pater Serringen 1947-1950
Pater Breidenbach 1950-1955
Pater Clemens 1955
Pater Bäcker 1956-1965
Pater Jansen 1966-1981
Pater Finken 1982-1986
Seit 1986 betreut Pfarrer Pint das Dorf selber

Die Pfarrer von Mürringen

Joseph Becker 1923-1930
Leopold Delhez 1930-1942
Joseph Bock 1942-1943
Paul Kettmus 1943-1983
Rudi Schumacher* 1983-1985
Joseph Moster* 1985-1986
Hermann Pint seit 1986

* Pfarrverwalter

Denn die Hünninger aller politischen Lager, die damals Zeitzeugen waren, äußern sich zum Leben und Wirken des Pfarrers recht vorsichtig.

So schreibt Toussaint beispielsweise: *»Es gibt aus dieser Zeit genügend Zeugnisse dafür, daß Pfarrer Delhez auch dann noch nicht den Mund hielt, als einige seiner Pfarrkinder glaubten, sie müßten durch Spitzeldienste ihre Treue zum neuen Regime unter Beweis stellen.*

Der Gelegenheiten gab es genug. So als die Glocken vom Turm geholt wurden und der Pastor sich die Bemerkung nicht verkneifen konnte, daß dies schon im Ersten Weltkrieg nicht die spätere Niederlage verhindert habe.

Oder als er in einer Predigt von denen sprach, die glauben, ohne Christus fertig werden zu können, und auf ihre Kanonen und Panzer vertrauten, und mahnend sagte, daß sie sich nicht zu früh freuen sollten, da der Krieg noch nicht gewonnen sei[4]*.«*

Die meisten befragten Hünninger Zeitzeugen, denen in diesem heiklen Fall die von ihnen gewünschte Anonymität zugestanden werden soll, können sich nicht an solche Äußerungen des Pfarrers in ihrem Dorf erinnern.

Paul Kettmus verweigerte gar die Aussage, da er sich bewußt nie für diesen Fall interessiert habe, um allen Gläubigen in

Mission, 1956: Ein eindrucksvolles Zeugnis der sogenannten *»Volkskirche«*

der Nachkriegszeit möglichst unvoreingenommen entgegentreten zu können (was wohl zu den Pflichten eines Pfarrers gehöre). Und auch heute wolle er sein Schweigen nicht brechen.

Unbestritten ist, daß der Pfarrer von zwei oder drei seiner Pfarrangehörigen angezeigt worden ist, sich in Aachen melden mußte, und dann sein Leidensweg ins KZ begann, an dessen Ende der Tod des Pfarrers stand.

Zwei damals in der Region tätige Priester erinnern sich, daß die Verhaftung Delhez und seine Abschiebung ins KZ auch im Klerus diskutiert worden sei; damals habe es in kirchlichen Kreisen geheißen, daß die Nazis jetzt eine Anzeige gegen den Pfarrer aus dem Jahr 1930 wegen menschlicher Verfehlungen wieder aufgerollt hätten.

Ein Hünninger erinnert sich, daß er damals gehört habe, der Pfarrer sei verhaftet worden, weil er einige Pfarrangehörige, die den Gottesdienst störten, mit der Bemerkung angesprochen habe: *»Wenn einer aus Potsdam käme, würdet ihr euch anderes verhalten«.*

Wiederum andere vermuteten heute, daß Rachegefühle von Jugendlichen oder von Eltern die Anzeige gegen den Priester mitverursacht hätten.

Viele Aussagen von seriösen Zeitzeugen ergeben so ein buntes Bild.

Neben der Charakterisierung Leopold Delhez' durch Heinrich Toussaint als mutigen Priester, der Widerstand gegen die Nazis geleistet habe, muß deshalb den gesammelten Zeugenaussagen entsprechend auch das Bild eines strengen Priesters gestellt werden, der wegen menschlicher Schwächen bei vielen Pfarrkindern gefürchtet und von manchen Pfarrangehörigen angefeindet wurde.

Es steht außer Frage, daß die Verhaftung der Nazis und die Abschiebung des Pfarrers ohne Gerichtsurteil in ein KZ menschenverachtend und schlimm war und allen Grundsätzen eines Rechtsstaates Hohn sprach.

Ins Konzentrationslager verschleppt

Acht Monate lang blieben die Angehörigen des Priesters und seine Pfarrkinder im Ungewissen. Alle Zeitzeugen berichten, daß alle gewußt oder zumindest vermutet hätten, daß der Priester in einem Konzentrationslager inhaftiert sei; keiner habe aber gewagt, dies öffentlich zu äußern. Die Nachricht von seinem Tod habe einen tiefen Schock bewirkt.

Die Grausamkeit des menschenverachtenden Naziregimes sei vielen Mürringern und Hünningern eindrucksvoll vor Augen geführt worden.

Allerdings waren die Hünninger nur indirekt betroffen. Seit 1939 betreute Pater Menzel den Pfarrnebenort: Er versah nicht mehr nur den Sonntagsdienst, sondern betreute die Hünninger eigenständig. Somit war er der erste und einzige Priester, der dem Dorf während sechs Jahren uneingeschränkt für die Seelsorge zur Verfügung stand. Übrigens wohnte der Priester in *»Vooßen«.*

Seine seelsorglichen Möglichkeiten waren nun recht bescheiden. Die Priester wußten, daß sie sehr gefährdet waren. Politisch hat sich der Pater deshalb immer recht neutral verhalten. Mit großer Vorsicht versuchte er die wenigen Freiheiten der Kirche zu nutzen, den christlichen Glauben zu stärken und so einen geistigen Gegenpol zur menschenverachtenden Nazi-Ideologie zu bilden, die auch in unserem kleinen Eifeldorf Sympathisanten hatte.

Seine vorsichtige, umsichtige Vorgehensweise machte den hauptamtlich in Hünningen tätigen Priester recht beliebt bei seinen Gläubigen.

Nach dem Einmarsch der Amerikaner im September 1944 und vor allen Dingen nach dem Ende der Offensive, als die Evakuierten so langsam wieder ihr Dorf aufsuchten, wurde dem Pater von einigen Hünningern, die sich nun wieder auf der richtigen Seite wähnten, offen gedroht. Obwohl er scheinbar gerne weiter in unserem Eifeldorf tätig geblieben wäre, wurde er ausgewiesen. Auch hier nahmen die Gläubigen des Dorfes ebenso wenig wie das Bistum Notiz von der Ausweisung.

Die Säuberung stand an, viele Menschen waren angeklagt, die materielle Not nach den großen Zerstörungen der Arden-

nen-Offensive war ebenso groß wie die Zukunftsangst.

Jeder kümmerte sich um sich. Gedanken an den ausgewiesenen Pfarrer verschwendete niemand.

Die folgenden Jahre, die weitgehend dem materiellen Wiederaufbau gewidmet werden mußten, scheinen geistig durch den Kriegs- und Nachkriegsschock geprägt gewesen zu sein. Das religiöse Leben folgte den traditionell eingeschlagenen Bahnen, Impulse wurden keine gesetzt, weil die Menschen dafür wohl kaum offen genug waren.

Dennoch urteilt der ehemalige Mürringer Pfarrer, Paul Kettmus: *»Zunächst war der äußere Druck, unter dem wir während der Nazizeit gestanden hatten, zunächst weg. Die Kirche blieb fast unverändert für die große Mehrheit die bestimmende geistige Macht und ein wichtiger Identifikationspunkt. Der geistige Neuanfang muß fast fließend gewesen sein. Es war wohl ein echtes Bedürfnis vorhanden, sonst hätte er nicht so erfolgreich sein können«*, faßt er zusammen.

Aus den Verkündigungsbüchern ist nun ersichtlich, daß erst um 1947/48 wieder erste Impulse im Pfarrleben gesetzt worden sind. Der Pfarrer bot der Jugend Gesangproben und erste Treffen in Hünningen an.

Ansonsten scheint das religiöse Leben durch die Nachkriegsatmosphäre weitgehend gelähmt gewesen zu sein. Erst um 1950/51 tauchen in den Verkündigungsbüchern wieder Formen des religiösen Lebens auf, die sich schon in der Zwischenkriegs- und Kriegszeit weitgehend bewährt hatten (wie Einkehrtage, Exerzitien, Vorträge u.a.). Während die Jugendlichen wohl schon viel früher für diese Initiativen der Pfarrer offen waren, scheint dies für die Erwachsenen erst Anfang der 1950er Jahre der Fall gewesen zu sein.

Wohl erst dann befreiten sich die Hünninger langsam von dem großen Druck der *»Säuberung«*: Während Jahren waren viele Männer noch in Gefangenschaft oder saßen als Zurückgekehrte schon wieder in Verviers im Gefängnis, die Häuser waren lange Zeit weitgehend zerstört und die Wiesen kaum zu bewirtschaften, der Lebensunterhalt konnte auch in den ersten Nachkriegsjahren nur schwierig beschafft werden, und die geistige und materielle Not war lange Zeit recht groß.

Kirche in einer Krisenzeit

Gerade in dieser Krisenzeit gehörten die Priester zu den wenigen uneingeschränkten Dorfautoritäten, die auch bei den Behörden eingeschränkt helfen konnten.

Doch ihre Aufgabe war schwierig: *»Wir mußten alle Gläubigen gleich behandeln, obwohl wir wußten, daß sie unterschiedlich gehandelt hatten. Wir organisierten Hilfe in dieser Zeit der materiellen Not und gingen zum Teil für unsere Pfarrkinder in den Eupener Dörfern Geld betteln. Unser Einfluß auf die Dorfgemeinschaft beschränkte sich auf unser Wollen, versöhnend zu wirken, neutral zu sein und konkrete Hilfe zu leisten«*, faßt Paul Kettmus zusammen.

Er blieb wohl auch bis 1950 für Hünningen der bestimmende Priester: Pater Van Est, Pater Köhlemanns und Pater Serringen versahen nacheinander nur rund fünf Jahre den Sonntagsdienst in unserem Dorf, d.h. Frühmesse, Hochamt und Andacht. Alle anderen Dienste waren dem Pfarrer vorbehalten.

Und diese Feiern reichten wohl kaum aus, um engere Bindungen zu den Gläubigen zu knüpfen, die zudem noch immer in einer Ausnahmesituation lebten.

Auch Pater Breidenbach, der den Sonntagsdienst immerhin von 1950 bis 1955 in unserem Dorf versah, konnte kaum engere Bindungen knüpfen. Denn schließlich entstammten die Patres dem Steyler Orden, dessen Tun primär auf die Missionen ausgerichtet war. Der Dienst in der belgischen Eifel war für die Geistlichen deshalb meist nur eine kurze Überbrükkung ihres weltoffenen Wirkens.

Nachhaltigere Spuren hat da schon Pater Bäcker (1956-1965) hinterlassen. Er war ausgesprochen jovial und ein lebensfroher Charakter. Im Orden galt er als Kapazität im Sammeln und Bewerten von Briefmarken.

Aufsehen erregte er durch sein Erscheinungsbild: Er besaß einen schweren Motorroller, den er mit Ordensgewand und einer einfachen Ledermütze befuhr. Gefürchtet war er bei den Gläubigen wegen seiner oft langen Predigten, die 30 oder gar 40 Minuten dauern konnten. Erst wenn Pater Bäcker auf den *»Diabolus«* zu sprechen kam, wußten die Hünninger, daß das Ende der Predigt nahte. Auch der Küster, Nikla Greimers, war mitunter durch einen kräftigen Griff in die Tasten der Orgel fähig, den predigtfreudigen Pater zu stoppen.

Ersetzt wurde er 1966 durch Pater Theo Jansen. Als Steyler Pater hatte er keine Gelegenheit erhalten, in den Missionsländern tätig zu werden. Er übernahm deshalb seelsorgerische Aufgaben in der belgischen Eifel.

Als weltoffener, eher progressiv ausgerichteter Priester bewährte er sich während 15 Jahren als hervorragender Partner von Pfarrer Paul Kettmus. Gemeinsam konnten beide Priester wichtige Impulse im religiösen Dorfleben setzen. Denn Theo Jansen versah nicht mehr nur den reinen Sonntagsdienst. Zeitweise war er als Lehrer am neugegründeten Bischöflichen Institut Büllingen tätig. Er wohnte in Büllingen. Über seinen eigenen Pkw besaß er eine bis dahin unbekannte Mobilität, so daß er recht häufig im Dorf präsent war, wo er zudem über eine eigene Übernachtungsmöglichkeit verfügte. Im Laufe der Jahre übernahm er dann auch Pflichten des Pfarrers (wie Krankenkommunion, Beichte, Bußfeier, Firmvorbereitung, ...), die ihn so stark mit der Kirchengemeinde verbanden, daß er beispielsweise sein silbernes Priesterjubiläum in Hünningen feierte.

Stärkste Persönlichkeit war aber schließlich Paul Kettmus, der das Pfarrleben während 40 Jahren durch seine fortschrittliche, intellektuelle und konsequente Haltung prägte.

Er war als junger Priester 1943 nach Mürringen gekommen und hatte selber unter dem Unrechtssystem der Nazis gelitten. Weil sein Bruder für seine Primiz in Schönberg schwarz geschlachtet hatte und von einem Dorfeinwohner verpfiffen worden war, schickten die Nazis ihn als *»Kanonenfutter«* sofort an die Front, wo er schon einige Wochen nach seinem Einsatz vermißt wurde.

Auch während seiner priesterlichen Tätigkeit erfuhr der junge Kaplan immer wieder, wie gefährdet die Priester unter den Nazis waren. Eine etwas entspanntere Situation habe er erst in Mürringen vorgefunden, wo die Verschleppung von Pfarrer Delhez einen großen Schock unter den Gläubigen bewirkt habe; wohl deshalb habe er als Priester damals nicht mehr so unmittelbar unter dem starken Druck der Nazis gestanden, erinnerte sich Kettmus.

Nach der schwierigen Aufbauphase nach dem Krieg entwickelte sich der in Schönberg gebürtige Pfarrer als erneuernde Kraft sowohl in seiner Pfarre als auch auf Dekanatsebene, so daß er am 14. Januar 1974 sogar zum Dechanten des 1968 gegründeten Dekanates Büllingen ernannt wurde.

Die lehrende und die hörende Kirche

Die Kirche der 1950er Jahre definierte der Theologe rückblickend als zweigeteiltes Gebilde. Auf der einen Seite habe die lehrende Kirche gestanden: Das seien die Priester und Theologen gewesen, die allen Laien vorgegeben hätten, was sie zu denken, zu glauben und zu leben hatten. Inhaltlich sei das Kirchenleben durch die unzähligen sinnvollen und sinnlosen Glaubensgesetze gelähmt gewesen, die die Freiheiten der Menschen erstickt hätten. Grundlage dieser vorkonziliaren Kirche sei das Bild vom strafenden Gott und vom unmündigen Christen gewesen. Und diese Christen wurden so unmündig gehalten, daß selbst der fortschrittliche Pfarrer Paul Kettmus den Gläubigen bis Mitte der 1960er Jahre von der Kanzel herunter vorschrieb, daß sie bei den Wahlen nur die Christdemokraten als einzige christliche Partei wählen durften.

Auf der Gegenseite habe die hörende Kirche gestanden: Das seien die Laien gewesen, die die Glaubenswahrheiten empfangen mußten, ohne daß ihre Meinung,

ihr Wissen, ihr Können oder ihr Tun gefragt gewesen wäre. Laienarbeit sei in der ostbelgischen Kirche bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) völlig unbekannt gewesen. Zudem habe in der offiziellen Kirche auch gar kein Gespür für diese Form des Miteinanderarbeitens bestanden. Erst der sich langsam abzeichnende Priestermangel habe ein erstes, zurückhaltendes Umdenken bewirkt.

Die Kirche und das volksreligiöse Leben wurden unter diesen Voraussetzungen als etwas Gegebenes empfunden: Die Kirche stand in der Mitte des Dorfes und dort sollte sie bleiben. Es gehörte halt zum guten Ton. Der soziale Druck, Christ sein zu müssen, war in der dörflichen Welt zudem bis in die 1970er Jahre recht hoch.

Und mit diesen christlichen Traditionen konnten die Eifeler gut leben. Wie bereits gesagt: Die christlichen Feiertage waren lange Zeit der einzige, geregelte Urlaub der Landwirte. Die sonntägliche Meßfeier war ein Ort der Begegnung: Die Frauen konnten bei dieser Gelegenheit ihre Kleidung und somit ihren sozialen Stand präsentieren; die Männer trafen sich anschließend zum Frühschoppen. In den größeren Orten wie Büllingen beispielsweise gingen die Menschen nach der Sonntagsmesse häufig einkaufen.

Unter diesen Voraussetzungen zeugen die Spuren der Lokalkirche für die 1950er Jahre, die in den Verkündigungsbüchern aufgespürt werden konnten, auch von einer veralteten Kirche, in der noch viele Glaubensgewohnheiten aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts präsent waren. Das wäre auch weiter nicht bedenklich gewesen, wenn nicht die stark gewandelten Lebensumstände das Alltagsleben der Eifeler schon deutlich und nachhaltig verändert hätten.

Denn schließlich zwang dieser Wandel des Alltags auch die Kirche zu den dringend erforderlichen und längst überfälligen Veränderungen.

Ein erstes Beispiel sind die kirchlichen Feiertage. Sie waren bis Mitte des 20. Jahrhunderts die einzigen gesetzlichen Feiertage für die Landwirte gewesen. Trotz verpflichtenden Kirchgangs waren diese Tage wichtige Arbeitspausen im Jahr. Das war auch in den 1950er Jahren noch so, obwohl die steigenden Arbeitsverpflichtungen den Freiraum der Gläubigen stark einschränkten. Das ließ die Kirche aber weitgehend unbeeindruckt.

So wurde der 6. Dezember, das Patronatsfest des zweiten Kirchenpatrons St. Nikolaus, bis 1966 ausnahmslos (und egal an welchem Wochentag) mit einer Frühmesse, einem Hochamt und einer Andacht kirchlich gefeiert. Erst 1967 wurde dieses Angebot auf eine Abendmesse reduziert.

Während dies noch relativ nachvollziehbar bleibt, ist aus heutiger Sicht weniger verständlich, daß schon zwei Tage später, immer am 8. Dezember also, das Fest Maria Empfängnis gefeiert wurde. Bis 1956 waren auch hier zwei Messen und eine Andacht Pflicht. Zwischen 1957 und 1966 wurde dieses Programm auf zwei Messen am Morgen beschränkt, bevor 1967 die Abendmesse zu diesem Fest eingeführt wurde.

Hünningen, 1954: Primiz von Peter Lan. Die Feier findet vom Volke abgewandt am Hochaltar statt.

Sonderbarerweise wurde das Fest des ersten Kirchenpatrons, des St. Josef, bis 1966 nicht immer am 19. März gefeiert. Hier wechselten die Termine zwischen dem 19. März und dem darauffolgenden Sonntag. Das Programm bestand aber auch hier bis 1966 aus zwei Messen am Morgen und einer Andacht.

Seit 1967 fiel die Andacht ganz weg. Eine Messe wurde nun am Morgen, die andere am Abend gehalten.

Diese Änderungen waren nun keine Neuerungen. Viele Hünninger arbeiteten nicht mehr ausschließlich hauptberuflich als Landwirt; die Kinder hatten kein schulfrei. Wer hätte also an diesen Feiertagen überhaupt zur Kirche gehen können?

Der neue Lebensrhythmus in den Dörfern diktierte ganz einfach der Kirche neue Gestaltungsbedingungen.

Erste Brüche und erste Anzeichen einer neuen Kirche lassen sich schon für die 1950er Jahre festmachen. Allerdings muß hier in aller Deutlichkeit gesagt werden, daß die Impulse hierzu – in Hünningen wie in den anderen Orten der belgischen Eifel – ausschließlich von den Priestern ausgingen.

So wurde die traditionelle Christenlehre mit anschließender Andacht am Sonntagnachmittag, eine Form des Religionsunterrichtes für alle, besonders aber für ältere Kinder und Jugendliche, schon 1954 in Hünningen eingestellt.

Die wöchentlichen Sonntagsandachten, die Nachfolgeveranstaltungen, blieben bis 1970 bestehen. Dann beschloß der neugegründete Pfarrgemeinderat, an ihrer Stelle versuchsweise 14tägige Abendandachten zu feiern. Ein Experiment, das scheiterte.

Das kirchliche Leben im Dorf kann nun effektiv nach den Kategorien umschrieben werden, die Paul Kettmus immer wieder anführte. Er beklagte schon frühzeitig, daß der Klerus und die Institution Kirche ausschließlich die Rolle der lehrenden Kirche, von einer Unzahl überlebter Gesetze und Vorschriften gehemmt, spiele. Den Gläubigen sei aber lediglich eine Rolle als hörende Kirche zugestanden worden, die unmündig ohne eigenen Gestaltungsspielraum all das hätte annehmen müssen, was die lehrende Kirche ihr vorgesetzt habe.

Nach diesem Denkschema wurden weite Teile des religiösen Lebens geprägt.

Und mit diesen Gegensätzen tat Paul Kettmus sich schwer. Als fortschrittlicher Priester wollte er dieses Bild des unmündigen Christen, das von der Allgemeinheit noch gerne angenommen wurde, aufbrechen. Seine Initiativen waren klar und trafen fast immer das Wesentliche; doch besonders für manche älteren Gläubigen kam der eine oder andere Schritt etwas unerwartet oder vermeintlich zu schnell.

Deshalb empfanden manche Christen den mutigen Pfarrer als harten, unerbittlichen Priester, der unbeirrt seinen (fortschrittlichen) Weg gehe, ohne die beginnende Mündigkeit der Christen in diesen Fällen zu respektieren. Die Gläubigen, die aber versuchten, sich auf die Motive und Gründe seines Tuns einzulassen, schätzen ihn als große, prägende Persönlichkeit.

Immer wieder Einkehrtage

Erstes Beispiel dieser überlebten Kirche waren die Einkehrtage.

Sie waren zwar als Gestaltungsform nicht neu. In der Zwischenkriegszeit hat-

ten sie schon bestanden, waren allerdings eher rar gewesen. Die Priester belebten sie in den 1950er Jahren nun auf Dekanatsebene neu.

Küster und Sänger wurden von 1956 bis 1969 zu Einkehrtagen geladen, die Männer einmal jährlich von 1953 bis 1969, auch den Jungmännern und Mädchen wurde dieses Angebot von 1957 bis 1969 unterbreitet.

Auch die Landfrauen wurden seit 1957 zu Einkehrtagen geladen: Morgens wurde eine Messe mit Predigt in der Hünninger Kirche gefeiert, nachmittags eine Andacht mit Predigt. Zwischenzeitlich fand im Pfarrsaal dann ein Vortrag statt.

Den Priestern lag auch die sogenannte *»Jugend in der Fremde«* am Herzen: Das waren all die Hünninger, die noch als Knecht oder Magd in Wallonien tätig waren. Zwischen 1950 und 1964 bot die Kirche auch ihnen Einkehrtage oder Exerzitien an. Die Eltern und Gläubigen wurden durch die Verkündigungen der Priester oder sogar während den Messen ständig aufgefordert, für diese Jugend in der Fremde zu beten und die Mädchen regelmäßig ins Mädchenheim zu schicken. Denn dort wurden die jungen Erwachsenen ebenfalls durch religiöse Vorträge betreut.

Während die jungen Rekruten sich in der Zwischenkriegszeit ausschließlich beim Pfarrer verabschieden gingen, um dort dann noch einige Ermahnungen zu hören, dehnten die Priester in der Nachkriegszeit ihre religiöse Fürsorge auch verstärkt auf diese Zielgruppe aus. Zwischen 1951 und 1960 wurden Exerzitien angeboten, die zwischen 1961 und 1969 durch eine Mischung von Exerzitien, Einkehrtag oder nur Vortrag ersetzt wurde. Die persönliche Verabschiedung blieb bis Anfang der 1970er Jahre bestehen.

Den Müttern wurden Vorträge (*»Die Mutter und ihr Sohn Soldat«*, *»Ihr Sohn wird erwachsen«*) angeboten, den Eltern und Jugendlichen gar bis Ende der 1970er Jahre im Februar eine Soldatenwoche. Die Gläubigen wurden bis 1969 regelmäßig zu einem Gebet für die jungen Rekruten und zum Abonnement der Soldatenzeitschrift *»Hand in Hand«* aufgefordert.

Während die Einkehrtage nur einen einzigen Tag dauerten, begannen die Exerzitien meist am Sonntag und endeten am Mittwoch oder Donnerstag. Die Anforderungen an die *»hörenden«* Gläubigen waren entsprechend groß.

Die Analyse der Verkündigungsbücher erbrachte nun die überraschende Einsicht, daß dieses Angebot ausnahmslos seit 1952 bestand und 1962 oder 1963 eingestellt wurde. Männer und Jungmänner, Mädchen über 18 Jahre, Mädchen unter 18 Jahre, Frauen, Mädchen in der Fremde, ältere Frauen und Witwen und vereinzelt auch ältere Jungfrauen waren geladen worden.

Die zeitlichen Anforderungen des geregelteren Arbeitsrhythmus und das deutlich nachlassende Interesse habe dieser Form des religiösen Lebens ein Ende bereitet, erinnert sich Paul Kettmus. Bis Ende der 1970er Jahre lebten dieses Exerzitien aber auf Dekanatsebene als sogenannte *»Gemeinschaftsexerzitien«* fort.

Die lehrende Kirche stellte sich auch beispielhaft in den zahllosen Vorträgen dar, die in großer Zahl angeboten wurden. So redete der Jesuitenpater Fabry aus Verviers bis zu fünfmal pro Winter zwischen 1955 und 1967 zu den Hünningern. Als sehr fortschrittlich orientierter Priester sprach er über all die Themen, die die Menschen betrafen: Die Geistesströmungen Kommunismus und Sozialismus (1956), Verschiedene christliche Religionen (1959), Europa und das Konzil (1960), Das Konzil (1962), Eltern und die Zukunft der Jugend (1963), Der Mensch nach der Wissenschaft und der Mensch nach der Bibel (1966), u.a.

Ihm gelang es scheinbar, besonders die Männer anzusprechen, die jeweils in größerer Zahl erschienen. Auch Bibelabende und Einkehrtage gehörten bereits seit 1967 zu seinem Repertoire.

Die angesprochenen Themen aller Vortragenden erscheinen aus heutiger Sicht als Spiegelbild des damaligen Zeitgeistes: *Weshalb glaube ich (Karl Gatzweiler, 1967), Familie in unserer Zeit (Keil, 1967), Gewissen in der Entscheidung (Werner Greimers, 1967), Das Vaterbild in der heutigen Zeit (Aloys Jousten, 1971), Stehen wir vor einer sexuellen Revolution (Keil, 1971), Das Fernsehen in unserer Familie und in unserem Leben (Keil, 1972).* Den Christen waren sie wohl wegen ihrer Lebensnähe auch eine echte Lebenshilfe.

Während die jungen Mädchen bis 1967 nie alleine angesprochen worden waren, sondern sich dem Angebot der Landfrauen (bis zu fünf Vorträge pro Winter) anschließen konnten, was selten geschah, fanden 1967 erstmals Vorträge für Mädchen und Jungen gemeinsam statt. Was sich heute so einfach liest, dürfte damals ein bedeutender Schritt gewesen sein, der von vielen Älteren wohl mißtrauisch beäugt wurde.

Regionale Impulse

Doch auch regionale Impulse berührten bereits deutlich das religiöse Dorfleben. Die Jugendlichen wurden beispielsweise 1967 öfter nach Bütgenbach zu Vorträgen geladen *(Alles spricht von Liebe, Warum glaube ich, Kennst Du Deine Zukunft u.a.).*

Auch Rektor Loven berührte die Menschen im Auftrag des Volksbildungswerkes und mit ausdrücklicher Billigung der Kirche mit seinen Familienvorträgen *(Verhältnis Eltern und Kinder, Kann der Christ ein moderner Mensch sein)* und seinem erläuterten Filmforum. Zwischen 1962 und 1976 präsentierte er in Büllingen durchschnittlich vier Filme pro Wintersaison *(Die Hölle sind wir, Blutige Spur, Zorbas, In der Hitze der Nacht, u.a.).*

Diese Form der religiösen Verkündigung scheint spätestens Ende der 1960er Jahre überlebt gewesen zu sein. Schon Ende der 1950er Jahre zeigte sich ein deutlich nachlassendes Interesse: Arbeitsdruck, neue Lebensverhältnisse, neue Erwartungen (das Fernsehen veränderte das Leben der Menschen) und der Wohlstand begannen, das Leben der Menschen zu bestimmen.

Die innere Einstellung der Menschen zu Kirche und Glaube waren hierdurch auch berührt. Bisher bewährte Formen des Glaubenslebens schienen zunehmend veraltet und kaum noch attraktiv.

Ein hervorragendes Beispiel sind die endlosen Gebetswachen, die bis in die 1950er Jahre viele Stunden der Menschen beanspruchten.

So fand im August in Mürringen ein Ewiges Gebet statt, das bis 1962 am ersten Tag um 7.00 Uhr begann und bis 21.00 Uhr dauerte. Am folgenden Morgen beteten die Männer von 4.00 bis 5.00 Uhr. Um 5.00 Uhr folgte die Abschlußmesse.

Da aber keine Männer mehr morgens zur Gebetswache erschienen, wurde sie 1963 für alle angeboten. Das hieß, daß die Frauen auch diese Lücke füllen mußten. Seit 1969 wurde dieser Gebetsmarathon auf einen Tag von 7.00 bis 24.00 Uhr reduziert, 1974 wurde nochmals von 13.00 auf 21.30 Uhr verkürzt. Dieses Ewige Gebet verschwand ganz, als der Bischof 1987 für jede Pfarre des Bistums eine Anbetungsstunde verordnete. Sie wird in Mürringen um den 22. Oktober als Betstunde oder Messe mit Anbetung begangen.

Auch das sogenannte Vierzigstündige Gebet am Ostersonntag und Ostermontag in Mürringen, das in der Zwischenkriegszeit noch ganze vier Tage dauerte, fiel dem beschleunigten Lebensrhythmus zum Opfer. Bis 1958 fand es an zwei Tagen von 7.00 bis 19.00 Uhr statt. 1958 wurde es auf die Zeit zwischen 10.00 und 20.00 Uhr verkürzt. Seit 1971 beteten die Gläubigen am Palmsonntag zwischen 14.00 und 20.00 Uhr. 1992 wurde es auf fünf Stunden verkürzt und 1993 auf die Zeit zwischen 14.00 und 18.00 Uhr.

Während die Allerheiligenoktav, ein Rosenkranzgebet während acht Tagen, schon 1968 fortfiel, wurde auch das tägliche Rosenkranzbeten in der Kirche im Oktober schon 1962 auf drei Einheiten pro Woche beschränkt. Gleichzeitig wurden die Gläubigen zum privaten täglichen Rosenkranzgebet aufgefordert. Seit 1970 beten die Hünninger unverändert zweimal pro Woche im Oktober gemeinsam in ihrer Kirche den Rosenkranz.

Beten, beten, beten

Auch die Maiandacht fand bis 1960 täglich statt. Seit 1961 nur noch an den Tagen, an denen der Priester in Hünningen

keine Messe mehr las und seit 1971 nur noch zweimal pro Woche.

Mit diesen Einschränkungen gab Paul Kettmus dem indirekten Druck der Gläubigen nach, die diesen Veranstaltungen in immer größerem Maße fernblieben.

Daß das Gebet aber nach wie vor eine Rolle spielen sollte und zeitgemäß sei, mahnte der Pfarrer regelmäßig im Pfarrbrief an, wie ein Auszug vom 1. August 1971 verdeutlicht: *»Zu den Stunden des Ewigen Gebetes am kommenden Mittwoch laden wir alle sehr herzlich ein. Je drängender die modernen Einflüsse auf uns einwirken, je zwingender die Hetze und Arbeitseinspannung uns einfängt, um so dringender ist für uns alle die Notwendigkeit der Stille, der Besinnung und des Gebetes geworden.*

In diesem Jahr war die Heuernte sehr gut und sehr schnell zu Ende. Das dürfte vielen die Möglichkeit geben und Veranlassung sein, rege an den Gebetsstunden teilzunehmen.

Wir haben viele Gründe zu danken, uns auf unser Leben, seinen Sinn, seinen Inhalt und sein Ziel zu besinnen, damit wir im modernen Lebenstrudel Bestimmung und Ausrichtung nicht verlieren.

Wir halten die nächtliche Anbetung nur bis 24.00 Uhr in der Erwartung, daß es vielen möglich ist, daran teilzunehmen.

Möge dieser Tag jedem einzelnen, jeder Familie und der ganzen Pfarre zum dauernden Segen werden.«

Wie unmündig die Christen in ihrer Kirche behandelt wurden (ohne daß es viele notgedrungen störte), ließe sich an zahllosen Beispielen nachweisen. Ein beredtes Beispiel ist die den Landwirten offiziell auf der Kanzel verkündigte Erlaubnis, am Sonntag im Heu arbeiten zu dürfen. Bis 1956 wurde diese Erlaubnis offiziell im Verkündigungsbuch vermerkt, bis Ende der 1960er Jahre wurde sie noch sporadisch in Hünningen erteilt. Auch die bereits erwähnte Aufforderung der Priester an Wahlsonntagen, ja die richtige und einzig christliche Partei zu wählen, ist beredtes Beispiel dafür, wie unmündig die Christen gehalten wurden.

Auch das tägliche Glaubensleben wurde noch durch viele Einzelheiten bestimmt, die den Jugendlichen von heute völlig unverständlich erscheinen.

So galt bis zum 27. Februar 1966 das alte Nüchternheitsgebot: Jeder Christ, der an einem Tag (meist dem Freitag oder Sonntag) kommunizieren wollte, durfte seit Mitternacht dieses Tages nichts mehr gegessen und keine alkoholischen Getränke getrunken haben. Erst seit diesem 27. Februar 1966 wurde dieses Nüchternheitsgebot auf zwei Stunden vor der Messe beschränkt, was neue religiöse Feierformen und -möglichkeiten zur Folge hatte.

Denn dieses Nüchternheitsgebot hatte zur Folge gehabt, daß die Priester die Kommunion in den Hochämtern nicht austeilten; schließlich mußten die Landwirte auch am Sonntagmorgen vor der Messe melken, was ohne Frühstück nicht ganz einfach war.

Bis 1970 wurden die Gläubigen noch zu sogenannten Gemeinschaftskommunionen aufgefordert: Die Pfarrjugend, die Kinder und die Männer wurden abwechselnd – und meist ausschließlich – zur Kommunion geladen. Die Frauen hingegen kommunizierten meist – weil es eben Tradition war – am Freitag (Herz-Jesu-Freitag) oder einmal im Monat am sogenannten Priestersamstag.

Auch die Kollekten in der Kirche entsprachen noch den alten, agrarisch-ländlichen Gewohnheiten: Zwischen 1952 und 1962 wurden für die Patres im Garnstock in Eupen Eier gesammelt. Sie gingen von 1963 bis 1968 an die Schwestern in Bütgenbach, für die zwischen 1959 bis 1966 auch noch Kartoffeln gesammelt worden waren.

Nach 1968 erfolgten diese Spenden nur noch in (moderner) Geldform.

Dieses Bild der alten, durch unzählige Vorschriften charakterisierten lehrenden Kirche wandelte sich in Hünningen seit Ende der 1950er Jahre beständig.

Wichtige Impulse setzten da die sogenannten Pfarrmissionen. Nachweisbar sind sie für 1919, 1947, 1956, 1968 und 1979. 1948 und 1957 wurden sie durch eine sogenannte Erneuerung der Pfarrmission ergänzt. Die neuen Ideen der auswärtigen, weltgewandten Brüder und Patres hatten häufig eine Dynamisierung des durch etwas Alltagstrott geprägten Kirchenlebens zur Folge.

Das gleiche gilt auch für die Impulse auf regionaler, kirchlicher Ebene, die seit 1970 zunehmend das religiöse Leben im Dorf veränderten.

Seelsorgerat und Pfarrgemeinderat

1969 wurde als Folge des Konzils ein Seelsorgerat gegründet, der die Seelsorge auf Ebene der heutigen Deutschsprachigen Gemeinschaft koordinieren sollte. Impulse sollten gesetzt, Laien später einbezogen und Offenheit demonstriert werden.

Erste wichtige Anregung des Seelsorgerates war die Gründung von Pfarrgemeinderäten, die 1970 in fast allen Pfarren mit recht großer Begeisterung entstanden.

Viele Christen verspürten echte Aufbruchstimmung. Das Zweite Vatikanische Konzil hatte die Mitarbeit der Laien (endlich) angemahnt, und nun schien es soweit zu sein.

Es kam weitere Bewegung in die lokalen Kirchen, die durch den Fortschrittswillen mancher Laien und Priester und die entgegenwirkende, konservative Haltung mancher Gläubigen geprägt waren.

Dieser Aufbruch war auch mit Ängsten, besonders unter den Priestern, verbunden.

Die Dechanten formulierten diese Spannung in einem Rundschreiben vom 1. April 1970: *»Die Pfarrgemeinderäte sind für uns alle Neuland. Daher bedarf es sowohl bei uns Priestern, wie auch bei unseren Laienmitgliedern einer längern Einspielung in den Geist und die Arbeitsweise des Pfarrgemeinderates. Von uns aus gesehen, müssen wir versuchen, viel Fingerspitzengefühl, viel Geduld und besonders viel Vertrauen aufzubringen: zuhören, beraten und wenig ex autoritate bestimmen.«*

Dennoch waren die Ziele dieser neuen Gremien für die Dekanate Büllingen und St. Vith klar ausformuliert: *»Der PGR hat als Aufgabe mit dem Priester, in enger Zusammenarbeit und verantwortlicher Mitarbeit das Reich Gottes, die Kirche, auf Pfarrebene und indirekt auf Gebietsebene, als Glaubens- und Liebesgemeinschaft aufzubauen. Der PGR muß daher wesentlich eine missionarische Ausrichtung haben«.*

Diese Pfarrgemeinderäte hatten nun auch in unserer Pfarre das große Problem, daß sie keine demokratischen Einrichtungen sein sollten, in denen den Laien ein echtes Mitspracherecht zugestanden wurde, sondern eher ein beratendes und unterstützendes Gremium ohne konkret faßbare Aufgaben im religiösen Leben.

Zwar regte der Pfarrgemeinderat die Verlegung der Fronleichnamsfeier auf den Sonntag an, zwar unterstützte er die *»Heiße-Eisen«*-Vorträge, zwar organisierte er religiöse Wochenenden in Montenau, zwar bemühten sich dort Laien redlich. Ihre Impulse fielen aber – selbst bei einem Paul Kettmus und Theo Jansen – nur dann auf fruchtbaren Boden, wenn sie auch dem Willen der Priester weitgehend entsprachen.

Drängende Probleme der religiösen Praxis, wie die seit Anfang der 1970er Jahre oft verlangte Einführung der Vorabendmesse, die von den Pfarrgemeinderäten angestoßen wurden und demokratisch durch eine Volksbefragung (81,6 Prozent für die Einführung der Vorabendmesse) in der Pfarre abgesegnet worden war, fanden beim Pfarrer eher notgedrungen eine Zustimmung – und das nur unter größtem Vorbehalt.

So schrieb er im Pfarrbrief vom 21. August 1977: *»Ab Samstag, dem 3. September, führen wir – dem Wunsche der Mehrheit entsprechend – die Vorabendmesse ein. Allerdings tun wir Priester es nicht ohne Bedenken und Sorge.*

Wir meinen, es wäre sicher nicht dem Sinn der Kirche entsprechend, grundsätzlich und aus bloßer Bequemlichkeit nur mehr die Samstagsabendmesse zu feiern. Die Gefahr wäre groß, daß der Sonntag seinen Inhalt und seine Bedeutung verlieren würde und zum leeren Wochentag würde. Die Zeit wird es zeigen, ob es unserem Volke wirklich zum Heile dienen wird. Dies möge jedenfalls als Wunsch am Anfang des Beginnens stehen.«

Auch wenn diese Vorbehalte verständlich sein mögen, so zeigen sie doch, daß der nur kurze Zeit demokratisch gewählte Pfarrgemeinderat, für den das Interesse bei den Laien sehr schnell sehr deutlich schwand, unter diesem mangelnden Vertrauen und den fehlenden Befugnissen litt.

Und das hat sich bis heute kaum geändert.

Die Aktion »Heiße Eisen«

Einen weiteren wichtigen Impuls setzte die sogenannte Aktion *»Heiße Eisen«*: *»Sie wird zu Beginn des kommenden Jahres in fünf verschiedenen Orten (Bütgenbach, Mürringen, Grüfflingen, Amel und St. Vith) je zwei Vortragsabende für die Jugendlichen ab 18 Jahre halten – als Vorbereitung auf Brautzeit und Ehe. (Diese Abende sind nicht zu verwechseln mit den Ehekursen für Brautleute, die vor der baldigen Heirat stehen) Am ersten Abend spricht ein Amtsrichter über Ehen in Konflikt. Am zweiten Abend werden in einem Podiumsgespräch zwischen Richter, Arzt, Priester, Eheleuten und Jugendlichen aus den Darlegungen des ersten Abends die Schlußfolgerungen gezogen. Diese Vortragsreihe wird im Einvernehmen und mit empfehlender Gutheißung vom Seelsorgerat durchgeführt.*

Wer oder was ist die Aktion 'Heiße Eisen'?

Es ist eine Gemeinschaft von Erwachsenen und Jugendlichen, Priestern und Laien, die sich für dringende Probleme sozialer und allgemeiner Art der Jugend unserer Heimat einsetzen. Sie möchte vor allem dort helfen, wo bestehende Organisationen und Verbände die Jugend nicht erreichen oder nicht ansprechen können,« klärte der Pfarrbrief vom 13. Dezember 1970 die Hünninger auf.

Diese Aktion setzte zeitweilig Impulse, verschwand aber schon wieder in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre.

Am 11. September 1971 nahm nun auch noch ein *»Institut für Pastoral und Katechese«* seine Arbeit im Bischöflichen Institut Büllingen auf. *»Hauptziel dieses Zentrums für 'Pastoral und Katechese' ist die Erweiterung des religiösen Wissens, sowie die persönliche Glaubensvertiefung. Darüber hinaus schafft es die Voraussetzungen für eine Tätigkeit in der Glaubensunterweisung.*

Es soll dazu beitragen, in unserer Heimat eine junge, erneuerte Kirche zu bilden, die sich mit Mut und christlicher Überzeugung den Problemen und Anforderungen unserer Zeit stellt und die aus dem Glauben heraus auf die Nöte und Hoffnungen der Menschen unserer Heimat antwortet.(...)

Der Unterricht findet statt an 25 Samstagvormittagen zwischen September und Mai mit jeweils vier Unterrichtsstunden. Außerdem will das Institut durch Abendvorträge und Glaubensgespräche den Jugendlichen und Erwachsenen zur Bewältigung eigener Glaubens- und Lebensfragen helfen,« umschrieb Kettmus die Ziele in seinem pfarreigenen Brief vom 29. August 1971.

Aufbruchstimmung

Auch diese Initiative, die diese Aufbruchstimmung der frühen 1970er Jahre widerspiegelt, stellte ihre Tätigkeit wohl Anfang der 1980er Jahre ein, um später in neuer Form in der Bildungsstätte St. Raphael Montenau wiederzuerstehen.

Diese regionalen Anstrengungen fanden auch ihre Entsprechung auf der dörflichen Ebene, wo sich ebenfalls eine leichte Aufbruchstimmung bemerkbar machte und eine neue Kirche im Widerstreit von konservativen und progressiven Christen herausbildete.

Eine scheinbare Nebensächlichkeit verdeutlicht nun zunächst, wie stark sich die Kirche dem neuen Lebensrhythmus anpassen und hierdurch ihr Menschenbild ändern mußte: Der Mensch war nicht mehr nur für die Kirche da, sondern die Kirche für die Menschen.

Deshalb nahm sie durch angepaßtere Gebetszeiten Rücksicht auf die steigenden zeitlichen Verpflichtungen der Menschen.

So fanden seit 1945 keine täglichen Messen mehr in Hünningen statt, die wahrscheinlich in den sechs vorhergehenden Jahren nur deshalb möglich geworden waren, weil Pater Menzel im Dorf gewohnt hatte. Das Meßangebot wurde auf meist drei Feiern während den Wochentagen beschränkt. Dies entsprach wohl auch eher den Möglichkeiten der ländlichen Bevölkerung.

Auch die Christmette paßte sich neuen Lebens- und Feiergewohnheiten an: Bis 1954 wurde sie um 24.00 Uhr gefeiert. Bis 1964 wurde sie dann – auch ein erneuernder Ansatz – durch eine Krippenfeier ergänzt. 1970 verlegten Jansen und Kettmus diese Christmette auf 22.00 Uhr.

Im Pfarrbrief begründeten sie diesen Schritt: *»Wir wollen alle Verständnis haben, besonders für Familien mit Kindern, die es schwer haben, die langen Wartezeiten sinnvoll zu überbrücken, zumal ist es sicher nicht angebracht, die Weihnachtsbescherung vor der Christmette zu halten. Das Sichbeschenken soll ja ein Weitergeben der Liebe sein, die wir in der Weihnachtsbotschaft von der Menschwerdung des Gottessohnes und im Zeichen des eucharistischen Brotes empfangen haben. (...)*

Der Weihnachtsrummel ist laut und aufdringlich, die Weihnachtsbotschaft ist leise und nur in der Stille vernehmbar.«

Mit diesem Schritt wollten die Priester nun dem steigenden Konsumdenken und der Entwicklung des Weihnachtsfestes zum unbedachten Geschenkfest entgegenwirken. Seit 1974 wurde die Christmette gar um 21.00 Uhr gefeiert.

Diese ständigen Anpassungen gingen nun auch in mehreren Fällen bewußt zu Lasten des Pfarrnebenortes Hünningen.

So wurde bis 1955 am Karsamstag um 7.00 die Karsamstagsfeier abgehalten. Als in Mürringen dann 1956 die Karsamstagsliturgie um 23.00 Uhr (seit 1963 um 20.00 Uhr) eingeführt wurde, notierte Paul Kettmus im Hünninger Verkündigungsbuch: *»Keine Liturgiefeier mehr in Hünningen, weil Grabesruhe.«*

Diese von Kettmus verordnete Grabesruhe umschreibt seine leichte Distanz zum Pfarrnebenort recht deutlich. Sie wurde in allen höheren Festen deutlich, die immer dem nur unbedeutend größeren Pfarrhauptort vorbehalten war. Ein Beispiel: So wurde beispielsweise das Taufwasser immer nur in Mürringen geweiht, wo die Hünninger es abholen mußten.

Seine leichte Distanz zu Hünningen begründet der ehemalige Pfarrer aus heutiger Sicht durch die häufige Kritik der Hünninger an Pater Bäcker (1956-1965): Seine langen Predigten hätten kaum gefallen. Als Pfarrer habe er aber indirekt die Verantwortung dafür tragen und die Kritiken einstecken müssen. Das habe ihn etwas vom Pfarrnebenort entfremdet.

Diese leichte Distanz des Pfarrers zu dem Pfarrnebenort hatte nun aber den großen Vorteil, daß die Hünninger ihr religiöses Leben fast seit jeher unabhängiger und mit Engagement der Laien mitgestalten mußten.

Die Kirche braucht Laien

Aus diesem Grunde fielen die Bemühungen von Pater Jansen und Pastor Kettmus, Laien verstärkt in ihre Arbeit einzubeziehen, besonders in Hünningen auf recht fruchtbaren Boden.

Das neue Bild vom mitverantwortlichen, mündigen Christen, durch das Zweite Vatikanische Konzil propagiert, motivierte die Priester. Hinzu kam ihre Vision vom Priestermangel, die sie schon 1973 im Pfarrbrief anmahnten: *»Drei Priester unseres Dekanates starben in dieser Woche: Dechant Ferdinand Hilgers aus Büllingen, Philipp Mertes aus Rocherath und Pater Gerhard Teeuven, Rektor des Missionshauses in Montenau. (...)*

Durch den Tod dieser Priester sind Lücken entstanden, die nicht leicht auszufüllen sein werden. Die Bedrohung des Priestermangels rückt auch für uns immer näher.

Die Belastung der anderen Priester wird immer größer.

Umso mehr und umso dringender sind die Laien zur Mitverantwortung und Mitarbeit aufgerufen, jeder Einzelne und im allgemeinen unsere Kirchenvorstände, Pfarrgemeinderäte, die Verantwortlichen der katholischen Organisationen.

In den Ereignissen spricht Gott zu uns. Hören wir auf seinen Ruf!

Nicht nur in der Weltkirche, auch bei uns ist die Ernte groß und der Arbeiter immer weniger. Bitten wir daher den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter (Laien und Priester) in seine Ernte sende.«

Heute wissen wir, daß nur diese Einbeziehung der Laien der Kirche Zukunft bieten wird.

Laienarbeit war allerdings damals nicht nur in der Kirche gefragt. Auch karitative Organisationen brauchten uneigennützige Hilfe.

So vermerkte der Pfarrbrief vom 12. Dezember 1971: *»Wer von unseren Mädchen ist bereit, etwa alle vier bis fünf Wochen einen Sonntag zu opfern im Dienste der Kranken in Bütgenbach und zur Entlastung des Pflegepersonals?*

DEIN Lohn: Die Dankbarkeit der Kranken und des Pflegepersonals, den Dank und Lohn dessen, dem du in den Kranken dienst.

DEIN GEWINN: Freude, vertiefte Menschlichkeit und Liebe, Erfahrungen, die dein Leben bereichern und zum Dienen befähigen.«

Dieser Aufruf, der auch als Dienst am Menschen und der Kirche verstanden wurde, fand damals eine recht große Resonanz unter den Jugendlichen, die so ihr soziales Engagement unter Beweis stellen konnten.

Auch hier hat jede Zeit ihre Form des sozialen Miteinanders.

Das Hauptaugenmerk von Pfarrer Kettmus für seine progressiven Botschaften galt der Jugend. Mit viel Engagement hatte er die Gründung der KLJ unterstützt und ihre Arbeit begleitet. Auch den Vereinen galt seine Aufmerksamkeit, ohne daß er ihre Autonomie aber hätte beschneiden wollen. Als *»oberster Sittenwächter«* suchte er beispielsweise die Theaterstücke von Musik- und Gesangverein aus, mahnte er zu Sitte und Ordnung, nennenswerte Eingriffe in die autonome Struktur der Vereine nahm er aber nie vor.

Eine erste Form der Jugendarbeit hatte er 1947 durch die Organisation von Singproben eingeführt, die allerdings 1954 schon wieder ausstarben. Auch die jungen Mädchen sangen gemeinsam zwischen 1947 und 1951.

Diese Ansätze wurden anschließend wohl von der KLJ übernommen.

Auch die Meßdiener fanden zwischen 1954 und 1963 die Aufmerksamkeit des Priesters, der Wallfahrten, Einkehrtage und Ausflüge organisierte. Seit Ende der 1960er Jahre wurden die Meßdiener durch die Zeitschrift *»Leuchtfeuer«* belohnt.

Dank eines geschmuggelten Film- und Diaprojektors konnte der Pfarrer seit 1952 regelmäßig Lichtbilder vorführen *(Verjagte Herde, 1953, Die Schulfrage, 1956, Palästina, 1956, Missionsreise nach Australien, 1957 u.a.)* und etwa zweimal pro Wintersaison (Stumm-)Filme vorführen. Bis 1966 waren abwechselnd Kinder, Jugendliche und Erwachsene eingeladen, für die dieses

Hünningen, 1956: Der Missionsprediger Pater Bungert S.V.D mit Meßdiener (Julius Lux, Mathias Murges, Pater Bungert, Aloys Kessler, Aloys Fickers, Konrad Lux, Richard Wilquin, Barthel Jouck)

Angebot in der fernsehlosen Zeit eine echte Alternative war.

Diese Jugendarbeit fand einen Höhepunkt 1963, als die Barrieren zwischen Priester und Volk durch das Vatikanische Konzil eingerissen worden waren, und nun auch die ersten echten Jugendmessen aufkamen.

Während zwei Jahren finden sich Einladungen zu diesen Messen, während denen alle Jugendlichen in den ersten Bänken Platz nahmen. Moderne Kirchengesänge und erste liturgische Experimente mit ansprechenderen Gebeten für die Jugendlichen machten aus diesen ersten Messen ein Ereignis. Während die Resonanz in Mürringen recht gut war, zeigten die Hünninger Jugendlichen zwar Präsenz, ohne daß der Funke aber so richtig übersprang. Das Experiment wurde nach etwa fünf Auflagen in unserem Dorf wieder eingestellt.

Neubelebt wurden diese Jugendmessen kurze Zeit Anfang der 1980er Jahre.

Die traditionelle Jugendmesse am Kirmesdienstag, die kirchlich seit Menschengedenken vorgeschrieben war, aber nie der Jugend angepaßt gefeiert wurde, wurde – wegen der allgemeinen Abwesenheit von Jugendlichen – 1984 eingestellt.

Neben diesen neuen Ansätzen, die besonders auf die Jugend abzielten, veränderten sich auch die religiösen Feiern im Verlaufe des Kirchenjahres und im Verlauf des Lebens recht deutlich.

Erstes Beispiel: die Meßfeier

Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) betete der Priester die Messe größtenteils auf Latein, vor dem Hochaltar und somit vom Volk abgewandt. Folglich verstanden die Gläubigen kaum die gesprochenen Texte und waren auch optisch

Erstkommunion, 1956: Die Kleidung zeugt bereits vom steigenden Wohlstand
(?, ?, Camille Kehl, Robert Heinen, Therese Jouck, Walter Greimers, Herbert Sieberath, ?, Pfarrer Kettmus, Matthias Murges, Resi Heinen, Barthel Jouck, Renate Lux, ?, Ketchen Murges, Richard Wilquin, Martha Andres, Erna Mollers, Christel Stoffels, Agnes Küpper, ?, Rosa Küpper, Renate Simon, Maria Andres, Mathilde Stoffels, Lisa Lux, Martha Küpper, Juliane Fickers, Jules Lux, Konrad Lux, Lehrer Eugene Wolff, Angela Mollers, Maria Hepp, Raymond Wolff, Erich Sieberath, Rosemarie Maraite, Sanny Weber, Agnes Jousten, Harry Kehl, ?, Marie Therese Behrens, Jannine Behrens, Erna Lux, Luise Longton, Lilli Stoffels, Marie José Stoffels, Rosa Hepp, Bernard Simon)

von der *»heiligen Handlung«* ausgeschlossen. Schon 1956, fast zehn Jahre vor der Neuerung, hatte Paul Kettmus zum ersten Mal während der Erstkommunionfeier in Hünningen den Hochaltar verlassen und die Feier dem Volke zugewandt begangen. Zeitzeugen erinnern sich an diesen *»Schock«*: Keiner habe zunächst gewußt, was der Priester im Chorraum gewollt habe. An hohen Festtagen wiederholte der Priester diese Neuerung. Wie mutig diese Haltung war, zeigt sich am Verbot, das der Bischof 1959 für diese christenfreundliche Neuerung während der Firmung ausdrücklich aussprach.

Zweites Beispiel: die Taufe

Für diese Feier hatte das Konzil (1962-1965) wichtige neue Impulse gesetzt. Schon im Oktober 1963 gestaltete Kettmus zum ersten Mal eine Taufe mit zwei Kindern in Hünningen als Familienfeier. Die erste offiziell angekündigte Gemeinschaftstaufe für Familie und die Gemeinschaft aller Gläubigen fand 1964 statt.

Seither haben die in Hünningen tätigen Priester viele Versuche unternommen, um diese Feier aufzuwerten und in das religiöse Leben der Pfarrgemeinde einzupflanzen, was aber ebenso wenig in Hünningen wie in den übrigen Dörfern gelungen ist. Im Hinblick auf den akuten Priestermangel finden seit 1994 Taufen nur noch an festgesetzten Sonntagen abwechselnd in Hünningen und Mürringen statt.

Drittes Beispiel: die Kommunion und die Erstkommunionfeier

Das Kommunizieren war für die Gläubigen in der Kirche der 1950er Jahre noch die Ausnahme. Die angekündigten Gemeinschaftskommunionen bestimmten, wann die Gläubigen dieses wichtige Sakrament empfangen durften. Und dies erfolgte in der Regel nur nach einer Beichte.

Erst die Möglichkeit der Priester, das strikte Nüchternheitsgebot für hohe Feste zu lockern, ermöglichte den Hünningern, seit Anfang der 1960er Jahre verstärkt im Hochamt die Kommunion empfangen zu

Erstkommunion, 1963: Die Kommunionbank ist optisch und räumlich noch immer eine Barriere zwischen Gläubigen und Priester

Erstkommunion, 1958:
Die Mädchen tragen lange Kleider
(Jean-Marie Longton, Peter Lux, Ewald Jouck,
Hermann Fickers, Raimund Kessler,
Mathieu Wolff, Elfriede Maraite, Agnes Andres,
Agnes Sieberath)

Kommunion, 1979:
Die Kommunionkinder werden kindgerecht
vorbereitet und nehmen aktiv an der Feier teil

dürfen. So berichtete Paul Kettmus, daß er sich zu seinem 25jährigen Priesterjubiläum 1965 gewünscht habe, daß möglichst viele Gläubige im Hochamt die Kommunion empfangen sollten. Da die meisten dieser Aufforderung gefolgt seien, sei dies für ihn zweifelsohne der Höhepunkt dieses Festes gewesen.

Erst die Abschaffung des alten Nüchternheitsgebotes 1966 veränderte aber diese Gewohnheiten der Gläubigen nachhaltig.

Auch wichtige Neuerungen wurden positiv aufgenommen. Trotz gegenteiliger Erwartungen haben die Hünninger 1968 während der Pfarrmission die Einführung der Handkommunion ohne auffallende Kritik umgehend akzeptiert. Die Einführung von Kommunionhelfern, elf Jahre später bei gleicher Gelegenheit, lehnten sie hingegen ab.

Die Gemeinschaftskommunion der Männer, der Jugend und der Kinder wurde dann 1971 aufgehoben und durch ein Hochamt für die gesamte Pfarrgemeinde ersetzt.

Im Hinblick auf den drohenden Priestermangel führten die Priester in Hünningen schon 1979 eine weitere Neuerung ein, die im Pfarrbrief angekündigt wurde: *»Auf Wunsch wird unseren Kranken und Betagten, die nicht am sonntäglichen Gottesdienst teilnehmen können, die hl. Kommunion an jedem Sonntag ins Haus gebracht.*

Wir bitten die Angehörigen, ihren Kranken diesen Wunsch – wo möglich – selbst zu erfüllen.

Ist das nicht ein wunderbar-sinnvoller Liebesdienst. So war es jahrhundertelang Brauch in der Kirche. Man möge gegebenenfalls dem Priester Bescheid geben. Er wird dem betreffenden Kommunionhelfer bei der Kommunionausteilung oder nach der hl. Messe die hl. Hostie für den Kranken in einer Patene überreichen.«

Ebenso wie sich das Kommunizieren verändert hat, hat sich auch die Erstkommunionfeier den neuen Erwartungen und Anforderungen der Lokalkirche angepaßt. Daß dies in Hünningen schon recht frühzeitig erfolgte, dürfte nach dem bisher Gesagten kaum verwundern.

Schon 1953 bezog Pastor Kettmus den Volksschullehrer Rudi Lejeune in die Vorbereitung der Erstkommunionmeßfeier ein; seit 1957 übernahmen die Volksschullehrer, abwechselnd Marga Chavet oder Rudi Lejeune, auch teilweise den Erstkommunionunterricht während des Unterrichtes, der für damalige Verhältnisse schon

Hünningen, 1983: Immer mehr engagierte Laien bereiten den Kommunionunterricht in Zusammenarbeit mit dem Priester vor

ausgesprochen stark auf die Fähigkeiten und Möglichkeiten der Kinder zugeschnitten war.

Seit 1967 übernahm dann Marga Lejeune in Zusammenarbeit mit dem Pfarrer weitgehend Kommunionunterricht und Vorbereitung der Meßfeier. Der Pfarrer erteilte noch einen speziellen Beichtunterricht und den Religionsunterricht in der Volksschule.

Dies änderte sich 1978, als der Pfarrer diese Aufgabe krankheitsbedingt nicht wahrnehmen konnte und nun Manfred Hennes den Religionsunterricht übernahm. Den Kommunionunterricht erteilte weiterhin Marga Lejeune, die 1981 Hilfe von einigen freiwilligen Frauen erhielt. Sie waren keine Mütter der Kommunionkinder, sondern engagierte Laien.

Während Volksschullehrerin und Religionslehrer den Lehrstoff vermittelten, schafften die Helferinnen eine kindgerechte Atmosphäre: Sie beteten, erzählten Geschichten, diskutierten mit den Kindern und bastelten mit ihnen Festtagsschmuck.

Als Rudi Schumacher Pfarrverwalter von Mürringen wurde, führte er nicht nur Einheitskleidung für dieses Fest ein, sondern nahm auch 1985 das Angebot der Kommunionmütter an, die Vorbereitungsstunden mitzugestalten. Sie fanden abwechselnd in den Privathäusern unter Aufsicht von jeweils zwei Kommunionmüttern statt. Anschließend wurde Gebäck angeboten.

Da dieses Angebot im Laufe der Zeit aber übertrieben wurde, die Kommunionmütter auch gewisse Probleme mit der Disziplin eingestehen mußten und Außenstehende mitunter heftige Kritik übten, suchten Priester und Laien nach einer neuen Formel.

Seit 1990 erleben die Hünninger und Mürringer Kommunionkinder gemeinsam ihre Unterrichtsstunden - abwechselnd im Pfarrsaal von Mürringen und Hünningen. Jeweils fünf Unterrichtsstunden erteilen der Religionslehrer, die Kommunioneltern und der Priester. Diese Form hat sich nun in den letzten Jahren als konstruktiver Kompromiß mit Zukunft bewährt.

Einige kritische Anmerkungen zum Wandel des religiösen Lebens in den Eifeldörfern verfaßte Manfred Hennes, der den Hünningern als Volksschullehrer und später als Religionslehrer bekannt ist: *»Seit Beginn der 1980er Jahre zeichnet sich das religiöse Leben in unserer Pfarrgemeinde durch eine tiefgreifende Glaubensnot aus, die in den Familien durch eine weitgehend fehlende religiöse Erziehung verursacht wird. Besonders die Kinder fühlen sich in diesem Bereich oft allein, unsicher, fremd und hilflos.*

Deshalb ist uns Laien aufgetragen, nach Wegen zu suchen, auf denen wir heute gerade den Kindern und deren Eltern das Leben ganzheitlich mit Geist, Wort und Herz persönlich und gemeinschaftlich erschließen können.

Die Kinder sollen die Frohe Botschaft als Botschaft des Lebens wieder hören, glauben, leben und feiern. Eine gezielte Elternarbeit erscheint da als eine immer dringlichere Aufgabe:

- *Die Eltern sollen am Weg ihrer Kinder teilnehmen können.*
- *In der Erlebnisgestaltung sollen Eltern und Kinder erfahren, wie das religiöse Tun und das alltäglich Leben zusammenkommen und eins werden.*
- *Die Familie soll den Weg der Kinder unterstützen. Voraussetzung ist aber, daß das gemeinschaftliche, religiöse Leben hierfür gestärkt wird.*
- *So möchten wir den Eltern selbst das Sakrament neu erschließen. Was sie selbst angerührt hat, das können sie auch weitergeben, da können sie auch wieder Rede und Antwort stehen.*
- *Eltern, Pfarrer und Mitarbeiter in der Katechese sollen miteinander vertraut werden, damit sie nie allein unterwegs sind.*

Die Teilnahme der Eltern am Weg der Kinder soll vielseitig geschehen durch Elternabende, Teilnahme an Gruppenstunden und nicht zuletzt durch gemeinsame liturgische Feiern und Gottesdienste, in denen ebenfalls auf ganzheitlichem Weg das Wort Gottes und die Eucharistie erschlossen werden.

Das braucht aber Zeit. Um Eltern für die katechetische Arbeit zu gewinnen, müssen sie gezielt an diesen Weg der religiösen Erziehung herangeführt werden, ohne sie geistig und persönlich zu überfordern. Auch Kontinuität ist in dieser Arbeit sehr wichtig.

Außerdem hat dieser Weg den Vorteil, daß auch engagierte Laien so ihren Weg zur Gemeindekatechese finden können.

Auch die Präsenz des Pfarrers auf diesem ganzheitlichen Weg ist hier dringend erforderlich. So kann er die Arbeit der Laien unterstützen und mit den Kindern Glaubensgemeinschaft erleben, mit ihnen ins Gespräch kommen und Verbindungen zwischen den Gruppenstunden und der Erstkommunionfeier aufbauen.

Die gemeinsame Gestaltung der Erstkommunionvorbereitung (durch Priester, Eltern und Katechet) in einem gesunden Gleichgewicht stärkt schließlich die Einmütigkeit auf dem Glaubensweg.

In dieser Einmütigkeit, dem Gedanken- und Glaubensaustausch, wächst auch eigentlich erst die Kraft zum frohen Glaubenszeugnis für das Kind, die Liebe zur Aufgabe und der Raum für neue zukunftsweisende Ideen.

Ein Priester oder ein Katechet allein auf weiter Flur werden da wohl nicht mehr bewegen können.

Sakramentvorbereitung mit Durchschlagskraft

Elternhaus und Pfarrseelsorge sollten in Einklang stehen und sich unterstützen. Nur so hat eine Sakramentenvorbereitung in unserer Zeit überhaupt noch Durchschlagskraft.

Vieles bleibt natürlich auf diesem Weg offen.

Jede Vorbereitung der Kinder ist nur ein Samenkorn. Ob es wächst, obliegt auch unserem Gott, dem wir unsere Sorgen vertrauensvoll in die Hände legen dürfen. Gebe er uns den Mut für diesen etwas anderen Weg aus dem Glauben zum Glauben.«

Hünningen, 1985: Die Einheitskleidung für die Kommunionfeier ersetzt das persönliche Kleidungsstück

Unter diesen Voraussetzungen kann es nicht verwundern, daß die Feier der Erstkommunion in unserem Jahrhundert bereits viele Gesichter hatte.

Ein kurzer Rückblick mag hier aufschlußreich sein. Rosa Fickers-Jost, 1902 geboren, erinnert sich: *»Ich gehörte zum ersten Jahrgang 1912, der nicht mehr mit zwölf, sondern mit zehn Jahren die Erstkommunion feierte. Etwa 40 bis 50 Kinder, drei Jahrgänge, feierten in Mürringen dieses Fest. Ich trug ein schwarzes Kleid und einen weißen Schleier.*

Da so viele Mädchen die Kommunion machten, fehlten für viele die weißen Schleier. Sie erhielten als Ersatz ein Krönchen. Pate und Patin kamen zur Feier, das Mittagessen war wie üblich. Am Nachmittag gab es allerdings einen guten Kaffee mit selbstgebackenem Kranz und Fladen.«

Ähnliche Erfahrungen machte auch Anna Jouck-Andres (*1908): *»Mit zwölf Jahren machte ich meine hl. Kommunion. Der Unterricht fand in der Kirche zu Mürringen statt. Während einer langen Zeit gingen wir jede Woche zu Fuß dorthin. Der Pastor begann immer mit einer Besinnung, dann wurden die Fragen des Katechismus erläutert. Diese mußten wir dann auswendig lernen. Nach zwei Stunden traten wir den Heimweg wieder an. Natürlich gab's fast jedes Mal Streit mit den Mürringern. Sie jagten uns den 'Jöstrich' runter und riefen uns nach: 'Hönninger Steeböck'. Wir antworteten: 'Mörringer Liebeck'.*

Lange vor dem Fest paarten wir uns, d.h. wir bildeten ein Kommunionpaar. Ich wählte Christine Küpper, die somit meine Kommunionsfreundin wurde. Diese Freundschaft hielt unser Leben lang.

Am Weißen Sonntag 1920 lag soviel Schnee, daß wir mit dem Schlitten nach Mürringen fahren mußten. Die Messe war um 8.00 oder 9.00 Uhr; wir waren auf jeden Fall nüchtern, obwohl die Stallarbeit erledigt sein mußte.

Ich trug ein schwarzes Kommunionkleid und schwarze Strümpfe. In der Kirche erhielt ich einen beschädigten Schleier.

Während der Kommunion spannten die Meßdiener ein breites, weißes Tuch vor dem Altar, an dem wir kommunizierten. Die übrigen Besucher der Feier kommunizierten an der Kommunionbank.

Am Festessen nahmen neben Pate und Patin auch meine Kommunionfreundin teil. Als Geschenk erhielt ich Heiligenbilder.

Den Nachmittag verbrachte ich bei Christine Küpper, wo auch der Nachbarkaffee stattfand.

Montags morgens gingen meine Mutter und ich wieder nach Mürringen zur Messe. Danach waren die Hünninger Familien jeweils bei einer Mürringer Familie zum Frühstück eingeladen.«

Auch Adolph Kessler (*1916) erlebte als Kind seine Erstkommunion unter gleichen Bedingungen: *»Ich feierte 1926 mit zehn Jahren meine Kommunion. Pastor Becker hatte uns sechs Wochen lang vorbereitet. Einmal wöchentlich gingen wir nach Mürringen zur Kirche. Es war ein sehr strenger Unterricht, der von den zehn Geboten handelte.*

Besonders die Probekommunion hat mich sehr beeindruckt. Pater Becker legte uns ein Stückchen Brot auf die Zunge und sagte, daß die Hostie fast so schmecke, aber nicht gesalzen sei. So verlaufe auch die Kommunion.

Die Erstkommunionfeier erschien mir Stunden zu dauern, da noch lange nachgebetet wurde. Die Kommunion empfingen wir an der Kommunionbank.

Auch zu dieser Zeit bestand noch der Brauch, ein Paar zu bilden. Johann Maraite wählte mich aus. Deshalb verbrachte ich meinen Festtag bei Johann Maraite. Als ich unser Haus verließ, begegnete mir mein Pate, der zu Fuß von Merlscheid kam. Er reichte mir 20 Franken als Geschenk.

Mein Vater schämte sich für diese hohe Summe und wollte sie zurückgeben. Denn mein Bruder verdiente als Knecht 150 Franken im Monat; und meine Mutter sagte: Wenn Albert das Geld nicht nach Hause brächte, könnten wir kein Fest feiern.

Ich feierte also mit Johann in 'Lendertz', und mein Pate und meine Patin feierten zu Hause. Als ich am Abend heimkam, waren die Gäste weg. Am folgenden Tag kam Johann zu mir. Mittags gab es dann Festessen und nachmittags kamen die Nachbarfrauen zum Kaffee. Sie brachten vorwiegend religiöse Bilder zum Einrahmen mit.«

Agnes Küpper-Kessler (*1940) berichtet von ihren Erinnerungen, die die Brücke zu den erneuernden Ansätzen der Nachkriegszeit schlagen: *»Ich machte meine Kommunion 1948 auf Pfingstsonntag in Hünningen. Pastor Kettmus hat mich sechs Wochen lang zu Hause vorbereitet, da ich erkrankt war. Ich mußte pro Woche drei Fragen aus dem Katechismus auswendig lernen.*

Ich trug ein weißes, kurzes Kleid und einen Schleier. Die vier größten weißgekleideten Mädchen, die schon etwas älter waren, waren die sogenannten 'Führengel': Sie führten uns zur Kirche, an die Kommunionbank und aus der Kirche.

Von meiner Patin erhielt ich Stoff für ein Kleid und meine ersten goldenen Ohrringe. Das war ein ausgesprochen wertvolles Geschenk. Eine meiner Tanten kam schon morgens um 6.00 Uhr von Rocherath mit dem Fahrrad gefahren, um das Festessen zu kochen.

Die Kommunion hat mich sehr beeindruckt, weil ich etwas (die Hostie) bekam. Da dies aber nur etwa einmal im Monat der Fall war und immer mit einer Beichte verbunden sein mußte, war dieser Empfang der Kommunion für mich jedesmal ein Ereignis.«

Viertes Beispiel: die Firmung

Auch dieses Sakrament spiegelt fast beispielhaft die Veränderungen der lokalen Kirche in den vergangenen 75 Jahren wieder.

Eine heute nicht mehr nachzuvollziehende Kirche erlebten die Hünninger, die noch in den 1920er Jahren gefirmt wurden.

Anna Jouck-Andres (*1908) erinnert sich: *»Mit 14 Jahren wurde ich in Mürringen gefirmt. Ich weiß, daß damals (wahrscheinlich wegen des Krieges) schon sieben Jahre keine Firmung mehr gefeiert worden war. Die Fragen des Katechismus wurden sehr vertieft. Für die Ankunft des Bischofs wurde ein großer Triumphbogen*

Hünningen, 1953: Die Firmlinge der Jahrgänge 1943-45
(Renate Simon, Renate Lux, Mathilde Stoffels, Martha Küpper, Katharina Murges, Juliana Fickers, Angela Mollers, Christel Stoffels, Julius Lux, Aloys Fickers, Mathias Murges, Ignatz Kessler, Robert Heinen, Konrad Lux, Aloys Kessler, Barthel Jouck)

in Mürringen errichtet. Die Hünninger brauchten nicht zu helfen. So hatten die Mürringer den Schmuck und das Fest, und wir mußten zu Fuß dahin. Rosa Maraite war meine Firmpatin, von der ich als Geschenk einen Rosenkranz erhielt.«

Auch Adolph Kessler (*1916) weiß ähnliches zu berichten: *»Ich wurde mit zwölf Jahren in Rocherath gefirmt. Es war wieder ein sehr strenger Unterricht. Ich freute mich sehr auf diesen Tag: Für uns war es ein Ereignis, mal einen Bischof zu sehen. Nur vor der Ohrfeige hatten wir Angst, obwohl Pastor Becker uns immer wieder sagte, daß es nur ein gelinder Backenstreich sei.*

Da im gleichen Jahr ein großes Musikfest in Montenau stattgefunden hatte, stand bei Aloys Maraite noch der von den Mädchen geschmückte Leiterwagen. Da Johann aus 'Lendertz' auch gefirmt wurde, wurden wir alle mit diesem Wagen nach Rocherath gefahren – allein das war für uns schon ein außergewöhnliches Erlebnis.

Jeder hatte einige Butterbrote dabei, die wir nach der Firmung in einer Gastwirtschaft mit einem Glas Limonade verzehrten. Firmpate war der alte 'Reutisch' (Nikolaus Jost) und Firmpatin war Lehrerin Theis. Sie schenkten uns einen Rosenkranz.

Zu Hause fand kein Fest statt, obwohl wir den Tag als Fest erlebten.«

Dieser Ablauf änderte sich bis in die 1950er Jahre kaum, wie Agnes Küpper-Kessler (*1940) erzählte: *»Ich wurde 1950 gefirmt. Alle Kinder, die zur Kommunion gekommen waren, wurden gefirmt. Pastor Kettmus unterrichtete uns über die Kraft des Heiligen Geistes anhand der Bibel. Der Unterricht fand in Mürringen statt. Natürlich wurde sich mit den Mürringern ordentlich gezankt.*

Die Firmung fand dann in Rocherath statt. Franz Halmes aus Rocherath fuhr mit seinem Lkw die mit Rahm gefüllten Milchkannen nach Amel zur Molkerei. Auf seiner Rückfahrt nahm er uns mit diesem Lastkraftwagen mit. Auf dem offenen Wagen standen Bänke für uns bereit.

Es war ein Dienstagnachmittag.

Dem Unterricht nach hätten wir etwas vom Heiligen Geist spüren müssen, aber es passierte nichts. Meine Erwartungen hatten sich nicht erfüllt. Dann habe ich nicht mehr darüber nachgedacht. Ich war auch noch zu klein.

Es wurde kein Fest gemacht. Der Tag lief nur so nebenher. Von der Firmpatin für alle, Maria Maraite, bekamen wir einen Rosenkranz. Am nächsten Sonntag waren wir zum Kaffee eingeladen.«

Von 1947 bis 1959 wurden alle Firmlinge in ihrem weißen Kommunionkleid oder in ihrem Kommunionanzug gefirmt. Das war möglich, da sie in der Regel 8, 9 oder 10 Jahre alt waren. Die Firmung fand zudem auch alle drei Jahre statt. Für alle Firmlinge wurden ein Firmpate und eine Firmpatin bestimmt. Sie schenkten in der Regel einen Rosenkranz und luden die Kinder am folgenden Sonntag zu einem Kaffee ein. Dieser Brauch starb 1959 aus.

Seit 1962 wurden die Firmlinge dann mit 11 oder 12 Jahren gefirmt. Das Sakrament wurde nun alle zwei Jahre erteilt. Natürlich fielen die Kommunionkleider nun weg, da sie den Jugendlichen einfach nicht mehr paßten.

Seit 1964 suchte jeder Firmling sich einen eigenen Firmpaten oder eine eigene Firmpatin. Bis in die 1960er Jahre scheint dieses *»Fest«* für die meisten Betroffenen allerdings ohne bleibende Erinnerung gewesen zu sein. Kaum ein Befragter konnte sich an den Empfang der Firmung erinnern.

Das scheint auch logisch zu sein. Die Firmung wurde an einem schulfreien Nachmittag erteilt, an dem eines der ausgewählten Nachbardörfer aufgesucht wurde. Besonderheit war wohl die Präsenz des

Hünningen, 1956: Die Firmlinge der Jahrgänge 1946-48
(Johann Kessler - Firmpate, Heini Lux, Werner Hepp, Herbert Sieberath, Ewald Hepp, Georges Heinen, Walter Greimers, Camille Kehl, Irma Simon, Bernard Simon, Rosa Küpper, Harry Kehl, Martha Andres, Rosemarie Maraite, Raymond Wolff, Erich Sieberath, Sanny Weber, Resi Heinen, Agnes Jousten, Maria Jost, Jeannine Behrens, Lilly Stoffels, Rosa Hepp, Marie-Josée Stoffels, Marie Thérèse Behrens, Erna Lux, Marie-Louise Longton)

Bischofs, der dieses Sakrament nach 1947 immer selber erteilte.

1974 erfolgte dann eine bedeutsame Neuerung. Von nun an fanden die Firmungen ausnahmslos in Mürringen statt; das Alter der Firmlinge wurde auf 13 oder 14 heraufgesetzt. Das Sakrament erteilten entweder der Generalvikar, der bischöfliche Vikar oder der Bischof.

Seit 1976 übernahmen Laien in Zusammenarbeit mit den Priestern den sogenannten Firmunterricht, der Anfang der 1970er Jahre auf regionaler Ebene vorbereitet worden war und als Firmheft vorlag.

Die Vorbereitung veränderte sich nun stark. Nicht mehr nur die Wissensvermittlung, sondern auch ergänzende Aktivitäten organisierten die Firmhelfer. Jugendmessen wurden vorbereitet, religiöse Orte besucht und auch die Geselligkeit schon mal gepflegt. Zeitweise gelang sogar eine Firmnachbereitung.

Die Firmung gewann für die Firmlinge an Bedeutung, weil sie einerseits gezielt ihre/n Paten/Patin auswählen konnten, andererseits die Firmung auch in den Familien als Fest gestaltet wurde. Festessen und Geschenke kamen auf.

Seit 1989 wird jährlich in unserer Pfarre gefirmt. Das Alter ist auf 14 Jahre festgesetzt worden. Seit 1992 engagieren sich auch Eltern. Sie und die Firmhelfer treffen sich zur Vorbereitung regelmäßig in Büllingen, wo auch die Firmung stattfindet.

Noch bis 1971 fand parallel zur Firmung die sogenannte Schulentlassungsfeier statt, mit der die Taufgelübdeerneuerung verbunden war.

Zwischen 1947 und 1951 bereitete Pastor Kettmus die Jugendlichen mit Vorträgen auf diese Feier vor. 1951 wurden dann die Exerzitien auf regionaler Ebene durch die Priester eingeführt. Zunächst wurden sie in den großen Ferien organisiert, später auf die Osterferien verlegt.

Sie haben auch heute noch Bestand.

Hünningen, 1969: Schulentlassung mit Erneuerung des Taufgelübdes (Erwin Simon, Marcel Stoffels, Robert Weber, Gisela Simon, Ursula Greimers, Agnes Lux)

Fünftes Beispiel: das Bußsakrament

Viele Neuerungen waren durch das Zweite Vatikanische Konzil angedacht worden. Doch in der Regel waren es nicht die Neuerungen, die das bestehende Glaubensleben bedrohten. Sondern in vielen Fällen hatten die Gläubigen schon eine so große Distanz zum Überlieferten aufgebaut, das bereits krisengeschüttelt und überlebt war, daß Neuerungen unabdingbar waren.

Sie konnten nur versuchen, Abhilfe zu schaffen und den bereits entstandenen Schaden in Grenzen zu halten. Ein treffendes Beispiel ist die Beichte, die schon seit Anfang der 1960er Jahre rückläufig war.

Erst 1970 hatte Paul Kettmus die vom Konzil angeregten Bußfeiern, parallel zur Beichte, eingerichtet. Doch auch dieser Schritt nach vorne konnte die ständig sinkende Nutzung der Beichte nicht verhindern.

Oft wies der Pfarrer im Pfarrbrief auf diesen Mißstand hin. Der Auszug vom 2. Januar 1972 gibt einen repräsentativen Eindruck: *»Der Empfang des Bußsakramentes ist auf ein Minimum zurückgegangen, nicht nur bei der Jugend, sondern auch bei den Älteren.*

Ich verstehe nicht so recht, wie wir in einer so wichtigen Sache so selbständig erneuern. Und da, wo die Kirche in nebensächlichen Dingen ändert, um wirklich zu erneuern, gehen wir so schwer mit.

Damit will ich keineswegs den Wert der vom Konzil empfohlenen Bußfeiern, auch als Möglichkeit der Sündenvergebung, unterschätzen oder gar verneinen.

Im Gegenteil, die Bußfeier hilft zu einer tieferen und umfassenderen Gewissenserforschung und Gewissensbildung. Wir können unser Leben besser in den Blick bekommen. Wenn das uns helfen würde, persönlicher und damit wirkkräftiger das Bußsakrament zu empfangen, hätten wir, so meine ich, zusätzlich viel gewonnen.«

Sechstes Beispiel: die Hochzeit

Natürlich lag den Priestern viel an einer Ehevorbereitung. Schließlich fiel ihnen allgemein bis in die 1960er Jahre die ausschließliche Aufgabe der sexuellen Aufklärung zu. Auch einige Aspekte des christlichen Menschen- und Ehebildes sollten bei dieser Gelegenheit vermittelt werden.

Während die Ehevorbereitung bis in die 1950er Jahre in Hünningen nur in einem Gespräch beim Priester bestand, wurden (nur) die heiratswilligen Männer zwischen 1955 und 1957 zu ehevorbe-

Hünningen, 1932:
Hochzeit von Margarethe Lux und Albert Jost
(Anna Wilquin, Helene Lux, Franz Lux,
Josef Andres, Nikolaus Lux, Maria Lux,
Anna Andres, Anna Greimers, Eligius Lux,
Margarethe Soens, Johanna , Leo,
Margarethe und Johann Lux, Albert Jost,
Aloys Jost, Louis Peters, Mathilde Jost, Leo Jost,
Nikolaus Fickers, Susanne Lux, Anna Heinen,
Helene Jost, Josef Hepp, Johann Lux,
Anna Katharina Lux, Anna Katharina Jost,
Bartholomäus Lux, Margarethe Lux,
Katharina Jost, Rosa Jost, Klemens Hepp,
Josef Hepp, Katharina Lux, Paula Jost,
Clemens Jost, Hermann Fickers)

Hochzeit, 1953:
Übermütige Hochzeitsgäste lassen ihre Kräfte ab
(Herbert Küpper, Richard Greimers, Victor und
Ludwig Küpper)

reitenden Exerzitien geladen. Die heiratswilligen Mädchen mußten sich gleichzeitig mit Vorträgen begnügen.

Brautkurse im heutigen Sinne wurden 1957 auf Dekanatsebene eingeführt.

Auch in der Feier der Hochzeit sind einige Details erwähnenswert. So wurden die Heiratswilligen in unserem Dorf bis 1966 dreimal in der Kirche ausgerufen. Seit 1967 wurde ihre Heiratsabsicht im Schaukasten und seit 1970 im Pfarrbrief publik gemacht.

Im Hinblick auf das strenge Nüchternheitsgebot fanden die Hochzeiten bis 1962 immer samstags um 9.00 Uhr statt. Am folgenden Tag wurde eine Frühmesse für das Brautpaar gelesen, das – dem Nüchternheitsgebot folgend – seine Hochzeitsfeier um 24.00 beendet haben sollte.

Da diese als Schikane empfundene Frühmesse seit etwa 1960 in steigendem Maße von den Jungverheirateten boykottiert wurde, verzichteten die Priester nach und nach. Seit 1962 fanden die Hochzeitsmessen dann verstärkt um 10.00 oder um 11.00 Uhr statt.

Erst seit 1973 wurden die ersten Hochzeitsmessen vereinzelt und dann allgemein um 14.00 oder 14.30 Uhr gefeiert.

Das entsprach nun einem Trend der Zeit: Feiern fanden zunehmend am Abend statt. Da die Zahl der Gäste stark stieg und Haushochzeiten verschwanden, setzte sich der Trend zu nur noch einer warmen Mahlzeit durch. Schließlich sollte die Hochzeitsmesse auch als Sonntagsmesse gelten, was als große Erleichterung angesehen wurde.

Die neue Feierkultur der Hünninger schlug sich auch in den kirchlichen Feiern nieder. So wurde 1975 zum ersten Mal eine Vorabendmesse zur Silbernen Hochzeit eines Hünninger Paares erwähnt.

Diese Analyse könnte durch viele weitere Beispiele ergänzt werden.

Die Einführung des Pfarrbriefes

Eines, das nicht fehlen darf, ist die Einführung des Pfarrbriefes im Jahr 1970. Zunächst ersetzte er die Verkündigung der Meßintentionen, die etwa fünf Minuten vor jeder Messe erfolgten. Da bei dieser Gelegenheit aber auch schon allgemeine Anmerkungen, Mitteilungen und Anregungen von den Priestern verbreitet wurden, entwickelte sich auch der Pfarrbrief zu

einem wichtigen, zeitgemäßen Instrument der Verkündigung.

Nach wie vor wird dieses Blatt, offen für kirchliches und dörfliches Leben, von den meisten Gläubigen aufmerksam gelesen.

So war auch der Pfarrbrief Mürringen-Hünningen, der seit 1974 illustriert erscheint, besonders in den ersten fünf Jahren seines Erscheinens ein Zeugnis kirchlicher Verkündigung, in dem sich jeweils aktuelle Anliegen und ausführliche Analysen zur Zeitgeschichte in unseren Dörfern wiederfinden lassen.

Zwei Beispiele mögen Zeugnis von diesem Zeitgeist und von der Art und Weise, wie unsere Priester damit umgingen, geben.

So schrieb Paul Kettmus im Pfarrbrief vom 22. August 1971: *»Wünsche und Gedanken zur Kirmes. Zu den Kirmestagen wünschen Herr Pater und ich Euch allen und Euren Gästen recht viel Erholung und Freude. Echte Freude ist abhängig vom Frieden mit Gott und unseren Mitmenschen, von der liebenden Zuneigung zu den anderen, vom Geist der Vergnügungen, der Gespräche, der Lieder und Tänze.*

Vergessen wir darum bitte nicht,

- *daß echte Freude vor allem unter Christen unvereinbar ist mit Lieblosigkeit, Maßlosigkeit, Unanständigkeit in Kleidung, Tanz und Benehmen;*
- *daß nicht die Anzahl Gläser Bier, die einer einlaufen läßt, oder die Geldsumme, die einer auswirft, das Maß der Freude oder gar den Wert des Menschen bemessen;*
- *daß modern sein nicht gleichzusetzen ist mit Hot pants oder Maxi-mini (dann wäre ja mancher Urwaldmensch doch noch etwas moderner!!). Mir scheint, daß wir die Grenzen des Annehmbaren, Anständigen bereits überschritten haben;*
- *daß jeder Jugendliche, die Eltern, die Erwachsenen, die Wirte vor ihre Verantwortung gestellt sind;*
- *daß die Jugend zu einem verantwortungsvollen Tun des Beispiels der Erwachsenen bedarf. Unsere Jugend möge zeigen, daß sie besser ist als ihr Ruf bei vielen, und so gut, wie wir sie schätzen;*
- *daß alle zu den Eucharistiefeiern der Kirmestage herzlichst eingeladen sind.«*

Hünningen, 1960: Hochzeit Frieda Andres und Nikla Maraite. Ist man Mitglied eines Vereines, so wird dieser für einige Stunden zur Hochzeit geladen.
(Ernst Stoffels, Mathias Murges, Julius Lux, Klemens Kessler, Nikolaus Kessler, Ferdinand Fickers, Aloys Fickers, Josef Simon, Josef Heinen, Hubert Jouck, Barthel Jouck, Karl Fickers, Jan Szczurek, Ludwig Küpper, Josef Lux, Nikolaus Maraite, Frieda Maraite-Andres)

Hünningen, 1960: Die abendliche Feier verlagert sich aus dem Elternhaus der Braut in die Wirtschaft mit angrenzendem Saal
(Josef Heinen, Jan Szczurek, Hubert Jouck, Mathias Murges, Aloys Fickers, Josef Lux, Ernst Stoffels, Margarethe Maraite-Pothen, Ivan Dejardin, Frieda Maraite-Andres, Nikolaus Maraite, Josef Andres, Hermann Andres)

Auch der Pfarrbrief vom 28. März 1971 zeigt, wie nah die Priester am Puls der Zeit waren und welches Menschenbild sie vertraten und verteidigten: *»Das Volksbildungswerk veranstaltet am Montagabend im Saal Grün-Solheid in Büllingen einen Vortragsabend. Es spricht Dr. Weyer vom Volkswachtbund Köln zum Thema: Stehen wir vor einer sexuellen Revolution?*

Wer nicht ganz blind und taub ist, sieht und hört wie die Dämme der Sittenlosigkeit aufgebrochen sind und die Schlammflut daherwälzt.

Da hilft kein Jammern, Schimpfen noch Klagen; ja, nicht einmal ein Entrinnen durch Davonlaufen. Da heißt es für jeden, seine Verantwortung für sich und für die anderen zu erkennen und sich ihr zu stellen.

Ich meine, mit Jammern und Klagen können wir niemandem helfen, weder uns selbst noch den anderen, die in unsere Verantwortung gegeben sind. Auch kann uns niemand von unserer Verantwortung entheben. Wir wollen uns helfen lassen, klarzusehen, richtig zu urteilen und im Maße des Möglichen zu handeln. Darum möge sich jeder persönlich eingeladen wissen.«

Mit diesen wenigen Zeilen deutete der Pfarrer im Grunde genommen sein Glaubensbekenntnis für seine Arbeit an. Der mündige Christ, der seine Verantwortung

Hochzeit, 1960: Die Köchinnen und die Bedienung sind Verwandte, Freundinnen oder Nachbarinnen (Leni Lejeune, Marthe Jost, Margarethe Fickers-Schröder, Irma Maraite, Toni Fickers)

Hochzeit, 1995: Hochzeitszug mit Hochzeitskutsche. Hochzeit Karin Rauw und Egon Kerst.

trägt, sich helfen läßt, klarzusehen, richtig zu urteilen und im Maße des Möglichen zu handeln.

Das Erbe einer neuen Dynamik

Als Pater Jansen Hünningen 1981 und Pfarrer Kettmus Mürringen 1983 verließen, da ging kirchlich eine Ära in unserem Dorf zu Ende, die durch große Kontinuität in den Personen und den ehrlichen Willen zu einem zukunftsweisenden Wandel geprägt war.

Bis 1986 erlebten die Hünninger und Mürringer dann die Folgen des immer stärker werdenden Priestermangels: Pater Finken betreute aushilfsweise Hünningen, Rudi Schumacher und Josef Mostert wurden Pfarrverwalter der Pfarre Mürringen-Hünningen.

Schon jetzt zeigte sich, daß die Gläubigen nicht mehr mit einem neuen Pfarrer alten Stils, der seine Arbeitskraft fast ausschließlich in den Dienst seiner Pfarre stellen konnte, rechnen durften: Die Zahl der Messen sank, das religiöse Angebot war nicht mehr nur lokal, sondern zunehmend regional ausgerichtet, die Mitarbeit der Laien wurde immer notwendiger.

Doch noch einmal versah mit Pater Finken ein Priester *»des alten Schlags«* in Hünningen den Sonntagsdienst. Er hatte kaum Kontakt zum Dorf und ihm fehlte etwas die Sensibilität für eine europäische, fortschrittlich ausgerichtete (Dorf-)Kirche der 1980er Jahre.

Hermann Pint wurde schließlich 1986 als neuer Pfarrer berufen.

Ihm, als Priester mit zahlreichen weiteren Aufgaben (Präses der regionalen KLJ, Marriage encounter, Betreuung von Missionaren), oblag es nun, den eingeschlagenen Weg hin zu einer zukunftsorientierten Dorfkirche fortzusetzen.

Primiz, 1960: Ein Zeugnis der ehemaligen „Volkskirche"

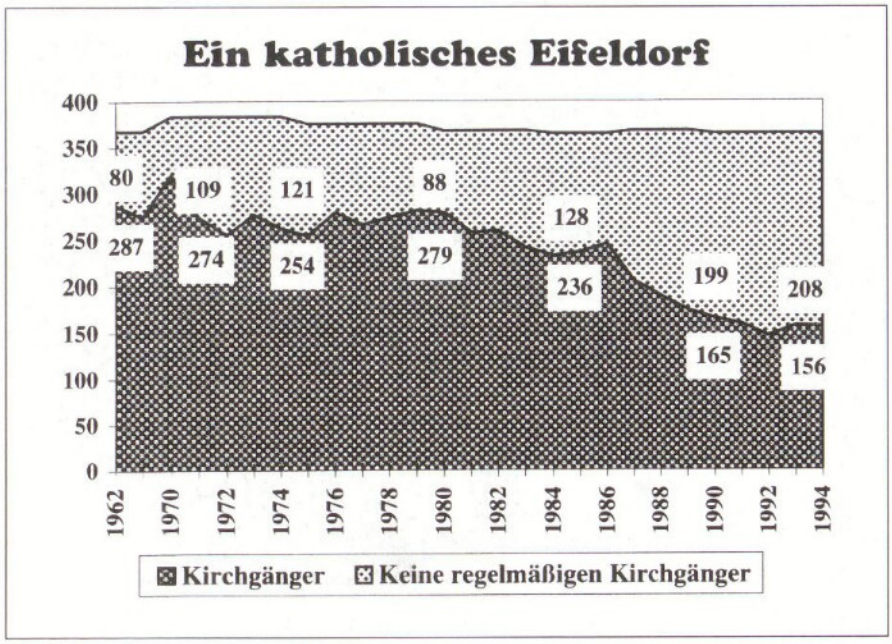
Recht gelassen nahmen die Hünninger seine Entscheidung auf, seinen Wohnsitz nicht in Mürringen, sondern in Büllingen zu nehmen.

Nach einer fast neunjährigen Tätigkeit wird Hermann Pint nun als Priester geschätzt, der sehr gefühlsbetont ist, stark spirituell und meditativ ausgerichtet ist und großen Wert auf den gemeinsamen Gottesdienst legt. Seine offene und engagierte Art und seine Fähigkeit, einen sehr starken und tiefen Kontakt zu den einzelnen Gläubigen aufzubauen, werden bei den Gläubigen als große Stärken anerkannt. Im Gegenzug vermissen einige beim gebürtigen Crombacher schon mal Managerqualitäten, die heute von den oft überforderten Priestern immer häufiger erwartet werden.

Besonders die Jugend hat aber im Pfarrer einen wichtigen Ansprechpartner gefunden, der gerade in dieser Zielgruppe viele wichtige Impulse setzen konnte.

Unter diesen Voraussetzungen scheint die Lokalkirche durchaus Zukunft zu haben: Denn gerade in der Zeit des großen Priestermangels kann den Hünningern nun ihre früher aufgezwungene Selbständigkeit zugute kommen, die sie in der Regel zu kirchlich relativ offenen und fortschrittlichen Menschen gemacht hat.

Segnen des Krautwisch, 1994:
Ein alter Brauch in neuem Gewand.
Die nachkonziliare Kirche auf der Suche nach erneuerter Zukunft
(Stefanie Kessler, Pastor Hermann Pint)



(1) Archiv der Kantonalinspektion, Bericht des Konferenzkreises St.Vith vom 15.09.1922.
(2) Musterlehrplan 1924.
(3) TOUSSAINT (Heinrich), Bittere Erfahrungen, Eupen, 1988, Bd. II, p. 101-105.
(4) Ibidem, p. 102.

Mentalität: Gibt es einen Hünninger Dorfcharakter?

Die Geschichte eines Dorfes wird nicht nur durch äußere Einflüsse bestimmt. Das Denken und Empfinden, aber auch der Charakter der Menschen sind wichtige Einflußfaktoren für das soziale Miteinander.

Ein erster Hinweis, daß es typische Mentalitäten für einzelne Dörfer gibt, lesen sich beispielsweise an den Spitznamen ab, die die Dörfer der belgischen Nordeifel im Verlauf der letzten Jahrhunderte erhalten haben: Die Rocherather *»Böschäsele«*, die Büllinger *»Wändbögdel«*, die Mürringer *»Liebecker«*, die Honsfelder *»Vennknöpp«*, die Manderfelder *»Treschen«*, um nur einige aufzuzählen.

Ob die Hünninger *»Steeböck«* denn nun auch Charaktereigenschaften haben, die sie – natürlich etwas verallgemeinert – von anderen Dörfern unterscheiden, diese Frage stellten wir den Hünninger Vereinen. Aus diesen Antworten wollten wir dann einen repräsentativen Querschnitt ziehen.

Doch zunächst mußten wir feststellen, daß die gegebenen Antworten in großen Zügen identisch waren: Ein erster wichtiger Hinweis auf eine typische Hünninger Dorfmentalität also.

Zunächst stellten die befragten Hünninger fest, daß das Dorf im Vergleich mit anderen Dörfern lange Zeit rückständig gewesen sei. Der technische Fortschritt habe nur langsam Einzug gehalten; diese Gemächlichkeit in diesen Dingen sei vielen Dorfeinwohnern bis heute nicht abhanden gekommen.

Ein weiteres, wesentliches Erbe der Vergangenheit seien die früher starken Familienclans, die bestimmenden Einfluß auf Dorfleben und Vereine gehabt hätten. Heute seien die Bindungen zwar wesentlich lockerer, der Einfluß aber noch immer abgeschwächt spürbar.

Der Umgang mit Auswärtigen, die beispielsweise in Hünningen einheirateten, sei offen und konstruktiv. Allerdings nur unter der Bedingung, daß die neuen Dorfeinwohner auch den ersten Schritt auf die Hünninger zu machten. Das sei die beste Garantie, um schnell akzeptiert zu werden. Das gleiche Verhalten kehre auch in der Vereinsarbeit wieder. Der Aufruf zur Mitarbeit reiche nicht aus, auch hier möchten die Hünninger persönlich gefragt werden. Machten die Vereinsverantwortlichen diesen Schritt, so erhielten sie im Gegenzug aber auch fast jede Hilfe.

Im täglichen sozialen Umgang im Dorf oder mit Auswärtigen seien die Hünninger nun zurückhaltend; in manchen Fällen könne man das sogar mit Sturheit umschreiben. Probleme habe der typische Hünninger Durchschnittsbürger auch, wenn er öffentlich seine Meinung äußern soll.

Das Zusammenleben im Dorf zeichne sich nun in überdurchschnittlichem Maße durch eine intensive Vereinsarbeit aus. Die Zusammenarbeit der Vereine sei seit den 1950er Jahren gut, hier hätten die Hünninger aus den Fehlern der Zwischenkriegszeit gelernt. Der positive Dorfgeist sei durch den Bau des Saales Concordia 1970 dann noch erheblich gesteigert worden. Zu diesem positiven Klima ohne nennenswerte Rivalitäten trügen die Uneigennützigkeit und der große, gesunde Ehrgeiz für das Dorf bei, die sich in der Organisation öffentlicher Feste immer wieder in einem deutlichen Hang zur Perfektion zeigten.

Der Alltagshünninger sei schließlich ein praktisch denkender Mensch. Er lebe seinen Wohlstand bescheidener als der Honsfelder oder Büllinger. Äußerlichkeiten zählten relativ wenig.

Er habe allerdings auch einen tüchtigen Schuß Konservatismus abbekommen, jedoch bedeutend weniger als der Mürringer beispielsweise.

Hünningen, 1955

Feiern im Dorf (Bräuche)

Es wäre müßig, alles bisher Bekannte über die Bräuche in diesem Buch wieder abzudrucken. Einen hervorragenden Überblick bieten da die Bände *»Leben und Feiern auf dem Lande. Die Bräuche der belgischen Eifel.«*

In diesem Kapitel wird deshalb zunächst ein tabellarischer Überblick über die einzelnen Brauchhandlungen geliefert; er wird anschließend durch Erzählungen und Beschreibungen ergänzt, die die Brauchentwicklung in Hünningen exemplarisch verdeutlichen.

Hünningen, 1972: Feste feste feiern. (Aloys Lux, Norbert Kessler, Hermann Greimers, Peter Lux, ?, Raymond Wolff, Helmut Sieberath, ?, André Wolff)

Bräuche im Laufe des Jahres

SILVESTER	Feuerwerk: Brauch seit 1980 immer stärker vorhanden Geläut: Brauch nicht vorhanden Weckenkarten auf Sylvester: bis 1940 Sylvester mit Freunden feiern: seit den 1960er Jahren
NEUJAHR	Besuche: Brauch vorhanden seit Menschengedenken Glückwünsche: Brauch vorhanden seit Menschengedenken *»Neujährchen«* (Weckenmann) verschenken: Brauch vorhanden, abnehmend Neujahrsball: seit 1972
STERNSINGEN	Rundgang der Sternsinger: Brauch nicht vorhanden
LICHTMESS	Frühmesse und Andacht: bis 1970 Segnen der Kerzen: 1947 bis 1952 Lichterprozession während der Messe: von 1952 bis 1965 Nur noch Kerzenweihe: seit 1966
BLASIUS	Blasiussegen: Brauch vorhanden seit Menschengedenken Einzeln verteilt nach jeder Messe, während der Andacht für die Kinder: bis 1972 Segen für alle gemeinsam: seit 1972
VALENTINSTAG	Fest der Verliebten: Brauch nicht vorhanden
ALTWEIBERFASTNACHT	Heischgang der Kinder: Brauch nicht vorhanden Möhnen im Dorf: Brauch nicht vorhanden Schlipse abschneiden: Brauch nicht vorhanden Möhnenumzug: Brauch nicht vorhanden
KARNEVAL	Heischgang der Kinder: Brauch allgemein vorhanden Zwei Formen vor 1940: Heischgang ausschließlich in der Nachbarschaft oder Heischgang durch das gesamte Dorf

Hünningerinnen mit Krautwisch, 1994

	Umzug: einziger Umzug 1932 mit einem Wagen Theater am Karnevalssonntag: nachweisbar seit 1920 bis 1969 Ball: nachweisbar von 1920 bis heute, bis 1969 immer von sonntags bis dienstags Kappensitzung: seit 1980
ASCHERMITTWOCH	Heringessen: Als Abschluß des Karnevalsdienstagsballes im privaten Rahmen bis 1969 Privat noch vereinzelt In der Wirtschaft seit etwa 1988
BURGSONNTAG	Burgbrennen: Brauch vorhanden seit Menschengedenken Heischegang: Brauch vorhanden seit Menschengedenken Eiersammeln, backen von Pfannekuchen oder Mutzen: bis 1967 Fritten für Burgjungen: seit 1972 Anzahl Burgen: in der Regel eine, vereinzelt bis in die 1960er Jahre zwei oder drei
KARWOCHE	Klappern: Meßdiener klappern *»Ze Hoof«*: bis 1940 Heischegänge allein, zu zweien oder dreien in der Nachbarschaft: bis 1967 Klappern (zwei Heischerunden, Läuten): seit 1967 Mädchen klappern mit: seit 1986 Judastreiben: wahrscheinlich bis Mitte der 1950er Jahre
OSTERN	Ostereiersammeln: Brauch vorhanden seit Menschengedenken
PROZESSIONEN	Markusprozession: bis 1983 Bittprozession: bis 1965 am Montag und Dienstag in Mürringen, am Mittwoch von Mürringen nach Hünningen und dort Messe seit 1966 bis heute am Mittwoch vor Christi Himmelfahrt
1. APRIL	In-den-April-schicken: Brauch vorhanden seit Menschengedenken
1. MAI	Maikalb: Kinderbrauch bis Anfang der 1970er Jahre Maiennacht singen: seit 1961 Fahrzeugsegnung: von 1956 bis 1968 (dann Christi Himmelfahrt) Prozession zur Waldkapelle: von 1956 bis 1968 (dann Christi Himmelfahrt)
MAIBRÄUCHE	Maialtar: vereinzelt noch vorhanden
CHRISTI HIMMELFAHRT	Prozession zur Waldkapelle: seit 1969 (zunächst am 1. Mai) Fahrzeugsegnung: seit 1969 (zunächst am 1. Mai)
MUTTERTAG	Muttertagsfest: 1940 bis 1945, dann allgemein seit Ende der 1950er Jahre
FRONLEICHNAM	Prozession: im Pfarrhauptort seit Menschengedenken
KIRMES	Kirmesbaum: Brauch vorhanden seit Menschengedenken Ganshauen und Hahnenköpfen: seit 1995 *»Ronnen«* tanzen: von altersher bis 1940 auf dem *»Wass«* Lancier tanzen: von 1946 bis 1965 vor *»Jelessen«* seit 1980 wieder, nun aber im Saal Concordia Kirmes begraben: bis 1914 Nachkirmes: bis 1977
MARIA HIMMELFAHRT	Krautwisch segnen: Brauch vorhanden Fußwallfahrt nach Schönberg: seit 1979
ERNTEDANK	Erntedankmesse: seit 1987

Errichten des Kirmesbaumes, 1994

Kirmes, 1994

ALLERHEILIGEN	Prozession zum Friedhof: seit Menschengedenken
ALLERSEELEN	Prozession zum Friedhof: bis 1969
ST. MARTIN	Martinszug: seit 1979 (abwechselnd in Mürringen und Hünningen) Martinsfeuer: seit 1979 (abwechselnd in Mürringen und Hünningen)
NIKOLAUS	Telleraufstellen am Nikolaustag: vorhanden wahrscheinlich seit Menschengedenken Schuhaufstellen in der Vornikolauszeit: seit den 1930er Jahren Bescherung in der Schule: wahrscheinlich seit 1920 Nikolaus besucht Schule: seit 1951 Nikolaus besucht Häuser: seit 1951 Begleiter: Hans Muff und zwei Engel (seit 1951)
ADVENT	Adventskranz in der Kirche: seit 1946 Adventskranz in den Häusern: allgemein seit 1975
WEIHNACHTEN	Weihnachtsbaum in der Kirche: wahrscheinlich seit den 1910er oder 1920er Jahren Weihnachtsbaum in den Häusern: seit 1935 allgemein Krippe in der Kirche: seit Mitte der 1930er Jahre Krippe in den Häusern: Papier- und Laubsägekrippen seit Anfang der 1930er Jahre *»De-Chrestbom-kicke-john«*: Von Mitte der 1920er bis Anfang der 1950er Jahre

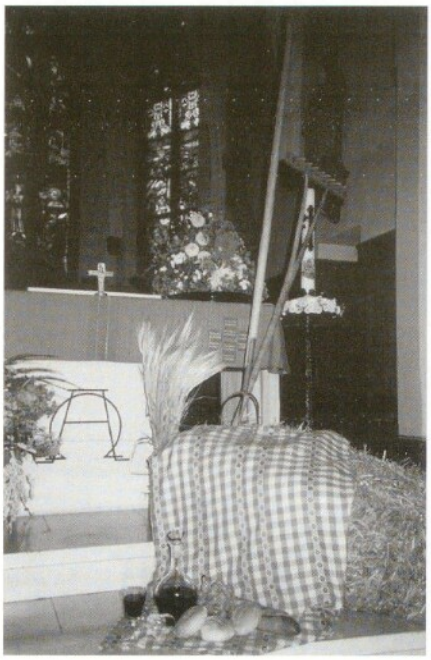
Volksfrömmigkeit

FEIER DES PFARRPATRONS	Wechselnder Termin: seit 1945 Feier mit Frühmesse, Hochamt, Andacht: bis 1966 Feier in den Familien: seit 1940 stark abnehmend, vereinzelt
FEIER DES 2. PFARRPATRONS ST. NIKOLAUS	Feier am Tag selber mit Frühmesse, Hochamt, Andacht: bis 1966 Feier in den Familien: seit 1940 stark abnehmend
DORFPROZESSIONEN	Fahrzeugsegnung: seit 1956 nachmittags von 1958 bis 1964 abends mit Lichterprozession zur Waldkapelle seit 1965 wieder nachmittags anschließend Prozession zur Waldkapelle: seit 1956 Kreuzweg: seit 1988 auf Mitfasten von Mürringen nach Hünningen am Karfreitag von Hünningen nach Mürringen Allerheiligen: Prozession zum Friedhof – seit Menschengedenken Allerseelen: Prozession zum Friedhof bis 1969 Prozessionen zur *»Maraites-Kapelle«*: wahrscheinlich vereinzelt zwischen 1935 und 1938

Wallfahrten

NACH BERK

1. **Zielort:** Berk bei Hallschlag
2. **Tag:** Fastenzeit
3. **Weg, Verkehrsmittel:** Losheimergraben, Losheim, Hallschlag, Berk, zu Fuß
4. **Veranstalter:** Privatleute
5. **Teilnehmer:** 30 bis 40 Personen
6. **Mitgeführte Zeichen:** Kreuz und Brudermeister
7. **Opfergaben:** Geld
8. **Wallfahrtsandenken:** keine
9. **Meinung:** Bußprozession als Vorbereitung auf Ostern
10. **Ablauf:** Heilige Messe, Verehrung der 14 Nothelfer, Kaffee bei den Leuten, mitgebrachte Butterbrote
11. **Zeitraum der Teilnahme:** Anfänge unbekannt, bis 1940



Erntedankmesse, 1993

NACH HEIMBACH

1. **Zielort:** Heimbach
2. **Tag:** September, Maria Geburt
3. **Weg, Verkehrsmittel:** Hellenthal war erste Station, Maria Wald zweite Station, zu Fuß
4. **Veranstalter:** Pfarre
5. **Teilnehmer:** große Beteiligung
6. **Mitgeführte Zeichen:** Priester, Meßdiener, Kreuz, Brudermeister
7. **Opfergaben:** Geld
8. **Wallfahrtsandenken:** Rosenkränze, Medaillen, hl. Bildchen u.a.
9. **Meinung:** In allen Familienangelegenheiten
10. **Ablauf:** Abends nach Ankunft Andacht, Unterkunft bei Privatpersonen, Kaffee und mitgebrachte Butterbrote, am zweiten Tag morgens Pilgermesse, Abreise
11. **Zeitraum der Teilnahme:** allgemein bis 1937, vereinzelt bis 1962, offiziell von der Kanzel verkündigt 1956, 1957, 1961 und zuletzt 1962

NACH PRÜM

1. **Zielort:** Prüm
2. **Tag:** Christi Himmelfahrt
3. **Weg, Verkehrsmittel:** Losheim, Kehr, Prüm, zu Fuß
4. **Veranstalter:** einige Familien
5. **Teilnehmer:** kleine Gruppe von Vätern und Müttern
6. **Mitgeführte Zeichen:** keine
7. **Opfergaben:** Geld
8. **Wallfahrtsandenken:** keine
9. **Meinung:** zu Ehren des Hl. Willibrord (gegen Nervenkrankheiten wie Epilepsie u.a.)
10. **Ablauf:** Gebet und Andacht
11. **Zeitraum der Teilnahme:** bis 1939

NACH HOLZHEIM

1. **Zielort:** Holzheim
2. **Tag:** Mai
3. **Weg, Verkehrsmittel:** Hünningen, Honsfeld, Holzheim, zu Fuß
4. **Veranstalter:** Pfarre
5. **Teilnehmer:** Fast aus jedem Haus
6. **Mitgeführte Zeichen:** Priester, Kreuz, Meßdiener und Brudermeister
7. **Opfergaben:** Geld
8. **Wallfahrtsandenken:** keine
9. **Meinung:** für die Feldfrüchte
10. **Ablauf:** Meßfeier, Verehrung des Hl. Donatus, Kaffee trinken bei den Holzheimern, mitgebrachte Butterbrote
11. **Zeitraum der Teilnahme:** bis 1939, vereinzelt nach dem Krieg bis Ende der 1940er Jahre

NACH KEVELAER

1. **Zielort:** Kevelaer
2. **Tag:** während den Sommermonaten
3. **Weg, Verkehrsmittel:** Pilgerzug von Losheim, seit 1975 von Prüm aus
4. **Veranstalter:** Eifeler Kevelaer Bruderschaft, Jünkerath
5. **Teilnehmer:** vereinzelt (fünf bis höchstens zehn)
6. **Mitgeführte Zeichen:** keine
7. **Opfergaben:** Geld
8. **Wallfahrtsandenken:** Übliches Repertoire
9. **Meinung:** Marienverehrung
10. **Ablauf:** Lichterprozessionen, Messen und Andachten
11. **Zeitraum der Teilnahme:** frühestens 1912 bis 1940, seit 1953 bis Ende der 1970er Jahre, letzter Zug 1989

NACH SCHÖNBERG

1. **Zielort:** Schönberg
2. **Tag:** Maria Himmelfahrt (15. August)
3. **Weg, Verkehrsmittel:** Hünningen, Honsfeld, Herresbach, Schönberg, zu Fuß
4. **Veranstalter:** Pilgergemeinschaft Mürringen-Hünningen
5. **Teilnehmer:** anfangs bis zu 70, heute rund 25 aus Hünningen und Mürringen

St. Martin, 1993

6. **Mitgeführte Zeichen:** Fahne der Pilgergemeinschaft
7. **Opfergaben:** Geld
8. **Wallfahrtsandenken:** keine
9. **Meinung:** Marienverehrung
10. **Ablauf:** Mittagspause in Herresbach, Teilnahme am religiösen Programm in Schönberg
11. **Zeitraum der Teilnahme:** seit 1979

NACH MONTENAU	Für alle Jungmänner (1954)
FERNWALLFAHRTEN	Bis 1970 meist von der Gilde oder den Landfrauen organisiert: Heiligtumswallfahrt nach Aachen (1951), Moresnet (1952), Koeckelberg (1954), Heilig-Rock-Wallfahrt nach Trier (1959), Steinfeld (1961), Himmerod (1963, 1966), Banneux (1957, 1964 u.a.) Nach 1970: individuell oder in Gruppen (je nach Angebot) nach Banneux, Lourdes, Schönstatt, u.a.

Bräuche im Laufe des Lebens

GEBURT	Hausgeburt: bis 1963 Anmelden: seit Menschengedenken vereinzelt Innerhalb der drei ersten Kalendertage nach der Geburt: bis 1962 Innerhalb der drei ersten Arbeitstage nach der Geburt: von 1962 bis 1978 Aufschwung fand das Fest besonders seit dem 30. März 1984, da die Anmeldung nun innerhalb der nächsten 14 Tage nach der Geburt stattfinden mußte. Wer früher: Vater und zwei Nachbarn oder Angestellte des Standesamtes oder Passanten Wer heute: Vater und enge Freunde Aussegnen: bis 1963 Wann: maximal 2 Wochen nach der Geburt An welchem Tag: nach einer Werktagsmesse Wo: Erste Segnung am Eingang der Kirche Zweite Segnung an der Kommunionbank Opfer: vereinzelt Kerzen
TAUFE	Teilnahme Vater: seit 1945 Teilnahme Mutter: seit 1963 Teilnahme Familie: seit 1964 Paten verteilen Tauf»*schicken*«: allgemein seit 1985 Wer war 1930 Pate: Großeltern, Tanten und Onkel (nach Altersfolge) Wer ist heute Pate: Onkel, Tanten und Freunde
KINDSKAFFEE	»*Brass*«: bis 1940 Wann: drei bis fünf Wochen nach der Geburt Teilnehmer: ausschließlich verheiratete Nachbarsfrauen Ausgeschlossen: Männer und unverheiratete Jugendliche
FREIEN	»*Hillichsmächer*«: bis 1950 vereinzelt »*Ströppen*«: bis 1940 Letzte Katzenmusik: 1935 Freibier: seit Menschengedenken, jeder (Auswärtige und Hünninger) muß Freibier geben »*Kaaf*« streuen: Brauch vorhanden seit Menschengedenken, nachlassend »*Kaaf*« streuen: Puppe und Text: allgemein seit Menschengedenken, nachlassend Wo hängt die Puppe: immer an der Kirche
HOCHZEIT	Türkranz: Brauch vorhanden seit Menschengedenken Wer bindet: seit Menschengedenken Nachbarfrauen, die den Kranz binden können, und Nachbarmädchen

Pilgergemeinschaft auf dem Weg nach Schönberg, 1994

	Segen der Eltern: immer unter Ausschluß der Öffentlichkeit, noch vereinzelt vorhanden Feier nur im Elternhaus der Braut: bis 1945 Feier allgemein nur im Saal: seit 1972 »*Flotschen*« an den Autos: seit 1970 Hochzeitszug verteilt Schnaps: bis 1960 Weißes Brautkleid: seit 1940 Streiche spielen: allgemein verbreitet
SILBERHOCHZEIT	Familienfest: seit Menschengedenken Öffentliches Fest für größeren Freundeskreis: seit Ende der 1950er Jahre
TOD	Sieben-Kreuze-gehen: bis 1958 Aufbahren auf »*Schoof*«: bis 1963 Krautwisch als Beigabe: bis 1960 Aufbahren durch Bestattungsunternehmen: seit 1965 Aufbahren in Sarg: seit 1960 Aufbahren durch Nachbarn: allgemein bis 1960 Leichentransport ausschließlich durch Träger: wahrscheinlich bis 1938 Leichentransport mit Handkarre: Von 1938 bis 1965 Leichentransport durch motorisierten Leichenwagen: seit 1965 Sargträger:Nachbarn/Vereinskameraden/vereinzelt Freunde Bittgang vor Beerdigung: bis 1958 Totenwache nur im Haus: bis 1914 Totenwache nur in der Kirche: seit 1960 Totenkaffee nur im Haus: bis 1959 Totenkaffee im Dorfsaal: seit 1959 Dorfeinwohner zum Totenkaffee einladen: immer Familienangehörige Todesanzeige mit der Post: allgemein seit 1950 Träger des Kreuzes: Nachbarkind/Enkelkind Tragen der Kränze und Blumen durch die Schulkinder: bis 1978 Tragen der »*Hök*«: Bis Anfang der 1920er Jahre allgemein, bis Mitte der 1930er vereinzelt Tragen des hüftlangen Crêpe-Schleiers: Seit Anfang der 1920er Jahre bis Mitte der 1950er Jahre

Das Dorf als Lebenswelt

GEBURT	Pflege der Wöchnerin: bis 1940 Nachbarin fungiert als Hebamme: bis 1908 Nachbarin hilft bei Geburt im Haushalt: bis 1960
KINDER	Kinder und »*Chrestbom-kicke*«: bis 1955 Kinder gehen Neujahr wünschen: bis 1970 Kinder heischen auf Karneval: Brauch vorhanden seit Menschengedenken Kinder sammeln Ostereier: Brauch vereinzelt vorhanden
HOCHZEIT	Hochzeit kochen: Bis Ende der 1950er Jahre Hochzeit bedienen: Brauch vereinzelt vorhanden
TOD	Toten aufbahren: bis 1955 Grab schaufeln: bis 1930 Sarg tragen: Brauch vorhanden seit Menschengedenken, aber auch Vereins- und Arbeitskollegen Fremde zum Totenkaffee einladen: Zwei Nachbarinnen an der Kirchentüre bis 1940, heute lädt der Priester alle im Namen der Familie ein
NACHBARSCHAFTSHILFE	Hilfe beim Hausbau: vereinzelt Freiwillige gegenseitige Hilfeleistung: allgemein, aber abnehmend

DEFINITION NACHBARSCHAFT

Die älteren Hünninger *»nobern«* noch immer nach den alten Nachbarschaften; ursprünglich gehörten dazu wohl nur vier bis sechs Häuser; alle Neubauten in diesem Umkreis kamen aber automatisch zu dieser Nachbarschaft hinzu, so daß einige Nachbarschaften heute bis zu 15 Häusern und mehr umfassen. Die Jugendlichen suchen sich in der Regel ihre Nachbarn, ohne daß diese Nachbarschaft noch die Bedeutung von früher hätte.

DORF

Schöffenbaum errichten: Brauch unbekannt
Aufteilung: obere und untere *»Kant«*

DORFFESTE

Familienabende der Vereine:

Musikverein: 1973, 1977, 1978
Gesangverein: 1975, 1979
Eifeler Wanderverein: 1974, 1981, 1983, 1984, 1985, 1987, 1988

Dorfabend (organisiert durch das Vereinskomitee):

1971, 1974, 1977, 1978; wurde 1980 durch die Kappensitzung ersetzt
1990: KLJ Dorfnachmittag

Priesterjubiläen

1965: Kettmus 25 Jahre Priester
1966: Kettmus 25 Jahre Pfarrer
1969: Jansen 25 Jahre Priester
1989: Pint 25 Jahre Priester
1990: Goldes Priesterjubiläum Kettmus

Einführung und Verabschiedung der Priester

1981: Verabschiedung Theo Jansen
1983: Verabschiedung Paul Kettmus
1986: Einführung Hermann Pint

Jubiläen und Verabschiedungen

1974: Nikolaus Greimers 40 Jahre Küster
1978: Rudi Lejeune 25 Jahre Lehrer
1987: Pensionierung Marga Lejeune
1990: Pensionierung Rudi Lejeune

Straßenfest, 1989: Jede Zeit hat ihre Feste. (Irma Palm, ?, Walter Palm, Freddy David, Karin Rauw, Bettina David, Sandro Justen, Michael Rauw, Michaela Lux, ?, Danny Wolff, Marco Justen, Christian und Patrick Kessler)

Bräuche – für Hünningen einfach typisch

Karneval, 1952: Außer einem Ball und dem üblichen Theaterabend tat sich in Hünningen wenig für die Erwachsenen. Da galt es schon, sich selbst zu amüsieren.
(Paula Jost, Hermann Andres, Resi Hepp, Hubert Jouck, Mariette Rauw, Aloys Jost, Odilia Rauw, Reinhold Palm, Johanna Simon)

Karneval

Karneval ist ein altes Fest.

Ob und wie es in den vergangenen Jahrhunderten in Hünningen gefeiert wurde, läßt sich mangels Quellen nicht nachzeichnen. Wir wissen aber, daß dieses Fest – eventuell nach St. Vither Vorbild – spätestens seit den 1920er Jahren in Hünningen mit Theater- und Ballveranstaltungen gefeiert wurde.

Am Karnevalssonntag spielten Akteure aus Musik- oder Gesangverein ihr einstudiertes Stück. Diese Tradition wurde bis 1969 aufrechterhalten.

Am Rosenmontag spielten einige Musikanten von 20.00 bis 2.00 Uhr zum Tanz auf. In der Zwischenkriegszeit sollen es auch schon mal Mitglieder des Musikvereines gewesen sein. Am Dienstag war schon um 24.00 Uhr Schluß, da dann die Fastenzeit begann. Die Wirte legten scheinbar immer größten Wert auf Einhaltung dieser Uhrzeit.

Nach Aussagen von Bernard Weber, Clemens Kessler und Margaretha Kessler-Weber soll im Jahr 1932 ein kleiner Karnevalsumzug mit einem Wagen in Hünningen stattgefunden haben. Dazu soll – unter anderem – Ferdinand Fickers, damals etwa 26 Jahre alt, die Initiative ergriffen haben. Als Gefährt diente ein umgebauter Leiterwagen mit Eisenrädern, der von zwei geschmückten Pferden gezogen wurde, die Leo Jost *(»Franzen«)* gehörten.

Als Fuhrmann fungierte ein aus Sourbrodt stammender und damals in *»Franzen«* tätiger Knecht, *»Franzen Pitter«* genannt.

Als Kostüme dienten alte, ausrangierte Kleider der sogenannten *»Herrschaften«*, die die in Hünningen anwesenden Mägde mitgebracht hatten.

Auf dem Wagen sollen sich zumindest Ferdinand Fickers und seine Frau sowie ein paar Mädchen aus *»Kohnepütz«* (Familie Jaquemin) befunden haben. Namen anderer Mitfahrer, Motiv des Wagens und Bilder waren leider nicht mehr aufzutreiben. Das Experiment fand im folgenden Jahr keine Nachahmung.

Schon älter scheint der Kinderkarneval gewesen zu sein. So erhielten wir auf die Fragen nach dem Heischegang der Kinder verschiedene Antworten: Während Johann Simon und Bernard Weber behaupten, als Kinder durch das Dorf gezogen zu sein, um ihr Heischelied an den Häusern zu singen, erklärten Clemens und Lisa Kessler, nie durch das Dorf gezogen zu sein, bestenfalls durch die Nachbarschaft.

Nach ihrer Aussage habe es nicht einmal Karnevalsferien in der Schule gegeben. Unter Lehrerin Theis, so Lisa Kessler, sei in den Tagen vor Karneval ein Gesetz des Rosenkranzes gebetet worden, damit *»alles während dieser tollen Tage im Rahmen bleibe«*.

Das war wahrscheinlich auch nötig. Denn Karneval galt für die Erwachsenen bis in die 1960er Jahre als eines der wenigen Feste (neben Kirmes und Nachkirmes), auf dem ausgiebig getanzt werden durfte.

So wurde auf Karneval in *»Andresen«* das Tanzbein geschwungen, während im Saal Jouck *(»Henen«)* Kirmes und Nachkirmes gefeiert wurden.

Nikla Greimers erinnerte sich: *»Auf Karneval 1922 war ich 16 Jahre alt, als ich mit meinem Vater, Peter Greimers, und Eduard Wirtz aus Mürringen zum ersten Mal als Tanzmusiker in 'Andresen' auftrat. Mein Vater spielte Bratsche, Eduard Wirtz Violine und ich selbst spielte auf dem Contrabaß. Viel Platz brauchten wir nicht: Als Bühne dienten vier leere Bierfässer, darüber wurden Bretter gelegt und fertig war die Bühne. Elektrischen Strom brauchten wir ebenfalls nicht, schließlich gab es den ja noch gar nicht in Hünningen.*

Auf Karneval 1929 herrschte grimmige Kälte; wer nicht gerade nahe am glühenden Ofen stand, dem gefror das Bier im Glas. Meistens wurde nur Bier getrunken. Drei Bier kosteten 1 Bfr., 1 Limonade 0,25 Bfr. Sekt fand zu dieser Zeit auch viele Abnehmer.

Büllingen, 1953: Mangels eines eigenen Karnevalsumzuges nehmen Hünninger Gruppierungen häufig in Büllingen teil.
(Michel Küpper, Franz Jouck, ?, Herbert Küpper, Ernst Stoffels, Martha Jouck, Julia Jouck)

Fastnacht, 1954: In Andresen ging's rund. (Alfred Jouck, Anna Küpper, Hubert Jouck, Mathilde Heinen, ?, ?,..., Karl Simon)

Karneval, 1960: Die Kinder kostümieren sich und drehen am Rosenmontagmorgen ihre Heischerunde. (Erich Sieberath, Erich, Willy, Paul und Christel Jost)

Hünningen, 1975: *»Et äß jo Fastelovend ...«* singen die Kinder auf ihrer Heischerunde. (Freddy und Carlo Rauw, Rainer Maraite, Karin Rauw)

Hünningen, 1994: Der attraktivste Teil des Hünninger Karnevals ist seit 15 Jahren die Kappensitzung. (Yazintha Halmes, Lucienne Roehl, Gerd Jost, Erwin Maraite, Heinz-Günter Wolff, Martin Küpper, Carlo Lejeune, Patrick Keus, Dietmar Peter, René Kessler, Erwin Simon, Heidi Greimers, Marina Fickers, Doris Gilles, Monique Halmes, Severine Weber, Caroline Lux)

Auch Tanzgeld wurde erhoben. Fünf Tänze kosteten 1 Bfr. Der Wirt August Jouck erhob bei den Jungen, die dem Bier ordentlich zusprachen, nur einmal pro Abend Tanzgeld.«

Seit Anfang der 1970er Jahre steht der Karneval nun in direkter Konkurrenz zu den immer häufiger werdenden sogenannten *»neuen Festen«* eines jeden Wochenendes. Die Faszination des Außergewöhnlichen, bis in die 1950er Jahre zweifelsohne für die tollen Tage vorhanden, ist dahin.

Diese sinkende Attraktivität liest sich eindrücklich am Veranstaltungsangebot des dorfeigenen Saales Concordia ab.

Bis 1976 fanden im Saal noch an den drei tollen Tagen Bälle statt. Zahlten 1972 noch insgesamt 533 Jecken Eintritt, waren es 1975 nur noch 347. Der Frühschoppen am Montagvormittag, 1972 eingeführt, war 1974 schon mangels Zuspruch aufgehoben worden.

Von 1977 bis 1984 veranstaltete die Dorfgemeinschaft Concordia noch zwei Tanzveranstaltungen auf Karneval, bevor der Karnevalssonntag als einzige Tanzveranstaltung übrigblieb. Ausnahme waren lediglich 1987 und 1988, als nochmals ein vergeblicher Versuch gestartet wurde, Karneval an zwei Abenden im Dorf zu feiern.

Die hohe Mobilität der Jugendlichen, die nachlassende Bindung an das Dorf und die starke Konkurrenz der zahllosen Veranstaltungen auf den anderen Dörfern haben aus diesem Abend eine dorftypische Veranstaltung gemacht, wo die Hünninger größtenteils unter sich sind und sich amüsieren. Diesem Angebot sagten 1994 beispielsweise noch 135 Hünninger und Auswärtige zu.

Allerdings darf bei dieser Analyse nicht außer acht gelassen werden, daß die Veranstaltung der Kappensitzung, an der sich alle Dorfvereine nach wie vor engagiert beteiligen, auch auf das Feiern des Karnevals einen nicht zu unterschätzenden Einfluß hat.

Durch die Kappensitzung wurde ein neues Interesse für eine bisher im Dorf unbekannte Form des Karnevals geweckt. Das große Engagement für diese Kappensitzung führt nun allerdings auch dazu, daß Karneval in Hünningen vierzehn Tage vor dem eigentlichen Termin bereits vorweggenommen wird. Die anderen Formen des Karnevals, Umzüge und Bälle, werden zwar gerne als Angebot akzeptiert; das Engagement geht dafür aber etwas ab.

Burgsonntag

Die Burg wird in Hünningen abgebrannt seit Menschengedenken. Und die Wahrscheinlichkeit ist groß, daß dieses Fest in unserem Dorf eine genauso lange jahrhundertealte Tradition hat wie in der gesamten Eifel.

Auch wenn wir das durch Quellen nicht belegen können.

Der Ablauf des Festes hat sich in den letzten 70 Jahren nur wenig verändert. Die etwa 9- bis 16jährigen haben in den 1930er Jahren dieses Fest organisiert. Wochenlang hätten sie Stroh *(»Koreströj«)*, das noch von den Bedachungen vorhanden war), Reisig und Heide gesammelt, erinnerte sich Hubert Maraite. Am Samstag sei die Bande dann durch das Dorf ausschließlich Brennmaterial heischen gegangen.

Den Transport des geheischten Materials habe ein Pferd samt Karren übernommen. Im Hinblick auf die große Strenge der Eltern und der bescheidenen Lebensverhältnisse sei das Fest recht gesittet abgelaufen, bestätigt auch Hermann Jost. Schnaps und Zigaretten seien vor dem Krieg ganz, ganz seltene Ausnahme gewesen, weil das Geld dafür ganz einfach nicht vorhanden gewesen sei.

Allerdings sei es immer wieder (bis in die 1960er Jahre) zu heftigen Streitereien zwischen den Jungen gekommen. Die 16- bis 18jährigen wären am Sonntag aufgetaucht und hätten versucht, die Burg vorzeitig anzuzünden.

Ein Vorhaben, das in der Regel gelungen sei.

Hünningen, 1974: Zwischen Heischerunde und Anzünden der Burg stärken sich alle bei Würstchen und Fritten. (Guido Küpper, Rainer Simon, Carlo Küpper, Patrick Stoffels, Guido Stoffels, Kurt Stoffels, Carlo Lejeune, Marga und Gaby Lejeune)

Burgbrennen, 1974: Es ist Ehrensache aller Jungen, ein möglichst großes Burgfeuer zustandezubringen. Am Sonntagnachmittag fährt man die Heischerunde mittlerweile mit Traktor.
(Erich Stoffels, Günter Hepp, Erwin Greimers, Martin Küpper, Bruno Jost, Horst Greimers, Carlo Lejeune, Guido Küpper, Franz Szczurek, Herbert Stoffels, Werner Küpper, Manfred Jost, Ferdi Wolff, René Kessler, Carlo Küpper, Roland Jouck, Klaus Stoffels, Patrick Stoffels, Marc Jouck, Rainer Simon)

Da die Jüngeren, die die ganze Arbeit verrichteten, hierdurch um ihren eigentlichen Spaß gebracht worden seien, endete das Fest laut zahlreicher Augenzeugen häufig in Beschimpfungen und sogar kleinen Schlägereien.

Dies war auch der Grund, warum bis in die 1960er Jahre vereinzelt zwei oder drei Burgen in Hünningen abgebrannt worden sind.

Diese Streitigkeiten wurden nach dem Zweiten Weltkrieg nun durch einen neuen Aspekt verdrängt. Beim sonntäglichen Heischegang erhielten die Kinder nun auch erstmals Geld. Der plötzliche *»Reichtum«* wurde umgehend in Zigaretten und Schnaps investiert, wodurch das Burgfeuer besonders für die Kleineren, die oft unter Zwang mittrinken mußten, den Charakter einer Mutprobe erhielt.

Rudi Lejeune erinnert sich: *»Im Jahr 1953 kam ich als junger Lehrer nach Hünningen. Einige Jahre später wurde ich hier ansässig und verfolgte nun die Kinderbräuche näher. Die Burg wurde hier von den schulpflichtigen Jungen abgebrannt.*

Zu meinem Entsetzen mußte ich aber feststellen, daß es dabei überhaupt nicht kindgerecht zuging. Am Burgsonntag zog die Gruppe durch den Ort und sammelte zu den Klängen ihres Heischeliedes Stroh und sonstiges Brennmaterial. Bei Anbruch der Dunkelheit wurde die Burg dann auf dem 'Hövel' angezündet. Zur Feier des Abends wurde fleißig Zigaretten und Schnaps zugesprochen.

Das ging so weit, daß besonders die jüngeren, unerfahreneren Knaben – nach einiger Zeit todkrank – sich übergeben mußten. Oft zu spät ein stilles Örtchen erreichend, mußten sie zudem häufig frühzeitig den Heimweg antreten, falls das überhaupt noch möglich war. Bei diesen unschönen Vorgängen wurden die Opfer meist von den Älteren angeregt, wenn nicht sogar gezwungen. Dabei wurde ein doppeltes Ziel verfolgt: Erstens durfte keiner aus der Reihe tanzen, denn jeder sollte an dieser Kollektivschuld mittragen und somit mitverantwortlich sein. Zweitens spielte ein gewisses Rachegefühl mit, denn denen 'soll et net besser john, wie et os jangen äß'!

Zuerst griff ich zu dem unklügsten Mittel und drohte strenge Bestrafung für das kommende Jahr an und wurde so eigentlich zum Spielverderber.

Immerhin bedeutete das Burgbrennen den Jungen sehr viel.

Eine Burg ohne allzu großen Schaden überstanden zu haben, steigerte das Stehvermögen seiner Teilnehmer gewaltig. Um die Sache zum Besseren zu wenden, mußte also das Schlechte durch etwas Besseres ersetzt werden.

In einem der folgenden Jahre versammelte ich alle burgfähigen Jungen und

Burgbrennen, 1977: Ende der 1970er Jahre hatte sich die Unsitte eingeschlichen, dem Burgfeuer durch Beigabe von Autoreifen besonderen *„Zunder"* zu geben.
(Guido Stoffels, Ferdi Wolff, Klaus Stoffels, Guido Küpper, Kurt Stoffels, Rainer Simon, Daniel Drösch, Gerd Jost, Bruno Jost, Bernard Palm, Rainer Maraite, Martin Küpper, Patrick Stoffels, Marc Jouck, Carlo Lejeune, ?, Erwin Maraite, Marcel Andres, Dieter Gilles, Erwin Greimers)

Hünningen, 1995: Da Stroh eher Mangelware ist, werden besonders dürres Geäst, Weihnachtsbäume und Tannenspitzen herangefahren.
(Alain Lux, Christian Kessler, Thomas Hepp, Thomas Greimers, Sandro Justen, Patrick Kessler, Jean-Marie Mölter)

machte ihnen klar, daß ihre Art zu feiern erstens gesetzwidrig und strafbar sei, zweitens sehr gesundheitsschädlich und drittens eigentlich ohne jede Freude für die meisten unter ihnen verlaufe.

Ich schlug ihnen vor, ihr gutes, erheischtes Geld weder für Schnaps noch für Zigaretten auszugeben, sondern sich das Geld entweder zu teilen oder Süßigkeiten damit zu kaufen. Insbesondere der letzte Vorschlag fand Anklang.

Sogar die Mädchen wurden zu gleichen Teilen bei dieser Bescherung bedacht, obwohl sie ansonsten von der Burg ausgeschlossen waren. Daß die Mädchen sich für eine solche Geste ohne allzu großes Sträuben dann schwärzen lassen mußten, war selbstverständlich.«

Allerdings muß hier angemerkt werden, daß die Mädchen vor dieser Brauchreform Anfang der 1960er Jahre nicht nur vom Burgfeuer ausgeschlossen waren, sondern daß es auch als verrufen und unpassend galt, sich überhaupt am Burgfeuer sehen zu lassen. Falls überhaupt betrachteten die Mädchen das Spektakel aus *»sehr großer Entfernung«*, da sie wußten, daß sie sonst geschwärzt würden.

Zwei wichtige Neuerungen ergänzten dieses Fest: Zunächst wurden Pferd und Karren seit den 1960er Jahren langsam durch Traktoren abgelöst. Hierdurch konnten viel größere Mengen an Brennmaterial auf den Burgplatz geschleppt werden. Da seit den 1960er Jahren auch verstärkt Auto- und Traktorreifen eingesammelt wurden, entstand eine solche Hitze, daß auch frisch gehauene Spitzen von geschlagenen Bäumen nun in größeren Mengen angekarrt wurden.

So kann ich mich erinnern, daß wir Burgjungen 1975, als die Burg in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag von Unbekannten abgebrannt worden war, am Burgsonntag, allerdings unterstützt von einigen Vätern, mit rund zehn Traktoren 300 Autoreifen, zwei Karren Stroh und wohl um die 25 Karren Restholz (Spitzen, trockenes Holz u.a.) aus dem Wald zu einer neuen Burg zusammenfuhren.

Die zweite wichtige Neuerung hatte bereits in den 1950er Jahren einen Vorläufer gehabt. Bei den Heischegängen hatten die Kinder damals Eier erhalten, die bei *»Heppe«* am Abend dann zu Pfannekuchen verbacken wurden. In den 1960er Jahren eingeschlafen, wurde dieser Brauch 1972 belebt, indem den Kindern in einem Haus von den Eltern Fritten serviert wurden.

Die Burg, die bis Anfang der 1960er Jahre auf dem *»Hövel«*, dann einige Jahre auf dem *»Holzweg«* und wohl seit 1968 auf dem *»Höchst«* abgebrannt wurde, leidet heute in Hünningen unter der geringen Kinderzahl. Da sich unter den wenigen *»burgberechtigten«* Jungen auch noch einige Spielverderber befinden, verlangt das Burgfeuer den Kindern sehr viel Einsatz ab. Dennoch wurden bis heute - wie in anderen kleineren Orten - noch keine Mädchen zugelassen.

Diese Entwicklung wird aber dann ohne gravierende Auswirkungen sein, wenn die Eltern voll zum Abenteuer *»Burgsonntag«* stehen und die Kinder in der gelebten Form einen genügend hohen Anreiz finden, der zur üblichen Freizeitgestaltung mittlerweile ja eine echte Alternative ist.

Palmsonntag

Seit 1974 fanden sich die Hünninger zur Palmprozession am Kriegerdenkmal ein. Hier segnete der Priester die Palmzweige. Unter den Klängen des Musikvereines zogen die Gläubigen dann zur Kirche, wo sie gemeinsam das Hochamt feierten.

Zwischen 1974 und 1984 zog die Prozession sechsmal auf diese Weise aus. In den übrigen fünf Jahren fiel sie witterungsbedingt aus. Das war auch der Grund für die endgültige Einstellung dieses Brauches im Jahr 1985.

Klappern, 1974: Die Läuterunden werden pünktlich eingehalten.
(Klaus Stoffels, Leo Jost, Horst Greimers, Ferdi Wolff, ?, Erich Kessler, Bruno Jost, Rainer Simon, Guido Küpper, ?, Carlo Lejeune, ?, Werner Küpper)

Karwoche

Das Klappern, in vielen Dörfern der Eifel seit langer Zeit, wahrscheinlich einigen Jahrhunderten, ein weitverbreiteter Brauch, war in Hünningen in den 1930er Jahren nur noch in Schwundformen vorhanden. Nur einige Meßdiener klapperten vor den Messen, um die Hünninger *»Ze Hoof«* zu rufen.

Diese Läutegänge wurden nicht durch Heischegänge vergütet.

Geheischt wurde allein oder in kleinen Gruppen von zwei oder drei Jungen, die allerdings nur die nähere Nachbarschaft aufsuchten und dort ein Ei oder auch schon mal einen Groschen erhielten, wie sich Hubert Maraite erinnerte.

Spätestens nach dem Krieg scheint der unbelohnte Läutegang der Meßdiener – wohl mangels Anreiz – entfallen zu sein.

Der Dorflehrer, Rudi Lejeune, machte dann 1967 das, was Lehrer oder Priester in unserem Jahrhundert sehr häufig gemacht haben: Er reformierte den bestehenden Klapperbrauch

Er erinnert sich: *»Als kleiner Junge hatte mich das Klappern in der Karwoche in meinem Heimatdorf Büllingen sehr begeistert. Vielleicht lag das auch daran, daß ich als Jahrgangsältester 1944 einmal der 'Chef' der Klapperjungen sein durfte. Das Büllinger Brauchmuster war in Hünningen allerdings völlig unbekannt.*

Noch in den 1950er Jahren liefen die kleinen Jungen vereinzelt oder in kleinen Gruppen zu zweit oder dritt durch die nächste Nachbarschaft und erheischten sich einige Süßigkeiten oder einige Franken für die Sparbüchse. Läutegänge waren unbekannt. So schlug ich den Hünninger 1967 eine Reform ihres Brauches nach Büllinger Vorbild vor: Die Knaben des 1. bis 5. Schuljahres stellten die Klappermannschaft. Alle mußten sich verpflichten, die festgelegten Runden mit abzugehen. Das Klappern erstreckte sich über die drei Kartage. Um 7.00 Uhr, 12.00 Uhr und 19.00 Uhr wurde zum Angelus geläutet. Zu allen Gottesdiensten wurden die Hünninger durch ein 'Ze-Hoof-Lögden' zusammengerufen. Die Route der verschiedenen Runden wurde genau festgelegt und dabei geachtet, daß jeder Dorfteil mindestens einmal pro Tag in das Geläute einbezogen wurde.

Am Donnerstag- und Samstagvormittag wurden jeweils eine Heischerunde durch das gesamte Dorf eingelegt.

Als in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre die Kinderzahl schrumpfte, wurde der Kreis der Klapperjungen um die Knaben des 6. Schuljahres und 1986 um die Mädchen – trotz des Widerstandes einiger Jungen – erweitert.

Der Einfluß des Wohlstands auf die Bräuche machte sich seit der Mitte der 1980er Jahre bemerkbar, da nun immer mehr Wohlstandskinder unter allerhand fadenscheinigen Gründen nicht an den Läuterunden teilnahmen, bei der Aufteilung des erheischten Geldes jedoch zu gleichen Teilen bedacht sein wollten. Die Einführung eines Punktesystems, das die tatsächlichen Anwesenheiten berücksichtigte und von den Kindern ausgearbeitet wurde, half hier zunächst ab.

Seit Anfang der 1990er Jahre macht sich eine steigende Unlust an den längeren Läuterunden bemerkbar; um bei den Heischerunden nicht das ganze Dorf begehen zu müssen, teilen sich die Klapperkinder sogar in mehrere Gruppen auf. Die Begeisterung der früheren Jahre scheint vorerst abgeschwächt.«

Und dabei zeigen sich die Hünninger den Klapperkindern gegenüber nie kleinlich. Erhielten die 18 Klapperjungen 1974 bei einer Gesamtsumme von 7.056 Bfr. jeder 392 Bfr., so fielen 1984 jedem der 19 Klapperkinder 661 Bfr. (12.556 Bfr.) zu. 1994 lag die Höchstsumme für jedes der 18 Klapperkinder sogar bei 960 Bfr. (17.096 Bfr.). Draufgaben in Form von Süßigkeiten (nur noch vereinzelt Eier) sind dabei noch immer üblich.

Hünningen, 1973: Nichts hält die Klapperjungen von ihrem Auftrag ab.
(Carlo Lejeune, Roland Jouck, Roger Stoffels, René Kessler, Horst Greimers, Erwin Greimers, Leo Jost, Klaus Stoffels, Bruno Jost, Werner Küpper, Ferdi Wolff, Carlo Küpper, Patrick Stoffels, Guido Küpper, Rainer Simon, Erich Kessler, Gerd Jost, Erwin Gilles, Martin Küpper, Günter Hepp)

Klappern, 1995:
Die Begeisterung ist ungebrochen.
(Stefanie Kessler, Vicky Hepp, Jasmin Lux, Christian und Patrick Kessler, Sarah Behrens, Cindy Jouck, Celine Jost, Isabelle Justen, Jessica Dejong, Cartherine Engel, Sabine Jost, Saskia Hepp, Conny Wolff, Anne Engel, Carlo Sieberath, Andy Dejong, Michael Behrens)

1. April

Der 1. April ist traditionell der Tag, an dem der Humor der Mitmenschen getestet wird.

So auch in Hünningen.

Irma Palm erinnert sich: *»Bis in die 1960er Jahre wurden die Kinder häufig nach 'Krütz' ins Geschäft geschickt mit der Bitte, etwas 'Stippesom' (Zaunpfahlsamen) oder 'Owenmoß' (Augenmaß) zu besorgen. Bei Josef Heinen in der Schreinerei sollten sie anschließend den gläsernen Hammer ausleihen.*

Die Erwachsenen versuchten mit geistreichen Pointen, den Humor ihrer Mitmenschen zu testen. So rief ich einmal bei meiner Tante an und gab mich mit verstellter Stimme als Steuerprüferin aus, die zwecks einer Telefonschnursteuer die Schnurlänge zwischen Apparat und Hörer erfahren wollte, um dann die genaue Steuer errechnen zu können.

Prompt maß meine Tante die Länge der Telefonschnur und gab sie mir durch. Ihre Stimme klang erst ein wenig verärgert, als ich 'April, April' sagte. Aber schließlich lachte sie doch herzhaft.«

Maiennacht, 1969 (André Wolff, Victor Weber, Mathieu Wolff, Helmut Sieberath, Hermann Greimers, Martin Stoffels, Robert Hepp)

1. Mai: Maikalb und Maiennacht

Eine Neubelebung erfuhr dieses In-den-April-Schicken in Hünningen nochmals am 1. Mai, als besonders die Kinder bis Anfang der 1970er Jahre versuchten, sich nochmals mit kleinen Scherzen reinzulegen. Fiel man auf dieses Unterfangen rein, wurde man schadenfroh *»Maikalb, Maikalb«* genannt.

Bei den Erwachsenen war dieser Brauch nun kaum verbreitet.

Bedeutsamer für das Dorfleben wurde nun die Maiennacht.

Das Lied der Maiennacht, 1868 von Florent Lebierre als *»rôle«* für den Malmedyer Karneval geschrieben und 1898 von seinem Bruder Olivier Lebierre vertont, wurde erst Anfang der 1920er Jahre in der belgischen Eifel bekannt. Einige Musikvereine probten das Stück ein und spielten es in der Maiennacht an den zentralen Stellen ihres Dorfes. Das heute bekannte Maiennachtsingen – als größere oder kleiner Gruppe am Haus des Liebchens – ist für die Zwischenkriegszeit nur in einigen Ausnahmefällen nachweisbar, zu denen Hünningen nicht gehört.

Erst in den 1950er und 1960er Jahren gewann dieser neue Brauch die Popularität, die ihn heute auszeichnet.

Die Hünninger kamen im Frühjahr 1961 auf die Idee, diesen mittlerweile fast überall verbreiteten Brauch auch in ihrem Dorf allgemein einzuführen.

Schützenhilfe erhielten sie von Alois Pint, der als Gendarm in Büllingen stationiert war. Er besorgte nicht nur den Text und die Noten, sondern probte das Stück auch einige Male mit den Musikern Barthel Jouck, Mathias Murges und Walter Palm und den übrigen Sängern bei *»Andresen«* ein.

Am Abend des 30. April 1961 versammelten sich dann die jungen Männer zu einer letzten Probe und einigen Glas Bier in *»Andresen«*. Kurz vor Mitternacht zog die Gruppe dann zum *»Wass«*. Punkt 24.00 Uhr wurde die Maiennacht dann zum ersten Mal von Hünningern in ihrem Dorf gesungen und gespielt.

Mürringen, 1986: Seitdem man mit dem Auto mobil ist, werden nicht nur die Mädchen im eigenen Dorf besungen. (Heinz-Günter Wolff, Carlo Lejeune, Franz Szczurek, Klaus Stoffels)

Beim anschließenden Gang durch das Dorf fand die Gruppe aber noch lange nicht überall Einlaß, weil viele Mädchen noch nicht über diesen neuen Brauch informiert waren.

Dort, wo Einlaß gewährt wurde, boten die Gastgeberinnen in der Regel Schnaps an – natürlich in jedem Haus eine andere Sorte. Die Wirkung ließ bei mehreren Teilnehmern nicht lange auf sich warten.

Schon im nächsten Jahr zogen die Mädchen Konsequenzen: Von nun an kauften sie bei *»Krütz«* im Geschäft dieselbe Sorte Schnaps. Das war für die vielen Mägen eine echte Wohltat.

Seit Ende der 1960er Jahre wurde dann zunehmend auch Bier angeboten. Auch hier bestand das Problem, daß die Vielfalt der Marken für die Mägen eine besondere Belastungsprobe war. Seit Ende der 1970er Jahre wurden alkoholfreie Getränke schließlich völlig selbstverständlich angeboten.

Einige Mädchen bereiteten auch schon Butterbrote vor, die besonders von den Musikern dankbar angenommen wurden.

Im ersten Jahr wurde die Maiennacht nur in Hünninger Häusern vorgetragen. In den folgenden Jahren zog die Gruppe dann aber auch schon in die Nachbardörfer, besonders wenn bereits feste Bindungen zwischen einem Hünninger Sänger

(aus: Journal Aktuell vom 25. April 1986)

und einem dortigen Mädchen bestanden. Dieser junge Brauch wurde schon sehr schnell durch feste Regeln bestimmt: So wird auch heute die Maiennacht noch immer um Mitternacht auf dem *»Wass«* angestimmt, die Zeit davor wird in der Dorfkneipe verbracht. Ziel der Gruppe war jedes Hünninger Haus, in dem ein unverheiratetes Mädchen bis zu einem gewissen Alter wohnte. Und es wurde strikt darauf geachtet, daß die ganze Gruppe auch jedes Haus aufsuchte.

Als Ende der 1970er Jahre allerdings fast 20 Häuser aufgesucht werden mußten und die Maiennacht so zu einem Wettlauf mit der Zeit wurde, wurde seit 1980 die verkürzte Form eingeführt.

Nun wurden in der Regel die Mädchen des Jahrgangs und einige nach Wahl (oft Nachbarinnen) aufgesucht. Diese Neuerung wurde dadurch unterstützt, daß sich seit Mitte der 1970er Jahre die große Gruppe aller Hünninger Junggesellen gespalten hatte. Zunächst hatten die älteren begonnen, ihre Freundinnen in den anderen Dörfern nach der Hünninger Runde aufzusuchen. Seit 1978 spaltete sich die Gruppe dann auch für die Dorfrunde in zwei. Die Maiennacht wurde von nun an nicht mehr durch die Dorfjugend gemeinsam gestaltet, sondern durch einzelne Gruppen.

Dies hatte für die Mädchen einen entscheidenden Nachteil: Besaßen sie bis Ende der 1970er Jahre die Garantie, daß ihnen die Maiennacht mindestens einmal gesungen wurde, so entfiel diese Garantie nun. Während einige Mädchen in dieser Nacht mehrmals aufgesucht wurden, blieb bei einer anderen der nächtliche Besuch unter Umständen ganz aus.

Dies umso mehr, da die Attraktivität der Veranstaltung bei den Jugendlichen seit den 1980er Jahren nachgelassen hat, die Mobilität hingegen stark gestiegen ist. Selbst im Dorf wird die Runde seit Mitte der 1970er Jahre nicht mehr zu Fuß, sondern mit dem Wagen bewältigt.

Da weniger Junggesellen weniger Häuser in Hünningen besingen, um dann ihre Freundinnnen in den anderen Dörfern aufzusuchen, erhalten auch weniger Mädchen Besuch.

Schließlich verändert auch das Lebensumfeld diesen Brauch. Die Studenten kommen für diesen Tag nicht mehr alle zurück, so daß manches Mädchen, das eigentlich besungen werden soll, gar nicht zu Hause ist. Trotz dieses starken Wandels scheint dieser Brauch aber genügend Substanz zu haben, um problemlos weiterzubestehen. Viele Jugendliche suchen nämlich auch nach originellen Ideen, um diese Nacht ihrem Lebensgefühl entsprechend zu gestalten.

Eine zeitweise wichtige Ergänzung fand dieser Brauch in Hünningen durch den Maiball am Abend des 1. Mai. Von 1972 bis 1975 und von 1980 bis 1987 wurde die Maiennacht, die schon längst auch in einen Maientag mit Gesang bis in den frühen Nachmittag übergegangen war, abends mit dieser Ballveranstaltung abgeschlossen. Die Gäste des Balles waren zwar meist übermüdet und bereits vom Alkoholkonsum gezeichnet, aber vielleicht machte gerade das die besondere Stimmung dieses Abends aus.

Viele Anekdoten kursieren um diese Nächte. So zog die Gruppe beispielsweise Anfang der 1960er Jahre vom Hause Mollers zu Liselotte Hepp. Karl Fickers, in jenem Jahr auch mit dem Tenorhorn dabei, kam auf der Straße ebenso zu Fall wie sein Instrument. Mit plattgedrücktem Becher ging er nach *»Heppen«*, suchte im Schuppen den Haustock und versuchte – natürlich vergeblich – dem Becher seines Instrumentes die ursprüngliche Form wiederzugeben.

Bittprozessionen

Zunächst wurde 1968 die Prozession zur Waldkapelle vom 1. Mai auf diesen Tag verlegt. Gleichzeitig fand auch die Fahrzeugsegnung statt, die die neue Mobilität der Menschen und die dadurch entstehenden Gefahren in die Volksfrömmigkeit einbanden.

Kirmes, um 1925: Der Lancier, wurde traditionsgemäß auf dem *„Wass"* aufgeführt.

Kirmes

Die Kirmes war bis in die 1960er Jahre neben Karneval das bestimmende Fest des Jahres. Während heute an jedem Wochenende für Jugendliche und Erwachsene Angebote an zeitgemäßen Formen von Festen bestehen, gab es bis vor 30 Jahren neben den beiden Hauptfesten nur wenige zusätzliche Angebote.

Die Geschichte der Kirmes verrät nun viel über das Leben und Feiern der Hünninger in ihrem Dorf.

Schon ein Blick auf den Kirmestermin ist vielsagend.

Zunächst zeigen diese Termine, wie stark das Leben und Feiern in Hünningen vom ehemaligen Königshof Büllingen abhing. Obwohl Hünningen, Honsfeld und Mürringen sich im Laufe der Jahrhunderte zu relativ großen Dörfern entwickelt hatten, traten sie in ihren Bräuchen nur selten aus dem Schatten Büllingens heraus.

Der Hinweis, daß die *»Kirchweihe«* in Büllingen vor 1687 am 1. August gefeiert wurde, zeigt, daß auch in unserer Region die Kirmes ihren Ursprung aus dem Kirchweihfest und einem der Patronatsfeste hatte. Wahrscheinlich hat sich der Kirchweihtermin nicht durchsetzen können, so daß die Kirmes dann bis 1924 am dritten Sonntag im Oktober gefeiert wurde. Dieser Termin war im Jahresrythmus für eine große Feier hervorragend geeignet: Die Ernte war eingebracht, dringende Arbeiten auf dem Feld standen nicht mehr an, die Speisekammern waren wohl gefüllt und so war auch reichlich Raum für dieses Fest vorhanden, das sprachgeschichtlich mit einem überdurchschnittlich guten Essen und Trinken oder einem besonderen Ereignis verbunden ist.

Der Sonntag nach Fronleichnam wurde dann 1924 Kirmestermin; diese Verlegung erfolgte scheinbar, um das überhandnehmende Feiern in unseren Dörfern einzuschränken. Eine Argumentation, die bevorzugt von den damaligen Pfarrern vorgebracht wurde. Doch diese Verlegung fand in der Bevölkerung wenig Zustimmung.

So diskutierte der Büllinger Gemeinderat 1931 über eine erneute Verlegung: *»Es wird beantragt, die Kirmes, die seit 1924 auf den Sonntag nach Fronleichnam gefeiert wird, im Hinblick darauf, daß im vorigen Jahr die Kirmes mit der Heuernte zusammengefallen, auf den dritten Sonntag im August zu verlegen. Nach längerer Diskussion, in der der Vorsitzende sich für die Beibehaltung der jetzigen Kirmes aussprach, weil sonst wieder mit einer Überhandnahme von Lustbarkeiten zu rechnen wäre und auch die Vertreter von Mürringen, Hünningen und Honsfeld sich für eine Verlegung auf den vorgeschlagenen Tag nicht aussprechen konnten, wurde beschlossen, es einstweilen bei dem jetzigen Termine zu belassen*[1]*«.*

Hünningen, 1930: Das Tanzorchester, alle Musiker außer Alois Heinen, vierter von links, sind unbekannt.

Hünningen, um 1930: Eine Lancier-Gruppe in fröhlicher Runde vor *„Hene Saal"*
(Bertha Fickers, Maria Fickers, Anna Greimers, Peter Mollers, Cäcilia Weber, Albert Heinen, Margaretha Weber, Michel Weber, Salone Weber, Ferdinand Fickers)

Hünningen, 1930er: Kirmes im Freien auf *„Henen Hof"* bei einem kühlen Bier
(Josef Jaquemin, Johann Mollers, Leo Fickers, Peter Heinen, Leo Lux, Johann Andres, Ferdinand Fickers, August Heinen, Bernard Wilquin, Albert oder Leo Heinen, Hubert Greimers, ?, Josef Heinen, Nikolaus Greimers, Peter Lux)

Auch 1938 wurde der gleiche Antrag wieder abgelehnt. Erst 1970 wurde die Gemeindekirmes auf den Sonntag nach dem 15. August verlegt.

Doch jetzt war die Kirmes lange nicht mehr das, was sie mal war. Sie stand in direkter Konkurrenz zu vielen anderen neuen Festen, die über die Wochenenden fast des ganzen Jahres verteilt waren.

Noch 1925 war das anders: In der Polizeiverordnung wurde festgelegt, daß die öffentlichen Schankstätten im Sommer von 11 Uhr abends bis 6 Uhr morgens, und im Winter von 10 Uhr abends bis 6 Uhr morgens geschlossen bleiben sollten. Lediglich *»an den drei Tagen der Hauptkirmes, am Sonntag der Nachkirmes sowie am Karnevalssonntag und -montag sind die öffentlichen Schankstätten in der Zeit von 1 Uhr morgens bis 6 Uhr morgens geschlossen zu halten*[2]*«*.

Folglich waren Kirmes, Nachkirmes und Karneval die einzigen bedeutenden Feste des Jahres. Erst 1927 wurde auch der Sylvestertag per Polizeiverordnung in den Kreis der großen Feiertage aufgenommen[3], an denen nun bis 2 Uhr gefeiert werden durfte.

Noch im 19. Jahrhundert hatte das ganz anderes ausgesehen. Agnes Simon-Weber erinnert sich an eine Erzählung von Johann Lux *(»Weverjans«)*, Jahrgang 1867.

In seiner Jugend habe es noch keine Säle in Hünningen gegeben. Folglich auch keine Kirmesbälle. Dennoch hätten die Menschen feiern wollen.

In den Hünninger Häusern, in denen nun Platz zum Feiern vorhanden war oder in denen junge Mädchen wohnten, sei deshalb ein Ginsterschwung über die Haustüre gehangen worden. Dieser habe als Zeichen der Einladung zum Mitfeiern gedient.

Diese Feierkultur hatte sich nun bis in die 1920er und 1930er Jahre schon stark gewandelt.

Agnes Simon-Weber erinnerte sich an die Kirmes ihrer Jugendzeit: *»In der Kirmeswoche nach der Fronleichnamsprozession in Mürringen wurde mit dem Vorbereiten des Tortenbelages begonnen: Reis und Grießmehl wurden gekocht, Äpfel und Pflaumen gereinigt und entkernt. Zehn bis zwölf Fladen und Kuchen pro Haus waren keine Seltenheit.*

Jetzt wurde der Backofen eingeheizt. Die Ofentemperatur wurde gemessen, indem auf die Brotschaufel einige Kornähren gelegt und durch den Ofen geführt wurden. Waren die Ähren goldbraun, so war die Temperatur gut. Bei zu hoher Temperatur wurden die Ähren schwarz.

War die Backerei zu Ende, wurde in manchen Häusern ein Schinken in dem noch heißen Backofen gebraten, der dann zur Kirmes kalt serviert wurde.«

Doch nicht nur der Kirmeskaffee war üppig. Auch die Mittagsmahlzeit, zu der in der Regel Familienangehörige, die auswärts wohnten, oder andere Verwandte und Freunde eingeladen wurden, bestand häufig aus drei oder gar vier Gängen[4].

Hünningen, 1938: Beim Lancier auf dem *„Wass“*. Zur Kirmes putzt man sich heraus. (Maria, Anna und Johann Andres)

Hünningen, um 1950: Für die Auftritte bei den traditionellen Bällen hält man sich in Schwung. (Odilia Rauw, Mariette Rauw, Josef Wolff, Mathias Sieberath, Herbert Sieberath, Herbert Küpper, Jan Szczurek, Johann Rauw, Maria Rauw)

Dieses üppige Feiern hat sich in den letzten Jahrzehnten verändert.

Die Kirmes als Familienfest besteht zwar noch. Die Tendenz ist jedoch stark rückläufig. Viele Familien laden entweder gar keine Gäste mehr ein oder sie beschränken das Fest auf einen Kirmeskaffee. Diesem haftet natürlich heute auch nicht mehr das Besondere an, das noch bis in die 1960er Jahre nachweisbar ist.

Ähnlich wie die Kirmes als Familienfest sinkende Tendenz hat, sind auch die Kirmesbälle heute nur noch ein Angebot unter vielen.

Das hatte auch die Dorfgemeinschaft Concordia, seit 1971 Organisator der Dorfkirmes, verzeichnet. Hatten 1972 an den drei Tagen noch 854 Gäste die Dorfkirmes besucht, so waren es 1983 nur noch 353.

Hünningen, 1950: Dorfeigene Musiker spielten häufig zu Kirmes und Fastnacht auf. Bei der Probe: Herbert Sieberath, Mathias Sieberath, Josef Wolff, Jan Szczurek.

In den beiden folgenden Jahren war der Kirmessamstag mit erfolgreichen Jugendbällen (rund 450 Eintritte) zwar erfolgreich, am Kirmessonntag erschienen 1984 aber nur noch 106 und am Kirmesmontag 43 Gäste. Auch die Streichung des Kirmesmontagballes 1985 brachte keine Besserung. Der Kirmessonntag blieb mit 160 Eintritten eine bescheidene Veranstaltung. Jetzt war klar: Hünningen konnte so mit den übrigen Dörfern nicht konkurrieren.

Der Verwaltungsrat schlug deshalb eine Verlegung der Dorfkirmes vor. Da aber niemand genau wußte, wer diese Verlegung genehmigen mußte, wurde eine schriftliche und geheime Dorfumfrage durchgeführt. Da sich eine überwältigende Mehrheit von fast 85 Prozent der Dorfeinwohner den Argumenten des Verwaltungsrates anschloß, wurde der Gemeinderat von dieser Entscheidung in Kenntnis gesetzt.

Der Versuch, Mürringen ebenfalls zu einer Verlegung zu bewegen und somit eine Pfarrkirmes zu schaffen, scheiterte am Mürringer Desinteresse.

Der neue Termin entpuppte sich als recht glücklich. Einerseits wird der Juli zwar zunehmend als Ferien- und Reisemonat genutzt, andererseits ist er aber auch Urlaubsmonat für die Daheimgebliebenen.

Und die nutzten das Angebot gerne. Während 1986 nochmals 627 Personen an den drei Kirmestagen in Hünningen feierten, waren es 1994 rund 560.

Das Bild der Kirmes hat sich nun in vielen Punkten verändert.

Ein Beispiel: Spätestens seit den 1930er Jahren wurde die Hünninger Kirmes auf einem Ball angesetzt. Dieses Ansetzen fand zwei Wochen vor der eigentlichen Kirmes statt. Auf diesem Vorkirmesball wurden manchmal auch schon erste Kontakte zwischen *»Kirmesjong on Kirmesmädche«* geknüpft, wie sich einige Hünninger erinnern.

Gingen beide die Vereinbarung ein, so waren sie für die drei Kirmestage aneinander gebunden, auch wenn sie sich dann für einen anderen Liebhaber interessieren sollten. Sie tanzten den Lancier zusammen und verbrachten die Ballveranstaltungen gemeinsam. Entstand daraus eine tiefere Zuneigung, blieb man zusammen. Geschah dies nicht, war nach der Kirmes wieder jeder für eine andere mögliche Bindung frei.

Diese etwas anachronistische Anbändelung von *»Kirmesjong on Kirmesmädche«* bestand in unserem Dorf noch vereinzelt Anfang der 1960er Jahre und starb Mitte der 1960er Jahre vollständig aus.

Begonnen wurde die eigentliche Kirmes aber seit die Hünninger gedenken mit dem Errichten des Kirmesbaumes.

So erinnert sich Johann Simon, daß es seines Wissens in Hünningen *»immer einen Kirmesbaum gegeben hat. Am Kirmessamstag wurde der Baum meistens im 'Biert' gehauen, geschält und anschließend zum Saal nach 'Henen' getragen. Abends wurde er aufgerichtet. Danach gab der Wirt, August Jouck, einige Runden Bier aus.«*

Nachdem August Jouck seinen Saalbetrieb 1945 geschlossen hatte, wurde der Kirmesbaum auf *»Stoffels Hof«* aufgerichtet, da der *»Wass«* durch die Wohnbaracken belegt war. Wohl seit Anfang der 1950er Jahre setzte sich dann aber der *»Wass«* als zentraler Standort für den Kirmesbaum durch.

Bis 1970 wurde dort mit Hacke und Schaufel eine Grube ausgehoben, in die der Baum eingekeilt wurde und so festen Halt fand. Zusätzlich wurde er mit vier bis acht Stangen verstrebt.

Seit 1971, dem Eröffnungsjahr des Saales Concordia, wird der Baum allerdings in einem einbetonierten Ständer aus Stahl

Hünningen, 1959: Beim *„Ronnen"*
(Joseph Jost, ?, ?, Michel Weber, Ernst Stoffels, Helene Jouck, Vroni Jost, Josef Simon, Klemens Jost, Franziska Jouck, Anna Jouck, Bernard Jouck)

aufgerichtet. Hilfsmittel hierbei war bereits der sogenannte *»Tir-fort«*, eine Winde, die gleichzeitig als Absicherung galt.

Seit Mitte der 1980er Jahre erfolgte das Aufrichten einige Male mit dem hydraulischen Kran des Lkws von Bernard Röhl.

Erheblich erleichtert wird das Errichten seit 1991. Nun richten die Junggesellen einen blauweiß gestrichenen Baum (die Farben der KG) auf, der mehrmals verwendet wird, trocken und deshalb erheblich leichter ist.

Verlost wird nun nicht mehr am Sonntagabend der stehende Kirmesbaum, sondern ein anderer, frischgehauener Baum.

Auch der Baumschmuck veränderte sich leicht. Bis etwa 1970 wurden Girlanden aus farbigem Papier durch die Baumkrone gezogen. Seit 1971 wurde der oben am Stamm befestigte Tannenbaum zusätzlich mit farbigen Glühbirnen geschmückt. Seit Mitte der 1980er Jahre fertigen die jungen Mädchen zusätzlich einen großen Fichtenkranz an, der ebenfalls mit Papier geschmückt, den Baum ziert.

Das traditionelle Freibier zur Errichtung des Kirmesbaumes, bis 1969 vom Wirt Mathias Jouck spendiert, gibt seit 1971 die Dorfgemeinschaft Concordia aus.

Hünningen, 1981: Aufführung des Lancier im Saal Concordia durch eine Kindergruppe (Tanja Kessler, Willy Roehl, Nicole Roehl, André Kessler, Sandra Weber, Carlo Rauw, Lucienne Roehl, Christian Lux)

Die Eröffnung der Kirmes erfolgte soweit die Hünninger sich erinnern können mit einem volkstümlichen Kirmestanz: Seit Menschengedenken bis 1940 mit dem *»Ronnen«* oder der Quadrille, die auf dem *»Wass«* getanzt wurden. Von 1946 bis 1965 wurde dann der Lancier vor *»Jelessen«* getanzt.

Doch diese Tänze wurden häufig auch auf den Kirmesbällen wiederholt. Die wurden auch von den zahlreichen Gästen besucht, die dann ebenfalls Gelegenheit hatten, den Lancier mindestens einmal mitzutanzen. Auch die Quadrille, ein französischer Tanz in vier Teilen, soll bis zum Ausbruch des Krieges 1940 immer auf der Kirmes getanzt worden sein.

Clemens und Lisa Kessler glauben hingegen, diesen Tanz noch einmal nach dem Krieg, wahrscheinlich 1947, erlebt zu haben. Die Musiker Anton Jost und Johann Sieberath aus Mürringen hätten diesen Tanz gespielt. An Einzelheiten dieses Quadrille-Tanzes erinnert sich heute aber niemand mehr.

Schließlich belebten 1979 und 1980 die Frauen des Turnvereins den Lancier im Dorf wieder. Nach einem Jahr Pause übernahmen die Jugendlichen 1982 diese Aufgabe.

Als folkloristische Draufgabe ist er zwar nicht mehr die offizielle Kirmeseröffnung, sondern bestenfalls eine lockere Aufmunterung des sonntäglichen Tanztees, der im Saal stattfindet.

Die Kirmes der Erwachsenen zeichnet sich nun hauptsächlich durch die Kirmesbälle aus.

Soweit nachweisbar, wurde die Kirmes in unserem Dorf seit jeher an drei Tagen mit Ball gefeiert.

Margarethe Greimers-Keifens erinnert sich an ihre erste Kirmes: *»In den 1920er Jahren wurde öffentlich auf Karneval, Kirmes und Nachkirmes getanzt. Natürlich auch auf Hochzeiten und anderen Festen, die allerdings sehr selten waren.*

Auftakt der Kirmes war der sogenannte 'Ronnen' am Sonntagnachmittag nach der Andacht auf dem 'Wass'. Danach ging es mit Musik zum Saal 'Henen', wo bis etwa 17 Uhr getanzt wurde. Da der Ball am Abend bereits um 20.00 Uhr begann und meine Schwestern nicht gerne zu spät dort ankamen, wurden alle anfallenden Arbeiten in Haus und Stall in Rekordzeit bewältigt.

Was die Heimführung der Mädchen anging, so ließen manche Jungen sich Zeit bis zur letzten Stunde, ehe sie sich anschickten, bei einem Mädel anzubinden.

Hünningen, 1959: Seit Ende des 2. Weltkrieges wird *„de Ronne"* vor *„Jelessen"* aufgeführt.

Kirmes, 1994

Hünningen, 1994: Aufrichten des Kirmesbaumes

Hünningen, 1994: Kirmes im Freien am Sonntagnachmittag mit dem Waschbrett-Trio

In den 1930er Jahren spielte in 'Henen' öfter eine Tanzkapelle aus Heppenbach auf.«

Die Feierkultur der 1940er Jahre umschreibt Vroni Jost: *»Im Alter von 16 Jahren durfte ich zum ersten Mal mit zur Wirtschaft; meine Schwester hatte zum Freibier geladen. Das war im September 1945. Auf Karneval 1946, damals 17 Jahre alt, durfte ich zum ersten Mal zum Ball. Ich trank meistens einige Schnäpse; Biertrinken war für Mädchen damals verpönt.*

Nach dem Ball, der pünktlich um 20.00 Uhr begann und auch um 2.00 Uhr ausnahmslos endete, nahmen wir Mädchen oft noch Jungen mit zum sogenannten 'Kaffeetrinken'.

Meistens mußten wir am folgenden Tag noch eher aus dem Bett als gewöhnlich. Dann hieß es einfach: 'Wen ovends dobej äß, de moß morjens och dobej se.'

Es war üblich, daß der Kirmesjunge das Mädchen auch auf der Nachkirmes noch zum Tanz abholen mußte.«

An weitere Einzelheiten aus den 1950er Jahren erinnert sich Lehnchen Kessler: *»Mit 16 Jahren durften meine Schwester Änni und ich anläßlich der Kirmes 1955 zum ersten Mal den Tanzsaal betreten. Der Eintritt betrug 20 Bfr.. Wir tranken entweder Limonade, Wasser oder ab und zu ein Glas Wein.*

Zur Kirmes wurde an jedem Abend der Lancier auf dem Tanzsaal getanzt. War der Tanz beendet, so wurde der 'Knoten' gezogen: Einer von jeder Tanzgruppe (in diesem Fall vier Paare) mußte ein Taschentuch herrichten und hinhalten. Jeder Tanzpartner zog an einem Ende. Wer den Knoten gezogen hatte, der mußte eine Runde für die vier Paare zahlen. Das geschah meist an der Theke des Saales. Es kam aber auch vor, daß eine Gruppe sich entschloß, diese Runde in einer anderen Wirtschaft, damals bei Stoffels Rudolf, zu trinken. Hierüber war der Saalwirt natürlich nicht immer erfreut.«

Ende der 1970er Jahre, als ich zum ersten Mal auf den Ball ging, hatte sich die Tanzkultur stark verändert. Zwar zeichnen sich heute die Kirmesbälle, eventuell mit Ausnahme des samstägigen Jugendballes, noch immer durch traditionelle Tanzmusik aus. Die Tanzregeln sind seither aber völlig verschwunden. Denn spätestens seit den 1930er Jahren bis Mitte der 1970er Jahre genossen in der Regel die Schwestern, nähere Verwandte, Nachbarmädchen und oft auch die Mädchen des Dorfes mit gleichem Geburtsjahr Tanzrecht. Diese Regeln wurden bis Ende der 1960er Jahre mehr oder weniger, dann merklich seltener beachtet, um schließlich Ende der 1970er Jahre – auch mangels engagierter Tänzer – endgültig auszusterben. Der Individualismus hat demnach auch hier Einzug gehalten.

Das Tanzen der traditionellen Tänze wie Walzer, Marsch, Tango u.a. scheint hin-

gegen seit den 1980er Jahren wieder bei den Jugendlichen mehr Anklang zu finden.

Wenn die einen Feste feiern, müssen natürlich auch andere dafür sorgen, daß diese Feste gut organisiert sind. Bis 1969 sorgten die Wirte dafür. Was das hieß, umschreibt Franziska-Jouck: *»Für uns, als Wirtsleute, war die Kirmes nur Streß und Hektik. In der Stube wurde eine Theke montiert, unsere kleine Kammer diente als Vorratslager für Getränke. Eintritt wurde in der Küche erhoben. Ein Schlafzimmer wurde als Küche umfunktioniert, hier wurden Thekenpersonal, Kellner, Musiker und eventuelle Freier, die mit den Töchtern des Hauses anbändeln wollten, beköstigt. Um die Arbeit kümmerte sich unsere Mutter. Meine Geschwister und ich mußten den Saal bis zum Morgen wieder in Ordnung bringen.*

Da wir auch noch Landwirtschaft hatten, mußte zu allem Überfluß auch noch morgens und abends gemolken werden, so daß wir während der drei Tage kaum ins Bett kamen. An Tanzen war kaum zu denken. Einmal, als ich einen Walzer tanzte, wurde ich in der Halbzeit von meinem Vater zur Arbeit zurückgepfiffen.«

Heute übernehmen die Hünninger – freiwillig, wie von 1971 an – den Thekendienst im Saal. Vorbereitungen wie noch in den 1950er Jahren haben sich dabei auf das Putzen des Saales, meist unmittelbar nach dem Ball ausgeführt, beschränkt.

Ein zünftiger Kirmesball zeichnet sich nun auch durch ordentliche Musik aus. Wer mit welchen Mitteln zur Musik aufspielte, erläutert Jan Szczurek: *»Schon als Kind spielte ich auf dem Akkordeon. Als ich dann 1943 in Hünningen landete, fehlte mir mein Instrument natürlich sehr; an Ersatz war während des Krieges natürlich nicht zu denken. Endlich, im Jahr 1945, kam ich dann über Umwege zu meinem Instrument. Mathias Lemaire hatte sehr gute Verbindungen zu Schmugglern, die mir das Instrument beschafften. Sofort fing ich an zu proben. Notenmaterial wurde ebenfalls durch Schmuggler herbeigeschafft.*

Meinen ersten Auftritt als Alleinunterhalter hatte ich in 'Andresen' auf der Hochzeit von Agnes und Michel Weber am 15. September 1945. Meine Gage betrug 100 Bfr. Von nun an spielte ich bei vielen kleinen Festlichkeiten.

Im Jahr 1949 auf Karneval spielte ich mit meinem jetzigen Schwager Josef Wolff, der Schlagzeuger war in 'Andresen' zum Tanz auf. Als wir 1950 in 'Andresen' auf Karneval aufspielten, hatten wir schon Verstärkung: Mathias Sieberath begleitete uns auf dem Saxophon. Unsere Gage betrug nun schon 400 Bfr. pro Mann. 1951 traten wir schließlich als Quartett auf: Toni Pothen verstärkte unsere Truppe.

Zwischen 1946 und 1948 spielten die Mürringer Johann Sieberath und Anton Jost in 'Andresen' zum Tanz auf. Sie spielten Ziehharmonika und Schlagzeug.«

Kirmes, 1994: Die Jugend beim Tanz des Lancier

Kirmes, 1995:
Eine Neuerung zur Kirmes. Zum ersten Mal wurden ein Hahnen- und ein Gänsekönig ermittelt. (Thomas Greimers, Alice Jouck, Werner und Ursula Hepp)

Neben der Kirmes für Erwachsene gibt es allerdings auch noch die Kirmes für die Kinder. Sie wurde und wird in starkem Maße durch die Kirmesbuden bestimmt. Und hier hatte Hünningen Glück: Nachweislich standen einige Buden seit Mitte der 1920er Jahre bis 1940 in unserem Dorf. Mathias Lejeune aus Büllingen und ein Mann namens *»Litt«* aus Elsenborn betrieben diese Buden und Zelte.

Johann Simon erinnert sich: *»Viel Geld hatten wir Mitte der 1920er Jahre nicht, höchstens zwei oder drei Franken. Ein Ei kostete 1928 aber schon 0,25 Bfr. Und zu kaufen gab es auch nur Kleinkram wie Bälle, Spielzeug, Flöten, 'Stoppenflinten' u.a. Auf die Frage der Kinder an Mathias Lejeune, was dieses oder jenes koste, antwortete dieser immer: 'Na Kinder, dann laßt mal schön euer Geldchen sehen.' Karuselle haben wir nie gesehen.«*

Bernard Weber ergänzte noch: *»Ferdinand Fickers sollte in der Andacht Meßdiener sein und auf dem Weg zur Kirche kaufte er sich eine 'Stoppenflinte', lud sie und steckte sie in die Hosentasche. Während der Andacht hatte er wohl unbeabsichtigt an dem Ding herumgefummelt und schon krachte ein Schuß los. Was dann nach der Andacht in der Sakristei geschah, kann sich wohl jeder vorstellen.«*

Nach dem Krieg gab es dann weder Buden noch Karusselle in Hünningen.

Mit einer Ausnahme.

Anfang der 1970er Jahre hatte ein Aussteller es gewagt, ein Karusell und eine Bude auf dem Hof von Paul Jost *(»Wasse«)* aufzubauen. Der Erfolg war scheinbar so bescheiden, daß er nicht wiederkehrte.

Erst 1988, zwei Jahre nach Schaffung der eigenen Dorfkirmes, ergriff unser Wirt, Barthel Jouck *(»Mies«)*, die Inititative und

lockte einen Aussteller in unser Dorf, der es seither regelmäßig zu diesem Fest besucht.

Während heute manche Hünninger einen inoffiziellen Abschluß der Kirmes am Kirmesdienstag in der Wirtschaft feiern, ist die Kirmes wohl bis 1914 am Mittwoch von den Jugendlichen offiziell begraben worden.

Bernard Weber faßt die Erzählungen seiner Eltern und Großeltern zusammen: *»Ich weiß aus den Erzählungen, daß noch um die Jahrhundertwende die Mädchen Knochen sammelten, die Jungen gruben ein Loch auf dem 'Wass', in das die Knochen hineingelegt wurden. Dann wurde gemeinsam um die Grube getanzt und gejault. Wahrscheinlich wurde auch Schnaps oder Bier getrunken. Das war dann das sogenannte Kirmesbegraben.«*

Einen allerletzten Nachhall fand dieses wichtige Dorffest dann noch auf der Nachkirmes. Sie wurde zwei Wochen nach der Kirmes gefeiert. Zunächst wurde diese Tradition im Saal Concordia fortgeführt. Wegen mangelnden Zuspruchs und wegen der steigenden Konkurrenz von anderen Festen wurde aber 1977 die letzte Nachkirmes in Hünningen gefeiert.

Maria Himmelfahrt

Dieses religiöse Fest hat auch in unserem Dorf typische Ausprägungen.

Seit 1979 zieht nun die Pilgergemeinschaft Hünningen/Mürringen nach Schönberg, um dort an der Muttergottesverehrung und den religiösen Feiern dieses Tages teilzunehmen.

Ein letzter, bis heute nicht ausgestorbener Brauch, ist das Segnen des sogenannten Krautwisch.

Früher war es normal, daß in jedem Haushalt ein Krautwisch zusammengestellt wurde. Dies ist heute nur noch vereinzelt der Fall.

In diesen Krautwisch gehörten in Hünningen in der Regel gelbe und weiße Knöpfchen (Wurmfarn), Pfefferminze oder Wermuth, Schafgarbe, Hafer, Weizen sowie Muttergottesgras, womit die heilige religiöse Zahl von sieben Zutaten erreicht ist. Rundherum wurde er mit Irisblättern umstellt und schließlich zusammengebunden. Der Krautwisch war immer ein recht großer Strauß.

Er wurde immer bei Gewitter und bei einem Sterbefall in Gebrauch genommen. Zog ein Gewitter auf, wurde etwas von dem Krautwisch ins Herdfeuer geworfen und verbrannt, damit es den Blitz vom Haus abwende.

Starb jemand, so wurde bis Anfang der 1960er Jahre der Krautwisch auf dem Leichentisch in Kreuzform ausgelegt. Eine Beigabe kam auch in den Sarg. Nachdem die Leiche aus dem Hause getragen worden war, wurde etwas von dem Krautwisch auf einer Kehrrichtschaufel verbrannt und im Leichenzimmer umhergetragen, damit der Leichengeruch gebannt sei. Aufbewahrt wurde der Krautwisch meistens auf oder im Kleiderschrank.

Während der Glauben an die Kraft des Krautwischs heute kaum noch vorhanden ist, haben liturgische Bemühungen um eine Aufwertung des Krautwischs als Zeichen unserer Naturverbundenheit und unserer Verantwortung für die Natur Erfolg gehabt. Während der Krautwisch in vielen Dörfern der belgischen Eifel nicht mehr gesegnet wird, ist dieser Brauch in Hünningen noch immer bedingt populär.

Erntedank

Ein echtes Erntedankfest hat es in unserem Dorf wohl nie gegeben. 1987 griffen die Hünninger Landfrauen aber die Initiative des Regionalverbandes auf und organisierten seither jährlich an einem Oktobermonat eine Erntedankmesse, die problemlos als Neuerung akzeptiert wurde.

Sankt Martin

Seit 1979 zieht auch - abwechselnd mit Mürringen - Sankt Martin durch die Hünninger Straßen. Auf Initiative des Pfarrgemeinderates bildete sich ein Martinskomitee, das die Organisation dieser Veranstaltung seither garantierte.

Nikolaus

An den Nikolaus glauben, das war eine Sache; ihn sehen können, eine ganz andere.

Hünningen sei ein armes Dorf gewesen, nur wenige Eltern hätten die Mittel gehabt, ihre Kinder auf Nikolaus mit bescheidenen Geschenken (eventuell eine Apfelsine, einen Apfel, ein Paar Nüsse oder Plätzchen) zu bescheren, erzählen die Hünninger, die in den 1910er und 1920er Jahren Kind waren. Für den Auftritt eines Nikolauses habe es deshalb gar kein Bedürfnis und keine materiellen Möglichkeiten gegeben.

Auch die Gemeinde wollte oder konnte sich keine große Nikolausbescherung leisten. So beschloß der Gemeinderat beispielsweise 1924, pro Kind 1 Bfr. zur Verfügung zu stellen. *»Damit sollen kleine Lebkuchen gebacken werden, die den Kindern zu verabreichen sind*[5]*.«*

Zwei Jahre später erhielt jedes Kind als Bescherung genau eine Apfelsine.

Erst seit etwa 1925 wurde überhaupt ein Teller zu Hause aufgesetzt, in den der Nikolaus seine Gaben legen sollte. Bestenfalls habe es in den 1930er Jahren Schulsachen und einige Süßigkeiten gegeben, obwohl das Nikolausfest damals als Schenkfest noch viel wichtiger als das Weihnachtsfest war, präzisieren die Senioren.

St. Nikolaus, 1967: Großen Respekt flößt der Heilige Mann und besonders sein schwarzer Diener den Kindern Gaby und Carlo Lejeune ein.

Eine Nikolausfeier in der Schule war sogar bis 1936 unbekannt. Die Kinder wurden lediglich beschert. Sie sangen Nikolauslieder. Es klopfte jemand an die Türe. Die Lehrerin öffnete die Tür und fand den Korb mit vorbereiteten Tüten und Süßigkeiten. Diese wurden verteilt und damit war die Nikolausfeier vorbei.

Vroni Simon-Jost erzählte: *»Ich besuchte die Volksschule von 1935 bis 1943. Bis 1940 bestand die Nikolausfeier nur darin, daß wir Schulkinder ein paar Nikolauslieder sangen und es während unseres Gesangs an der Klassentür klopfte. Dann eilten wir zur Tür und fanden einen Korb mit Tüten. Den Nikolaus selber haben wir nie zu Gesicht bekommen. Zuhause wurden Teller aufgesetzt, wo dann am Morgen des 6. Dezember einige Plätzchen, Äpfel, Nüsse und eventuell Feigen drauf lagen. Apfelsinen sah ich zum ersten Mal Weihnachten 1936.«*

Auch Lehnchen Kessler erinnert sich: *»Ich bin von 1945 bis 1953 zur Schule gegangen. Bis etwa 1950 haben wir keinen Nikolaus zu Gesicht bekommen. Irgend jemand klopfte an die Klassentüre, und kurze Zeit später durften wir ein paar Körbe voller Sachen in die Klasse tragen. Neben einigen Süßigkeiten waren für jeden ein Bleistift, einige Griffel und ab und zu auch ein Spiel eingepackt.*

Am Abend wurde natürlich der Teller aufgesetzt und nach einer unruhigen Nacht sausten wir am frühen Morgen zum Wohnzimmer, um dort festzustellen, daß unsere Wünsche noch längst nicht alle in Erfüllung gegangen waren.

Vor dem Nikolaustag haben wir auch öfter den Schuh aufgesetzt, und manchmal, wenn wir brav waren, legten die Eltern eine Kleinigkeit hinein.

Es kam auch häufig vor, daß die Nachbarn oder die älteren Jugendlichen am frühen Abend an den Fenstern klingeln gingen, um so den Kindern etwas Angst zu

machen. Wenn dann noch ein Spaßvogel mit einer Rute an das Fenster schlug, trat sofort angstvolle Stille in den Häusern ein.«

Die Initiative zu einer Nikolausfeier ging 1951 dann wohl zu gleichen Teilen von Pastor Paul Kettmus wie von der gerade gegründeten KLJ Hünningen aus. Die Gruppe wurde sich auf ihrem zweiten Vorbereitungstreffen schnell einig, daß die *»kleine Veranstaltung in einer schönen und anständigen Weise vorgeführt«* werden solle, damit *»es nicht, wie in verschiedenen Orten, ein Tag des Schreckens für die Kinder würde«*.

Mit dieser Forderung wollte Pastor Paul Kettmus wohl von vorneherein erreichen, daß die Hünninger Variante des Nikolaus sich vom Mürringer Modell klar abgrenze. Denn im Pfarrhauptort hatten die Kinder in der Regel eine unvorstellbare Angst vor dem Nikolaus mit seinen vielen, absonderlichen Begleitgestalten.

Wohl deshalb sind in Hünningen ganz willkürlich zwei Engel als zusätzliches Begleitpersonal ausgedacht worden. Sie sind in der belgischen Eifel eine Ausnahme.

Den Ablauf des ersten Rundgangs besprachen die KLJ-Mitglieder dann am 25. November 1951 noch mit den Müttern der Kinder: *»Der Rundgang durch das Dorf, Abnahme der Geschenke für die Kinder am Hause. Ferner sollte jede Mutter das Betragen ihres Kindes auf ein Blatt verzeichnen und es einem von uns übergeben«*, steht im Protokollbuch der KLJ.

Die Kleider nähte Christine Küpper, das Schminken übernahm Aloys Maraite, der Erfahrung bei den Theateraufführungen gesammelt hatte.

Ein großes Problem war schließlich der Bart des Nikolaus: *»Dieser wurde verfertigt aus Schafwolle, die auf Leinen festgenäht wurde«*, verrät der Bericht.

St. Nikolaus, 1979: Weil du immer brav warst...
(Tanja Kessler)

»Dem Wunsche gemäß des hochw. Herrn Pfarrers und der Lehrpersonen sollte der St. Nikolaus persönlich zu den Schulkindern in die Schule gehen (...). Gegen 3.00 Uhr gingen wir los. Dort angekommen, verstummte der Gesang. Mit Spannung harrten die Kinder der Dinge, die da kommen würden. Sogar ängstliche Rufe und Weinen wurden hörbar, da doch der Knecht Ruprecht im Auge der Kinder, besonders derer, die kein ganz reines Gewissen haben, als gefährlich gilt. St. Nikolaus segnete die Kinder und begrüßte sie, hierauf erteilte er einige Ermahnungen, tadelte und lobte. Währenddessen der Knecht Ruprecht nicht aus dem Auge gelassen wurde, der in seinem Sack dem Anschein nach ein Kind hatte, dessen Füße und Beine zum Vorschein kamen. Hierauf wurden die Geschenke verteilt, wodurch auch die ängstliche Spannung in etwa etwas gebrochen wurde. Hiernach wurde den Lehrpersonen noch je eine Rute gegeben.

Um 6.15 Uhr wurde dann der Rundgang angetreten, wobei der Herr Pfarrer mit dem Auto deren zwei vorausfuhr, die die Geschenke der Kinder von den Eltern in Empfang nahmen, um diese einem der Engel zu übergeben. Der dritte begleitete den St. Nikolaus mit einer Taschenlampe und war zugleich Kassierer. (...)

Bei Kindern und alten Leuten über 80 Jahren wurde eingekehrt. Um 23.00 Uhr war der Rundgang beendet.«

Das Experiment dieser *»Nikolausfeier«* sei *»zur vollen Befriedigung«* erfolgt, bilanzierte die Gruppe anschließend. Nicht zu unrecht, denn der Idealismus der Gruppe war so groß, daß jeder der sieben Mitwirkenden, die Finanzlücke von 490 Bfr. mit einer Spende von 70 Bfr. stopfte.

Im folgenden Jahr sprang die Gemeinde mit einem Zuschuß von 2.000 Bfr. ein, so daß die Jugendlichen *»einen neuen Bart und Perücke für St. Nikolaus, ferner neue Perücken für die Engel«* kaufen konnten. Nun war neben dem Pastor auch der Lehrer, wahrscheinlich Eugène Wolff, in die Vorbereitungen involviert; beide fuhren

Hünningen, 1987: Nach dem abendlichen Rundgang durch das Dorf gibt die Gruppe sich gelassener.
(St. Nikolaus, Marga Velz, Erika Hammel, Marga Lejeune, Martin Küpper)

Hünningen, 1994: St. Nikolaus mit Gefolge

die Gruppe am Abend durch das Dorf. Immerhin kehrte der Nikolaus in 36 Häuser zwischen 6.00 Uhr und 10.00 Uhr ein.

1954 erhielt der Nikolausabend ein neues Gesicht, da *»das Lehrpersonal beschlossen hatte, mit den Schulkindern einen Festabend im Saale Jouck zu veranstalten. Aus diesem Grunde ging der hl. Mann dann nur in die 15 Häuser, wo kleine Kinder und alte Leute waren. Im Saale hatten die Lehrpersonen mit den Kindern den Dorfbewohnern, die sehr zahlreich erschienen waren, einige frohe Stunden bereitet, in der Darstellung von Theaterstücken und Gedichten. Von allen mit größter Spannung erwartet, zog gegen 21.00 Uhr der hl. Mann ein.*

Beim Einzug sangen die Kinder ein St. Nikolauslied. Der hl. Mann hielt dann eine Ansprache und gab ernste Ermahnungen an die Kinder. Diese trugen Gedichte vor und sangen noch einige Lieder. Dann kam die mit Spannung erwartete Verteilung der Geschenke an die Kinder. Es waren insgesamt 72 Kinder anwesend. Um 22.00 Uhr war die schöne Feier beendet.«

Übrigens wies der hl. Mann in seiner Ansprache noch darauf hin, *»daß es schön ist, daß ihr uns hier erwartet und uns den Weg durch das Dorf spart. Es ist ja auch so dunkel. Nächstes Jahr ist vielleicht die Dorfbeleuchtung (Straßenlampen) da, dann geht es auch besser.«*

Übrigens stellte diese Dorffeier auch die Lehrpersonen vor neue Herausforderungen. Rudi Lejeune erinnert sich: *»Schon ab Mitte November wurde St. Nikolaus zum täglichen Thema in der Schule. Die alten, ewig neuen Nikolausgedichte wurden von den Kleinsten lautstark im Chor geprobt. Ein passendes Adventsgedicht, ein besinnlicher Text und eine kurze Meditation sollten dem Wunsche des Herrn Pastors entsprechend nicht fehlen.*

Der Lehrer bastelte mit den größeren an den erforderlichen Requisiten und Kulissen für die Theaterstücke. Da bedurfte es einer Puppenmühle, die alte Puppen in neue verwandelte. Für die Aufführung der Max-und-Moritz-Streiche wanderten zur Beschaffung des Federviehs einige Hünninger Hühner in den Suppentopf. Im Kindergarten wurden fleißig 'Brüderchen, komm tanz mit mir' und kleinere Gedichte eingeübt. Bis zur Saalfeier gab es einfach viel zu tun.«

Der Bericht des folgenden Jahres klärt uns darüber auf, daß die Hünninger über 80 Jahren vom Nikolaus ein Geschenk erhielten; später wurden auch die kranken Hünninger aufgesucht. *»In den Päckchen der Nichtraucher war ein Taschentuch, in dem der Raucher waren Rauchwaren«.*

Die Höhen und Tiefen der KLJ schlagen sich auch in den Nikolausfeiern nieder. *»Leider waren nur sieben Mitglieder erschienen. Da uns keine Spieler mehr zur Verfügung standen, waren wir gezwungen, zwei Mädchen als Diener zu engagieren«,* schlußfolgerte Karl Fickers 1957.

Neuen Anreiz für die Spieler scheint das Fest dann 1958 gewonnen zu haben, da *»bei einem kurzen Zusammensein wir anschließend ein Gläschen auf das Gelingen der Feier tranken.«*

Die Angst der Kinder vor dem in Hünningen recht gesitteten Nikolaus verdeutlicht eine Anekdote aus dem Jahr 1959, die Rudi Lejeune aufschrieb: *»Der Nikolaus betritt mit seinen mittelalterlich anmutenden Engeln die Bühne nicht, ohne den fürchterlichen Ruprecht in die äußerste Bühnenecke verbannt zu haben.*

Nun tragen noch einmal die Kinder mit gelähmter Stimmer ihre sorgfältig eingeprobten Gedichte vor. Sankt Nikolaus lobt das Können und Mühen der Kinder. Doch als bei Struwwelpeters Passage 'Das Feuerzeug' die Kinder wie die Katzen des Gedichtes mit ihren Pfoten drohen, da rasselt der Ruprecht mit den Ketten und schlägt mit seiner Rute auf den Boden.

Das genügte.

Wie von Furien gejagt springen die vortragenden Kinder halsüberkopf von der Bühne hinunter in die Zuschauer hinein. Nichts kann sie mehr dazu bewegen, ihren Auftritt zu beenden«.

Einige Jahre später wurde die Veranstaltung aufgrund ungerechtfertigter, aber anhaltender Elternkritik über die Rollenverteilung bei den Kinderauftritten, über den äußerst gemäßigten Tadel des hl. Mannes oder über das Vorgehen des Ruprechts, der schlimmstenfalls mal einen Klaps mit der Rute auf das Hinterteil einiger Schüler der Oberklasse verteilt hatte, zum Bedauern der Allgemeinheit eingestellt.

Die KLJ und die Lehrpersonen bedauerten diesen Schritt zutiefst.

1971 trat der Nikolaus dann zum letzten Mal in der Volksschule auf. Der Nikolausglauben hatte nachgelassen, die größeren Kinder hatten keine Angst mehr und machten sich eine Freude daraus, zu verraten, wer denn nun die einzelnen Rollen spiele. Um den kleinen Kindern diesen Nikolausglauben nun zu lassen, beschränkte sich von diesem Jahr an der Besuch des Nikolaus auf den Kindergarten. Abends besuchte er diese Kinder dann zur Bescherung. Die Betagten und Kranken gelangten auch nicht mehr in den Genuß eines Besuches durch den Heiligen Mann.

Die mittlerweile angestaubten Kleider wurden schließlich Mitte der 1980er Jahre nochmals aufgefrischt. Auch ein neuer Bart wurde angeschafft.

Der Brauch lebt auch heute noch von dem Engagement der Jugendlichen, die sich so für die Kinder einsetzen.

Advent

In der Nachkriegszeit wurden Advent und Weihnachtsfest in Kirche, Schule und Familie als bestimmende Endjahresfeste langsam aber sicher aufgewertet. Das fand auch eine Entsprechung in den Symbolen. So tauchte in Hünningen der erste Adventskranz 1946 in der Kirche auf. Seit Mitte der 1970er Jahre gehört er allgemein als vorweihnachtlicher Schmuck in die Häuser.

Weihnachten

Weihnachten war während Jahrhunderten ein ausschließlich religiöses Fest, das in den Familien kaum oder gar nicht gefeiert wurde.

Hünningen, 1953:
Weihnachten, immer Fest der Familien
(Josepha, Malou und Christine Heinen, Maria Herbrand, Gerda Königs, Johanna Heinen, Josef Heinen, Margarethe Heinen-Melchior, Franz Heinen, Willy Königs, Mathilde Heinen)

Hünningen, 1959:
Weihnachten, Vorfreude herrscht schon bei der Adventsfeier der Landfrauen.
(Marga Chavet, Pastor Kettmus, Pater Bäcker, Katharina Richter)

Selbst die heutigen Symbole von Weihnachten, Weihnachtsbaum und Krippe, haben sich erst in der jüngsten Vergangenheit durchgesetzt.

Während sich der Weihnachtsbaum in der belgischen Eifel allgemein in den Häusern zwischen 1900 und 1935 durchsetzte, scheint dies in unserem Dorf erst in den 1920er oder vielleicht sogar erst um 1935 der Fall gewesen zu sein.

Auch mit der Krippe sieht es nicht anders aus. Während die Krippe in unserer Region in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre unter den Weihnachtsbäumen auftauchte, war dies auch für Hünningen nicht eher der Fall.

Und sonderbarerweise trat in Hünningen nicht der Nikolaus, der selbst ohne große Bescherung bei den Kindern sehr populär war, als erster auf, sondern eine importierte Brauchgestalt, die bis 1940 völlig unbekannt war: der Weihnachtsmann.

Diese sonderbare Entwicklung war nun von außerhalb stehenden Personen initiiert worden. Als 1940 die ehemaligen Kantone Eupen und Malmedy von Hitler annektiert wurden und die Menschen sich dort auch von den Ideen der Nazis vereinnahmen ließen, war klar, daß der Heiligenkult um den Nikolaus von den kirchenfeindlichen Nazis zurückgedrängt werden mußte.

Ein den Nazis genehmer Ersatz bot der Weihnachtsmann: Er war bisher religiös nicht vereinnahmt und konnte so problemlos in die nationalsozialistische Weltanschauung eingepaßt werden.

Vroni Simon-Jost erinnert sich: *»In den Jahren 1940 und 1941 fand während der Adventszeit im Saal 'Henen' eine Weihnachtsfeier statt, wo dann auch der sogenannte Weihnachtsmann, begleitet von zwei Dienern, erschien. Als Weihnachtsmann trat Peter Heinen, 'Krütz Pitter', auf, dessen Redetalent und Mimik allen Hünningern bestens bekannt war. Er verteilte Tüten mit Süßigkeiten an die Schulkinder.«*

Dieses neue Fest brauchte auch neue Lieder. Klemens Jost hat eins festgehalten: *»Während dieser Weihnachtsfeier, die abends stattfand und zu der auch die Familienangehörigen eingeladen waren, wurden kleine Theaterstücke aufgeführt und Lieder gesungen. Die erste Strophe eines Liedes, das nach der Melodie 'O Tannenbaum' gesungen wurde, kenne ich noch: 'O Weihnachtsmann, o Weihnachtsmann, kehr ein in unserem Kreise; wir harren voll Erwartung dein, tritt endlich doch zur Tür herein. O Weihnachtsmann, o Weihnachtsmann, kehr ein in unserem Kreise.«*

Mit der Nazizeit endete schließlich auch die Karriere des Weihnachtsmannes in unserem Dorf. Zunächst gewann in den 1950er Jahren das Nikolausfest eine neue Popularität, die durch die Brauchpflege ungebrochen bis heute anhält. Darüber

Riesiger Erfolg in Hünningen

Weihnachtsbasar für guten Zweck

Hünningen/Büllingen. — Unter dem Thema »Wurzeln schlagen« hatten die Hünninger Landfrauen am Sonntag im Saal Concordia einen großen Weihnachtsmarkt veranstaltet. Zahlreiche Besucher nutzten diesen Nachmittag zu einem geselligen Beisammensein und zum Kauf origineller und ideenreicher Bastelarbeiten.

Nicht nur die Hünninger Bevölkerung fand den Weg zu diesem Weihnachtsmarkt, auch viele Auswärtige ließen sich nicht von den schneebedeckten Straßen abschrecken, um beim vorweihnachtlichen Trubel mit von der Partie zu sein. So herrschte zuzeiten regelrechter Andrang vor den farbenfroh geschmückten Ständen.

Zahllose Bastelarbeiten, die sich an Originalität gegenseitig übertrafen, Strickwaren, Blumengestecke und ein Bücherstand luden den Besucher zum Geschenkkauf ein. Absoluter Renner waren die wunderschönen, von den Landfrauen hergestellten Adventsgestecke, die sich nicht über reißenden Absatz zu beklagen brauchten. Wer sein Wohnzimmer mit einem dieser Gestecke schmücken wollte, mußte sich beeilen, denn nur wenige Stunden später hätte er lediglich einen leeren Stand vorgefunden.

Auch die Dorfjugend beteiligte sich auf dem Weihnachtsmarkt mit einem eigenen Verkaufsstand. Ihre Kreativität wurde gleichermaßen mit Erfolg gekrönt.

Doch nicht nur um die Bastelarbeiten drängten sich die Besucher, auch an den geselligen Gast, dem mit vorgerückter Stunde der Magen knurren durfte, wurde gedacht. Kulinarische Leckereien, Gebäcke und Waffeln waren dem Ansturm widerstandlos ausgesetzt.

Als Höhepunkt betrat dann Sankt Nikolaus den Saal, und zur großen Freude der kleinen Besucher hatte er für jedes Kind ein kleines Geschenk dabei.

Die Landfrauen hatten diesen Weihnachtsmarkt mit einem guten Zweck verbunden, wurde doch der Erlös dieser Veranstaltung den Behinderteneinrichtungen zur Verfügung gestellt, die Behinderte aus Hünningen/Büllingen betreuen: die Tagesstätten Meyerode und Elsenborn sowie die »Cité de l'Espoir« in Andrimont.

-gz-

(aus: Grenz-Echo vom 24.11.1988)

Hünningen, 1985: Vorbote der nahen Weihnachten ist der im Zwei- oder Dreijahrerhythmus stattfindende Weihnachtsmarkt.

hinaus wird der Weihnachtsmann nach wie vor in unserem Dorf als Kunstgestalt empfunden, weil ja auch ein gewisser Christkindglauben bestand und besteht.

Zwar hat es in unserem Teil der Eifel nie einen Umzug der Christkindgestalt gegeben, wie das für den Hunsrück nachweisbar ist; die Aufgabe des Schenkens ist im Kinderglauben aber noch immer dieser Sagengestalt vorenthalten. Bis zum heutigen Tag.

Seit Mitte der 1920er Jahre bis Anfang der 1950er Jahre gab es noch einen erwähnenswerten Weihnachtsbrauch: *»De-Chrestbom-kicke-john«.*

Irma Palm erinnert sich an ihre Kindheit Anfang der 1950er Jahren: *»Der Weihnachtsbaum, der erst am Heiligen Abend aufgestellt wurde, war für die Kinder etwas ganz Besonderes. Und so ließen wir es uns nicht nehmen, die Christbäume der Nachbarn zu bestaunen. Und in jedem Jahr wurden wir gefragt: 'Äs dat da net ene schöne Bom?' oder 'Ha mer da net ene schöne Bom?'*

Es gab schon Unterschiede in Größe und Beschaffenheit der Bäume. In meiner Kindheit hatte kaum jemand eine Fichte in Zimmergröße. Der Weihnachtsbaum stand mit der Krippe auf einem kleinen Tisch. Ich erinnere mich, daß bei unserer Nachbarin eine silberfarbene Spitze die Fichte zierte. An dieser Spitze hingen kleine Glöckchen. Und das galt als etwas Außergewöhnliches.

Damals gab es auch noch keine elektrische Tannenbaumbeleuchtung, sondern echte Kerzen, wie man sie heute nur noch selten bei dieser Zeremonie vorfindet.

Das 'de-Chrestbom-kicke-john' fand nach einem bestimmten Ritual statt. Wir gingen alle an einem vorher abgesprochenen Tag in der Weihnachtswoche zu unserer Nachbarin. Die gute Stube war gut geheizt, was zu früheren Zeiten nur an Sonn- und Feiertagen der Fall war. Alsdann wurden kräftig Weihnachtslieder gesungen, die reihum angestimmt wurden. Dies zog sich ungefähr eine Dreiviertelstunde hin, da wir Kinder allgemein doch über ein recht ansehnliches Liederrepertoire verfügten. Nach dieser Anstrengung gab es Plätzchen, Printen und Himbeersaft. Wir mußten uns jedesmal sehr beherrschen, um nicht in einem Zuge auszutrinken, so klein waren die Gläser.«

Heiligenverehrung: Patronatsfest

Die Hünninger Kirche ist dem Hl. Josef und dem Hl. Nikolaus geweiht. Da die neue Kirche am St. Nikolaustag 1926 eingeweiht wurde, scheint auch der zweite Kirchenpatron in der Zwischenkriegszeit als Heiliger noch recht populär gewesen zu sein.

Dies ist vielleicht auch einer der Gründe dafür, daß das Patronatsfest des Hl. Josef in Hünningen scheinbar nie die Stellung erreichen konnte wie z. Bsp. in den Nachbardörfern Honsfeld und Mürringen.

Zwar wurde dieses Fest bei voller Kirche mit einem feierlichen Levitenamt (mit drei Priestern) und Festpredigt begangen –

Fahrzeugsegnung, 1956
(Marlene Simon, Resi Heinen, Mathilde Stoffels, Renate Simon, Clemens Maraite, Gerta Wolff, Therese Küpper, Paula Wilquin, Martha Küpper, Rosa Küpper, Johanna Jousten, Pater Weber Missionar, Odilia Rauw, Rosa Andres, Julia Jouck, Marie-Louise Maraite, Lisa Wilquin, Frau Hepp, Maria Rauw, Katharina Simon, Helene Jouck, Helene Stoffels, Anna Kessler, Maria-Katharina Stoffels, Lenchen Kessler, Ketchen Murges, Sophie Kessler, Agnes Jousten, Peter Lux, Rose-Marie Maraite, Heinz Jost - Honsfeld, Bernard Simon, Werner Hepp, Hermann Rauw, Walter Greimers, Georges Heinen, Ewald Hepp, Herbert Sieberath, Hermann Lux, Camille Kehl, Lehrer Freddy Thomas, Angela Mollers, Erna Lux, Pfarrer Kettmus, Helmut Sieberath, Harry Kehl, Herbert Lux, Aloys Fickers, Barthel Jouck, Mathias Murges, Jean Longton, Mathieu Wolff, Raymond Wolff, Richard Wilquin, Hein Lux, Konrad Lux, Jules Lux, Martha Wilquin, Aloys Kessler)

doch als religiöses Familienfest konnte es sich nicht durchsetzen. Ein Grund mögen die stets wechselnden Termine gewesen sein. Bis 1949 dürfte es wohl immer am Tag selber gefeiert worden sein. Folglich war an diesem Tag ein religiöser Festtag vorgeschrieben, so daß die Dorfeinwohner an diesem Tag mehr oder minder die Sonntagsruhe beachteten. Da aber immer mehr Menschen außerhalb des Dorfes ihren Lebensunterhalt verdienten, wurde das Fest – allerdings wieder unter zahlreichen Ausnahmen – bis 1966 am darauffolgenden Sonntag gefeiert. Von 1967 bis Mitte der 1970er Jahre wurde es wieder am Tag selber gefeiert, allerdings mit nur noch einer Früh- und einer Abendmesse. Erst dann setzte sich das heutige Modell durch, wonach das Fest am gleichen Tag mit einer Abendmesse gefeiert wird und am darauffolgenden Sonntag ein feierliches Hochamt unter Beteiligung des Gesangvereins zelebriert wird.

Diese schwankenden Termine und die steigenden Arbeitsverpflichtungen der zunehmend außerhalb des Dorfes arbeitenden Hünninger haben möglicherweise mit dazu geführt, daß das Patronatsfest als Familienfest heute kaum noch oder nur noch in den Familien gefeiert wird, in denen auch ein Josef oder eine Josefine Namenstag feiern.

Den Wandel dieses dörflichen Festes lesen wir aus Berichten einiger Zeitzeugen ab. So erinnerte sich Sophie Weber *(»Spellmanns«)*, daß sie das Patronatsfest bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs als Familienfest feierten. *»Wir luden Verwandte aus Mürringen ein. Den Gegenbesuch machten wir dann am Antoniustag, dem Patronatsfest der Mürringer. Nach dem Krieg haben wir keine Gäste mehr eingeladen.«*

Nikolaus Behrens bestätigte diese Aussagen. Herbert Sieberath erinnert sich, daß *»am Morgen des Festtages mein Pate und seine Familie von Mürringen so gegen 10 Uhr bei uns eintrafen. Der Festgottesdienst wurde auch in den 1950er Jahren noch als feierliches Levitenamt mit drei Priestern zelebriert. Der Gesangverein trug meist einige Lieder oder eine Choralmesse vor. Anschließend besuchten die Männer den Frühschoppen. Die übrigen Gäste begaben sich nach Hause, wo sie ein festlich gedeckter Tisch erwartete. Das Mittagessen wurde durch ausgiebige Plaudereien verlängert. Bei schönem Wetter wurde der Nachmittag zu einem Spaziergang genutzt.*

Zum Abendessen wurde schon gegen 18 Uhr geladen, denn bis 1969 fand am Abend des Patronatsfestes in 'Andresen' die zweite Aufführung der am Karnevalssonntag uraufgeführten Tragödie und Komödie statt. Da der Saal bestenfalls 200 Gäste faßte, versuchte jeder möglichst früh möglichst gute Plätze zu reservieren.

Wir feierten das Patronatsfest in dieser Form bis etwa 1963.«

Aus den geführten Interviews wurde ersichtlich, daß das Patronatsfest in vielen Familien nach dem Zweiten Weltkrieg ent-

Eifelprozession nach Kevelaer

am Sonntag 7. und Montag 8. August mit Sonderzug

	9,30	Bosheimergraben		
	9,34	Bosheim	an	19,58
10,05	an 10,05	Jünkerath	ab	19,33
11,23	ab 11,23		an	17,58
14,50	an 14.50	Kevelaer	ab	14,03

Fahrgeld ab Grenze Bosheimergraben bis Kevelaer und zurück 8,40 Mark.

Die Fahrkarten müssen bis zum 4. August bei den einzelnen Brudermeister bestellt werden.

Die Pilger von Büllingen und Umgebung wollen sich an den Brudermeister (1584

Herrn M. Lejeune in Büllingen wenden.

Um recht zahlreiche Beteiligung wird gebeten

Der Vorstand.

(aus: Der Landbote vom 30.7.1932)

weder gar nicht mehr oder nur noch kurzzeitig wiederauflebte. Vielleicht waren hierdran auch die starken politischen Spannungen, die in der Zwischenkriegszeit entstanden waren, in der Kriegszeit gesteigert worden waren und in der Nachkriegszeit ihren Höhepunkt gefunden hatten, mit schuld.

Die Recherchen für das Fest des zweiten Kirchenpatrons, des Hl. Nikolaus, gestalteten sich nun schwieriger.

Sicher ist, daß auch dieses Fest bis 1966 mit Frühmesse, Hochamt und Andacht kirchlich als Feiertag begangen wurde. Ob dieses kirchliche Angebot nun aber eine Entsprechung durch ein Familienfest fand, scheint für die Nachkriegszeit ungewiß. Aus den gesammelten Interviews geht hervor, daß wohl bis in die 1930er Jahre auch dieses Patronatsfest in einigen Familien etwas aufwendiger gefeiert wurde. Warum dieser Brauch nun in der Zwischenkriegszeit schon so rückläufig war, das ließ sich nicht mehr erfragen.

Wallfahrten nach Heimbach

In der Zwischenkriegszeit ging jede Ortschaft auf eigene Initiative nach Heimbach. Von Hünningen pilgerte die Gruppe Richtung *»Bolder«*, *»Edesbach«*, Weißer Stein, Grenze, Hollerath und dann die Hauptstraße entlang nach Hellenthal zum Bahnhof. Dort bestiegen die Gläubigen den Zug und fuhren gemeinsam nach Gemünd. Von dort aus ging es weiter nach Maria-Wald. Hier legten die Pilger eine Pause ein, die von manchen zu einer Beichte genutzt wurde. Anschließend brachen alle nach Heimbach auf.

Nach einer kurzen Andacht im Pilgerort wurden die Pilger entlassen. Nun mußte sich jeder eine Unterkunft für die Nacht suchen. Am nächsten Tag, nach gemeinsamem Morgengebet in der Kirche, wurde der Heimweg angetreten. Strecke und Ablauf war identisch – mit Ausnahme einer zusätzlichen kurzen Rast bei *»Pützer«* in Miescheid.

Diese Prozession fand 1937 oder 1938 zum letzten Mal statt. Die Nazis schikanierten zunächst und unterbanden schließlich diese volksreligiösen Veranstaltungen, indem sie den Grenzübertritt verweigerten.

Mehrere Hünninger erinnern sich, daß auf Initiative von Pater Schneider aus Honsfeld diese Prozession 1950 oder 1951 in mehreren Ortschaften, auch in Hünningen, wiederbelebt wurde.

Zwischen 1957 und 1959 verschwand sie dann ganz aus dem volksreligiösen Veranstaltungskalender, obwohl der Pfarrer noch bis 1962 von der Kanzel zu einer Teilnahme aufrief.

Hünningen, 1994: Abgang zur Pilgerwanderung nach Schönberg. In den letzten Jahren ist die Teilnehmerzahl merklich gesunken.

Kevelaer, 1955: Die Wallfahrt nach Kevelaer mit der Eisenbahn fand immer regen Zuspruch. (Unter anderen: Agnes Weber, Susanna Lux, Maria Maraite, Anna Jouck aus Hünningen)

Kartenspiel, 1995:
Nach wie vor eine beliebte Freizeitbeschäftigung. (Jan Szczurek, Bernard Weber, Agnes Weber, Josefine Maraite, Margarethe Andres, Margarethe Greimers)

Im Laufe des Lebens

Auch die sogenannten Bräuche im Laufe des Lebens weisen für unser Dorf einige typische Besonderheiten auf

Geburt/Taufe

Weder der Vater noch sonstige Familienmitglieder nahmen bis zu Beginn der 1950er Jahre an der Tauffeier eines Kindes teil. Einzig und allein von Pate und Patin begleitet trug die Hebamme[6] das Kind zur Taufe.

Priester, Küster und Meßdiener erwarteten den Täufling hinten in der Kirche und in einer sachlich, nüchternen Handlung wurde der kleine Erdenbürger in die christliche Gemeinde aufgenommen.

Maßgebend war nicht das Wie, sondern, daß es innerhalb der drei ersten Tage nach der Geburt geschah.

Denn wäre das Kind ohne Taufe – wozu allerdings auch die Nottaufe zählte – gestorben, so wäre ihm der Himmel verschlossen geblieben. Auch wäre ihm als letzte Ruhestätte nur die auf den Friedhöfen abseits gelegene Sonderecke für Ungetaufte und Frühgeburten zuteil geworden, was alle tunlichst vermeiden wollten.

Im allgemeinen nimmt man an, daß die Väter aus Tradition nicht an der Feier teilnahmen.

Es war nun einmal so.

Andererseits bringt man auch Zeitgründe in Erwägung. Eben wegen dieser Dreitagesregel fanden die Taufen häufig werktags, ja oft in aller Frühe nach der Messe statt. Deshalb sei der Vater nicht abkömmlich gewesen; denn schließlich fiel ja auch seine Ehefrau als wichtige Haushaltskraft während der Zeit des Wochenbettes komplett aus.

Die Teilnahme der Väter an den Taufen ihrer Kinder scheint sich um 1950 einzubürgern. Seit etwa 1962 nehmen dann auch die Geschwister und immer häufiger die Großeltern – insofern sie nicht sowieso Paten waren – an der Feier teil. Seit dieser Zeit findet die Taufe auch nicht mehr während der drei ersten Tage nach der Geburt statt, sondern erst nach der Genesung der Mutter, d.h. zunächst nach ein bis zwei, schließlich nach vier bis sechs Wochen. Somit konnte auch die Mutter teilnehmen und hatte etwas von dem Fest.

Um die Tauffeier liturgisch aufzuwerten, fand schon 1963 in Hünningen die erste Doppeltaufe statt. Knapp zwei Wochen nach den Geburten von Günter Schmitz und Carlo Lejeune fand die Taufe am Sonntagnachmittag statt. Beide Elternpaare, die Großeltern und sogar einige Verwandte waren anwesend.

Zur Taufe von Burgi Maraite im Jahr 1964 wurden die Hünninger erstmals als Pfarrgemeinde zur Teilnahme aufgefordert. Auch in den folgenden Jahren versuchten die Priester dieses Sakrament weiter aufzuwerten, wozu sie viele Wege beschritten. So wurden Rainer Wilquin 1976 und Caroline Lux 1978 als erste Hünninger während der Osternachtsliturgie getauft.

Doch all diese Versuche konnten nicht verhindern, daß die Taufe bis heute auch kirchlich ein Familienfest geblieben ist.

Freien

Das Freien spielt sich heute recht spontan und ohne feste Regeln ab. Rudi Lejeune recherchierte einige Details, die das Freien der früheren Jahre in Hünningen bestimmten: *»Außerhalb der großen Feste Fastnacht und Kirmes war den jungen Menschen in den 1920er und 1930er Jahren wenig Gelegenheit geboten, einander zu begegnen oder sogar Bekanntschaft zu schließen. Um dem abzuhelfen, statteten die Dorfjungen den Mädchen deshalb am Sonntagabend einen Besuch im elterlichen Haus ab: Sie gingen 'zer ueten'.*

Diese Besuche konnten mehrere Gründe haben. Entweder schloß sich eine Gruppe von bis zu sechs Burschen zusammen, um sich ganz einfach in angenehmer Gesellschaft den Sonntagabend zu vertreiben. Der stille Wunsch, beim Klang der Mundharmonika ein Tänzchen um den Stubentisch drehen zu können oder auch einmal ganz in der Nähe eines holden Mädchens sitzen zu dürfen, diente zweifelsohne als Motiv. Um den Hausherren aber wohlwollend zu stimmen, empfahl es sich, den üblichen Schnaps reichlich zu spendieren.

Oder ein Bursche hatte sich in ein Mädchen 'verguckt'. Dann plante er mit seinen Kameraden einen sonntäglichen 'Zer-Ueten-Gang' zu ihr.

Damit unser Bewerber aber ein wenig Zweisamkeit mit seiner Angebeteten genießen konnte, verließen die Freunde unter irgendeinem Vorwand etwas früher das Haus, wofür der Glückliche sich dann in der Regel später spendabel erwies.

Doch der Genuß des Alleinseins war meist nur von kurzer Dauer, denn schon klopfte der Hausherr im Schlafzimmer auf den Fußboden oder von nebenan an die Wand der 'Stufkamer'. Das galt als untrügliches Zeichen, das vertrauliche Schmusen zu beenden. Hatte der jugendliche Freier Interesse an einer engeren Beziehung, so konnte er die Gelegenheit nutzen, sich das Mädchen für die nächste Kirmes oder Fastnacht 'ze sproche' (zu engagieren). Gelang dies, so war der Abend gelungen.

Hatte ein Mädchen einem Jungen die Kirmes versprochen, so galt der Junge an

diesen drei Tagen als ihr erklärter Kavalier. An allen drei Tagen mußte es sich – als sein Kirmesmädchen – von ihm zum Tanz abholen und zurückbringen lassen.

Auch wenn der Umworbenen ihr Kavalier nicht besonders gefiel oder wenn sich ein anderer, der ihr eher zusagte, um sie bemühte, so mußte sie wohl oder übel an diesen Tagen zu ihrem Versprechen stehen und ihrem Kirmesjungen die Treue halten. Eine andere Haltung hätte sie für die Zukunft unmöglich gemacht. Empfand das Kirmespaar keine tieferen Sympathien füreinander, so waren beide nach der Kirmes – eventuell erst nach der Nachkirmes – wieder vogelfrei.

Gefiel man einander, so bahnte sich meistens ein dauerhaftes Verhältnis an.

Der Junge durfte nun nach einiger Zeit auch im Elternhaus des Mädchens vorstellig werden, um festzustellen, ob er auch der Richtige war. Da bei den Eltern auch nicht nur die Liebe zählte, sondern auch Stand, Ruf und Vermögen eine nicht unbedeutende Rolle spielten, so war eine schnelle Hochzeit, selbst bei einem stillen Einverständnis, nicht die logische Konsequenz.

War der Bewerber von den Eltern der Umworbenen angenommen, so konnte sich das Mädchen auf das regelmäßige sonntägliche 'Zer-Ueten' freuen. Mußte er, sie oder mußten gar beide außerhalb des Dorfes oder der Region als Knecht oder Magd Arbeit suchen oder 'in Stellung gehen', dann sah das verliebte Paar sich oft monatelang nicht.

Sonderbarerweise kam der Freier aber vor allem während des ersten Jahres selten allein. Meistens erschien er in Begleitung seiner Freunde.

Wollte das Paar aber zu einem etwas ausgedehnteren Austausch von Zärtlichkeiten kommen, so mußte dies in aller Heimlichkeit geschehen. Liebesbezeugungen und Zärtlichkeiten hing bis in die 1940er Jahre noch der Ruch des Unmoralischen und Sündhaften an. In der Öffentlichkeit waren sie auf alle Fälle fehl am Platze. Das änderte sich erst in den 1970er Jahren.«

Die Freierszeit wurde dann meist vor der Hochzeit mit dem Freibier abgeschlossen. Zunächst waren ausschließlich die Junggesellen des Dorfes geladen. Seit den 1960er Jahren dürfen auch die Nachbarmädchen, der gesamte *»Jahrgang«* und ausgewählte Freunde teilnehmen. Neue Impulse als wichtiges vorhochzeitliches Fest hat das Freibier in vielen Orten dadurch gewonnen, daß nun die Mitglieder der Vereine, in denen Braut oder Bräutigam aktiv sind, und zum Teil auch die Arbeitskollegen geladen werden.

Ein letzter, allerdings rückläufiger Brauch, der in der Nacht vor der Hochzeit stattfinden kann, ist das Aufhängen einer Puppe. Es ist dann berechtigt, wenn im Dorf ein Junge oder ein Mädchen wohnen, die mit Braut oder Bräutigam ein Verhältnis hatten, das in die Brüche gegangen ist.

Eine solche Gelegenheit wurde früher mit Freuden begrüßt, denn Spaß gab's nicht nur bei der Anfertigung der Puppe, sondern auch während des Aufhängens. Es erfolgte in Hünningen immer in der Nähe der Kirche. Spottgedichte und *»Kaaf«*, heute Sägemehl, gehörten natürlich dazu.

Dieser Brauch besteht heute noch, kommt aber seltener vor.

Jubiläen

Goldhochzeiten in Hünningen

1925: Peter und Anna-Katharina Drehs-Heinen *(»Franzen«)*

1941: Barthel und Franziska Pothen-Jost *(»Hieres«)*

1952: Josef und Katharina Maraite-Stoffels *(»Bow«)*

1956: Josef und Helena Kessler-Andres *(»Pittisch«)*

1961: Aloys und Elisabeth Maraite-Löfgen *(»Lenderts«)*

1969: Gerhard und Maria Richter-Eichten *(»Echten«)*

1973: Johann und Helena Stoffels-Jost *(»Schangen«)*

1984: Johann und Salome Wilquin-Jouck *(»Häsche«)*

1986: Nikolaus und Maria Kessler-Melchior *(»Loxe«)*

1989: Peter und Helena Stoffels-Jost *(»Hüe«)*

1991: Nikolaus und Margaretha Greimers-Keifens *(»Palmen«)*

Goldhochzeiten, Altersjubiläen, die ab 90 Jahre gefeiert werden, und Priesterjubiläen sind in Hünningen besondere Feste, die bei Bereitschaft der Jubilare gerne durch das ganze Dorf gefeiert werden.

Besonders die Altersjubiläen verlieren aber ihren Charakter des Besonderen: Während in den 1950er Jahren nur zwei, in den 1960er Jahren kein, in den 1970er Jahren zwei Hünninger ihre 90 Jahre feiern konnten, waren es in den 1980er Jahren bereits fünf. Selbst in den ersten vier Jahren der 1990er Jahre wurde dieses Fest in unserem Dorf bereits dreimal gefeiert.

Namenstag/Geburtstag

Das Feiern des Namenstags war in Hünningen bis in die 1970er Jahre ein ganz wichtiges und bedeutendes Familienfest. Man kam zusammen, erzählte, kartete und verbrachte einen gemütlichen Abend. Für jedes Familienmitglied war es Ehrensache, an diesen Namenstagsfeiern teilzunehmen, die die Familienbande erheblich stärkten.

Seit den 1970er Jahren hat nun ein Wandel eingesetzt: Einerseits lassen die starken Bindungen in den Großfamilien merklich nach und werden Feste mit Beteiligung der ganzen Familie selten, da die Bereitschaft für diese Art des Feierns bei den jüngeren Familienmitgliedern stark nachläßt.

Andererseits wird auch der Freiraum für diese Feiern durch alternative Angebote und Zwänge stark eingeengt: Andere, attraktivere Feiern oder Proben und Vereinsarbeit besetzen viele freie Abende in der Woche. Schließlich ist auch das Namenstagfeiern seit den 1970er Jahren so stark rückläufig, daß es heute fast ausgestorben ist. Ersetzt wurde und wird es durch Geburtstagsfeiern, die individueller nach eigenem Gutdünken gestaltet werden.

Hünningen, 1986: Goldhochzeit der Eheleute Nikolaus Kessler-Melchior

50 Jahre in Treue vereint

Die ganze Dorfgemeinschaft ehrte das goldene Jubelpaar

Hünningen. Ein schöner eindrucksvoller Tag gehört in unserer Gemeinde der Vergangenheit an. Am Dienstag, 3. Juni, feierten die Eheleute Pothen-Jost in seltener geistiger und körperlicher Frische, umgeben von ihren Kindern, Enkeln und Anverwandten, das Fest ihrer goldenen Hochzeit, daran auch die ganze Gemeinde regen Anteil nahm. Aus Anlaß des seltenen Festes hatte die Dorfjugend das Haus des Jubelpaares, sowie den ganzen etwa 300 Meter langen Weg bis zur Kirche durch Aufstellen von sogenannten Maien, beiderseits des Weges und Errichtung einer Ehrenpforte in emsiger Arbeit geziert. Im Auto wurde das Jubelpaar zur Kirche gefahren, wo unter Beteiligung der Dorfgemeinde eine Feier stattfand. Nach der Rückkehr zu ihrer Wohnung überbrachte als Erster Amtsbürgermeister Bahsen von Büllingen dem Jubelpaar die Glückwünsche und Grüße des Führers, der Reichsregierung und der Behörden. Gleichzeitig überreichte er eine Widmung des Führers und die Geschenke der Gemeinde, darunter ein schönen Führerbild. Gerührt dankte das Jubelpaar für diese Ehrung.

Gegen 19.30 Uhr an diesem herrlich sonnigen Junitag versammelten sich dann vollzählig die Amtsbehörden, die Formationen der Partei mit dem Ortsgruppenleiter an der Spitze, die Kameradschaft des NS.-Kriegerbundes in Uniform und mit der Fahne, der Musik- und Gesangverein mit Fahnen, die Schuljugend unter Führung des Lehrers und die übrige Einwohnerschaft, am Vereinslokal. Hier formierte sich ein stattlicher Zug und marschierte unter Vorantritt des Musikvereins unter den Klängen flotter Marschweisen durch den Ort zur Wohnung des Jubelpaares, wo dieses, umgeben von Familie und Gästen die Ehrungen erwartete. Nachdem die Formationen Aufstellung genommen hatten, überbrachten die Leiter und Führerinnen der einzelnen Verbände, bei den Klängen des Präsentiermarsches, den Jubilaren ihre Glückwünsche. Hierbei konnte der Präsident des Gesangvereins den Jubilar als 50jähriges Mitglied der Sängergemeinschaft noch besonders beglückwünschen. In der Folge wechselten sinnvoll vorgetragene Gedichte des BDM. und der Schuljugend, flotte Marschweisen und Lieder vom Musik- und Gesangverein vorgetragen, einander ab. Sichtlich gerührt, dankte das Jubelpaar jedem einzelnen für die Ehrung.

Amtsbürgermeister Bahsen, der auch an diesem Abend wieder der Feier beiwohnte, beglückwünschte das Paar im Namen der Bürgermeisterei und hob in seiner Ansprache hervor, daß es für ihn eine besondere Ehre bedeute, der Feier beizuwohnen, da es die erste ihrer Art sei, die in seinem neuen Amtsbezirk begangen werde. Am Schlusse seiner Ausführungen gab er dem Wunsche Ausdruck, daß es der ganzen Festgemeinde vergönnt sein möge, nach zehn Jahren hier an derselben Stelle wieder antreten zu können, um dem heutigen Jubelpaar in derselben Gesundheit und Frische zur diamantenen Hochzeit zu gratulieren. Nachdem Ortsbürgermeister Maraite im Namen seiner Gemeinde und Ortsbauernführer Andres im Namen der Ortsbauernschaft gratuliert hatten, sprach Ortsgruppenleiter Bormann. Er gratulierte namens der Partei. In einer Ansprache betonte er zunächst, daß es allen zur Freude gereiche, nach 20jähriger Fremdherrschaft dieses erste Fest einer goldenen Hochzeit, innerhalb der Gemeinde, wieder als freie deutsche Menschen feiern zu können. Weiter schilderte er den Werdegang der neuen deutschen Geschichte, angfangen mit den grauen Novembertagen des Jahres 1918 bis zum heutigen Tage. Er hob daher hervor, daß die deutsche Auferstehung ausschließlich das Werk unseres Führers sei, der über alle ihm gestellten Hindernisse hinweg das jetzige Großdeutsche Reich zu seiner heutigen Machtstellung und Blüte geführt habe und daß wir es ihm allein zu verdanken haben, daß, nachdem das Schanddiktat von Versailles zerrissen, uns die Rückkehr zu unserem geliebten Vaterland ermöglicht worden ist. Dann ermahnte er die Jugend, ihren Geist und Körper zu stählen, damit auch diese von ihnen einmal das Fest der goldenen Hochzeit feiern könnten. Seine Rede klang aus in der mit großer Begeisterung aufgenommenen Führer-Ehrung.

Nachdem das Jubelpaar den Kindern Erfrischungen und Kuchen, und den Erwachsenen einen Trunk gereicht hatte, formierte sich der Zug zum Abmarsch. Unter den Klängen von Musik und Gesang ging alles geschlossen zum Saale Jouck, wo bei guter Unterhaltung herzlicher Verbundenheit noch ein paar frohe Stunden verlebt wurden. Es war eine schöne sinnvolle Feier. Dem Jubelpaar wünschen wir an dieser Stelle noch einmal viel Glück und Segen und einen weiteren heiteren, sonnigen Lebensabend.

(aus: Der Westdeutsche Beobachter vom 7. Juni 1941)

Goldhochzeit, 1941:
Ein Hünninger SA-Mann verpaßt die Gelegenheit nicht, bei der Goldhochzeit der Eheleute Barthel Pothen-Jost in Erscheinung zu treten.
(Mathias Jouck, Franziska und Barthel Pothen-Jost, Margarethe Maraite, Lenchen Jost, Ewald Jost, Kind Christine Maraite)

Hünningen, 1955:
Der Altersjubilar bestimmt über die Ausdehnung der Feierlichkeiten. Die Gratulationen der Nachbarschaft sind ihm gewiß.
(Franziska Pothen-Jost)

Goldhochzeit, 1991:
Die Nachbarschaft übernimmt den Schmuck des Hauses. Im Nachbarhaus werden Girlanden gebunden.
(Rudolf Stoffels, Mathilde Lux, Margarethe Andres, Nicole Roehl, Jan und Gerta Szczurek, Maria Kessler, Gretchen Jost, Rosa Stoffels, Maria Jost, Vroni Jost, Lucienne Roehl)

Hünningen, 1991:
Seit einigen Jahren hat sich die Sitte eingebürgert, das Jubelpaar als Puppen darzustellen. Hier bei der Goldhochzeit Nikolaus Greimers-Keifens.

Hünningen, 1995:
Rüstige 90 jährige Jubilarin
(Margarethe Jost-Lux)

Hünningen, 1969:
Einführung von Pater Theo Jansen
(Pater Hermans, Pater Teeuwen, Pater Schneider, Pastor Schomus, Pater Jansen, Pater Becker, Dechant Hilgers, Pastor Kettmus verdeckt durch Elly Schmitz, Pastor Thünüs)

Hünningen, 1983:
Abschiedsmesse von Pastor Paul Kettmus
(Pastor Mostert, Pater Finken, Pastor Kettmus, Dechant Herbert Vilz, Dr. Alfons Brüls, Pater Jansen)

Tod

Der Tod eines Menschen gehört in den Dörfern auch heute noch zu den Schicksalsschlägen, die die Eifeler tief berühren. Während die Beerdigungsbräuche in den Städten durch eine auffallende Verdrängung des Todes und eine Eingrenzung der Anteilnahme auf die engste Kleinfamilie zunehmend gekennzeichnet sind, ist die Resonanz in den Eifeldörfern noch immer ausgesprochen groß.

Die Brauchhandlungen sind dabei ein Ergebnis teils alter, immer wieder angepaßter Rituale, die durch Kirche, Trauerfamilie und Dorfbevölkerung gestaltet wurden.

Ein wichtiger Einschnitt, den wir mangels Quellen kaum nachzeichnen können, war das Jahr 1823, als den Christen unserer Heimat gestattet wurde, den Toten nicht mehr wie bisher am darauffolgenden Tag, sondern drei Tage nach dem Tod zu beerdigen. Hierdurch entstand wohl ein zeitlicher Freiraum, der die Bräuche stark veränderte.

Ebenso einschneidend war wohl die Errichtung eines Friedhofes, für den die Hünninger lange Zeit gekämpft hatten. Denn bis 1803 wurden alle Hünninger im Pfarrhauptort Büllingen und nach der Gründung der Pfarre Mürringen-Hünningen im Pfarrhauptort Mürringen beerdigt. Dies sahen die Pfarrer als Vorteil, die Gläubigen aber als Nachteil an.

Wie verbissen die Hünninger an ihrem Recht, im eigenen Dorf beerdigt zu werden, festhielten, zeigt ein Streit aus dem Jahr 1887, als die Hünninger den 1870 zwischen Dorf und Pfarrer ausgehandelten Pflichten nicht mehr nachkamen, die 1870 als Bedingung für die Errichtung des Friedhofes gestellt worden waren. Als der Pfarrer dann *»von der Kanzel erklärt, daß er nun die Leichen überhaupt nicht mehr nach Hünningen einsegnen komme, müssen wir nun das Traurige erleben, daß die Leichen ohne kirchliche Einsegnung zur Erde bestattet werden. Denn sämtliche Einwohner des Dorfes erklären mit aller Entschiedenheit, lieber ohne kirchliche Einsegnung beerdigen zu wollen, als wie die Leichen nach Mürringen zu transportieren und wieder zurück*[7]*«*, heißt es in einer Petition der Hünninger an das Erzbischöfliche Generalvikariat in Köln.

Verfolgt man einen Todesfall nun chronologisch, so ist zunächst festzustellen,

Friedhof, 1950er Jahre: Während vielen Jahren hob der Wegewärter Josef Küpper im Auftrag der Gemeinde die Gräber aus.

daß die meisten Hünninger, bis auf ganz wenige Ausnahmen bis in die 1920er Jahre wohl zu Hause starben. War dies nicht der Fall, so wurden die Toten einfach mit einem von Pferd oder Ochsen bespannten Fuhrwerk auswärts abgeholt. Franz Halmes aus Rocherath hatte seit 1924 einen LKW und wurde sehr oft zu diesem Zwecke angefragt.

So wird erzählt, daß ein Rocherather seine in St. Vith verstorbene Mutter mit dem Fuhrwerk nach Hause transportierte. Er brachte aber neben Leichnam und Sarg auch noch ein Jauchefaß mit. An der Gaststätte Legros in Büllingen hielt er an und genehmigte sich erst ein paar Schnäpse, ehe er nach Hause weiterfuhr.

Die Leichen der wenigen, die auswärts durch einen Unfall oder im Krankenhaus starben, wurden dann von der Familie und den Nachbarn am Dorfeingang abgeholt. Betend wurde der Sarg bis zum Sterbehaus begleitet, gleichzeitig läuteten die Glocken. Seit den 1950er Jahren starben nun mehr Hünninger auswärts; durch die Strukturkrise und die neuen Arbeitsplätze außerhalb des Dorfes fehlten nun die Brauchträger, so daß dieser Brauch 1977 zum letzten Mal ausgeführt wurde.

Im Hause wurde der Leichnam nun aufgebahrt.

Anna Sonnet erinnerte sich 1975: *»Lag im Dorf eine Person seit längerem im Sterben, zogen gegen Abend Familienmitglieder aus, um an den sieben Sterbekreuzen des Dorfes zu beten und so dem Sterbenden den Hinübergang vom Leben zum Tod durch ihr Gebet zu erleichtern. Der Gang endete mit einer Anrufung in der Kirche.*

War der Tod eingetreten, so überließen die Angehörigen die Leiche den Nachbarn zur Herrichtung.

Dies geschah auf dem Sterbelager. Gesicht und Hände wurden gewaschen. Aus Schamgefühl blieb meistens die Waschung des Körpers aus. Bis zum Ersten Weltkrieg etwa wurden die Leichen in ein Leinentuch gewickelt, so daß die Hände jedoch frei blieben. Am Hals wurde das Tuch zugebunden und mittels Einschnitten zu einer Halskrause geformt. Etwa seit dem Ersten Weltkrieg wurden die Leichen frisch angezogen. Dann wurde die Leiche auf einen langen, schmalen Leichentisch, der entweder der Nachbarschaft gehörte oder auch Dorfeigentum war, in der Wohnstube oder in der Kammer aufgebahrt. Zuerst wurde mit den Kräutern und Gräsern des letzten Krautwischs ein Kreuz auf dem Tisch ausgelegt. Dann wurde der 'Schoof' hergerichtet. Eine beachtliche Menge Stroh wurde auf dem Tisch ausgelegt und mit einem Leinentuch überspannt und eingehüllt.

Der 'Schoof', das Totenlager also, mußte fest und gut hergerichtet werden, denn es gab dem Toten den nötigen Halt und die nötige Stütze, damit die Leiche sich nicht mehr verformte und später in den Sarg paßte.

Mancherorts wurde die Vorbereitung des 'Schoofs' immer einer gleichen, mit dem Vorgang vertrauten Person übertragen. Neben der Leiche wurde ein Tisch aufgestellt. Darauf wurden das Kreuz, mehrere Kerzen und Weihwasser zur Segnung der Leiche gestellt. Im Zimmer brannte ebenfalls Tag und Nacht ein Öllicht.

Nach der Aufbahrung kam der Schreiner, um für den Sarg Maß zu nehmen. Dieser wurde nach Größe und Gewicht des Toten angefertigt, die Wahl der Holzart beeinflußte zusätzlich den Preis. Die Leiche wurde mit dem Leichentuch zugedeckt, nur auf Wunsch wurde der oder die Tote zu einem letzten Anblick aufgedeckt. Zur Geruchsverbesserung wurde im Leichenzimmer immer Krautwisch verbrannt.

Das abendliche Rosenkranzgebet fand immer im Sterbehaus statt. Die Angehörigen umringten das Totenlager, Verwandte und Nachbarn standen bis vor der Eingangstür.

Am Tage vor dem Begräbnis machten die unverheirateten Mädchen auch einen

Hünningen, 1986: Der Musikverein erweist einem seiner Gründungsmitglieder, Josef Lux, die letzte Ehre.

Hünningen, 1993: Der Totenkaffee ist in der belgischen Eifel nach wie vor sehr populär.

Bittgang zu den sieben Kreuzen. An jedem Kreuz wurde zu den fünf Wunden Jesu gebetet, auf den Zwischenstrecken wurde der Rosenkranz mit dem Zusatz gebetet 'Herr Jesus Christ, der du am Kreuz gestorben bist, erbarme dich seiner (ihrer)'.

Nach diesem Betgang wurde den Mädchen im Sterbehaus, gewissermaßen als Belohnung und Stärkung, ein deftiger Kaffee aufgetischt. Der Begräbniskaffee für Verwandte und Bekannte fand immer im Haus der Verstorbenen statt. Hierzu wurde selbst gebacken. Die Frauen trugen ein Jahr lang schwarze Trauerkleider. Während sechs Wochen verhüllten sie sich hinter einem dichten, geschlossenen Schleier, der dann oft bis Ende des Trauerjahres zurückgeschlagen und offen getragen wurde.«

Während der letzte Gang zu den sieben Kreuzen 1958 erfolgte, wurde die Aufbahrung auf dem *»Schoof«* seit 1963 durch die unmittelbare Einsargung verdrängt.

Wichtiger Bestandteil der Trauerzeit vor der Beerdigung war die sogenannte Totenwache. Die Nachtwache beim Toten dürfte wohl um 1914 ausgestorben sein. Die eigentliche Totenwache wurde in Hünningen zunächst ausschließlich im Haus des Toten abgehalten, wo wahrscheinlich drei Rosenkränze und die Totenlitanei gebetet wurden. Zwischen 1914 und 1925 wurde dann eine Mischform eingeführt. Zunächst wurden wohl in der Kirche für den Toten ein Rosenkranz und die Totenlitanei gebetet, anschließend trafen sich die Gläubigen im Leichenhaus, um noch einen weiteren Rosenkranz zu beten.

Seit Herbst 1960, als Johann Simon-Zimmermann *(»Schomejesch«)* gestorben war, wurde der Rosenkranz ausschließlich in der Kirche gebetet. Nur die nächsten Verwandten gingen danach zum Sterbehaus, um sich vom Toten zu verabschieden.

Nachbarn und Verwandte verabschiedeten sich unterdessen vom Toten bei kurzen Beileidsbesuchen, die – bis heute ungebrochen als Pflicht empfunden – meist nachmittags oder im frühen Abend erfolgen.

Ein wichtiger Rest der Nachbarschaftshilfe in einem Todesfall ist bis heute das Tragen des Sarges durch die Nachbarn am Tag der Beerdigung.

Mangels Quellen läßt sich nicht mit Gewißheit sagen, wie die Leichen vor 1870 nach Mürringen oder vor 1803 nach Büllingen transportiert worden sind. Der eigentlich logische Einsatz eines Fuhrwerks scheint aber alles andere als sicher. Aus schriftlichen Andeutungen, die für das 19. Jahrhundert vorliegen, scheint auch möglich, daß die sechs Träger den Sarg zu Fuß die weite Strecke getragen haben könnten. Allerdings bleiben beide Varianten möglich.

Sicher hingegen ist, daß die Beerdigungen vor dem Bau der neuen Kirche in Hünningen 1926 wegen Platzmangel vor der Messe stattfanden. Der Sarg wurde dann durch sechs Träger getragen.

An verschiedenen Stellen im Dorf, die der Trauerzug passieren mußte, wurden Stühle aufgestellt. Auf diesen konnten die Träger den Sarg abstellen, kurz verschnaufen und die Seiten wechseln. An manchen Särgen wurden auf Kopfhöhe auch kleine Fenster eingebaut. Durch sie konnten alte und gehbehinderte Hünninger, die nicht an der Beerdigung teilnehmen konnten, den Toten ein letztes Mal betrachten und ihm die letzte Ehre erweisen. Der Brauch, diese Fenster einzubauen, ist in der Eifel allgemein zu Anfang der 1930er Jahre ausgestorben. Der letzte Sarg aus Hünningen, in dem noch ein Fenster eingebaut war, entstand nachweislich im Jahr 1946.

Erst 1938 beschloß der Büllinger Gemeinderat, *»je einen Handleichenwagen zum Preise von 3.700 Bfr. für Hünningen und Mürringen anzuschaffen*[8]*«*.

Hierdurch wurde die Arbeit der Träger natürlich erheblich erleichtert. Erst 1965 wurde diese Handkarre dann durch den motorisierten Leichenwagen des Beerdigungsinstituts ersetzt, das seit Mitte der 1960er Jahre in Hünningen auch allgemein das Aufbahren übernahm und somit die Nachbarn von dieser traditionellen Aufgabe entband.

Während heute Schwarz als bestimmende Farbe der Trauerkleidung nur noch vereinzelt auftaucht, hat auch die Trauerkleidung eine lange, wechselvolle Geschichte.

Rudi Lejeune recherchierte: *»Als Zeichen der Trauer war es Mode, 'schwarz zu tragen' und sich möglichst dicht zu verschleiern. So erinnern sich noch die älteren Personen in Hünningen, daß ihre Eltern die sogenannte 'Hök' getragen haben. Über ihre Beschaffenheit ist man sich nicht mehr ganz einig. Die einen behaupten, die 'Hök' sei ein pelerinenartiger, großer, schwarzer Umhang mit einer sehr großen Kapuze gewesen, die so über den Kopf geschlagen worden sei, daß sie das ganze Gesicht verdeckt habe und nur einen schmalen Sehschlitz offengelassen habe.*

Laut anderen Aussagen war die 'Hök' nur ein großes, viereckiges, dichtgewebtes schwarzes Tuch, das so über den Kopf geschlagen wurde, daß das Gesicht ebenfalls

völlig verdeckt war, man beim Gehen aber vorne einen schmalen Spalt offenlassen konnte.

Das Tragen der 'Hök' war in Hünningen bis Anfang der 1920er Jahre in Mode. Dann wurde die 'Hök' durch großkrempige Hüte ersetzt, die mit einem hüftenlangen, dichten Crêpe-Schleier bestückt waren. Auf diese Weise waren alle weiblichen Verwandten vermummt, und von ihren Gesichtern war nicht die geringste Regung ihrer Gefühle abzulesen. Mitte der 1950er Jahre wurden auch die Schleier abgelegt.

So dicht verschleiert ging man allgemein nur während der ersten sechs Trauerwochen. Danach durften 'Hök' und Schleier nach hinten zurückgeschlagen getragen werden. Die Dauer war streng geregelt und wurde auch streng eingehalten. Jegliches Fest oder jegliche Belustigung war während dieser Zeit untersagt.«

Ihren Abschluß fand die Beerdigung dann im sogenannten Totenkaffee. Auch hier ist das Alter ungewiß. Allerdings läßt der Hinweis von Pfarrer Faßbinder von 1868, daß er bei einer Beerdigung u.a. *»zuletzt wieder nüchtern nach Hause gehen soll, wenn er es nicht vorzieht, sich auf eigene Rechnung daselbst in einem armseligen Wirtshaus zu beköstigen«*, den Schluß zu, daß ein Totenkaffee, zu dem der Priester wohl eingeladen worden wäre, in Hünningen in jenen Jahren noch unbekannt gewesen sein könnte. Dieser einzige Hinweis reicht nun allerdings nicht aus, um sich ein definitives Urteil bilden zu können.

Wir wissen nun, daß der Totenkaffee im Sterbehaus serviert wurde. Hierfür wurde fast das gesamte Haus ausgeräumt. Diese Arbeit übernahmen die Nachbarn, denn auch das gehörte zur traditionellen Nachbarschaftshilfe. Zwei der Trauerfamilie nahestehende Personen luden zum Totenkaffee ein: Bei einem Gang von Haus zu Haus.

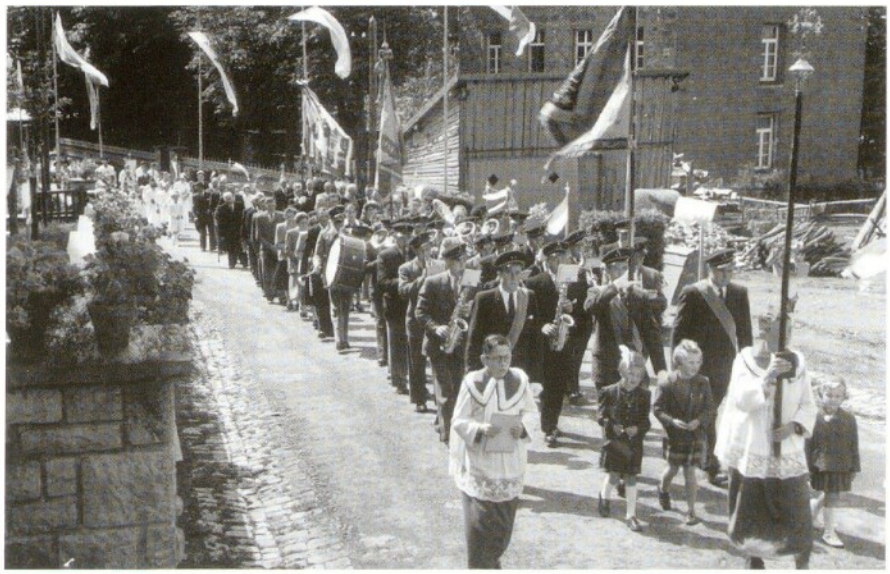
Der erste Totenkaffee im Saal Jouck-Jost *(»Andresen«)* fand 1959 statt, als Mathias Andres gestorben war. Seit 1971 finden die Totenkaffees im Saal Concordia statt, wo noch immer die Nachbarn Organisation und Bedienung übernehmen.

(1) GAB, 552, Auszug aus dem Protokollbuch der Gemeinde Büllingen vom 3.3.1931.
(2) GAB 285, Protokoll des Gemeinderates Büllingen vom 11. Dezember 1925.
(3) GAB 552, Protokoll der Sitzung vom 29.12.1927)
(4) vgl. LEJEUNE (Carlo), Leben und Feiern auf dem Lande, Bd. 1, St. Vith, 1992, p. 159.
(5) GAB 286, 23.1.1924.
(6) Übrigens beschloß die Bürgermeistereiversammlung vom 1. Dezember 1886 die als Hebamme ausgebildete Anna Maria Meyer zu Krinkelt als Hebamme für die Bürgermeisterei Büllingen anzustellen mit einem Jahresgehalt von 30 Mark. Sie scheint die erste festangestellte Hebamme der Gemeinde gewesen zu sein; GAB, 216B.
(7) BDA, G.v.O. Mürringen 11a II, Gemeinderat an Erzbischöfl. Generalvikariat, 19. 12.1887.
(8) GAB, 285, Protokollbuch Gemeinderat Büllingen, 29.3.1938.

Gemeinschaft im Dorf: Vereine

Durchschnittsalter der Vereinsmitglieder

Pensioniertenbund: 77 Jahre
DG Concordia: 52 Jahre
Eifeler Wanderverein: 50 Jahre
Landfrauen: 49 Jahre
Gesangverein: 48 Jahre
Turnverein: 40 Jahre
KG Steinbockhausen: 30 Jahre
Musikverein: 29 Jahre
Theater *»Zum lustigen Steinbock«*: 25 Jahre
KLJ: 14 Jahre



Primiz von Peter Lan, 1954: Ein Dorffest ohne Vereine war und ist undenkbar

Vereine sind das Rückgrat des dörflichen Lebens: *»Ohne Verein läuft nichts«*, so heißt es oft.

Das stimmt.

Es stimmt aber nur dann, wenn die Vereine nicht als etwas Selbstverständliches angesehen werden, auf das sich die Mitglieder und Dorfeinwohner unter allen Umständen verlassen können.

Denn der dörfliche Verein ist das Ergebnis einer ganz bestimmten, beschreibbaren historischen Entwicklung. Er ist einmal entstanden und kann also auch wieder verschwinden.

Seine Grundlage ist immer das soziale Zusammenleben im Dorf. Wird dieses Zusammenleben gestört, so wird auch der Verein nicht unbeschädigt bleiben. Deshalb ist der Verein auch immer ein Stück Geschichte. Auch ein Stück Wirtschaftsgeschichte. Krisenzeiten, zu denen selbstverständlich auch Kriegszeiten gehören, waren immer auch Krisenjahre der Vereine.

Alle Hünninger Vereine, die wir aufspüren konnten, machen da natürlich keine Ausnahme. Ihr Entstehen, ihre Entwicklung wird immer nur vor dem historischen Kontext deutlich, der – falls nötig – immer wieder in die Darstellungen der Vereinsgeschichte eingeflochten wird.

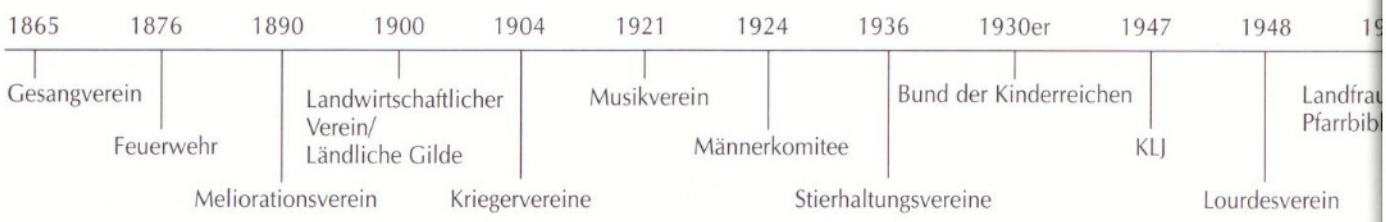
Bei dieser Aufstellung wurde nun die traditionelle Definition des Vereines bewußt gesprengt. Normalerweise kennzeichnet sich ein Verein durch drei Kriterien. Er ist eine organisierte Freizeitgruppe, die

1. freiwillig gebildet und für alle Dorfeinwohner offen ist, die
2. sportliche, gesellige oder andere kulturelle Ziele, jedoch im allgemeinen weder wirtschaftliche, noch politische, noch religiöse Ziele verfolgt und
3. deren Aktivitäten ungeachtet ihrer körperlichen und zeitlichen Anforderungen außerberuflicher Art sind und als Liebhaberei gelten.

Um Zeitgeist und Umstände aller möglichen vereinsmäßigen Zusammenschlüsse zu verdeutlichen, wurden ganz bewußt auch Vereine aufgeführt, die wirtschaftliche Ziele (u.a. Landwirtschaftlicher Kreisverband und Gilde), politische Ziele (u.a. Kriegervereine) und religiöse Ziele (KLJ, Landfrauen, Pilgergemeinschaft, Pfarrgemeinderat) verfolgten.

Denn was wäre Hünningen ohne die Impulse der Vereine, die – primär wirtschaftliche oder religiöse Ziele verfolgend – im Dorf Akzente gesetzt haben. Die Geschichte dieser Vereine zeigt nämlich immer sehr schnell, daß gerade auch diese Vereine wichtige Anstöße für das gesellige und kulturelle Leben eines Dorfes lieferten. Außerdem ist die Summe der Dorfvereine eine eigene, kleine Welt, die nach eigenen Gesetzen lebt. Konstruktive Zusammenarbeit oder Konkurrenz befruchten dieses Zusammenleben fortwährend. Und daß auch Priester, engagierte Laien und Kirche in diesem Dorf durch ihr Wirken Akzente gesetzt haben, ist für die konservativ, katholische Eifel mit Sicherheit keine neue Erkenntnis.

So verwundert es wohl kaum, daß Pfarrer Paul Kettmus die Bedeutung der



Dorfvereine im Pfarrbrief vom 5. September 1971, kurz vor dem 50. Jubiläum des Musikvereines, deutlich unterstrich: *»Der Musikverein, wie alle anderen Vereine und Organisationen, ist ein wichtiger Bestandteil unseres Dorflebens. Die Vereine tragen jeder auf seine Art und entsprechend seinem jeweiligen Ziel zu einem harmonischen, geselligen und zu einem geistig-kulturellen Leben der Dorfgemeinschaft bei. Darum teilen wir alle gerne die Freude des Festes durch unsere Mitwirkung und unsere Teilnahme. Nur so kann dieses Fest seinem Sinn entsprechen und Zeichen der Einheit und Eintracht werden (...), die Erwartung erfüllen, daß auch die Zukunft des Vereins gesichert bleiben wird, weil der Verein sich geschätzt und getragen weiß von einer Gemeinschaft und einen neuen Start ansagen für eine weitere erfolgreiche Tätigkeit als Dienst an der Gemeinschaft. (...) Jeder soll sich irgendwie mitverantwortlich wissen für das Gelingen des Festes, für die Ehre des Vereines und für den guten Ruf des Dorfes.«*

In diese willkürlich ausgewählten Kategorien der unterschiedlichen Vereine fehlt eine Vereinsform, die das Hünninger Dorf- und Vereinsleben ausschlaggebend prägte. Es ist der Zusammenschluß der engagierten Männer und Frauen, die ihre Arbeit ausschließlich in den Dienst der anderen stellen. Ihr Ziel besteht nicht darin kulturelle oder sportliche Leistungen zu erbringen, die Geselligkeit zu pflegen oder religiöse Impulse zu setzen. Sie arbeiten unentgeltlich, damit die übrigen Vereine überhaupt Voraussetzungen für ihr Schaffen finden.

In diese Kategorie fällt zunächst die Dorfgemeinschaft Concordia. Ohne ihren Einsatz hätte Hünningen keinen Saal und die Vereine somit keine Möglichkeiten für Veranstaltungen. Dies würde das Vereins- und das Dorfleben erheblich belasten. Letztlich wäre es eine der Voraussetzungen, damit Hünningen Gefahr liefe, kulturell ein sterbendes Dorf zu werden. Eine noch stärkere Abwanderung wäre eine Folge davon.

Auch die V.o.E. Alte Kirche hat sich diesem Ziel verschrieben. Durch die Verwaltung des Vereinslokales Alte Kirche werden allen Vereinen auch in Zukunft hervorragende Arbeitsbedingungen gewährt.

Beide Vereinigungen sind wohl in der gesamten Region beispielhaft und bedeutendster Ausdruck des aktiven, gut funtionierenden Hünninger Vereinslebens.

Natürlich ist aber auch dieses aktive Vereinsleben keine ewig währende Errungenschaft.

Gefahren drohen.

Jede Zeit hat ihre Vereine. Und so sind die Aktivitäten, die einmal zur Gründung eines Vereines führten, nach einigen Jahren vielleicht nicht attraktiv genug, um den Fortbestand eines Vereines zu garantieren. Die Turnriege der Männer, der Hünninger Tischtennisclub u.a. sind gute Beispiele für unser Dorf.

Viele Vereine erleben aber auch Konkurrenz: Die steigende Vielfalt an Vereinsgattungen im Dorf belebt die Rivalität um Mitglieder. Immer mehr regionale Vereine buhlen ebenfalls um Vereinsmitglieder und sprengen langsam alte, dörfliche Strukturen. Schließlich hat sich auch das Verhältnis der Jugendlichen zu den Vereinen und ihre innere Anbindung an den Verein ständig gewandelt.

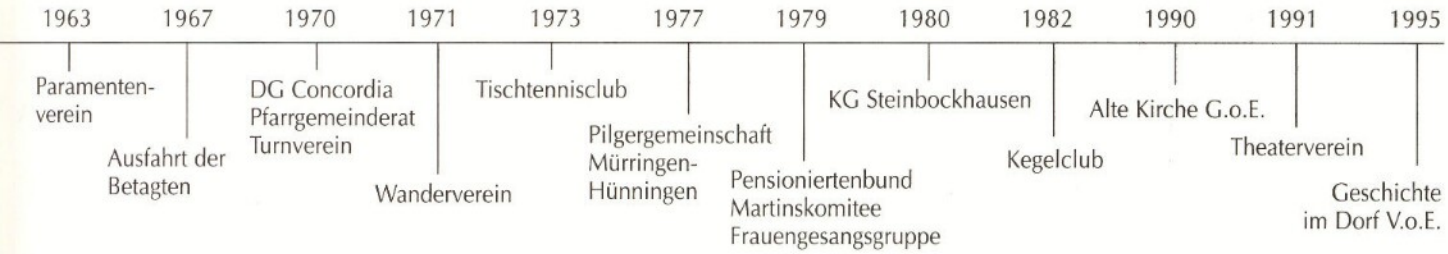
Ein seit altersher bestimmendes, internes Vereinsproblem ist schließlich der Generationskonflikt im Verein. Er verdeutlicht sich in Hünningen anhand des ganz einfachen Beispieles des Durchschnittalters: Die KLJ spricht mit einem Durchschnittsalter von 14 Jahren konkurrenzlos die Jugendlichen an.

Vereine, die durch die junge, nachwachsende Generation mit einem Durchschnittsalter zwischen 25 und 30 Jahren bestimmt werden, sind der Theaterverein, die KG Steinbockhausen und der Musikverein. Während der Turnverein bei den Frauen eine Mittlerstellung zwischen den Generationen einnimmt, sind Gesangverein, Landfrauen, Wanderverein und DG Concordia primär durch gestandene Familienväter und -mütter von etwa 50 Jahren gekennzeichnet. Die nächstältere Generation bestimmt schließlich den Pensioniertenbund.

Diese Generationsgrenzen möglichst stark abbauen, kann nur das einzige, erklärte Ziel aller Vereine sein. Und für alle Vereine ist es ein Problem. Mit einem Unterschied: Während für die KLJ eine nachwachsende Generation nur höchstens fünf Jahre umfaßt, beträgt sie für eine DG Concordia oder einen Gesangverein wohl fünfzehn bis zwanzig Jahre.

Doch Gefahren drohen auch durch die schwache wirtschaftliche Struktur der belgischen Eifel. Sie zwingt viele Hünninger Vereinsmitglieder, tagtäglich zu ihren Arbeitsplätzen zu pendeln. Diese zusätzliche Belastung nehmen diese Menschen aber nur dann auf sich, wenn für sie das Leben

Von den Vereinen gestaltetes Altersjubiläum, 1972
(Hermann Lux, Rudi Lejeune, Pater Jansen, Pastor Kettmus, ?, Michel Küpper, Robert Greimers, Nikolaus Greimers, Walter Palm, Nikla Sieberath, Michel Weber, ?, ?, Bernard Weber, Erich Sieberath, Hermann Greimers, Clemens Jost, Heinrich Stoffels, Ferdinand Fickers, ?, Josef Simon, ?, Josef Lux)



in ihrem Dorf erstrebenswerter als das Leben in einer anderen Region oder Stadt ist. Nur ihr zusätzliches Engagement in den Vereinen führt aber dazu, daß die Eifeldörfer nicht zu reinen Schlafsiedlungen ohne kulturelles Leben verkommen.

Auch der Bevölkerungsrückgang, die starke Abwanderung der Jugend und die drohende Veralterung der Bevölkerung stimmen viele Hünninger pessimistisch. Ängste vor einer ungewissen Zukunft im eigenen Dorf kommen auf. Hat sich diese Angst, in einem *»sterbenden Dorf«* zu leben, aber erst einmal in den Köpfen festgesetzt, fehlt in der Regel die Kraft, um dieser Entwicklung aktiv entgegenzuwirken.

Doch soweit ist es in Hünningen Gott sei Dank noch lange nicht.

Bis heute zählt das Vereinsleben zu den starken Seiten des Dorfes. Der historische Rückblick verrät aber, daß die Anforderungen an Vereine und Vorstandsmitglieder im Vergleich zu früher heute sehr hoch sind. Die Vereinspatriarchen, die Präsidenten alten Stils, kann sich kein Verein mehr leisten. Er braucht ein Team.

Ein Team besteht aus einzelnen, qualifizierten Personen. Und die müssen auch wirklich vorhanden sein. Allein schon ein Fest eines Vereines erfordert also nicht nur eine Menge Zeit und Arbeit, sondern eben vor allem auch Talente und Qualitäten. Und die scheinen in Hünningen noch reichlich vorhanden und ausgiebig motiviert.

Natürlich wird in unserem Dorf das Vereinsleben auch durch meist freundschaftliche Rivalitäten mit regionalen *»Konkurrenten«* bereichert. Auch dieser Grundzug des Vereinswesens steigert immer wieder merklich dörfliche Leistungen.

Als Fazit bleibt: Eine Alternative zum Verein ist auch in unserem Dorf nirgends in Sicht. Er bleibt das bestimmende Merkmal des dörflichen Lebens und zeigt sich bis heute recht vital und für die Zukunft weitgehend gerüstet. Seine prinzipielle Offenheit für alle Einwohner, seine prinzipielle demokratische Struktur und seine prinzipielle Unabhängigkeit scheinen wichtige Voraussetzung für ein fruchtbares Weiterbestehen.

Wenn die Hünninger ihre dörflichen Vereine aber behalten und bewahren wollen, kann das nur heißen: Sie müssen den ländlichen Raum stärken und dafür sorgen, daß unser Dorf auch in Zukunft lebenswert bleibt.

Denn nicht nur wir, auch die Generationen nach uns werden das Dorf als Lebenswelt noch brauchen. Und sie werden sich, so hoffen wir, auch noch in den Vereinen wohlfühlen.

Kgl. Gesangverein St. Cäcilia (1865)

Der Verein heute

Mitglieder: 29
Durchschnittsalter: 48 Jahre
Präsident: August Jouck
Vizepräsident: Bernard Röhl
Schriftführer und Kassierer: Bernard Jouck
Dirigent: Erich Sieberath
Ziele: Das gemeinsame Singen sowie Auftritte bei kirchlichen und weltlichen Festen.

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1865
Motive für die Gründung: Aufruf der Kirche und der Behörden zur Gründung von *»Müßigkeitsvereinen«*
Anzahl Mitglieder: unbekannt
Erster Präsident: unbekannt

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Der Gesangverein sieht sich als Traditionsverein an. Die Verantwortlichen verspüren Schwierigkeiten, junge Mitglieder für das Singen zu begeistern und anzuwerben.

Gesangverein Cäcilia, 1995
(Aloys Jost, Richard Wilquin, Dieter Gilles, Helmut Sieberath, Viktor Weber, Erwin Simon, Hermann Rauw, Bernard Röhl, Bernard Jouck, Roger Wolff, Paul Jost, Herbert Sieberath, Carlo Rauw, Rudolf Peters, Norbert Kessler, Peter Lux, René Wolff, August Jouck, Hermann Greimers, Gerd Jost, Robert Greimers, Michel Küpper, Clemens Maraite, Bernard Weber, Erich Sieberath, August Jouck (sen.), Franz Wolff, Klemens Jost, Josef Jost)

Vereine im modernen Sinne waren bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts in der belgischen Eifel fast völlig unbekannt. Lediglich einige Bruderschaften hatten das Zusammenleben der Menschen bisher geprägt. Das waren Gebetsverbrüderungen zur Gewährleistung von Totengedächtnissen, die schon im Frühmittelalter auftauchten.

Das wurde jetzt anders. Seit 1765 entstanden zunächst in den großen Städten Vereine, die eine moderne Ausprägung hatten: Als Ziel strebten sie die *»vergnügte Unterhaltung«* und Geselligkeit an, die Bildung ihrer Mitglieder, ein Engagement für ihr Umfeld und den Dienst an ihre jeweilige Kunst[1].

Diese modernen Vereine waren so erfolgreich, daß nicht nur der preußische Staat, sondern auch die stets konservative Kirche versuchte, das erfolgreiche Vereinsmodell für eigene Ziele einzuspannen. Aufrufe zu Vereinsgründungen erfolgten vor diesem Hintergrund auch im deutschen Kreis Malmedy damals sowohl vom Staat, als auch von der Kirche. So hatte die Königliche Regierung in Aachen bereits im einem Schreiben vom 6. April 1862 sogenannte *»Müßigkeitsvereine«* angeregt, um so dem Überhandnehmen des Branntweins entgegenzuwirken.

Zwischen 1860 und 1890 gingen auch von den Dekanatsversammlungen stimulierende Impulse zur Gründung pfarrverbundener Vereine aus [2]. Wohl erst in den letzten Jahren vor der Jahrhundertwende wurden in der Eifel die meisten Gesangvereine als *»Cäcilienvereine«* ins Leben gerufen; es dürfte allerdings wahrscheinlich sein, daß sie häufig bereits Vorläufer hatten. Denn die Gründung der Cäcilienvereine ging meist auf die Empfehlung des Kölner Weihbischofs Schmitz am 20. Juli 1895 in Bütgenbach zurück.

Da Aufgaben, Gefahr und Nutzen der Gesangvereine aber schon viel früher im Klerus sehr kontrovers diskutiert worden war, dürften diese Vereine auch älter sein. Denn der Gebrauch des Volksgesanges im liturgischen Gottesdienst führte schon um 1870 zu Meinungsverschiedenheiten mit der Erzbischöflichen Behörde in Köln. Pfarrer Fassbender aus Mürringen wurde beauftragt, in einer schriftlichen Arbeit das Thema *»Volksgesang«* zu behandeln.

Als Gegner des Volksgesanges fand er, daß dieser in der Liturgie keine berechtigte Stellung habe. Der Volksgesang müsse dort, wo er sich in den Gottesdienst eingeschlichen habe, möglichst schnell wieder entfernt werden. Im nicht-liturgischen Gottesdienst, zu dem Andachten und Sonntagslehre gehörten, solle sich der Volksgesang den Gesetzen und Weisen des gregorianischen Gesangs möglichst

anschließen. Pfarrer Fassbender verband damit den Volksgesang mit dem Protestantismus und mit der Reformation. Diese Position wurde jedoch offensichtlich nicht von den erzbischöflichen Mitarbeitern in Köln geteilt.

Vielleicht hing Fassbenders Abneigung des modernen Kirchengesangs auch mit dem *»Cäcilianismus«* zusammen, der damals bis in die entlegensten Dörfer wirkte. Die lyrisch-weichen Chorwerke, die im Zuge dieser kirchenmusikalischen Bewegung entstanden, waren oft Produktionen primitivster Struktur und zeugten vielfach von Mittelmäßigkeit und unzulänglichem Können. Dadurch war der moderne Kirchengesang bei Musikkennern – vielleicht war Pfarrer Fassbender einer – schon bald verpönt[3].

Auch der junge Hünninger Verein dürfte wohl unter diesen Kontroversen gelitten haben. Die ersten recherchierbaren Wurzeln des Vereinsleben reichen nämlich auf das Jahr 1865 zurück. In diesem Jahr gründete Johann Greimers aus Meyerode, Lehrer in Hünningen, einen Männerchor mit dem Namen *»St. Cäcilia«*. Drei Jahre später gesellten sich auch Mürringer Sänger hinzu. So scheint logisch, daß die Proben damals in Josthaus, der Gaststätte auf halbem Wege zwischen Mürringen und Hünningen stattfanden.

Natürlich konnte sich der Hünninger Verein auch dem damaligen Zeitgeist nicht verschließen. Schon 1848 stand im Meyerschen Lexikon über die Gesangvereine: *»Der Gesang soll nicht den Dämagogen spielen, aber er soll veredelnd und kräftigend auf die Gesinnung und die nationale und sociale Erhebung des Volkes wirken, er soll ertönen, wo es in seiner Macht steht, ein vaterländisches, volkstümliches Unternehmen zu fördern, er soll die Ideen wahrer menschlicher Freiheit verbreiten helfen. Die Aufgabe des Männergesangs sind als eine vorzugsweise nationale und sociale«* anzuerkennen.

Dieser deutsche Nationalismus, für die meisten Gesangvereine des Deutschen Reiches nachweisbar, hatte auch die Hünninger Sänger infiziert. So veranstalteten sie 1870, nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges, der zur Gründung des Deutschen Kaiserreiches führte, ein Wohltätigkeitskonzert, das für die verwundeten Soldaten einen Reinerlös von *»zehn Rheinthalern«* einbrachte.

Johann Greimers leitete den Verein bis 1881. Ein Jahr später starb er.

Wahrscheinlich wurde der erste Dirigent des Vereines durch Lehrer Johann Mathias Rupp aus Mürringen ersetzt. Als Johann Greimers jr. 1882 dann die Leitung des Chores übernahm, strebten die Mürringer unverblümt nach Unabhängigkeit. Die Proben des Gesangvereines scheinen schon vor diesen Unabhängigkeitsbestrebungen der Mürringer in den zweiten Schulsaal der Hünninger Schule verlegt worden zu sein: Am 11. Oktober 1878 notierte der Hünninger Gemeinderat, daß *»die Benutzung des zweiten Schulsaales durch den Gesangverein zu den wöchentlichen Versammlungen unter der Bedingung genehmigt wird, daß durch die Benutzung der Schulunterricht nicht gestört und der Verein für die Reinhaltung des Lokales, sowohl des Bodens wie der Wände, auf eigene Kosten sorgt, auch die Kosten für das zu benutzende Licht und Feuer zahlt.«*

Vielleicht war dieser Vorstoß der Anlaß für die getrennten Proben, die 1882 zur Gründung eines eigenen Mürringer Gesangvereins führten.

Gesangverein Cäcilia, 1928
(Alois Hepp, Nikolaus Kessler, Stephan Weber, Peter Mollers, Peter Heinen, Mathias Jouck, Johann Simon, Hubert Greimers, Michel Weber, Nikolaus Greimers, Richard Maraite, Peter Greimers, Nikolaus Weber, Mathias Weber)

Gesangverein, wahrscheinlich Ende der 1930er Jahre: Obwohl nach mündlichen und schriftlichen Aussagen der Gesangverein in den 1930er Jahren mitgliederschwach und ein gemischter Chor war, erscheint er hier dennoch mit 21 Mitgliedern und ohne Frauen.
(Hubert Lux, Josef Heinen, Hermann Jost, Nikolaus Lux, Mathias Weber, Nikolaus Küpper, Mathias Vilz, Peter Heinen, Josef Weber, Leo Heinen, Viktor Jost, Nikolaus Greimers, Peter Stoffels, Nikolaus Kessler, Michel Weber, Franz Palm, Barthel Weber, Hubert Greimers, Mathias Jouck, Leo Jost, Johann Mollers)

Den Hünninger Gesangverein St. Cäcilia leitete Johann Greimers jr. jedenfalls bis 1892. Zu diesem Zeitpunkt zog er nach Rocherath. Ihm folgte als Dirigent sein Bruder Hubert, der den Sängern weitere zehn Jahre vorstand.

27 Jahre nach seiner Gründung, im Jahre 1893 beschloß der Vereinsvorstand schließlich, eine erste Vereinsfahne anzuschaffen und im gleichen Jahr zu weihen.

Auf dörflicher Ebene könnte der Verein wohl – ebenso wie viele andere Vereine in der Eifel – Impulse durch eine wichtige Neuerung gesetzt haben: Viele Gesangvereine haben nämlich nach ihrer Gründung

Fahnenweihe des Gesangvereines, 1952: Acht schmucke Ehrendamen (Hilda Stoffels, Maria Hepp, Anna Küpper, Paula Jost, Mariette Rauw, Gerta Wolff, Therese Jouck, Maria Maraite)

die wichtige Einnahmequelle eines eigenen Theaterabends erkannt und konsequent genutzt. Zwar liegt weder ein Schriftstück noch ein Hinweis eines Zeitzeugen für den Hünninger Verein vor (was für die gesamte Vereinsgeschichte bis 1945 ebenso gilt), dennoch darf die Hypothese gewagt werden, daß auch die Hünninger Sangesbrüder das Theater in unserem Dorf wohl noch vor der Jahrhundertwende eingeführt haben.

Zwischen 1902 und 1908 wurde der Verein dann führerlos. Nun sprangen die jungen Dorflehrer ein, die meist eine musikalische Grundausbildung genossen hatten. Nachweislich haben Lehrer Peter Thies, Lehrer Gülpen und Lehrer Rütz den Verein dirigiert. Auch Lehrer Weinberg aus Büllingen soll zeitweise in diese Rolle geschlüpft sein.

Neue Kontinuität erhielt der Verein aber, als Peter Greimers, der jüngste der Brüder Greimers, die Periode der Lehrerdirigenten abschloß und die Leitung bis 1933 übernahm.

Eine Unterbrechung der Vereinstätigkeit dürfte wohl für die Zeit des Ersten Weltkrieges wahrscheinlich sein: Die meisten jungen Hünninger waren eingezogen, und den Daheimgebliebenen war wohl nur selten zum Feiern und Singen zumute.

Weitere Einzelheiten zur Vereinsgeschichte (wie die Namen der Gründungsmitglieder, der Präsidenten, Schriftführer und Kassierer, Mitgliedszahlen u.a.) blieben bis zum heutigen Tage unauffindbar. Fast sämtliche Unterlagen und Protokollbücher gingen während des Zweiten Weltkriegs verloren.

Einige wenige Einzelheiten lassen sich heute nur noch durch Zeugenaussagen für die Zwischenkriegszeit nachzeichnen. Und diese Zeit war vorwiegend durch gravierende Probleme gekennzeichnet.

Zunächst hatten Hünninger Musikliebhaber 1921 den Musikverein St. Joseph gegründet. Dieser zweite Dorfverein stellte das Vereinsmonopol des mittlerweile 56jährigen Gesangvereines aber in Frage. Zudem schlossen sich im Musikverein vorwiegend jugendliche Musikliebhaber zusammen, die somit die Dominanz der älteren Generation im Gesangverein gefährdeten. Zu allem Überfluß griffen auch Animositäten zwischen einzelnen Familien in die Rivalität zwischen den zwei Vereinen ein.

Ein weiterer negativer Faktor war die Einsetzung von Pastor Joseph Becker 1923 als Pfarrer von Mürringen. *»Nur eine einzige Familie aus Hünningen stand zu Pastor Becker, viele Hünninger Familien zeigten ihre Opposition gegen den Mürringer Pfarrer immer wieder recht deutlich«*, erinnert sich ein Zeitzeuge. Diese Ablehnung des neuen Priesters hatte auch heftige Auswirkungen auf das Vereinsleben.

Pastor Becker soll nämlich alles Erdenkliche unternommen haben, um dem Gesangverein seinen Willen aufzuzwingen und ihn zu einem willigen Instrument seiner Kirchenpolitik zu degradieren: Er verbot das Singen von weltlichen Liedern, forderte das Recht ein, das Repertoire auszuwählen und schrieb dem Verein vor, welche Theaterstücke er spielen durfte.

Der Streit eskalierte wohl, als er den Gesangverein in einen Kirchenchor umwandeln wollte. Höhepunkt war wohl die Fahnenweihe des Gesangvereines im Jahr 1929, als der Pfarrer sich weigerte, die neue Fahne des Vereines zu segnen. (Dieser Affront des Pfarrers wird auch immer wieder für die Fahnenweihe des Musikvereines im Jahr 1926 angeführt.)

Erst 1930 entspannte sich die Situation. Nachfolger von Pastor Becker wurde Leopold Delhez, der *»kein Interesse für die*

Fahnenweihe des Gesangvereines, 1952: Drei Reiter führten den Festzug an. (Peter Kessler, Hermann Andres, Aloys Jost)

Vereine und ihre Arbeit zeigte«, erinnert sich Bernard Weber.

Die Spannungen zwischen Gesang- und Musikverein waren nun auch ein Generationskonflikt. Der Gesangverein wurde durch ältere Männer bestimmt. *»In dieser Generation kannte man aber keine Diskussionen, Meinungsverschiedenheiten arteten immer automatisch in Streit aus«*, erläuterte Leo Fickers.

Das war kaum verwunderlich. Denn noch in der Zwischenkriegszeit durften Kinder zu Hause am Tisch nur dann reden, wenn sie ausdrücklich aufgefordert wurden. Bis zur Heirat wurde nur selten nach ihrer Meinung gefragt, sie mußten ganz einfach gehorchen. Viele Themen (wie Sexualität, politische Sachthemen, u.a.) waren ganz einfach tabu. Selbst den Ehefrauen ging es oft nicht besser. Denn die Männer bestimmten in dieser patriarchalischen Welt was gesagt, gedacht und getan werden mußte. Unter diesen Voraussetzungen konnten die Eifeler die Kunst der Diskussion bis in die 1920er Jahre nur schwer erlernen.

Ein Debattierclub war aber scheinbar der Musikverein, in dem sich jugendliche Musikliebhaber zusammenfanden. Sie sollen nicht nur geprobt, sondern auch sehr viel geredet und diskutiert haben. Außerdem hatten sie – zusammengeschlossen in einem eigenen Verein – auch den Mut, der älteren Generation (und somit in vielem dem Gesangverein) zu widersprechen, was den Konflikt verständlicherweise erheblich verschärfte.

Wie in ganz Eupen-Malmedy wurde dieses Gemisch an latenten Spannungen seit Ende der 1920er Jahre noch durch die politischen Feindschaften überlagert, die sich zwischen den sogenannten Prodeutschen und Probelgiern entwickelten. Während die Prodeutschen die sogenannte Volksbefragung von 1920 als Unrecht empfanden und für eine neue, faire Volksabstimmung eintraten, die ihrer Meinung nach auch die Rückkehr ins alte Vaterland Deutschland zur Folge haben sollte, nahmen die Probelgier die Volksbefragung als Schicksal an und wollten sich in ihrem neuen Vaterland einrichten.

Dieser Gegensatz übertrug sich auch auf die Vereine. Die Zeitzeugen, die noch heute pauschal urteilen, rechnen den Musikverein eher dem prodeutschen Lager, den Gesangverein aber eher dem probelgischen Lager zu. Zeitzeugen, die eher differenzieren, wiesen aber nachdrücklich darauf hin, daß in beiden Vereinen prodeutsche, probelgische und neutrale Mitglieder waren und dieser Gegensatz im Alltag keineswegs immer klar gewesen sei. Denn Familienrivalitäten und sogenannte *»Dorfpolitik«* seien meist viel wichtiger gewesen, als diese politische Zuordnung. Zudem hätten die Fronten zwischen den Meinungsgruppen ständig gewechselt.

Deshalb hat wohl die Summe all dieser einzelnen Faktoren in Hünningen zu großen Spannungen zwischen den Hünningern geführt. Sie waren *»selbst auf dem Tanzsaal zu spüren, weil die Jungen aus dem Musikverein nicht mehr mit den Mädchen aus den gesangvereinfreundlichen Familien tanzten und umgekehrt«*, berichteten viele Zeitzeugen übereinstimmend. Nach ihrer Meinung haben die politischen Spannungen diese typischen Dorfstreitigkeiten nur überlagert, sie seien aber keineswegs ihre Ursachen gewesen.

Diese Spannungen lesen sich auch an den Mitgliederzahlen ab. So zählte der Gesangverein 1930 nur noch 16 Mitglieder. Besonders erste Tenöre waren scheinbar Mangelware. Wohl um 1930 dürfte der Hünninger Gesangverein deshalb wohl den ersten Schritt zu einem gemischten Chor gewagt haben und erstmals Frauen aufgenommen haben. Denn schon 1935 sangen 21 Mitglieder regelmäßig. Für den Verein bestand allerdings das große Problem, daß die Frauen die Orgelbühne nicht betreten durften, und somit die Auftritte in der Kirche nicht gemeinsam von Männern und Frauen durchgeführt werden konnten. Im Gegenzug waren die Frauen allerdings schon zum Theaterspiel zugelassen.

1933 übernahm Nikolaus Greimers die Leitung des Vereines, von dem wir nicht genau wissen, wo er in der Zwischenkriegszeit probte. Seit Anfang der 1920er Jahre war die zweite Schulklasse belegt. Ob der Speicher genügende Voraussetzungen für eine Gesangprobe bot, scheint ungewiß. Ausweichmöglichkeiten bestanden wohl nur in Privathäusern. Sicher ist nun, daß 1935 noch kein Verein die Alte Kirche als Probelokal nutzte. Bernard Weber erinnert sich nun aber, daß der Gesangverein wohl seit 1937 seine Proben in der Alten Kirche abgehalten habe und dort eine Bleibe bis 1940 gefunden habe.

Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges dürfte der Verein dann seine Tätigkeit weitgehend eingestellt haben. Ausnahmen waren eventuell Beerdigungen, die die Sangesbrüder mitgestalteten. Spätestens seit 1942/43 waren aber die meisten Hünninger eingezogen, so daß die wenigen Verbliebenen auch diese Aktivität offiziell einstellten. Acht Mitglieder des Gesangvereines mußten den unsinnigen Krieg mit ihrem Leben bezahlen.

Ab 1946 nahm der Verein dann seine Tätigkeit wieder auf. Während kurzer Zeit probten die Sänger im Hause Grün. Zwischen 1947 und 1950 trafen sie sich dann regelmäßig in *»Jelessen«*, im Haus von Christian Peters, um dort zu proben. Ende 1950 fand der Verein dann sein endgültiges Zuhause in der Alten Kirche.

Der heutige Proberaum von Musik- und Gesangverein war damals aber noch zweigeteilt. Im Hinblick auf die großen Spannungen der Zwischenkriegszeit, die auch nun noch nicht ganz verklungen wa-

Ausflug des Gesangvereines, 1959 (Eva Schneider, Josef Jost, Erna Mollers, Karl Fickers, Maria Andres, Peter Kessler, Maria Fickers, Richard Greimers, Therese Küpper, Paula Wilquin, Johanna Jousten, Erika Mollers, Marga Chavet, Rudi Lejeune, Franziska Jouck, Aloys Jost)

Hünningen, 1960: Der Gesangverein bei der Primizfeier von Werner Greimers. Wohl eines der seltenen fotographischen Zeugnisse als gemischter Chor mit Damen.
(Michel Keifens, Mathias Gün, Johann Schmitz, Martha Jouck, Johanna Jousten, ?, Therese Jouck, Erika Mollers, Maria Maraite, Franziska Jouck, Agnes Maraite, Clemens Maraite, Hermann Rauw, Nikolaus Greimers, Leo Jost, Mathias Jouck, Michel Weber, Bernard Weber)

Gesangverein Cäcilia, 1990
(Aloys Jost, August Jouck jun., Dieter Gilles, Bernard Wiquin, Norbert Kessler, Hermann Rauw, Herbert Sieberath, Gerd Jost, Roger Wolff, Peter Lux, Helmut Sieberath,
René Wolff, Edgard Jost, Bernard Jouck, Rudolf Peters, Carlo Rauw, Hermann Greimers, Alois Lux, Viktor Weber, Erwin Simon, Norbert Peters, Bernard Roehl, Hermann Lux, Michel Keifens, August Jouck, Robert Greimers, Nikolaus Greimers, Erich Sieberath, Bernard Weber, Franz Wolff, Klemens Jost, Michel Küpper, Josef Jost, Klemens Maraite)

ren, zogen beide Vereine es vor, eigene kleinere, aber getrennte Proberäume zu beziehen.

Doch auch innerhalb des Gesangvereines waren heftige *»Spannungen vorhanden, die das Vereinsleben lähmten«*, wie Zeitzeugen sich erinnerten. Wohl erst 1949 scheint ein Wechsel eingetreten zu sein, als die Vereinsdemokratie sich wieder durchsetzte und der amtierende Präsident in einer Wahl, gegen die er sich scheinbar heftig gesträubt hatte, durchfiel. Nun seien Vorstandsmitglieder durch die Sangesbrüder bestimmt worden, die sich offen für die Aussöhnung im Dorf eingesetzt hätten, erläuterten mehrere Zeitzeugen.

Und so wurde die gesamte Nachkriegszeit durch eine heftige Krise gekennzeichnet. Zwar konnte das erste große Nachkriegsfest im Dorf am 10. August 1952 mit der Weihe der im Krieg verlorengegangenen und nun zurückgekehrten Fahne auf der Hauswiese von Peter Heinen gefeiert werden, doch viel Rückhalt im Dorf war dem Verein nicht geblieben. 1950 zählte der Gesangverein nur noch 18 Mitglieder.

Vielleicht deshalb beschränkte sich das Fest damals auch nur auf den Sonntag. Um 9.45 Uhr wurde die Fahne durch den Pfarrer Paul Kettmus gesegnet. Anschließend feierte der Verein ein Hochamt für die lebenden und verstorbenen Mitglieder des Gesangvereines. Das Kriegerdenkmal war für diesen Tag besonders aufwendig geschmückt. In einer kurzen Gedenkfeier gedachten die Anwesenden der Gefallenen und Vermißten. Der Präsident legte einen Kranz nieder.

Am Nachmittag zog dann ein von drei Reitern angeführter Festzug durch das Dorf. Sechs junge Mädchen trugen die Fahne auf einer Bahre. Die von den Jungfrauen des Dorfes gestiftete Schleife wurde auf einem Samtkissen liegend vorangetragen. Etwa 15 bis 20 auswärtige Vereine erwiesen den Hünningern zu diesem Fest die Ehre.

Auf *»Schomejesch Hof«* hatten die Sänger eine Freiluftbühne errichtet. Auf eingerammten Pfählen hatten sie Tische und Bänke gezimmert. In selbsterrichteten Buden wurden Getränke angeboten. Die Attraktion der Veranstaltung soll nach Aussagen der Zeitzeugen eine selbstgezimmerte Würstchenbude gewesen sein, die demnach wohl noch recht ungewöhnlich war.

Um etwa 17.30 beendeten starke Gewitterschauer schlagartig das Fest, das am Abend dann im Saale Jouck-Jost mit einem Ball abgeschlossen wurde. Wahrscheinlich war dieser Tanzabend aber noch nicht einmal vom Verein selber organisiert, sondern vom Wirt, der sich anschließend mit einer Spende erkenntlich zeigte.

Wegen der geringen Zahl Mitglieder sah sich der stolze Männerclub gezwungen, auch weibliche Mitglieder in seine Reihen aufzunehmen und ab 1951 einen gemischten Chor zu gründen, der bis 1967 Bestand hatte. Der Anklang scheint zunächst gering gewesen zu sein. 1954 zählte der Verein sogar nur mehr 13 und 1959 nur 14 Mitglieder. Erst 1964 erreichte der gemischte Chor 20, im folgenden Jahr 25 Mitglieder.

Dieser kleine Aufschwung kam wohl gerade rechtzeitig. Denn 1965 feierte der Gesangverein sein 100jähriges Bestehen in einem Festzelt auf der Hauswiese von Clemens Maraite. Nach der Gefallenenehrung zog am Vorabend des 22. August ein langer Fackelzug zum Festzelt, wo der Jubelabend mit Gratulationscour, Verleihung von Ehrenauszeichnungen und Vorträgen der anwesenden Vereine über die Bühne ging. Am Sonntag feierten wiederum 27 Vereine mit Festhochamt, Festzug und Darbietungen. Ein Ball schloß dieses seltene Jubiläum ab.

Heftige Diskussionen entstanden nach diesem Fest, als den ersten Tenören, in der

Mehrzahl Frauen, mitgeteilt wurde, daß der Verein die gemischte Form aufgeben und wieder reiner Männerchor werden wolle. Die Damen protestierten zwar heftig, mußten sich letztlich aber recht schnell dem Diktat der Männer beugen.

Als Musik- und Gesangverein 1970 schließlich die trennende Mauer zwischen ihren Proberäumen einrissen und ein gemeinsames Probelokal in der Alten Kirche errichteten, da waren die alten Animositäten aus der Zwischenkriegszeit endgültig begraben. Doch sie hatten auch ein Gutes: Nach Aussage vieler Zeitzeugen sind diese Spannungen und Rivalitäten zwischen den Vereinen nämlich immer wieder als mahnendes und warnendes Beispiel angeführt worden. Gleichzeitig hätten die Hünninger Vereinsmitglieder, die jene Zeit als Jugendliche miterlebt hatten, auch immer wieder zu Gemeinsamkeiten zwischen beiden Vereinen aufgerufen. Und ihr Rufen wurde erhört.

Am 6. September 1975, anläßlich des 110jährigen Bestehens, wurden den Sängern Mathias Jouck, Mathias Sieberath, Leo Jost, Michel Weber, Bernard Weber und Nikolaus Greimers die goldenen und silbernen Lambertusmedaillen während eines Konzertabends verliehen, die anläßlich des 100jährigen Jubiläums bewußt oder unbewußt zu spät angefragt worden waren.

1977 legte Niklaus Greimers nach 34 abwechslungsreichen Jahren sein Amt als Dirigent nieder. Er übergab den Dirigentenstab an Erich Sieberath.

Nach den schlechten Erfahrungen mit Pfarrer Becker, der schon in den 1920er Jahren versucht hatte, aus dem Gesangverein einen Kirchenchor zu machen, erfolgte wahrscheinlich in den 1950er oder 1960er Jahren – allerdings in Unwissenheit dieser Vorgeschichte – durch Pfarrer Kettmus ein erneuter Versuch. Die Reaktion der Hünninger Sangesbrüder war klar und bestimmt. Um ihren Verein auch in Zukunft vor einem unerwünschten Einfluß des Pfarrers zu bewahren, schafften sie 1984 die Funktion des Präses ab, die der Pfarrer immer automatisch innegehabt hatte. Pfarrer Paul Kettmus i.R. wurde in diesem Moment zum Ausgleich zum Ehrenpräses ernannt. Dieser Schritt war eigentlich im Hinblick auf den Priestermangel und die anderweitigen Sorgen der Priester wirkungslos und eine verspätete Aktion. Letztes Relikt dieser Erfahrung ist die uneinheitliche Namensangabe des Vereines. Während lange Zeit immer nur *»Gesangvereine Cäcilia«* angeführt wurde, tauchte zum 125jährigen Jubiläum die Bezeichnung *»Gesangverein St. Cäcilia«* auf.

Das vorläufig letzte große Fest feierte dieser Verein schließlich 1990. Zum 125jährigen Bestehen wurde der Hünninger Traditionsverein als *»Königlicher Gesangverein St. Cäcilia Hünningen«* geadelt. Wiederum war das erste Festwochenende den Vereinen vorbehalten. Während die Musikvereine im Festzelt auf dem *»Wass«* auftraten, konnten die Gesangvereine vor aufmerksameren Zuschauern im Saal Concordia konzertieren. Am Samstagabend erwiesen 29 Vereine dem Jubiläumsverein die Ehre, am Sonntag nahmen noch 23 am Festumzug teil. Abgeschlossen wurde dieses Jubiläum durch einen Jugendball, der eine Woche später stattfand.

125 Jahre Gesangverein Cäcilia, 1990
(Franz Wolff, Clemens Maraite, Paul Jost, Hermann Rauw, Robert Greimers, Norbert Kessler, Victor Weber, Norbert Peters, Carlo Rauw, Gerd Jost, Rudolf Peters, Clemens Jost, René Wolff, Richard Wilquin, Aloys Lux, Aloys Jost, Helmut Sieberath, Bernard Weber, Nikolaus Greimers, Michel Keifens, Josef Jost, Schildträger Danny Wolff)

Der Publikumserfolg dieses Jubliläums spülte dem traditionsreichen Verein eine stattliche finanzielle Reserve in die Kasse. Es war der Dank für den regen Austausch mit anderen Vereinen, der über Sängertreffen (seit 1971), Konzerte und Besuche anderer Vereinsfeste gepflegt wird. Auch im Dorf ist der Gesangverein recht aktiv, indem er viele Feste durch seine musikalischen Beiträge verschönert.

Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Verantwortlichen des Vereins sich ernste Sorgen um die Zukunft der Sängerschar machen. Denn die Zahl der Vereinsmitglieder stagniert nicht nur seit fast 30 Jahren zwischen 21 und 25 Mitgliedern. Mit einem Durchschnittsalter von 48 Jahren hat der Gesangverein auch eine Mitgliederstruktur, die durch weitgehende Abstinenz jugendlicher Nachwuchskräfte gekennzeichnet ist.

(1) LEJEUNE (Carlo), Leben und Feiern auf dem Lande, Bd. 2, St. Vith, 1993, p. 316-317.
(2) JENNIGES (Hubert), Die Probleme des Klerus im früheren Dekanat Malmedy im Spiegel der Sitzungsprotokolle der Dekanatsversammlungen (1830-1929), in: ZVS.
(3) Lexikon für Theologie und Kirche, Bd. 2, Freiburg, 1958, Sp. 868.

Gesangverein

Bisherige Präsidenten

Unbekannt: vor 1922
Nikolaus Weber: 1922-1927
Peter Stoffels-Jost: 1927-1933
Peter Heinen: 1933-1943
Peter Stoffels-Jost: 1946-1949
Leo Jost-Andres: 1949-1969
Michel Küpper: 1969-1987
August Jouck: seit 1987

Bisherige Vizepräsidenten

Unbekannt: bis 1957
Klemens Maraite: 1957-1982
Bernard Jouck: 1982-1988
Bernard Röhl: seit 1988

Bisherige Schriftführer und Kassierer

Unbekannt: bis 1946
Mathias Vilz: 1946-1952
Julius Maraite: 1952-1969
Franz Wolff: 1969-1995
Bernard Jouck: seit 1995

Bisherige Dirigenten

Johann Greimers: 1865-1881
Johann Greimers jr.: 1882-1892
Hubert Greimers: 1892-1902
Die Dorfschullehrer: 1902-1908
– Peter Thies (Heppenbach): um 1903
– Josef Gülpen (Herresbach): um 1904
– Hubert Rütz (Dalhem): 1905-1908
Peter Greimers: 1908-1933
Nikolaus Greimers: 1933-1977
Erich Sieberath: seit 1978

Feuerwehr (1876/1935 - 1944)

Die Gründung des Vereines
Im Jahr: 1876/1935
Motive und Ziele:
Pflichtfeuerwehr/Freiwillige Feuerwehr
Anzahl Mitglieder: 27 (1935)

Die Auflösung des Vereines
Im Jahr: 1944
Gründe: Löschmaterial wird requiriert und nach Hamburg gebracht

Die freiwillige Feuerwehr, 1939
(Peter Heinen, Nikolaus Greimers, Josef Heinen, Hubert Maraite, Leo Heinen, Nikolaus Kessler, August Jouck, Josef Weber, Nikolaus Lux, Albert Heinen, ?, ?, Ferdinand Fickers, Johann Maraite, Mathias Weber, Johann Kessler, Johann Andres, Michel Weber, Alois Weber, Hubert Lux)

Schon 1876 wurde eine erste Ortsfeuerwehr Hünningen gegründet. Der Ortsvorsteher wurde automatisch auch Brandmeister dieser Wehr. Um im Brandfall auch über genügend Wasser zu verfügen, legte die Gemeindesektion Hünningen Brandweiher im Dorf an. Einer befand sich *»an Trengsches Borre«*, der zweite wurde wahrscheinlich um 1890 in der Mückengasse am Mutterbach angelegt. Nach dem Bau der Wasserleitung 1905 wurde das Löschwasser über Hydranten entnommen.

Am 7. Januar 1877 beschließt der Gemeinderat die Anschaffung einer zweirädrigen Feuerspritze und macht damit die Wehr mehr oder weniger einsatzfähig. Zur Unterbringung des Materials war ein provisorisches Spritzenhaus erbaut worden. Die Quellen verraten aber nichts über seinen Standort; sicher ist lediglich, daß es sich nicht auf dem *»Wass«* befunden haben kann. 1892 wird lediglich vermerkt, daß dieses Spritzenhaus gepflastert wird und gleichzeitig auch ein neuer Schlauch angeschafft wird.

Um auch die Brände möglichst schnell zu erreichen, die etwas weiter vom Dorfkern entfernt entstanden, mußten die Pferdebesitzer des Dorfes mit ihrem Fuhrwerk *»Vorspann«* leisten: Unverzüglich nach dem Brandsignal mit dem Brandhorn sollten die Pferde vollständig angeschirrt zum Spritzenhaus gebracht werden.

Aus einem Verzeichnis des Jahres 1900 wird ersichtlich, daß Josef Jost, Witwe Johann Nikolaus Stoffels, Nikolaus Jost-Reuter und Nikolaus Eichten die einzigen Pferdehalter des Dorfes waren.

Ein weiteres Verzeichnis aus dem Jahr 1905 verrät, daß Hünningen mit seinen 295 Einwohnern über eine – wie in den meisten kleinen Orten üblich – nicht organisierte Löschmannschaft verfügte. Diese Mannschaft verfügte über eine Feuerspritze, die in einem Spritzenhaus aufbewahrt wurde und von Zeit zu Zeit überprüft wurde.

Sonderbarerweise wird der Gemeindevorsteher 1911 – also zwei Jahre nach dem Bau des Spritzenhauses – angemahnt, die Feuerspritze reparieren zu lassen, einen zweiten Feuerhaken zu besorgen und die Brandleitern in Zukunft so unterzubringen, daß sie auch vor Nässe geschützt seien.

Daß die Effektivität dieser bestehenden Wehren nicht besonders wirksam sein konnte, scheint logisch. Folglich stimmte auch der Gemeinderat von Hünningen am 8. Februar 1913 dem *»Erlaß eines Ortsstatuts über die Errichtung einer Pflichtfeuerwehr«* zu. Dieses Statut trat am 1. April in Kraft. Zum Brandmeister wurden der Schuster Johann Simon *(»Schomejesch«)*, und zu seinem Stellvertreter der Ackerer Peter Heinen *(»Krütz«)* gewählt.

Nur eine Woche später stellten Aloys Maraite, Nicolaus Weber, Anton Elsen und

Johann Andres I den Antrag zur Bildung einer freiwilligen Feuerwehr mit regelmäßigen Übungen an den Geräten, sowie Nachtübungen.

Ob dieser Antrag abgelehnt oder einfach nicht bearbeitet worden ist, entzieht sich mangels Quellen unserer Kenntnis.

Auch nach dem Vaterlandswechsel tauchen keine Nachrichten mehr über eine Hünninger Feuerwehr mehr auf. Zwar dürfte sie als Pflichtfeuerwehr noch bestanden haben, Aktivitäten sind aber nicht nachweisbar. Das Spritzenhaus diente unterdessen nicht nur zur Unterbringung des Feuerwehrmaterials und der Viehwaage, sondern auch als Obdach für Landstreicher, die das Dorf vereinzelt aufsuchten.

Der 8. Dezember 1935 gilt nun als Gründungstag der Freiwilligen Feuerwehr Hünningen, die 27 Gründungsmitglieder zählte. Sie übernahm die noch vorhandenen, brauchbaren Geräte, die sich im Brandfall wohl als nur bedingt hilfreich erwiesen.

Brandmeister dieser neugegründeten Wehr war Peter Heinen *(»Krütz«)*. Als Abteilungsführer fungierten Josef Heinen, Ferdinand Fickers und Nikolaus Greimers. Sanitäter war Johann Kessler. Die Feuerwehr absolvierte bis zur Einberufung regelmäßige Übungen und probte den Notfall. Ihren wahrscheinlich ersten Einsatz hatte sie 1936 beim Brandunglück im Hause der Familie Johann Nikolaus Bongartz.

Vielleicht war dieser Brandfall auch ausschlaggebender Grund für die bessere Ausrüstung der Wehr. Denn 1937 gewährt die Gemeinde eine Beihilfe von 9.100 Bfr. zur Anschaffung von Uniformröcken und 10.000 Bfr. für neues Löschgerät. Zwei Jahre später erwirbt die Gemeinde sogar eine Motorspritze mit Zubehör.

Hünningen, Ende der 1930er Jahre: Feuerwehrkommandant Peter Heinen

Der Einsatz der Feuerwehrleute wird 1940 durch die Gemeinde durch den Abschluß einer Unfall- und Lebensversicherung belohnt, die den Mitgliedern aller Wehren der Gemeinde zugute kommt.

Nach der Annexion blieb die Feuerwehr – in Kriegszeiten schließlich unentbehrlich – weiter bestehen. Sie war höchstwahrscheinlich sogar der einzige Verein, dessen Mitglieder 1941 in einer öffentlichen Feier *»auf Führer, Volk und Vaterland«* vereidigt worden waren.

Aus einem Verzeichnis der Kriegsschäden aus dem Jahr 1945 wird ersichtlich, daß die Freiwillige Feuerwehr vor dem Krieg über eine 400 Liter fassende Motorpumpe, einen gummibereiften Anhänger, einen Wasserbehälter, eine Handpumpe, über 240 Meter Schlauch, über sieben Leitern und über fast 70 kleine Geräte verfügte.

Der größte Teil dieses Löschmaterials, besonders aber das Herzstück, die Motorpumpe, wurden 1943 requiriert und nach Hamburg gebracht. Spätestens diese Aktion besiegelte das Ende der Freiwilligen Feuerwehr Hünningen, die wegen der Einberufung seiner Mitglieder wohl schon seit 1942 kaum noch tätig war, aber wahrscheinlich bis 1944 offiziell bestand.

Nach Kriegsende wurden die Feuerwehren aus Hünningen, Mürringen und Honsfeld nicht wieder neubelebt. Da die Straßen nun zielstrebig ausgebaut und mit Teer eingeschlämmt wurden, wurde die Freiwillige Feuerwehr Büllingen als schnelle Eingreiftruppe für die vier Ortschaften der Gemeinde mit einem motorisierten Feuerwehrwagen und entsprechendem Zubehör ausgerüstet. Dieser Wehr gehörten lange Zeit auch immer einige Einwohner Hünningens an.

Amt Büllingen

Wichtiger Feuerwehrappell

Büllingen. Am Sonntag fand in Büllingen ein bedeutsamer Appell statt. Die freiwilligen Feuerwehren von Büllingen, Hünningen und Rocherath-Krinkelt traten im Volkshause an, um den Eid auf Führer und Vaterland abzulegen. Amtsbürgermeister Vahsen begrüßte die genannten Wehren mit ihren Führern, ganz besonders den Ortsgruppenleiter Bormann, und gab seiner Freude Ausdruck über das gute Einvernehmen, welches zwischen Partei und Verwaltung besteht. Im Verlauf seiner Ausführungen sprach er über die Entwicklung, die das Feuerlöschwesen in den vergangenen Jahrzehnten genommen hatte, und betonte besonders seine Entwicklung unter nationalsozialistischer Führung. Er hob auch die Stellung des Wehrmannes hervor und erinnerte an die Pflichten, die ein jeder freiwillig der Allgemeinheit gegenüber hat. Hierauf nahm er den Eid aller Wehrleute ab. Abschließend weilten die Wehrkameraden noch eine kurze Zeit in Kameradschaft zusammen.

(aus: Westdeutscher Beobachter, 8.10.1941)

»Es brennt ...«

1870: Ein unbewohntes Haus brennt ab.

1882: Das Haus des Tagelöhners **Hubert Claßen** steht am 14. April in Flammen.

1899: Der Hof der **Witwe Nikolaus Jouck** und der Hof von **Nikolaus Maraite** werden ein Raub der Flammen.

1913: Feuer im Haus des Ackerers **Nikolaus Wolff.**

1914: **Johann Mollers** beklagt einen Brand in seinem Anwesen.

1916: **Josef Hepp-Mollers** verlieren am 5. Mai Hab und Gut durch einen Brand.

1936: Das Haus von **Nikolaus Bongartz** brennt teilweise nieder.

1961: Das Haus von **Karl Simon** brennt bis auf die Grundmauern nieder.

1984: Der Stall von **Emil Jost** brennt ab, das Wohnhaus bleibt verschont.

1985: Das Wohnhaus von **Josef Drösch** wird durch ein Feuer schwer beschädigt.

Meliorationsgenossenschaft des Honsbach- und Warchetales Hünningen (1890 - 1917)

Die Gründung des Vereines
Im Jahr: 1890
Motive und Ziele: Geregelte Bewässerung und Entwässerung von Wiesen, Initiative der preußischen Regierung
Anzahl Mitglieder: unbekannt

Die Auflösung des Vereines
Im Jahr: nach 1917
Gründe: unbekannt

Hünningen, 1995: Letzte, auf dem Gelände sichtbare Spuren des Verlaufs der ehemaligen Be- und Entwässerungsgräben der Meliorationsgenossenschaft sind auch heute noch auszumachen

Seit den 1880er Jahren versuchte die Preußische Regierung, die Landwirtschaft in der Eifel merklich zu verbessern. Deshalb regte sie u.a. auch die Gründung von Meliorationsgenossenschaften an. Auch die Hünninger gründeten deshalb 1890 eine Meliorationsgenossenschaft des Honsbach- und Warchetales Hünningen.

Die Genossenschaft verfolgte das Ziel, durch ein ausgeklügeltes System von Gräben, Quergräben und Schleusen eine geregelte Bewässerung von rund 200 Morgen Wiesen beiderseits der Work zu gewährleisten.

Der Hauptgraben verlief von der Workbrücke über die Straße Honsfeld-Hünningen bis hin zum Einlauf des Mutterbaches in die Work (am *»Bröhl«*). Er verlief, fein säuberlich nivelliert, der Böschung entlang. Er war etwa zwei Meter breit, 0,8 bis einen Meter tief und mit Steinplatten ausgelegt.

Mittels mehrerer Quergräben, Zuleiter und Ableiter genannt, und durch eine sachgerechte Öffnung oder Schließung der Schleusen war es möglich, bei Bedarf durch eine kurze Überflutung die trockenen Wiesen zu bewässern und in einem geringen Maße auch auf natürliche Art zu düngen.

Schon 1890 wurde mit dem Bau dieses Bewässerungssystems begonnen. Die Kosten für Hünningen beliefen sich auf 16.200 Mark. Der Staat übernahm im gleichen Jahr 14.600 Mark als Beihilfe. In den folgenden Jahren folgten weitere Zuschüsse für die Genossenschaftskasse. Die Restkosten wurden durch Mitgliedsbeiträge finanziert.

Der Vorstand der Genossenschaft wurde von Hünninger und Honsfelder Landwirten, die natürlich Mitglied waren, gestellt. Hünningen war durch Johann Löfgen *(»Höfjes«)* und Bartholomäus Stoffels *(»Klören«)* vertreten. Schleusenwärter für die beiden Ortschaften war Hubert Lejeune aus Honsfeld. Er alleine war ausdrücklich für die Bewässerung der beiden Anlagen zuständig. Eigeninitiativen wurden mit Strafgeldern belegt.

Aus einer Rechnungsliste der Genossenschaft von 1894/95 geht hervor, daß bei einer Gesamtausgabe von 187 Mark rund 120 Mark als Gehalt für den Wiesenwärter gezahlt wurden. Die Restsumme wurde für Materialkosten, für Reparaturen der Schleusen oder die Befestigung von Gräben aufgewandt.

1902 stellten die beiden Meliorationsgenossenschaften der Bürgermeisterei Büllingen, die aus Hünningen-Honsfeld und die aus Rocherath-Krinkelt, einen Antrag auf Übernahme der Kosten durch die Gemeinde. Dieser wird mit dem Argument abgelehnt, daß mehr als die Hälfte der Gemeindeeingesessenen nicht an den meliorierten Wiesen beteiligt sind.

Im April 1909 findet dann eine Schau der Wiesengenossenschaften statt, an der der Meliorationsbauinspektor Schmidt sowie der Meliorationsbauwart teilnehmen. Weitere Verbesserungen und die Beseitigung bestehender Mängel werden beschlossen.

Die Genossenschaft muß etwa bis zum Ende des Ersten Weltkrieges ihre Arbeit fortgeführt haben. Denn noch für das Jahr 1917 liegt eine Abrechnung vor.

Auch wenn diesem System eine echte Hebung der Erträge bescheinigt wurde, so scheinen neue Formen der Ertragssteigerung oder mangelndes Interesse der Genossenschaft aber Ende der 1910er Jahre ein Ende bereitet zu haben.

Auch heute sind die Spuren des Hauptgrabens noch recht klar zu erkennen.

Hünningen, 1995:
Auch hier sind die Spuren des alten Grabens auszumachen

Ortsgruppe Hünningen

des Rheinischen Bauernvereines, Landwirtschaftlicher Kreisverband, Gilde St. Nikolaus Hünningen und Ländliche Gilde (1900/1919/1935)

Der Verein (die Ländliche Gilde Hünningen, Mürringen, Honsfeld, Büllingen) heute

Mitglieder: 14 (aus Hünningen)
Präsident: August Jouck
Vizepräsident: Ernst Weber
Schriftführer und Kassierer: Hermann Rauw
Ziele: Während die Ländliche Gilde das Dorfleben durch Vorträge und auf das Landleben ausgerichtete Aktivitäten bereichern will, richten sich die Angebote (Vorträge u.a.) der Bauerngilde fast aus-schließlich an die Landwirte

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: wahrscheinlich um 1900
Motive für die Gründung: genossenschaftliche Interessenvertretung der Landwirte
Anzahl Mitglieder: unbekannt
Erster Präsident: wahrscheinlich Nikolaus Eichten

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Da die Zahl der Landwirte im Dorf in den letzten zehn Jahren sehr schnell gesunken ist, bleiben trotz Zusammenlegung kaum noch Mitglieder, die das Leben der Gilde gestalten könnten.

Bauerngilde, 1960
(Gerhard Richter, Josef Hepp, Leo Jost-Dreß, Hubert Küpper, Mathias Grün, Johann Kessler)

Die Ursprünge des landwirtschaftlichen Vereinswesens in der Eifel gehen auf das Jahr 1832 zurück, als in Schleiden, auf Initiative des Staatsrechtlers Prof. Dr. Peter Kaufmann, der *»Verein zur Beförderung der Landwirtschaft, der Intelligenz und Sittlichkeit in den Eifelgemeinden«* – später kurz Eifelverein genannt – ins Leben gerufen wurde. Dieser Verein, der mit dem 1888 gegründeten *»Eifelverein«* nur den Namen gemeinsam hatte, sollte Mittel und Wege finden, die *»nach langer Reglosigkeit zur Verbesserung der Lage der Eifeler Landwirtschaft führen sollten«*, wie Karl Leopold Kaufmann formulierte.

1840 erhielt dieser Verein seinen endgültigen Namen: *»Landwirtschaftlicher Verein für Rheinpreußen«*. 1841 wurde eine eigene Lokalabteilung für den Kreis Malmedy gegründet. Da dieser Landwirtschaftliche Verein eher auf die mittleren und großen Betriebe zugeschnitten war, hatte er nur relativ wenige Mitglieder. Unter ihnen befand sich wohl kein Hünninger.

Um die Not der Landbevölkerung zu lindern, entstand nun 1882 der Rheinische Bauernverein, der sich schnell zu einer echten landwirtschaftlichen Berufsorganisation entwickelte. Übrigens diente dieser Rheinische Bauernverein dem 1890 gegründeten Boerenbond als Vorbild.

Wann sich jetzt eine Ortsgruppe Hünningen aus diesem Verein herausbildete, bleibt mangels Quellen ungewiß. Die Jahrhundertwende dürfte allerdings wahrscheinlich sein. Sicher ist, daß diese Ortsgruppe vor der Annexion 1920 immerhin 59 Mitglieder zählte und von Nikolaus Eichten als Präsident geführt wurde.

Als die Kreise Eupen-Malmedy dann 1920 von Belgien nach der umstrittenen Volksbefragung annektiert wurden, *»endete die langjährige und ersprießliche Verbindung der Lokalabteilung mit dem Hauptverein«*, wie Karl Leopold Kaufmann etwas verquast schreibt. Er ergänzt: *»Aber die Lokalabteilung war, wenn sie auch nach dem Juli 1919 als solche nicht mehr in Erschei-*

Hünningen, 1960: Festtribüne anläßlich des Reitturniers zum 25 jährigen Jubiläum der Gilde

nung trat, inzwischen nicht müßig gewesen. Durch die Bemühungen ihres Direktors M. von Frühbuss war aus ihr der Landwirtschaftliche Verband des Kreises Malmedy entstanden, dem sich die Mitglieder des Rheinischen Bauernvereines unter Führung von L.V. Schmitt-Weppeler anschlossen. Als er am 31. November 1920 die erste Vorstandsitzung abhielt, zählte der Verband bereits über 2.500 Mitglieder in 52 örtlichen Vereinen.«

Daß die Hünninger Ortsgruppe des Rheinischen Bauernvereines nahtlos in einen örtlichen Verein des Landwirtschaftlichen Kreisverband Malmedy überging, steht außer Frage. Die um 1900 begonnene, genossenschaftlich organisierte Arbeit für die Landwirte wurde in unserem Dorf folglich nach der Annexion ohne Unterbrechung fortgesetzt.

Doch schon bald geriet der neugegründete Landwirtschaftliche Kreisverband Malmedy in die nationalistischen Auseinandersetzungen, die ihren Ursprung in der Wertung der Volksbefragung von 1920 hatten: Ein Teil der Eupen-Malmedyer empfanden die Volksbefragung als Unrecht, weil sie nicht demokratisch und geheim gewesen war, weil der belgische Staat gleichzeitig Schiedsrichter und Nutznießer dieser Abstimmungsfarce gewesen war, und weil die belgischen Beamten massiv Druck auf die Bevölkerung ausgeübt hatten. Deshalb setzten sie sich für eine neue, demokratische Volksabstimmung ein, die auch zu einer Rückkehr in das alte Vaterland Deutschland führen sollte. Der andere Teil der Eupen-Malmedyer nahm diese Volksbefragung als gegeben an und wollte sich im neuen Vaterland Belgien einrichten.

Für die Landwirte gewann diese Frage an Brisanz, weil sich die alteingesessene Bauernvereinigung, die jetzt den Namen Landwirtschaftlicher Kreisverband Malmedy trug, schon am 25. November 1921 dem Boerenbond anschloß. Dies hatte jedoch nicht die Bildung von Bauerngilden zur Folge. Denn diese bestanden ja schon in der eben bezeichneten Form der örtlichen Vereine. Sie bildeten zusammen die beiden Kreisverbände, die ihrerseits nur dem Boerenbond angeschlossen waren.

Zur Information und Aufklärung ihrer Mitglieder über die neue wirtschaftliche Situation veranstalteten die beiden landwirtschaftlichen Verbände seit 1920 beratende Sprechstunden, Filmvorführungen, Vorträge und Bauerntage. Als Fachblatt des landwirtschaftlichen Kreisverbandes Malmedy erschien seit 1919 der *»Landbote«*. Er wurde zum Pflichtorgan für alle Mitglieder des Landwirtschaftlichen Kreisverbandes. Deshalb war diese Zeitschrift 1919 mit Sicherheit in 59 der 66 Hünninger Haushalten vorhanden.

Nach Anschluß des Landwirtschaftlichen Kreisverbandes an den altbelgischen Boerenbond druckte die dem Kreisverband nahestehende Malmedyer Verlagsgesellschaft auch das offizielle Organ des Boerenbondes, *»Der Bauer«*, der seit 1924 erschien, und legte ihn dem *»Landboten«* bei.

Da die neubelgischen Bauern durch den Vaterlandswechsel größere wirtschaftliche Nachteile hatten, weil sie sich neue Märkte suchen mußten, auf den belgischen Märkten aber nicht konkurrenzfähig waren, vertrat der Landbote seit 1923 immer offener die Interessen der Landwirte und entwickelte sich von einer Fachzeitschrift hin zu einer *»universalen«* Zeitung, die als Interessenvertretung zunehmend politische Forderungen stellte.

Spätestens als sich der Landwirtschaftliche Kreisverband 1927 nach starken internen Auseinandersetzungen vom Boerenbond trennte und wieder dem Rheinischen Bauernverband anschloß, entwickelte sich der Verband und der *»Landbote«* zu politischen Organisationen. Neben der Stärkung des wirtschaftlichen Rückgrades seiner Mitglieder sahen sie es – nach eigenen Aussagen – als ihre Aufgabe an, in Eupen-Malmedy *»echte deutsche Gesinnung«* zu erhalten und einen *»Damm gegen die probelgische Strömung zu verschaffen«*. Als Basis dienten dem Verband

Hünningen, 1960: 25 Jahre Bauerngilde St. Nikolaus. Tribüne mit den Ehrengästen. Tische und Bänke sind selbst gezimmert.

die damals bestehenden Spar- und Darlehenskassen, die Molkereien und Ankaufsabteilungen, die er übernommen oder neugegründet hatte.

Natürlich war auch der Boerenbond nicht weniger nationalistisch: Nur votierte er selbstverständlich für einen belgischen Nationalismus, den er ebenfalls zu verbreiten suchte.

Das hatte auch auf das Hünninger Dorfleben erhebliche Auswirkungen.

Denn unmittelbar nach der Trennung des Landwirtschaftlichen Kreisverbandes Malmedy vom Boerenbond begann die Löwener Zentrale Konkurrenzorganisationen aufzubauen. Vielfach soll die Initiative von neubelgischen Landwirten ausgegangen sein, die *»mit den politischen Ansichten des Kreisverbandes nicht einverstanden waren«*.

Diese These kann nicht bezweifelt werden.

Auch in Hünningen gab es Landwirte, die für den Boerenbond votierten. Da sie nur zu neun waren, schlossen sie sich am 14. August 1927 der neugegründeten Bauerngilde Büllingen an. Am 12. Februar 1935 wurde schließlich die Gilde St. Nikolaus Hünningen gegründet, der 13 Landwirte bei der Gründung angehörten. Im folgenden Jahr trat ein Landwirt aus der Gilde aus, acht Neuzugänge waren zu verzeichnen. Futtermittel im Werte von 78.000 Bfr. wurden bezogen. Auch eine Ankaufsabteilung wurde gegründet, obwohl schon seit 1928 ein zentrales Lager in Büllingen bestand und am 4. September 1927 auch eine Spar- und Darlehenskasse des Boerenbondes in Büllingen eingerichtet war.

Natürlich unterhielt auch der Landwirtschaftliche Kreisverband Malmedy in unserem Dorf, bzw. in den Nachbardörfern seine Ankaufsabteilungen und Spar- und Darlehenskassen, die er 1919 vom Rheinischen Bauernverband übernommen hatte. Das führte dazu, daß durch diese beiden Konkurrenzorganisationen das Leben in unseren Dörfern stark politisiert wurde. Denn die engagierten Mitglieder beider landwirtschaftlicher Genossenschaften standen sich besonders in der Büllinger Gegend weitgehend unversöhnlich gegenüber und lieferten sich einen erbitterten Konkurrenzkampf.

Das hieß für das Dorf: Wer allein schon nur beim Boerenbond kaufte, wurde als Probelgier abgestempelt, wer beim Landwirtschaftlichen Kreisverband kaufte, wurde als Prodeutscher angesehen – egal was er dachte.

Das gleiche galt für die Spar- und Darlehenskassen. Sie waren für die Landwirte damals ebenso unverzichtlich wie die Ankaufsabteilungen. Doch auch hierdurch wurden die Menschen unfreiwillig politisch abgestempelt, auch wenn sie bewußt eine neutrale Haltung einnehmen wollten.

Hünningen, 1960: Beim Reitturnier zum 25jährigen Bestehen der Bauerngilde

Zeitzeugen berichteten, daß im Gegensatz zu Honsfeld und Büllingen, wo heftige politische Streitigkeiten zwischen den rivalisierenden Organisationen bestanden hätten, in Hünningen diese Spannungen nicht so verbissen ausgetragen worden seien. Hier hätten auf beiden Seiten moderatere Männer gestanden, die wahrscheinlich bewußt versucht hätten, keine unüberwindlichen Fronten aufzubauen und mit jedem auszukommen.

Übrigens war der erste Präsident der Hünninger Gilde Lambert Weber *(»Nießen«)*, dem heute von allen Meinungsgruppen nachgesagt wird, daß er als einer der wenigen Hünninger das wahre Gesicht des Nationalsozialismus schon sehr früh erkannt habe. Seine politischen Einschätzungen seien damals zwar nicht von den Prodeutschen geteilt, aber doch als seriöse Meinung beachtet worden. Lambert Weber war beispielsweise einer der wenigen Dorfeinwohner, die am *»Luxemburger Wort«* abonniert waren und durch eine andere Informationsqualität (die weder das belgisch-nationalistische *»Grenz-Echo«* noch die deutsch-nationalistischen Zeitungen bieten konnten) auch kritischer mit der Nazi-Diktatur umgehen konnten.

1939 soll die Gilde schließlich 32 Mitglieder gezählt haben, was nicht mehr anhand von Quellen nachgeprüft werden kann. Bei rund 70 Haushalten dürfte die Ortsgruppe des Landwirtschaftlichen Kreisverbandes wohl ähnlich stark gewesen sein. Sie hätte demnach seit 1936 in Hünningen ihre dominierende Stellung eingebüßt.

Auch hier könnten wirtschaftliche Gründe eine Rolle gespielt haben. Denn der genossenschaftliche Wareneinkauf war für beide Vereine die wichtigste Aktivität, da nur so den angeschlossenen Bauern am besten geholfen werden konnte.

In der Zwischenkriegszeit wurde Kunstdünger in der Regel am Honsfelder oder Büllinger Bahnhof angeliefert. Die Geschäftsführer der Gilde oder des Vereines informierten die Landwirte. Sie hatten dann meistens 48 Stunden Zeit, um ihre Ware abzuholen. Ließen sie diese Frist ungenutzt verstreichen, so mußten sie Standgeld für die Waggons bezahlen.

Das gleiche Prinzip galt auch für Kohle, Eierbriketts und Unionbriketts.

Das Verteilen des Futtermittels gestaltete sich schwieriger. Meist war es in Säcken verpackt, die einzeln registriert werden mußten. Denn es gab schon damals eine Vielzahl an Futtermittelarten: Hühner- und Schweinefutter, Aufzuchtbrocken für Jungtiere, sowie Leistungsfutter für Kühe. Und das alles nach Tieralter getrennt. Begehrt war auch Pferdehafer aus Übersee. Diesen *»La Plata-Hafer«* bezogen in der Regel die Holzfuhrleute.

Der Transport vom Bahnhof nach Hünningen erfolgte meist mit mehreren Fuhrgespannen gleichzeitig. Denn da am Bahnhof volle Last geladen wurde, mußte an den Steigungen vor Hünningen gegenseitig Vorspann geleistet werden. Auf Wunsch beauftragte der Geschäftsführer ein orstansässiges Fuhrunternehmen mit der Lieferung von kleineren Bestellungen.

Doch auch Zwischenlager bestanden, wo die Landwirte sich nachträglich versorgen und Engpässe überbrücken konnten. Für die Gilde in Büllingen bei Josef Siquet, in Hünningen in einem Zimmer von Barthel Stoffels, später bei Johann Kessler. Das Lager des Landwirtschaftlichen Kreisverbandes befand sich für die Hünninger bei Mertens in Büllingen.

Außenstehende, die den Mitgliedsbeitrag nicht entrichtet hatten, wurden auch bedient. Doch sie mußten unmittelbar bar zahlen. Die Mitglieder erhielten eine monatliche Abrechnung. Da hier öfter größere Summen zu zahlen waren, mußten sie öfter über Kredite bei der Spar- und Darlehenskasse gestundet werden.

Jeden Monat wurde eine Versammlung zur Bestellung und Rückgabe von Leergut abgehalten.

Dieser Konkurrenzkampf wurde am 10. Mai 1940 beendet. Denn unmittelbar nach dem Einmarsch der deutschen Truppen in Belgien und der Annexion Eupen-Malmedys durch Nazi-Deutschland hoben die neuen Machthaber alle landwirtschaftlichen Verbände und Orstvereine auf – das galt ebenso für die Ortsvereine des Landwirtschaftlichen Kreisverbands wie für die Gilden des Boerenbondes.

Sie wurden durch Kreisbauernschaften und Ortsbauernschaften ersetzt, denen als Aufgabengebiet die *»standespolitische und weltanschaulische Schulung und Betreu-*

ung des bäuerlichen Menschen« unterstand. Auch in Hünningen wurde natürlich ein Ortsbauernführer eingesetzt. Nun wurde die landwirtschaftliche Produktion ausschließlich auf den Krieg ausgerichtet.

Im Dezember 1944 und im Januar 1945 verwüsteten die deutschen und alliierten Truppen während der Ardennen-Offensive die Eifel. Auch Hünningen wurde schwer beschädigt. Nach dem Waffenstillstand sahen sich vor allen Dingen die Landwirte großen Belastungen ausgesetzt. Häuser und Ställe waren weitgehend zerstört, die Felder durch Panzer, Granateinschläge und Minen verwüstet und weitgehend nicht zu beackern.

Zwei frühere Mitarbeiter des Boerenbondes aus der Büllinger Gegend, Johann Kessler, Hünningen, und Josef Collas, Honsfeld, gaben nach dem Krieg den Anstoß zu ersten Neugründungen von Gilden im Büllinger Raum. Sie hatten sich schon mehrmals im Laufe des Jahres 1945 mit der Bitte an die Zentrale in Löwen gewandt, die Landwirtschaft in den kriegsgeschädigten Gebieten der Eifel in diesen schwierigen Zeiten nicht im Stich zu lassen und die schon vor dem Kriege begonnene Tätigkeit baldmöglichst wieder aufzunehmen.

Schon Ende Oktober 1945 fand im Saal Jouck die erste Nachkriegsversammlung der Gilde Hünningen statt. *»43 Familienangehörige ließen sich als Mitglieder eintragen«*, notierte Johann Kessler 1978. Der alte Vorstand sollte bestätigt werden. Doch im Rahmen der Säuberungsmaßnahmen, die der beigeordnete Bezirkskommissar Hoen leitete, wurden zwei gewählte Vorstandsmitglieder der Gilde abgelehnt. Selbst ein Protestschreiben des in *»Säuberungsfragen«* sehr aktiven Büllinger Bürgermeisters konterte Hoen mit der scharfen Bemerkung, daß er diesen Vorstand nicht billigen könne, da *»ce Comité ne donne aucune garantie au point de vue patriotique«*.

Höchstwahrscheinlich sind hier – wie in den übrigen Fällen in Hünningen – auf dem Papier die zwei Abgelehnten durch Strohmänner ersetzt worden. Die Geschäftsführung übernahm aber der demokratisch gewählte Vorstand. Vorsitzender war Lambert Weber, Schriftführer Johann Kessler.

Auch dank der Hilfe von Pastor Kettmus sei ein Jahr später, im Frühjahr 1946, dann der Anschluß an den Boerenbond in Löwen erfolgt, notierte Johann Kessler weiter.

Hermann Rauw erinnerte sich, daß sich die Gilde nach dem Krieg sehr langsam entwickelte. Die Hünninger hätten eine große Scheu vor vereinsmäßigen Bindungen gezeigt; das habe sich auch auf die Aktivitäten des Boerenbondes niedergeschlagen.

Besonders Johann Kessler zeigte sich aber als rühriges Mitglied. Seit 1945 war die Gründung von Spar- und Darlehenskassen ein ständiges Thema. In der Eifel wurde vor allem der große Kreditbedarf sowie die Unmöglichkeit, das Kreditbedürfnis der schwer kriegsgeschädigten landwirtschaftlichen Bevölkerung zu akzeptablen, der Landwirtschaft angepaßten Bedingungen zu befriedigen, angeführt, um die Dringlichkeit des Aufbaus neuer genossenschaftlicher Spar- und Krediteinrichtungen zu begründen.

Folglich dürfte nicht verwundern, daß eine der ersten drei Raiffeisenkassen der Eifel auch in Hünningen stand. Sie wurde gleichzeitig, am Sonntag, dem 14. September 1947 in Bütgenbach (für Bütgenbach und Berg), in Hünningen (für Hünningen, Mürringen, Honsfeld) und in Rocherath (für Rocherath und Krinkelt) gegründet.

Im November 1947 wurden zudem noch die Geschäftsführer für die Verkaufsabteilungen benannt: Für Hünningen war das Johann Kessler. Er konnte damals allerdings die Bestellung von Futtermittel nur gegen Abgabe von Futtermittelmarken annehmen.

Es dauerte allerdings noch bis etwa 1958, bis fast alle Hünninger Landwirte Mitglied in der Gilde waren und die alten Spannungen somit endgültig überwunden waren. Die 77 Mitglieder der Jahre 1958 bis 1965 waren gleichzeitig Höhepunkt der Gildengeschichte.

Wichtiges Bindeglied zwischen den Mitgliedern wurde seit 1958 der Gildenbrief, den Johann Kessler, Gerhard Richter und vor allen Dingen Präses Paul Kettmus verfaßten.

Wie lebendig diese Vereinigung war, zeigt sich alleine an ihrer Feierfreude: 1953 organisierte die Gilde eine Fahnenweihe, die als großes Dorffest aufgezogen wurde und zu der auch viele auswärtige Gilden geladen waren. 1960 wurde das 25jährige Bestehen mit einem Reitturnier gefeiert und 1970 folgte schließlich das 40jährige Bestehen, das im kleineren Rahmen in der Alten Kirche gefeiert wurde. Dieser sonderbare Festrhythmus war möglich, da 1935 nicht immer als Gründungsdatum gewählt wurde.

1962 löste Mathias Grün Johann Kessler als Geschäftsführer der Verkaufsabteilung ab; er blieb bis 1992 im Amt. Nachdem er diese Stellung aus gesundheitlichen Gründen aufgeben mußte, ging die eigene Verkaufsabteilung des Boerenbond im Dorf verloren.

Seit den 1970er Jahren leidet die Gilde nun an der stark abnehmenden Zahl Landwirte in unserem Dorf. Schon 1972 wurden die vier Dorfgilden der Altgemeinde zu einer einzigen verschmolzen. Auf kultureller Ebene wurden in jedem Dorf schließlich die *»Ländlichen Dorfgilden«* gegründet, die sich ihrerseit 1994 wieder zu einer einzigen für die Altgemeinde Büllingen zusammenschlossen. Doch auch das konnte den Mitgliederschwund nicht aufhalten. Hatte Hünningen in den 1950er Jahren noch fast 80 Landwirte, so blieben davon im Oktober 1994 noch 17 übrig. Von ihnen waren noch 14 Mitglied der Gilde.

Bisherige Präsidenten der Ortsgruppe Hünningen des Rheinischen Bauernvereins:

Nikolaus Eichten: um 1920

Bisherige Präsidenten der Gilde St. Nikolaus Hünningen:

Lambert Weber: 1935-1948
Gerhard Richter: 1948-1967
Johann Kessler: 1967-1972

Bisherige Präsidenten der Ländlichen Gilde:

Johann Kessler: 1973-1979
Peter Kessler: 1979-1983
Emil Jost: 1983-1985
August Jouck: seit 1985

Bisherige Kassierer der Gilde St. Nikolaus Hünningen:

Mathias Jouck-Braun: 1935-1936
Johann Kessler: 1936-1969
Mathias Grün: 1969-1972

Bisherige Kassierer der Ländlichen Gilde:

Mathias Grün: 1972-1992
August Jouck: 1992-1994
Hermann Rauw: seit 1994

Bisherige Geschäftsführer der Verkaufsstelle:

Johann Kessler: 1947-1962
Mathias Grün: 1962-1992
Guido Schumacher (Bütgenbach): seit 1992

Kriegervereine (1904/1940/1950er Jahre)

Namen der Vereine:
Kriegerverein/Kyffhäuserbund/
Ceux de 40

Die Gründung des Vereines

Im Jahr: 1904/1940/1950er Jahre
Motive und Ziele: Zusammenschluß ehemaliger Kriegsteilnehmer
Anzahl Mitglieder: unbekannt

Die Auflösung des Vereines

Im Jahr: unbekannt/1944/unbekannt

Hünningen, 1960: Die Ehrung der im Krieg Getöteten war früher wie heute Ehrensache für alle Vereine

Es war der Büllinger Oberförster, Oberleutnant im reitenden Feldjägerkorps v. Mallinckrodt, der wahrscheinlich den ersten Kriegerverein für die Orte des alten Königshofes im Jahr 1904 gründete. Dieser Verein sollte die Veteranen des deutsch-französischen Krieges von 1870/71 zusammenschließen, die vaterländische Gesinnung fördern und das vaterländische Empfinden stärken. In unsere heutige Sprache übersetzt heißt das nichts anderes, als daß der Nationalismus und der Militarismus so richtig angeheizt werden sollten.

Da dieser Verein bis 1914 etwa konstant 80 Mitglieder zählte, dürften wohl auch einige Hünninger zu diesem Kreis gehört haben.

Auch nach dem Ersten Weltkrieg entstanden in Eupen-Malmedy wieder Kriegervereine, die allerdings sehr schnell in die nationalistischen, politischen Grabenkämpfe verstrickt wurden. Inwiefern sich auch in Hünningen nach 1920 ehemalige Kriegsteilnehmer zu einem Kriegerverein zusammenschlossen, konnte heute nicht mehr erfragt werden. Falls dies der Fall gewesen sein sollte, so hätte dieser Kriegerverein bei den Zeitzeugen keine erwähnenswerten Spuren hinterlassen.

Eventuell noch Ende der 1930er Jahre, höchstwahrscheinlich aber erst 1940 (nach dem Einmarsch der deutschen Truppen) wurde in Hünningen ein Kyffhäuserbund gegründet. Er sollte ein Kameradschaftsbund sein, der nicht nur alle ehemaligen Soldaten des Ersten Weltkrieges zusammenschloß, sondern auch den jugendlichen, zukünftigen Soldaten offenstand. Im Hinblick auf die neuen Machtverhältnisse haben sich anscheinend recht viele Hünninger Männer zu einer Mitgliedschaft gedrängt gefühlt. Scheinbar kam es aber auch zum Ausschluß mancher nicht so freiwilliger Mitglieder, die entweder nicht erwünscht waren oder sich nicht so verhalten hatten, wie die dörflichen NSDAP-Mitglieder es erwartet hatten.

Präsident des Kyffhäuserbundes war Leo Jost-Andres, Fahnenträger war Christian Peters-Heinen gewesen.

Die Mitglieder des Bundes scheinen im Dorf verschiedentlich aufmarschiert zu sein. Regelmäßige Veranstaltungen wurden die Beerdigungen von getöteten Soldaten aus Hünningen. Der örtliche Kyffhäuserbund suchte sonntags nachmittags, begleitet vom Musikverein, das Kriegerdenkmal auf. Dort wurden Reden gehalten und Beileid bekundet. Veranstaltungen in dieser Form hat es bis Oktober 1943 mit Sicherheit gegeben.

Diese Vereinigung wurde nach dem Zweiten Weltkrieg natürlich nicht wiederbelebt. Sowieso schienen sich die Hünninger nun (wie die Ostbelgier überhaupt) mit diesen nationalistischen Kriegervereinen schwer zu tun.

Sieben Hünninger traten wohl in den 1950er Jahren der Vereinigung *»Ceux de 40«* bei; hierbei dürfte es sich um die ostbelgischen Soldaten handeln, die zwischen August 1939 und Mai 1940 in der belgischen Armee gekämpft hatten. Allein diese Voraussetzung zeigt, daß auch mit dieser Vereinigung wieder eine politische Intention verknüpft war. Gründer im Büllinger Raum war Toni Lejeune, Schriftführer Hans Lejeune.

Kgl. Musikverein St. Josef (1921)

Der Verein heute

Aktive Mitglieder: 37
Durchschnittsalter: 29 Jahre
Präsident: Walter Palm
Vizepräsident: Siegfried Simon
Schriftführer und Kassierer: Rainer Simon
Dirigent: Herbert Sieberath
Ziele: Das gemeinsame Musizieren, die musikalische Aus- und Weiterbildung der Mitglieder und Auftritte bei kirchlichen und weltlichen Festen im Dorf und in der Region. Pflege der Geselligkeit, der Freundschaft und des Miteinanders der Generationen.

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1921
Motive für die Gründung: Lust am Musizieren
Anzahl Mitglieder: 17
Erster Präsident: Josef Hepp

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Die Verantwortlichen des Vereins schätzen die räumlichen Voraussetzungen in Hünningen optimal ein. Sorgenkinder seien nach wie vor die hohen Ausgaben für Instrumente und Uniformen. Deshalb hofft der Vorstand, daß die Bezuschussung durch den RDG und die Gemeinde auch in Zukunft in gleichem Maße erfolgen werde. Er sieht mit Sorge, daß die Zahl der Musikschüler in den letzten Jahren stark gesunken ist. Deshalb wünscht er sich, die Zahl von 30 aktiven Mitgliedern halten zu können, dies um so mehr, da der Verein nicht mehr die Anziehungskraft wie vor einigen Jahre besitzt. Die Verantwortlichen begrüßen aber ausdrücklich, daß viele Mädchen, Frauen und einige Ehepaare dem Verein als Aktive angehören.

Der Musikverein, 1995
(Tanja Kessler, Thomas Greimers, Michael Rauw, Rainer Maraite, Alex Küpper, Franz Szczurek, Elisabeth Theissen, Heidi Greimers, Sandra Weber, Annette Palm, Rainer Palm, Rainer Simon, Bruno Jost, Nikla Sieberath, Ludwig Brüls, Nicole Roehl, Heinz-Günter Wolff, Vera Simon, Jazintha Halmes, Siegfried Simon, Jacqueline Andres, Monique Halmes, Lucienne Roehl, Manuela Jonck, Veronika Mausen, Elvira Wolff, Franz Wolff, René Wolff, Franz Gilles, Hermann Jost, Ernst Stoffels, Clemens Kessler, Jan Szczurek, Herbert Sieberath, Walter Palm, Peter Lux)

Die ersten Musikvereine entstanden im Kreis Malmedy seit den 1880er Jahren. Die hohen Kosten der Instrumente verhinderten aber, daß sich diese Vereinsform so schnell ausdehnte wie beispielsweise die Gesangvereine. Erst der langsam steigende Wohlstand der 1900er und 1910er Jahre führte zu einer allgemeinen Verbreitung, die nach dem Ersten Weltkrieg nochmals deutlich zunahm und schon um 1930 abgeschlossen war. Zu diesem Zeitpunkt hatte sich in den meisten Dörfern bereits ein Musikverein gegründet.

Auch in Hünningen scheint unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg die Zeit für die Gründung eines Musikvereines reif gewesen zu sein: Die Beispiele der bereits bestehenden Vereine aus Rocherath (1889), Büllingen (1898), Mürringen (1910), Wirtzfeld (1910) und Honsfeld (1920) dürfen mit Sicherheit stimulierend gewirkt haben. Zusätzlich hatten die jungen Hünninger durch den langen Kriegsdienst als Soldat während des Ersten Weltkrieges viele neue Erfahrungen gemacht, die sie nun in ihren Dörfer umsetzten. Es erscheint nur logisch, daß die Faszination von Musik und Musikkapellen – während des Krieges oft erlebt – zu diesen neuen Erfahrungen zählte.

Letztlich darf auch nicht vergessen werden, daß die Gründung von Vereinen ein bezeichnendes Merkmal der Zwischenkriegszeit wurde: Der Wohlstand war merklich gestiegen und die Menschen begannen, ihre Freizeit mehr in Vereinen zu organisieren. Mancher Verein kam zudem während der intensiven Propagandatätigkeiten der Belgier und Deutschen vor, während und nach der sogenannten Volksbefragung 1920 in den Genuß finanzieller Förderung. Sie erfolgte von deutscher Seite zunächst bis etwa 1921 für Musik- und Gesangvereine. Ob auch der Hünninger Verein eine finanzielle Unterstützung von belgischer oder deutscher Seite erhielt, kann nach dem momentanen Forschungsstand allerdings nicht behauptet werden.

Ein letzter wesentlicher Faktor war die Musikbegeisterung der Familie Greimers, die allerdings lange Zeit ausschließlich dem Gesangverein zugute kam. Seit spätestens Anfang der 1920er Jahre hatten die Söhne des Dorflehrers ein kleines Privatorchester gegründet. Die Musiker haben scheinbar häufiger am Sonntagnachmittag im Hof des Stammhauses *(»Deshären«)* öffentlich gespielt, wobei sich immer wieder eine größere Anzahl Hünninger eingefunden haben, um sich durch die angenehmen Klänge einige abwechslungsreiche Stunden zu gönnen. Vielleicht haben sich auch hierdurch Hünninger Musikliebhaber zur Nachahmung animiert gefühlt. Denn überall haben Vorbild und Nachahmung bei Gründung von Vereinen und Einführung von neuen Bräuchen als zündender Funke eine Rolle gespielt.

Hünningen, Anfang der 1920er Jahre: Honsfelder und Hünninger Musikliebhaber fanden sich zu einem Streich- und Bläserorchester zusammen, das allerdings kein Vorläufer, bestenfalls ein Vorbild für den späteren Verein war (Nikolaus Habsch (Honsfeld), Alois Heinen (Hünningen), Hubert Habsch (Honsfeld), Nikolaus Greimers (Hünningen), Adolf Hanf (Honsfeld), Johann Heinen (Hünningen), Peter Greimers (Hünningen))

1921 scheint dann der Entschluß zur Gründung des Musikvereins gefaßt worden zu sein. Johann Heinen, Peter Wolff und Aloys Maraite waren wohl die treibenden Kräfte. Insgesamt 17 Musikinteressenten zählte der junge Verein im ersten Jahr.

Doch nur die wenigsten konnten überhaupt Noten lesen. Und die Leitung des Vereines als Dirigent wollte – mangels Qualifikation – auch niemand übernehmen. Deshalb wurden zunächst auswärtige Kräfte (aus Kall, Honsfeld und Büllingen) angeworben. Der Verein probte dann sonntags morgens. Der auswärtige Dirigent wurde dann, so erinnert sich ein Zeitzeuge, von den Mitgliedern abwechselnd zum Mittagessen mitgenommen. Zwei Brüder hätten ihrer Mutter versprochen, für diesen Anlaß einen Hasen zu besorgen. Doch die ganze Woche bekamen sie nichts vor die Flinte. Anscheinend klappte es dann in letzter Minute, da die Mutter das Mittagsmahl noch fristgerecht zubereiten konnte. Als ihre zwei Lümmel während des Mittagessens dann zu miauen anfingen, da wußte die gute Frau, woher der *»falsche Hase«* kam.

Erst 1924 übernahm mit Johann Heinen der erste Hünninger den Verein als Dirigent.

Am 4. November 1921 stellte der junge Verein den Antrag bei der Gemeindeverwaltung, um die Musikproben im oberen Schulsaal – bisher vom Gesangverein genutzt – abhalten zu können. Dieser Antrag mußte aber notgedrungen abgelehnt werden, da gleichzeitig die zweite Schulklasse in diesem Raum eingerichtet wurde. Der Musikverein begnügte sich deshalb vorerst mit dem Schulspeicher.

Größte Sorge des jungen Vereines war wohl die große finanzielle Belastung, die durch die Anschaffung der Instrumente entstand. Zunächst mußten die Mitglieder ihre Instrumente selber bezahlen. Erst durch die Organisation der Theaterabende kam dann das erste Geld in die Kasse.

Besonders für viele junge Hünninger hatte der Musikverein einen besonderen Reiz: *»Mein Vater war sehr streng. Bis zu meinem 21. Geburtstag durfte ich nicht rausgehen. Der Musikverein war somit für mich eine wohlbegründete Möglichkeit, einige jugendliche Freiheiten erleben zu können«*, erinnert sich beispielsweise Hubert Maraite. Dieser Reiz war wohl umso größer, da sowieso schon viele Jugendliche Mitglied im neuen Verein waren.

Die ersten Jahre gestalteten sich nun aber ausgesprochen schwierig: Der Gesangverein sah seine Monopolstellung als dominierenden Dorfverein gefährdet; Familienrivalitäten übertrugen sich auf die beiden Hünninger Vereine; ein Generationskonflikt zwischen den jugendlicheren Mitgliedern des Musikvereines und den älteren Mitgliedern des Gesangvereines entbrannte; seit Ende der 1920er Jahre überlagerten auch politische Überzeugungen diese Spannungen.

Doch damit nicht genug. Es blieb nicht bei Spannungen. Die Anfeindungen wurden zum Teil offen ausgetragen.

Zunächst war da Pastor Joseph Becker, seit 1923 Mürringer Pfarrer, der in Hünningen scheinbar nicht akzeptiert und gegen den offen opponiert wurde. Er hatte durch seine Herrschsucht heftigste Opposition im Gesangverein provoziert, aus dem er einen ihm willigen Kirchenchor machen wollte. Auch den Musikverein attackierte er offen, weil dieser kein Verein war, der seine Aktivitäten ausschließlich auf das kirchliche Leben ausrichtete. Selbst als die jungen Musiker ihrem Verein den Namen St. Josef gaben, lenkte der vereinsfeindliche Pfarrer nicht ein. Diese Vereinsfeindschaft war bei den Priestern in jener Zeit zwar nicht die Norm, aber keineswegs außergewöhnlich.

Auch Mitglieder des Gesangvereines trugen über die beiden Vereine wohl alte Familienfeindschaften und Dorfstreitereien aus. Einen ersten Höhepunkt erreichten diese Spannungen wohl schon 1926.

Der Musikverein wollte am 21. Mai 1926 seine Fahnenweihe feiern. Über diese Weihe kursieren nun zwei Versionen, die bis heute durch zahlreiche mündliche Überlieferungen bestätigt sind.

Aus der ersten Schilderung geht hervor, daß die Sympathisanten des Musikvereines eine Hauswiese *(»Krütz«)* für die 40 geladenen Gastvereine geschmückt hätten. Auch Triumphbögen, mit Tannengrün verziert und mit Willkommensgrüßen versehen, hätten an den Eingängen des Dorfes gestanden.

Nach dem Hochamt sei dann ein starkes Gewitter mit Hagel, Schnee und Regen über Hünningen niedergegangen. Nur noch sieben Vereine und eine Fahnenabordnung erschienen daraufhin am Nachmittag im Dorf, wo sich das Wetter noch immer nicht aufgeklart hatte.

Daraufhin sei die Veranstaltung auf den Heustall von August Jouck *(»Henen«)* verlegt worden, wo schon immer getanzt wurde, der aber erst 1927 in einen Saal umgebaut wurde. Das große Fest blieb demnach aus. Der Schaden für den Verein sei so groß gewesen, daß die bestellten Fähnchen, die verkauft wurden und an den Anzug geheftet werden konnten, liegenblieben. Die Gönner und Mitglieder des Vereines hätten diese dann zu Dutzenden aufgekauft und an die Brust geheftet, um die Kasse wenigstens ein bißchen zu entlasten.

Hünningen, 1920er: Tanzkapelle vor dem Saal August Jouck (Heenen) (Josef Schumacher (Flippe) Büllingen, ?, ?, Peter Mollers, Aloys Hepp, Josef Lux)

Hünningen, 1923: Der Musikverein zwei Jahre nach seiner Gründung (Mathias Hepp, Leo Jost, Alois Heinen, Josef Heinen, Peter Lux, Josef Lux, Bernard Wilquin, Peter Wolff, Johann Heinen, Johann Wilquin, Mathias Jouck)

Der Musikverein bei der Einweihung der Kapelle, 1935 (Peter Mollers, Mathias Kessler, Hubert Maraite, Johann Maraite, Johann Mollers, Albert Heinen, Nikolaus Kessler (Pittisch), Johann Simon, Aloys Hepp, Leo Fickers, Josef Heinen, Aloys Weber, Josef Lux, Ferdinand Fickers (Dirigent))

Zudem weigerte sich Pastor Becker aus heute unbekannten Gründen, die Fahne des jungen Vereines zu segnen. Schließlich übernahm Rektor Drömmer diese Aufgabe. (Auch für die Fahnenweihe des Gesangvereines im Jahr 1929 wurde diese Geschichte mehrmals glaubhaft mündlich erwähnt).

Aus einer zweiten, ebenfalls vielfach bezeugten Schilderung geht nun hervor, daß Mitglieder des Gesangvereines in einem Hof, unweit von der Festwiese, ein Streichkonzert organisiert hätten. Dieses Konzert soll so *»erfolgreich gewesen sein, daß nach einiger Zeit mehr Leute in diesem Hof als auf der Festwiese gestanden haben«*, erläuterten mehrere Zeitzeugen.

Natürlich müssen die Mitglieder des Musikvereines diese Aktion als ungeheure Provokation gewertet haben, die wohl zu (weiterem) heftigem Zank und Streit im Dorf geführt haben dürfte.

Beide Ereignisse wurden so oft von unterschiedlichen Quellen bezeugt, daß an ihrem Wahrheitsgehalt nicht gezweifelt werden kann. Strittig dürfte wohl bestenfalls die Terminierung des Konkurrenzkonzertes sein. Eine Wiederholung der Weihe hat es mit aller größter Wahrscheinlichkeit nicht gegeben. Wahrscheinlich fand es bei einer anderen Gelegenheit in den 1920er Jahren statt. Mangels Quellen und fehlender Erinnerungen der Zeitzeugen, läßt sich Genaueres nicht mehr rekonstruieren.

Spätestens seit den 1920er Jahren wurden diese Spannungen zwischen den Vereinen noch durch die politischen Ansichten der einzelnen Vereinsmitglieder überlagert. Die Zeitzeugen, die noch heute pauschal urteilen, rechnen den Musikverein eher dem prodeutschen Lager, den Gesangverein aber eher dem probelgischen Lager zu. Zeitzeugen, die eher differenzieren, wiesen nachdrücklich darauf hin, daß in beiden Vereinen prodeutsche, probelgische und neutrale Mitglieder waren und dieser Gegensatz im Alltag keineswegs immer klar gewesen sei. Denn Familienrivalitäten und sogenannte *»Dorfpolitik«* seien meist viel wichtiger gewesen, als diese politische Zuordnung. Zudem hätten die Fronten zwischen den Meinungsgruppen ständig gewechselt. Einige Hünninger wären zudem Mitglied in beiden Vereinen gewesen. Spannungen habe es zwar gegeben, doch seien sie nicht das einzig beherrschende Thema jener Zeit gewesen.

Unzweifelhaft gesichert scheinen aber die Erkenntnisse über das Innenleben des Musikvereines zu sein. Natürlich war der Verein der Musik verschrieben. Aber die Proben seien auch immer wieder Gelegenheit gewesen, über all das zu reden und sogar zu diskutieren, was die Menschen damals beschäftigte. Und dazu hätten auch politische Diskussionen gehört, be-

Theateraufführung, 1953: Für das Lustspiel war der Musikverein verantwortlich (Clemens Maraite, Mathias Sieberath, Peter Bongartz)

Musikverein St. Josef, 1953
(Josef Heinen, Nikolaus Kessler, Michel Küpper, Ernst Stoffels, Aloys Hepp, Josef Lux, Herbert Küpper, Eduard Stoffels, Hubert Jouck, Emil Jost, Klemens Hepp, Josef Simon, Nikolaus Maraite, Clemens Kessler, Franz Jouck, Ferdinand Fickers, Josef Wolff, Mathias Sieberath, Ewald Jouck, Rudolf Stoffels, Jan Szczurek.
Es fehlen (Militärdienst) die Mitglieder: Ludwig Küpper, Ewald Jost, Reinhold Palm)

Der Musikverein bei der Primiz von Werner Greimers, 1960 (Emil Jost, Nikolaus Maraite, Jan Szczureck, ?, Mathias Murges, ?, Barthel Jouck, Hubert Jouck, ?, ?, Ludwig Küpper, Hermann Andres)

stätigten mehrere noch lebende Zeitzeugen. Die Jugendlichen hätten diese Diskussionen allerdings keineswegs parteipolitisch aufgefaßt; die ältere Generation hätte diese Gespräche aber meist so empfunden.

Im Gesangverein wären diese Diskussionen eher unbekannt gewesen. Dort hätte die ältere Generation den Ton angegeben. Da sie es aber gewohnt gewesen seien, in der Familie die einzig geltende Meinung zu bestimmen und Diskussionen in allen Familien zu jener Zeit völlig unbekannt gewesen seien, wären sie auch im Verein nicht zu offenen Diskussionen fähig gewesen. Meinungsverschiedenheiten seien unter diesen älteren Mitgliedern – unabhängig von familiären Animositäten oder Klüngeleien – fast immer in Streit ausgeartet. Den Jugendlichen wäre unter diesen Voraussetzungen aber kein Mitspracherecht eingeräumt worden.

Während der ideelle Erfolg der Fahnenweihe 1926 somit wohl eher einem Debakel glich, dürfte wohl auch der finanzielle Erfolg eher bescheiden gewesen sein. Wohl deshalb hatte jedes Mitglied des Vereines die für damalige Verhältnisse stolze Summe von 100 Bfr. (ein Bier kostete etwa 0,75 Bfr.) zusätzlich zum Fest spenden dürfen.

Erste und im Verlauf der Vereinsgeschichte ergiebigste Einnahmequelle war die (wahrscheinliche) Fortsetzung einer bereits älteren Tradition. Der Musikverein führte seit dem Winter 1922 jährlich ein Theaterstück auf. Scheinbar folgte der Gesangverein dieser Initiative nach der Unterbrechung durch den Ersten Weltkrieg wohl erst wieder 1923 oder 1924. Im Hinblick auf die starken Spannungen zwischen den Vereinen dürften getrennte Theaterabende bis 1940 mehr als wahrscheinlich sein, was auch von verschiedenen Zeitzeugen bestätigt wurde. Traditionelle Aufführungsabende im Dorf wurden der Karnevalssonntag und das Patronatsfest des Hl. Josef. Welcher Verein die einzelnen Termine nun besetzen durfte und wie dies bestimmt wurde, entzieht sich unserer Kenntnis. Sicher ist aber, daß bis zu vier Theaterabende (zwei Stücke jeweils zweimal aufgeführt) in der Zwischenkriegszeit in Hünningen stattfanden und auch der Nikolaustag zum Theatertag avancierte.

Natürlich bildeten die dörflichen Spannungen nur den Rahmen, in dem sich der Musikverein entwickeln konnte. Aber über weite Strecken bestimmten sie den Handlungsspielraum der Vereinsmitglieder. Daß Musik- und Gesangverein in dieser Zeit auch das Leben im Dorf durch ihre eigentliche Aufgabe, das Musizieren, belebten und im dörflichen Leben Impulse setzten, versteht sich wohl von selber. Ob der Gesangverein jetzt Theater spielte und einige Musiker des Musikvereines zur Kirmes aufspielten, das war für das Dorf bedeutend, für die Akteure löblich, ist für den Historiker aber nur ein Detail in einem komplexen Puzzle.

Während des Zweiten Weltkrieges wurde das Vereinsleben dann zunehmend eingeschränkt. Zwar trat der Musikverein noch auf der Befreiungsfeier auf, die im Mai 1940 stattgefunden haben dürfte. Seit 1941 gab er auch gefallenen Kameraden und Dorfeinwohnern das letzte Geleit. Er gestaltete zudem die getrennten, ideologisch gefärbten Totenfeiern des Kyffhäuserbundes am folgenden Sonntagnachmittag. Laut Zeitzeugen soll dies bis Ende 1943 der Fall gewesen sein; dies habe meist davon abgehangen, ob der Dirigent auf Urlaub war oder nicht. Spätestens zu diesem Zeitpunkt stellte der Verein aber sämtliche Tätigkeiten ein. Die meisten Mitglieder waren als Soldaten eingezogen. Von ihnen wurden zehn in diesem unmenschlichen Krieg getötet.

Infolge der Ardennenoffensive gingen auch die Vereinsunterlagen, das Notenmaterial und alle Instrumente restlos verloren. Als einziges Vereinsgut kehrte die stark beschädigte Fahne 1949 durch die Hilfe von Pfarrer Paul Kettmus von ihrer Irrfahrt durch die deutsche Eifel nach Hünningen zurück. Pfarrer Peter Nisins von Schöltes bei Jünkerath unterrichtete den Mürringer Pfarrer über den Verbleib dieses Stückes.

Die Rückkehr des Vereinssymbols und die Ermutigung von Pfarrer Kettmus gaben dann wohl den letzten Anstoß zur Wiederbelebung des mittlerweile fast 30jährigen Vereins.

So wurde 1950 die erste Generalversammlung einberufen: 15 inaktive und 26 aktive Mitglieder trugen sich ein. In der noch existierenden Kasse befanden sich noch 1.400 Bfr.

Die Spannungen, die durch die Säuberung hervorgerufen waren und die gesamte Region lähmten, scheinen nach Aussage mehrerer Zeitzeugen die Zusammenarbeit im Musikverein nur geringfügig belastet zu haben. Und dennoch hatte die Säuberung direkte Auswirkungen auf den Verein, da jeder gewählte Vereinsvorstand von Bezirkskommissar Henri Hoen bestätigt werden mußte.

Drei Vorstandsmitglieder wurden aber von Hoen abgelehnt. Vereinsintern beschlossen die Musikliebhaber laut einer Abmachung, einen dem Bezirkskommissar genehmen Vorstand auf dem Papier einzusetzen, die gewählten Mandatare aber in der Praxis in ihrem Amt zu belassen.

So übernahm Johann Simon für Josef Heinen das Amt des Präsidenten. Nikolaus Weber blieb Vizepräsident. Als Schriftführer ersetzte Nikolaus Kessler-Melchior auf dem Papier Aloys Maraite. Und als Dirigent hob offiziell Alois Weber den Taktstock, obwohl Ferdinand Fickers auch weiterhin den Verein musikalisch leitete.

50 Jahre Musikverein St. Josef, 1971
(René Wolff, Mathieu Wolff, Nikolaus Sieberath, Michel Küpper, Peter Lux, Aloys Lux, Martin Stoffels, Walter Palm, Walter Kessler, Hermann Rauw, Ludwig Kessler, Hermann Greimers, Josef Lux, Josef Simon, Jan Szczurek, Herbert Sieberath, Klemens Kessler, Erich Sieberath, Nikolaus Maraite, Mathias Sieberath, Pastor Kettmus, Ernst Stoffels, Ferdinand Fickers, Franz Wolff, Emil Jost)

Fahnenweihe des Musikvereins, 1977: Gedenkfeier am Kriegerdenkmal. Mangels junger Mädchen half man sich mit Mürringer Mädchen aus, um die nötige Anzahl Ehrendamen zu stellen. (Walter Greimers, Ernst Stoffels, die Ehrendamen: Marga Maraite, Anita Stoffels, Claudine Simon, Gaby Lejeune, ?, Arlette Simon, Monique Kessler, Rita Schneider (Mü), Monika Dreuw (Mü), Helga Heinrichs (Mü), Cathrine Pothen (Mü), Liliane Rauw (Mü), Clemens Maraite, Rita Wirtz (Mü), Pastor Kettmus, Nikolaus Kessler, Robert Greimers, Michel Keifens, Maria Kessler, Heinz-Günter Wolff, RenE Wolff)

Erst nach dieser, scheinbar leicht zu treffenden Einigung konnte der Verein die Zustimmung aus Malmedy erhalten. Der Verein akzeptierte scheinbar nur maximal zwei Jahre die Aufrechterhaltung dieses Scheinvorstandes. Wohl schon 1952 wurden in den offiziellen Schreiben die Mandatare angegeben, die auch demokratisch gewählt waren.

Erst jetzt konnte auch die Gemeindeverwaltung dem Verein einen Zuschuß von 20.000 Bfr. zur Wiederbeschaffung von Instrumenten gewähren. Jedes aktive Mitglied spendete zusätzlich 250 Bfr. Um die finanzielle Not weiter zu lindern, organisierte der Verein seit 1951 wieder die relativ lukrativen Theaterabende. Dies geschah von Anfang an zusammen mit dem Gesangverein, was wohl als deutliches Zeichen der Versöhnungsbereitschaft zu werten ist.

Während der ältere Gesangverein für die Aufführung des Dramas (*»Das Grab in der Heide«, »Das vierte Gebot«, »Wenn du noch eine Mutter hast«, »Schmugglerdrama«* u.a.) verantwortlich war, führte der Musikverein immer das anschließende Lustspiel auf. Die Einnahmen wurden geteilt und lagen zwischen 1951 und 1969 zwischen 1.200 Bfr. und 4.500 Bfr. pro Verein. Seit 1951 beteiligte sich der Verein auch wieder an Festen in den umliegenden Nachbardörfern. Auch die Dorf- und Kirchenfeste in Dorf und Pfarre wurden wieder durch musikalische Untermalungen verschönert.

Nachdem der Musikverein nach seiner Gründung 1921 den Schulspeicher bezogen hatte, wich er wohl schon nach einigen Jahren auf verschiedene Privathäuser aus. Auch nach der Neugründung probten die Musiker zunächst in der Baracke bei Peter Stoffels *(»Hüe«)*. Erst im Herbst 1952 dürfte der Musikverein wohl einen der Räume in der mittlerweile renovierten Alten Kirche als Probelokal definitiv bezogen haben.

Da sich die Spannungen zwischen Musik- und Gesangverein nach dem Zweiten Weltkrieg deutlich abschwächten, kehrten sie sich nach dem Ausscheiden der ältesten Mitglieder scheinbar ins Gegenteil um. Viele bezeugten, daß die nachwachsenden Generationen von den

verbliebenen Mitgliedern immer wieder vor einer Wiederholung dieser alten Streitigkeiten gewarnt und zur Eintracht aufgerufen worden seien.

Diese Saat fiel in mehrfacher Hinsicht auf fruchtbaren Boden. Denn 1970 ging nicht nur von Musik- und Gesangverein die gemeinsame Initiative zum Bau eines dorfeigenen Saales aus, sondern sie beschritten auch in ihrem Vereinslokal gemeinsame Wege.

Die alte Trennmauer zwischen beiden Probelokalen wurde eingerissen. Aus den beiden kleinen Räumen entstand ein großer Probesaal. Die sichtbare (und unsichtbare) Trennung zwischen beiden Vereinen war nach fast 50 Jahren nicht nur innerlich, sondern auch optisch aufgehoben worden.

Unter diesen positiven Vorzeichen feierte der Musikverein am 11. und 12. September 1971 sein 50jähriges Bestehen mit einem umfangreichen Festprogramm, an dem sich samstags 23 und sonntags 26 auswärtige Vereine beteiligten.

Die weitere Entwicklung des Vereines wurde nun aber entscheidend von außen mitgeprägt. Seit 1972 bot die Musikakademie Eupen-Bütgenbach Musikunterricht (Notenlehre und Unterricht an Instrumenten) in der belgischen Eifel an. Die Resonanz in Hünningen war so groß, daß während mehrerer Jahre dieser Unterricht 25 Schülern in der Hünninger Volksschule erteilt wurde. Dies hatte zur Folge, daß viele jüngere Hünninger die Beherrschung eines Instrumentes erlernten und ihre Fähigkeiten auch in den Verein einbringen konnten.

1976 wurden die elf ersten Absolventen in den Verein aufgenommen. Das war auch das Jahr, in dem zum ersten Mal zwei weibliche Musikerinnen dem Verein beitraten. Die Folge war ein merklich gestiegenes musikalische Niveau des Vereins, das durch den seit 1972 amtierenden Dirigenten Herbert Sieberath sichtlich gefördert wurde. Auch die Mitgliederzahl stieg von rund 30 auf etwa 40 an. Bis heute konnte der Verein dieses hohe Mitgliederniveau halten.

Durch diese Entwicklung gewann die Vereinsarbeit neue Dynamik. Die Jugendarbeit gehörte fortan zum wesentlichen Prinzip des aktiven Dorfvereins. Nicht umsonst hat der Musikverein im Dorf einen auffallend niedrigen Altersdurchschnitt von nur 28,8 Jahren.

Dank der gewachsenen Kulturautonomie der Deutschsprachigen Gemeinschaft fand und findet der Verein über die kulturellen Dienste eine erhebliche finanzielle Unterstützung.

Vorerst letztes Großereignis vor dem 75jährigen Jubiläum 1996 war die Fahnenweihe, die am 23. und 24. Juli 1977 gefeiert wurde. Trotz wechselhaften Wetters feierten wiederum 44 Vereine während zwei Tagen in Hünningen.

Heute zählt der Musikverein zu den mitgliederstärksten Vereinen: 37 Musiker sind aktive, 69 Hünninger sind inaktive Mitglieder.

Trotz der positiven Entwicklung in den letzten 20 Jahren sehen die Verantwortlichen des Musikvereins die Zukunft gedämpft optimistisch: Die Zahl der Musikschüler sank in den vergangenen Jahren auffällig, viele junge Hünninger wanderten ab und die Konkurrenz anderer Freizeitangebote sei deutlich zu spüren. Sie gestehen auch ein, daß der Musikverein momentan nicht mehr die Anziehungskraft besitze, die ihn noch vor Jahren geprägt habe.

Der Kgl. Musikverein St. Josef

Präsidenten:

Josef Hepp: 1921-1923
Peter Wolff: 1923-1935
Josef Heinen: 1935-1943
Josef Heinen: 1950-1959
Ernst Stoffels: 1959-1991
Walter Palm: seit 1991

Vizepräsidenten:

Nikolaus Weber: 1950-1954
Josef Wolff: 1954-1957
Mathias Sieberath: 1957-1974
Walter Palm: 1974-1991
Siegfried Simon: seit 1991

Schriftführer und Kassierer:

Aloys Maraite: 1921-1943
Aloys Maraite: 1950-1951
Hermann Jost: 1951-1992
Rainer Simon: seit 1992

Dirigenten:

Musik- und Tanzlehrer Monschau (Kall): 1921- 192?
Karl Wirtz (Honsfeld): 192?-192?
Nikolaus Drosson (Büllingen): 192?-1924
Johann Heinen: 1924-192?
Mathias Jouck: 19??-1933
Johann Wilquin: 1933-1934
Ferdinand Fickers: 1934-1943
Ferdinand Fickers: 1950-1971
Herbert Sieberath: seit 1971

Präses:

Der jeweilige Pfarrer
Abschaffung der Funktion am 18.12.1993

Männerkomitee (1924 - 1980)

Die Gründung des Vereines

Im Jahr: 1924
Motive und Ziele: Unterstützung des Priesters, Engagement in der Pfarre
Anzahl Mitglieder: 48

Die Auflösung des Vereines

Im Jahr: Anfang der 1980er Jahre
Gründe: Auflösung mangels Aufgaben, neuer Mitglieder, Ziele und Interesse

Männerkomitee, 1970: Die Mitglieder des Männer- oder Missionskomitees unterstützten die Priester bei der Laienarbeit (Werner Greimers, Johann Kessler, Hermann Jost, Rudi Lejeune, Pastor Kettmus - im Hintergrund: Hubert und Tina Küpper, Agnes Longton)

Pfarrer Joseph Becker rief 1924 dieses Männerkomitee ins Leben. Es sollte die Priester in ihrer seelsorglichen Arbeit unterstützen und im kirchlichen Leben Mitverantwortung tragen. Von den damals 73 Hünninger Familien traten 48 dem Männerkomitee als Mitglied bei. Auf einer öffentlichen Versammlung wurden für die Familien Mathias Fickers und Aloys Maraite und für die Jungmänner Johann Kessler und Mathias Jouck als Verantwortliche gewählt. Unter ihrer Führung sollte nun die eigentliche Arbeit beginnen: die Förderung einer engen Zusammenarbeit zwischen Familien, Priestern und Kirche.

In den 1950er Jahren gehörten noch etwa sieben bis acht Männer diesem Komitee an, für das allerdings nie mehr Wahlen stattgefunden hatten. Ihre wesentlichen Aufgaben bestanden im Austragen von Umschlägen für besondere Missions- und Sonderkollekten, der Altpapiersammlung für die Missionen und der Ausschmückung des Dorfes bei Primizfeiern oder kirchlichen Festen.

Das Komitee als solches ist aber nie mehr zusammengetreten, befragt oder zu Rate gezogen worden. Mangels neuer Mitglieder, einer nur fiktiven Struktur und dem Ausscheiden der meisten noch amtierenden Mitglieder aus Altersgründen löste sich dieses Männerkomitee zu Beginn der 1980er Jahre auf.

Stierhaltungsvereine (1936 - 1975)

Die Gründung des Vereines
Im Jahr: 1936/1937
Motive und Ziele: Hebung der Zuchterfolge
Anzahl Mitglieder: unbekannt

Die Auflösung des Vereines
Im Jahr: 1973/1975
Gründe: Der Verein wurde wegen der großen Erfolge der künstlichen Besamung überflüssig.

Hünningen, 1956: Stierhalter Mathias Kessler

Die Preußische Regierung hatte schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts versucht, die Rindviehzucht im Kreis Malmedy zu fördern, *»da sie sich unter Verdrängung des Ackerbaus immer mehr zum Rückgrat der gesamten Landwirtschaft entwickelt«*, wie Karl Leopold Kaufmann schrieb.

Bis 1850 baute die Zucht auf dem *»alten, aber verkümmerten Eifellandschlag auf, den man durch vielfach planlose Blutauffrischung zu verbessern suchte«*. Neben dem Eifeler Landschlag war in Hünningen wohl auch das Birkenfelder Glan Höhenvieh heimisch.

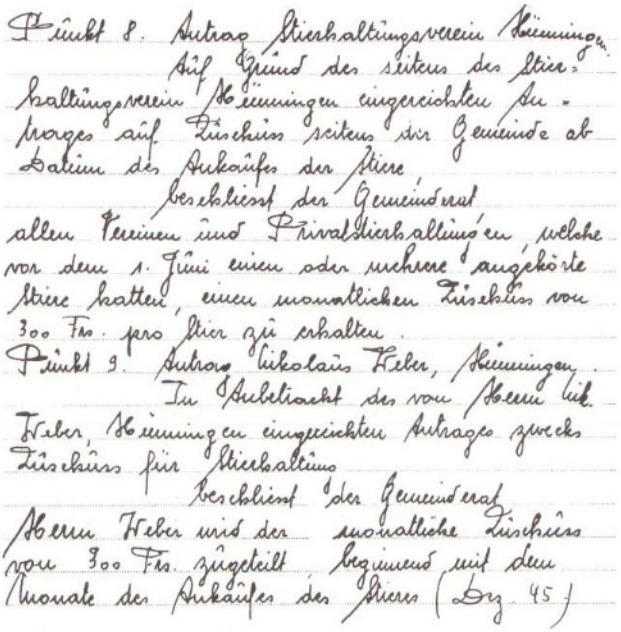
Eine Folge dieser staatlichen Bemühungen war vielleicht der gemeinschaftliche Zuchtstier der Gemeinde Hünningen, der auf einer gemeinschaftlichen Wiese stand. Er ist für 1856 zum ersten Mal nachweisbar. Der Bulle wurde von Barthel Stoffels versorgt. Da die Hünninger in jenem Jahr insgesamt 134 Kühe besaßen, mußte jeder Bauer ein Achtel Scheffel Hafer zur Fütterung des Stieres abliefern. Diese Regelung scheint längere Zeit Bestand gehabt zu haben. Denn 1870 beschloß der Gemeinderat wieder, daß die Unterhaltskosten auf die stierfähigen Kühe verteilt werden sollten.

Eine Neuregelung der Bullenhaltung erfolgte 1873. Barthel Stoffels verpflichtete sich nun, der Gemeinde Hünningen einen angekörten Stier zu stellen und zu unterhalten. Von jedem stierfähigen Rind sollte Stoffels als Gegenleistung aus der Gemeindekasse acht Silbergroschen erhalten. Diese Vergütung wurde in Quartalsraten gezahlt.

Über die Zuchteigenschaften der Stiere wissen wir nichts. Auch nicht über den Grund, der Barthel Stoffels bewegte, diese Stierhaltung privat zu betreiben.

Das neue Bullenhaltungsgesetz von 1890 und die am 1. Januar 1892 in Kraft getretene neue Körordnung, beendete dieses Intermezzo. Von nun an wurde die Gemeindestierhaltung für jede Gemeinde zur Pflicht. So kaufte die Gemeinde Hünningen schließlich am 1. April 1892 wieder einen Gemeindestier, dessen Unterhalt sie in Auftrag gab.

Die Auswahlkriterien bei den Körungen waren erheblich verschärft worden. Auch die Zahl Kühe pro Stier sollte heruntergesetzt werden. Während der Hünninger Zuchtstier 1856 noch 134 Kühe zu versorgen hatte, so sollte eine Zahl von etwa 90 Kühen pro Stier angestrebt werden. Da



Punkt 8. Antrag Stierhaltungsverein Hünningen.
Auf Grund des seitens des Stierhaltungsvereins Hünningen eingereichten Gesuches auf Zuschuss seitens der Gemeinde ab Datum des Ankaufes der Stiere
beschliesst der Gemeinderat
allen Vereinen und Privatstierhaltungen welche vor dem 1. Juni einen oder mehrere angehörte Stiere hatten, einen monatlichen Zuschuss von 300 Frs. pro Stier zu erhalten.
Punkt 9. Antrag Nikolaus Weber, Hünningen.
In Anbetracht des von Herrn Nik. Weber, Hünningen eingereichten Antrages zwecks Zuschuss für Stierhaltung
beschliesst der Gemeinderat
Herrn Weber wird der monatliche Zuschuss von 300 Frs. zugeteilt beginnend mit dem Monate des Ankaufes des Stieres (Lfg. 45)

(aus: Sitzungsprotokoll des Gemeinderates vom 27.12.1945)

aus den Quellen nicht ersichtlich ist, ob in Hünningen ein zweiter Gemeindestier angeschafft wurde, wir aber auch nicht wissen, ob nicht ein Landwirt noch privat einen Zuchtstier hielt, dürfte dieses Ziel wohl bis in die1930er Jahre nicht unbedingt erreicht worden sein.

Entscheidende Bedeutung für die Rindviehhaltung im Kreis Malmedy war der Ministerialerlaß von 1893, der Zuschüsse nur noch für die Züchtung bestimmter, den wirtschaftlichen, klimatischen und den Bodenverhältnissen angepaßter Rassen zuließ. Hatten seit 1870 die rotbunten Holländerstiere dominiert, so wurden nun vermehrt Niederungsstiere aus den niederrheinischen Zuchtgebieten eingeführt. Die rotbunten Niederungsrassen hatten sich bis etwa 1910 weitgehend als Zuchtstiere durchgesetzt.

Einen letzten Aufschwung erhielt die Rindviehhaltung vor dem Ersten Weltkrieg durch die Gründung der Rindviehzuchtgenossenschaft des Kreises Malmedy.

Natürlich wurden diese Anstrengungen durch Maßnahmen zur Verbesserung der Weiden und der Wiesen (durch Meliorationsgenossenschaften), der besseren Fütterung und den Bau besserer Ställe verstärkt.

Auch nach dem Vaterlandswechsel 1920 blieb die Gemeindestierhaltung weiterhin bestehen. So wurde sie August Jouck am 1. Mai 1926 unter den *»vertragsmäßigen Bedingungen«* zum Satze von 2.600 Bfr. pro Jahr übertragen.

Am 8. Mai 1936 debattierte der Gemeinderat über den Antrag eines neugegründeten Stierhaltungsvereines. Die Mitglieder besaßen 120 deckfähige Kühe und baten um eine Beihilfe. Ihnen wurden 1.000 Bfr. gewährt.

»Da aber nicht alle Viehbesitzer dem Stierhaltungsverein angeschlossen sind, sollen – um dem Bedarf zu genügen und zur Vermeidung einer Schädigung der Viehzucht – außerdem noch zwei (Gemeinde-)Stiere gehalten werden. Hierzu liegt eine Offerte des Hubert Simon aus Hünningen vor«, verrät das Protokollbuch des Gemeinderates aus dem Jahr 1937.

STATUTEN

des

STIERHALTUNGSVEREINS

« Hünningen »

gegründet in : Hünningen

am 30. November 1945

Weiter heißt es: *»Die Viehbesitzer, die dem Stierhaltungsverein nicht angehören und gesonnen sind, ihr Vieh durch die Stiere bei H. Simon decken zu lassen, sind aufgefordert, ihr Vieh bis zum 15. April 1937 beim Stierhalter anzumelden zwecks tierärztlicher Untersuchung. Im allgemeinen züchterischen Interesse soll nur gesundes Vieh zum Decken zugelassen werden. Es stehen zwei Gemeindestiere zur Verfügung.«*

Aus diesem Kreis Landwirte, die den Gemeindestier für ihre Zucht benutzten, scheint sich im Laufe des Jahres 1937 ein zweiter Stierhaltungsverein gebildet zu haben. Da er 188 Stück deckfähiges Vieh umfaßte, wurde der Kauf eines zweiten Stieres unumgänglich. Eine Gemeindebeihilfe wurde beantragt. Die Gemeinde gab ihr Monopol der Orstbullenhaltung nun gerne auf.

Übrigens war das Eifeler Rindvieh aus dem ehemaligen Kreis Malmedy im Herver Land, Verviers und Lüttich gerne gefragt. *»Denn dort entwickelte es sich prächtig«*, erinnert sich Clemens Kessler, der als Junge in den 1920er Jahren noch häufig morgens in der Frühe Vieh von Hünningen oder Büllingen bis nach St. Vith und Weismes getrieben hat. Er erinnert sich, daß manche Händler ihr Vieh in den 1920er Jahren selbst bis nach Jalhay zum Markt trieben.

Um die Viehqualität nun noch zu steigern und Krankheiten oder Ansteckungen bei der Zucht zu vermeiden, kam auch in der belgischen Eifel nach dem Zweiten Weltkrieg die künstliche Besamung der Kühe auf. Schon 1956 ließ sich der Tierarzt Dr. Hardy als künstlicher Besamer in Büllingen nieder. Nach zögernden Anfängen, aber dank der guten Ergebnisse dieser Methode setzten immer mehr Landwirte auf diese Methode.

1973 stellte der erste Stierhaltungsverein wegen der geringen Vorführung deckfähiger Rinder und mangels eines neuen Stierhalters seine Tätigkeit ein. Bisher hatte Clemens Kessler den Stier versorgt.

Wohl nur ein oder zwei Jahre später ereilte das gleiche Los auch den zweiten Stierhaltungsverein, der aus der Gemeindestierhaltung hervorgegangen war. Letzter Stierhalter war hier Bernard Weber gewesen.

Seither wird die Rindviehzucht fast ausnahmslos über künstliche Besamung betrieben.

Bund der Kinderreichen (1930er)

Der Verein heute
Mitglieder: 24 Familien
Delegierter: Hermann Jost
Ziele: Föderung kinderreicher Familien

Die Gründung des Vereins:
in den 1930er Jahren
Anzahl Mitglieder: wenige

Hünningen, 1954: Lehrer Eugène Wolff reorganisierte den Bund der Kinderreichen Familien wieder nach dem zweiten Weltkrieg
(Richard Greimers, Liselotte Hepp, Agnes Kessler, Agnes Küpper, Johanna Jousten, Lisa Lux, Maria Andres, Erna Mollers, Martha Küpper, Angela Mollers, Renate Lux, Mathilde Stoffels, Renate Simon, Sophie Kessler, Lehrer Wolff, Bernard Stoffels, Karl Fickers, Robert Heinen, Ignatz Kessler, Richard Wiquin, Hermann Rauw, Barthel Jouck, Herbert Lux, Konrad Lux)

Der Bund der kinderreichen Familien wurde in Belgien erst 1921 gegründet. Erst 1930 wurden auf Druck dieser Organisation die Kinderzulagen *»für Lohnempfänger«* eingeführt. Da in Hünningen in den 1930er Jahren aber nur wenige als Beamte und Staatsangestellte (Bahn, Gemeinde) Lohnempfänger waren, konnten auf den ersten Blick auch nur wenige das Angebot des Bundes nutzen. Wann sie diesen Schritt wagten und Mitglied wurden, war nicht zu recherchieren.

Einen Delegierten hat der Bund in Hünningen nun mit Sicherheit seit 1946. Er vermittelt die Hilfen, die der Bund seinen Mitgliedern anbietet. Lange Zeit galten nur Familien mit vier Kindern als *»kinderreich«*, seit den 1960er Jahren galt das schon ab drei Kindern.

Das Interesse an dem Bund der Kinderreichen hielt sich in unserem Dorf in Grenzen. Erschwert wurde eine breite Mitgliedschaft durch die sinkende Zahl der Kinder pro Familie.

Heute verwaltet der Bund viele Errungenschaften, die wir seinem Einsatz verdanken: Preisermäßigung für seine Mitglieder bei öffentlichen Verkehrsmitteln, die Familienrabattmarken, Familienhaftpflichtversicherungen, Tagesmütter, Grundsteuerermäßigungen, u.a. Ein Bau- und Wohnungsfonds sowie ein juristischer und sozialer Dienst runden diese Angebote ab.

Bund der Familien

Delegierte:
Eugène Wolff: 1946-1957
Rudi Lejeune: 1957-1970
Raymond Wolff: 1970-1982
Hermann Jost: seit 1982

Katholische Landjugend (1947/1951)

Der Verein heute

Mitglieder: 35
Durchschnittsalter: 14
Hauptleiter: Manuela Jouck
Schriftführer und Kassierer: Werner Greimers
Ziele: Freizeitgestaltung für die Kinder, Bewußtseinsbildung und Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls
Regelmäßige Aktivitäten: Gruppenstunden, KLJ-Fest (alle drei Jahre)

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1947/1951
Motive für die Gründung: Initiative von Pastor Paul Kettmus, zunächst Heimabende, dann KLJ-Gründung
Anzahl Mitglieder: etwa 15
Erster Hauptleiter: Josef Richter

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Wegen der sinkenden Kinderzahl verkleinerte sich die Zahl der möglichen Mitglieder erheblich. Deshalb wünschen sich die Leiter ein größeres Interesse für die Jugendarbeit und die KLJ bei Jugendlichen und Eltern, damit so eine gesunde Basis für eine weitere Arbeit erhalten wird.

KLJ - Hünningen, 1995 (Jacky Röhl, Rainer Palm, Patrick Kessler, Caroline Lux, Doris Gilles, Alain Lux, Christian Kessler, Willy Lux, Thomas Greimers, Kenny Hepp, Michael Rauw, Dany Wolff, Sandro Justen, Alice Jouck, Lucienne Röhl, Myriam Jung, Manuela Jouck, Tanja Kessler, Werner Greimers, Bianca Jouck, Jennifer Weber, Vicky Hepp, Jasmin Luxssler, Celine Jost, Sabine Jost, Isabelle Justen, Cindy Jouck, Stefanie Kessler)

Als Gründungsdatum der KLJ in den Ostkantonen wird immer wieder der 1. September 1954 genannt. An diesem Tag übernahm Hermann Lennertz als Präses die Leitung der regionalen Katholischen Landjugend.

Pastor Paul Kettmus, ein progressiver Pionier auf dem Gebiet der Seelsorge und der Jugendarbeit hatte allerdings schon längst in Hünningen und Mürringen Aktivitäten für die Jugendlichen initiiert, bevor die übergeordneten kirchlichen Stellen deren Notwendigkeit eingesehen hatten.

Schon 1947 rief Paul Kettmus die Hünninger Jugendlichen – natürlich noch nach Geschlechtern getrennt – regelmäßig zu Heimabenden in einen Raum im Hause von Christian Peters *(»Jellessen«)* zusammen. Mitinitiator war Rektor Hilgers, der diese Versammlungen meist leitete. Sinn

Die KLJ Mädchen, 1965: Sie organisierten öfter gemütliche Nachmittage für die Senioren (Sanny Weber, Agnes Jousten, Erna Lux, Anna Jouck, Agnes Küpper, Agnes Andres, Lenchen Kessler, Martha Andres, Christel Jost, Agnes Maraite, Rosa Andres, Liselotte Hepp, Erna Mollers)

dieser Zusammenkünfte war die Förderung des Zusammengehörigkeitsgefühls und ein organisiertes Treffen der Jugendlichen, das religiöse Weiterbildung ermöglichte.

Am 6. Januar 1951 wurde für die Hünninger Jungen offiziell eine Gruppe der Katholischen Landjugend ins Leben gerufen.

Ebenso in Hünningen und Mürringen wie auf regionaler Ebene erwies sich Paul Kettmus (neben Walter Schomus, Peter Joppen u.a.) als engagierter Förderer dieser Jugendbewegungen. Allerdings hatten die Priester das große Problem, daß sie kaum Möglichkeiten sahen, feste regionale Strukturen aufzubauen.

Rektor Hilgers versuchte zwar, die Jugendgruppen an die *»Jeunesse agricole catholique«* anzuschließen. Doch seine Präsenz auf einigen Versammlungen sei die einzige Hilfe gewesen, die die Jugendlichen erfahren hätten, erinnert sich Kettmus.

Aus diesem Grunde seien auch Kontakte zum flämischen Flügel der katholischen Landjugend gesucht worden. Hier sei Informationsmaterial in deutscher Sprache, finanzielle Unterstützung und ideelle Hilfe in Aussicht gestellt worden. Erst nachdem die Priester und das Bistum dann dieses Angebot offiziell angenommen hätten, sei 1954 der Weg zum Aufbau der regionalen Katholischen Landjugend frei geworden.

Was 1954 dann regional entstand, war vorab in Hünningen schon praktiziert worden. Die Berichte der Leiterversammlungen *(»Militantenversammlung«)* geben klaren Aufschluß über die Schwerpunkte der Jugendarbeit: Nach einer kurzen Begrüßung durch einen der Jugendleiter begann der Abend mit einem Gebet. Entweder wurde hier das Gebet der KLJ oder ein von den Leitern vorbereitetes Gebet ausgewählt. Nun wurde der Bericht der letzten Versammlung verlesen. Ein gemeinsames Lied folgte. Pastor Paul Kettmus, der als Präses fast jede Versammlung mitgestaltete, ergriff das Wort, um in ein religiöses Thema einzuführen, über das die Gruppe anschließend diskutierte. Die Suche nach einem Merksatz zur Beherzigung schloß diese religiöse Weiterbildung ab.

Im praktischen Teil wurden nächste Aktivitäten vorbereitet und geplant. Hierzu gehörten die Mithilfe bei Gottesdiensten, Gestaltung der nächsten Gruppenstunden, Gruppenaktivitäten, Organisation von Festen u.a.m.

Aufgelockert wurden diese Versammlungen durch gemeinsamen Gesang aus dem KLJ-Liederbuch *»Frohsang«*, durch Diaserien, Tischspiele u.a. Beendet wurden die Leiterversammlungen immer mit einem Nachtgebet.

Pastor Kettmus wollte den Jugendlichen so das Gefühl geben, eine Aufgabe in der Gemeinschaft zu haben und in der Gemeinschaft gebraucht zu werden.

KLJ Hünningen, 1970: Auf Ausflug im Safariland Tüddern (Hedwig Weber, Agnes Lux, Irma Maraite, Ursula Schmitz, Ingrid Maraite, Erna Hepp, Agnes Sieberath, Maria Schmitz, Ulla Simon)

Hünningen, 1973:
Die kleine KLJ-Mädchengruppe bei einer Wanderung (Gaby Lejeune, Arlette Simon, Burgi Maraite, Resi Lux, Irene Jost, Jacqueline Küpper, Myriam Grün, Wilma Kessler, Irmgard Behrens)

Der Erfolg dieser Aktivitäten läßt sich durch die damaligen Lebensumstände erläutern: Das Fernsehen war in Hünningen in den 1950er Jahren noch weitgehend unbekannt; die Jugendlichen hatten an den Wochenenden nur wenig Möglichkeiten, einen Ball oder eine Theaterveranstaltung zu besuchen; Ausgänge während der Woche waren strikt untersagt; das Angebot der KLJ füllte für die Jugendlichen deshalb eine Bedarfslücke.

Zeitzeugen, die damals zu den angesprochenen Jugendlichen gehörten, erläuterten nun, daß sich die Begeisterung unter den Hünninger Jugendlichen damals in Grenzen gehalten habe. Von den etwa 15 bis 20 Jugendlichen sollten sowieso nur etwa sechs bis acht als *»Militante«* (Leiter) ausgebildet werden. Zudem hätten viele Jugendliche des Dorfes noch als Magd oder Knecht in der Wallonie gearbeitet, so daß sie immer nur sporadisch teilnehmen konnten.

Außerdem konzentrierte sich dieses Angebot nur auf die männliche Jugend. Aus heutiger Sicht sonderbar erscheint, daß diese Leiterschulung während den Abenden nie zu einer organisierten Kinderbetreuung führte.

Die *»Militanten«* trafen sich von 1951, dem Jahr der offiziellen Gründung der KLJ Hünningen, bis 1963/64 relativ regelmäßig. Herausragendes Ereignis für die Hünninger KLJ-Jugendlichen war in den 1950er Jahren wohl die Romfahrt von 1958, an der sich auch einige Hünninger KLJ-Mitglieder beteiligten. Außerdem führten die KLJ-Jungen auch die Gestalt des Nikolaus, des Hans Muff und der zwei Engel in unserm Dorf ein, die seit 1951 Kindergarten, Schule, Betagte und Kleinkinder in ihren Elternhäusern aufsuchten.

Nach 1963/64 fanden während zwei Jahren nur noch sporadisch einige Treffen mit Spielen statt.

Die KLJ Hünningen der Jungen ging dann mehr oder weniger ein.

Das Fernsehen hielt Einzug in die Wohnzimmer und nahm immer mehr Stunden Freizeit in Anspruch; auch die persönliche Freiheit der Jugendlichen wuchs langsam; wohl vor diesem Hintergrund verloren die Versammlungen langsam ihren Anreiz. Vielleicht entsprach das Angebot auch nicht mehr ganz dem Zeitgeist. Die religiöse Ausrichtung war vielleicht zu ausgeprägt. Hinzu kam eine natürliche Erneuerungsbewegung: Die Kerngruppe der ersten Jahre wuchs aus dem Jugendalter hinaus, der Nachwuchs mußte sich einfinden und die Verantwortung übernehmen. Das geschah jedoch nur zögerlich und scheiterte schließlich.

Lediglich von 1967 bis 1987 konnten die Hünninger Jungen von acht bis 14 Jahren dann an den Zeltlagern der KLJ Mürringen teilnehmen, was für die meisten Teilnehmer zu unvergeßlichen Erlebnissen wurde. Voraussetzung für die Teilnahme der Hünninger war allerdings die Teilnahme mindestens eines Hünninger Leiters, der während zehn Jahren in der Person des Lehrers gefunden werden konnte.

Parallel zu dieser Jungengruppe hatte sich auch eine Mädchengruppe der KLJ Hünningen gebildet. Sie wurde 1955 ins Leben gerufen und zunächst von Maria Maraite als Hauptleiterin geführt. Bis 1963 trafen sich die jugendlichen Mädchen in monatlichen Versammlungen (während des Winters) im Pfarrsaal: Präses Paul Kettmus hielt religiöse Vorträge, die Mädchen diskutierten, sangen und vergnügten sich mit Tisch- und Gesellschaftsspielen.

Etwa 20 jugendliche Mädchen gehörten dieser Gruppe an. Konnte der Pfarrer nicht anwesend sein, so sei auch schon mal *»nur geklaaft und gespielt«* worden, erinnerten sich einige.

Die Landfrauen machten sich diese Organisation zunutze, indem sie die Mädchen zur Gestaltung ihrer Festversammlung engagierten. Unter dieser Form leitete Irma Maraite die KLJ – jedoch weniger regelmäßig und bei einer Mitgliederzahl von nur noch etwa acht Mädchen – bis 1967/68.

Hier muß nochmals ausdrücklich gesagt werden, daß die KLJ-Jugendlichen bis zu diesem Zeitpunkt keinerlei Aktivitäten für die Kinder anboten. Die KLJ Hünningen war ein ausschließliches Angebot an die Jugendlichen ab etwa 14 Jahren.

Erst jetzt, seit etwa 1967/68 versuchten einige Leiterinnen, die Jugendarbeit auch auf die Kinder auszudehnen und Kindergruppen zu bilden. Diese Bemühungen waren aber in der Regel nur sporadisch erfolgreich: Christel Jost leitete eine KLJ-Mädchengruppe von 1967 bis etwa 1970; Gaby Peters und Arlette Simon engagierten sich zwischen 1972 und 1974 für das gleiche Ziel. Auch Anita Jost, Gaby Lejeune und Monique Kessler bauten nochmals zwischen 1977 und 1979 kleine Gruppen auf.

Die Voraussetzungen für diese Jugendarbeit war nun aus mehreren Gründen alles andere als optimal.

So bereitete der Versammlungsraum den Leitern einiges Kopfzerbrechen. In den Gruppenstunden wurde nämlich mehr und mehr Spaß und Spiel, Werken und Musik gefragt. Der Pfarrsaal in der Alten Kirche, in dem auch die Gilde und die Landfrauen ihre Vorträge und Abende abhielten, bot zwar relativ gute Voraussetzungen für diese Jugendarbeit; doch sobald der Kirchenvorstand den Saal wieder gründlich geputzt hatte und die KLJ den Saal anschließend belegte, gab es Unstimmigkeiten.

Die Erwachsenen wünschten sich einen sauberen, gepflegten Raum; die Jugendlichen wollten jedoch basteln (und vorbereitetes Bastelmaterial auch mal stehenlassen), spielen und sich auch mal austoben.

Das war allerdings wie Feuer und Wasser.

Seit spätestens Ende der 1960er Jahre wurde ihnen deshalb der Zugang zum Pfarrsaal erschwert und zeitweise völlig verwehrt. Als Alternativen wurden Keller und Garagen in Privathäusern gefunden, die sich für das Gruppenleben aber als Belastung erwiesen.

Nächstes Problem: Manche jungen Leiterinnen studierten, so daß sie nur an den Wochenenden für die KLJ-Arbeit zur Verfügung standen, die von Prüfungen, Arbeiten und Praktika frei waren. Auch eine gewisse Disharmonie zwischen einerseits den Studierenden und andererseits den Arbeitenden scheint größer gewesen zu sein, als bisher angenommen.

Doch trotz dieser ungünstigen Voraussetzungen versuchten die Leiterinnen immer wieder gute Arbeit zu leisten. So organisierten sie mehrmals (drei- bis viermal) gemütliche Nachmittage für die Senioren, verkauften Ostereier für die Laienhelfer in den Missionen, organisierten Bastelnachmittage, Wanderungen u.a.

Für die Hünninger Jungen und Mädchen gab es dann bis 1984 kein Angebot durch eine organisierte, dörfliche Landjugend. Pfarrer Paul Kettmus fand nicht mehr die Kraft, die Jugendarbeit neu zu beleben. Von den Jugendlichen fehlte mangels zündender Initiative das Interesse. Zudem

stieg das Angebot durch andere Vereine für Kinder und Jugendliche merklich an.

Erst 1984, als der Pfadfinder-begeisterte Rudi Schumacher Pfarrverwalter für Mürringen und Hünningen wurde, gelang der Neubeginn. Auf Initiative des jungen Priesters ließen sich einige Jugendliche für diese Aufgabe begeistern, von der primär die Kinder profitieren sollten.

Ihnen wurden regelmäßige Aktivitäten während des Jahres angeboten. Außerdem organisierten die beiden Gruppen von Jungen und Mädchen jährlich gemeinsam ein fünf- bis sechstägiges Ferienlager. Um die notorisch leere Kasse aufzubessern, gestaltet die KLJ alle drei Jahre einen Dorfnachmittag, durch den die Jugendleiter über die Arbeit in der Gruppe informieren und die Geselligkeit im Dorf fördern wollen.

Die Hünninger Jugendleiter profitieren auch von der Jugendbegeisterung ihres Pfarrers Hermann Pint. Da er während vielen Jahren Präses der regionalen KLJ war und dieser Organisation somit besonders verbunden ist, unterstützt er die Jugendlichen tatkräftig.

Natürlich lebt eine Jugendgruppe von der Dynamik der einzelnen Leiter und der Leitergruppe. Zudem umfaßt eine Leitergeneration durchschnittlich nur fünf bis sieben Jahre. Das erfordert eine ständige Erneuerung der Leiterpersönlichkeiten und wirft entsprechende Probleme in einem kleinen Dorf auf.

Der Hünninger KLJ drohen aber noch andere Schwierigkeiten. Augenblicklich zählt die KLJ Hünningen 35 Mitglieder. Das Durchschnittsalter liegt bei 14 Jahren. Wegen der sinkenden Kinderzahl sehen die Leiter der Zukunft etwas pessimistisch entgegen. So ist es schwierig, beispielsweise die Jungen zu motivieren: Wenn in zehn Jahrgängen nur zehn Jungen vorhanden sind, so wiegt jeder Ausfall schwer. Die größere Anzahl Geburten der letzten Jahre ließ aber wieder Hoffnung aufkommen.

Nichtsdestotrotz wird die KLJ in Hünningen wohl auch in Zukunft ein Verein sein, der schneller, häufiger und härter um Zukunft kämpfen muß.

KLJ Hünningen, 1990: Tatkräftig packt die Gruppe bei der Instandsetzung der Waldkapelle an

Lourdesverein (1948)

Der Verein heute

Mitglieder: 127
Verantwortliche:
Maria Kessler-Melchior
Ziele: Förderung der Marienverehrung und Wallfahrten nach Lourdes

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1948
Motive für die Gründung: Initiative von Pastor Paul Kettmus
Anzahl Mitglieder: unbekannt
Erste Verantwortliche:
Christine Küpper

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Da die Mitgliedschaft in der jährlichen Begleichung eines Mitgliedsbeitrages besteht, hängt die Zukunft der Vereinigung primär von der Tatkraft der Verantwortlichen ab.

Lourdesvereinigung Hünningen, 1992: Alljährlich verlost die Vereinigung Gratisanteile für die Lourdespilgerfahrt
(Glückliche Gewinner in diesem Jahr waren: Mathilde Faymonville (Bü), Maria Greimers, Leni Jost und Marga Lejeune)

Der Lourdesverein entstand in Hünningen wahrscheinlich auf Initiative von Pastor Paul Kettmus im Jahr 1948. Unterstützt wurde er von Christine Küpper, die vor Ort Mitglieder suchte und die lockere Vereinigung führte. 1975 übernahm Maria Kessler-Melchior dieses Amt. Sie sammelt jährlich die Beiträge ein und vertritt die Hünninger auf Dekanatsebene im Lourdesverein des deutschsprachigen Gebietes.

Mittlerweile zählt der Verein wieder 127 zahlende Mitglieder, nachdem das Interesse in den 1970er Jahren merklich nachgelassen hatte, und nur noch 50 Hünninger zur Beitragszahlung bereit waren. Kostete eine Mitgliedschaft anfangs 20 Bfr., sie stieg sie kontinuierlich über 50 Bfr. (seit 1975) und 75 Bfr. auf nunmehr 100 Bfr., die seit 1993 entrichtet werden müssen. Aus der Summe der Einnahmen werden einem jährlich durch Los bestimmten Hünninger Mitglied die Reisekosten nach Lourdes ganz oder teilweise erstattet.

Die Gewinner haben diesen Losgewinn bisher fast ausnahmslos angenommen und sich der organisierten Lourdesfahrt angeschlossen. Seit zwei Jahren wird mit dem Beitragsüberschuß eine Messe für die lebenden und verstorbenen Mitglieder des Vereines gelesen.

Landfrauen (1952)

Der Verein heute

Mitglieder: 45
Durchschnittsalter: 49 Jahre
Präsidentin: Resi Rauw-Röhl
Schriftführerin: Irma Palm-Simon
Kassiererin: Jeannine Hepp-Thomé
Ziel: Den Frauen auf dem Lande Orientierungshilfe zur Lebensgestaltung geben

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1952
Motive für die Gründung: Bildungsangebote und Hilfestellungen für die Frauen
Anzahl Mitglieder: 13

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Es ist schwierig, heute im Hinblick auf die viele Konkurrenz ein attraktives Programm für die Frauen in unserem Dorf zu bieten und auch die jüngeren Frauen anzusprechen.

Die Landfrauen, 1995
(Marliese Hepp-Schmitz, Karin Weber-Heinrichs, Beatrice Jost-Drösch, Resi Stoffels-Andres, Sanny Andres-Weber, Ursula Greimers-Schmitz, Liselotte Heyen-Hepp, Liliane Stoffels-Zeimers, Anita Engel-Jost, Helga Behrens-Thomassen, Agnes Küpper-Kessler, Ursula Hepp-Fohnen, Agnes Wolff-Lux, Rita Kessler-Palm, Maria Küpper-Andres, Resi Rauw-Röhl, Agnes Peters-Küpper, Ketchen Röhl-Kessler, Irma Palm-Simon, Christel Greimers-Jost, Helga Jung-Peters, Jeannine Hepp-Grün, Leni Jost-Lejeune, Frieda Maraite-Andres, Anita Fickers-Jost, Mariette Jost-Rauw, Agatha Kessler-Röhl, Maria Greimers-Jost, Marga Lejeune-Chavet, Mathilde Peters-Heinen, Helene Stoffels-Behrens, Margaretha Greimers-Keifens, Agnes Weber-Jost)

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden in ganz Europa Frauenbewegungen, die sich für die Rechte der Frauen einsetzten, mit der Frauenarbeit auseinandersetzten und sich mit Frauenbildung beschäftigten. Auch das Rheinland bildete hier keine Ausnahme.

Zwar haben diese Ideen, während der französischen Revolution erstmals angedacht, auch unsere Region in Form des *»Deutschen Frauenvereins«* noch vor dem Ersten Weltkrieg erreicht. Einfluß hatten sie aber lediglich auf einige gebildetere Damen in Malmedy und St. Vith. Die Masse der Frauen auf dem Lande dürften sie kaum erreicht haben.

Dies änderte sich erst nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Priester, in der Regel in sehr engem Kontakt zum Volk, hatten während des Zweiten Weltkrieges erfahren, daß die Frauen die größte Last der Arbeit zu tragen hatten. Auch nach dem Waffenstillstand mußten sie leiden: Viele Männer waren verwundet, blieben vermißt oder kamen durch die anstehende Säuberung wieder ins Gefängnis. Die Arbeit und das Leid blieb immer an den Frauen hängen.

Auf ihre Doppel- oder Dreifachfunktion als Mutter, Hausfrau und Bäuerin wollte die patriarchalische, dörfliche Männergesellschaft sowieso nicht verzichten. Deshalb richteten die Priester sich mit ihrem Wunsch nach einer Frauenbewegung, die konkret vor Ort Rat und Hilfe in der Lebensgestaltung geben könnte, an das Bistum. Auch der Mürringer Pfarrer Paul Kettmus zählte bei dieser Initiative wieder zu den treibenden Kräften.

Zwar gab es in der Diözese schon christlich ausgerichtete Frauenbewegungen, aber allein die Sprache und die fehlenden finanziellen Mittel machten eine Angliederung eventuell zu gründender ostbelgischer Gruppen unmöglich.

Schließlich unterbreitete der Boerenbond dem Bistum auf Initiative der Priester ein Angebot. Diese Organisation hatte den Vorteil, daß sie bereits in Ostbelgien etabliert war und bereits in Flandern konkrete Erfahrungen mit der Landfrauenarbeit gesammelt hatte.

»Das Bistum nahm dieses Angebot an. Folglich wurde eine Mitarbeit für alle Priester fast zur Pflicht«, erinnert sich Paul Kettmus. Auch die Resonanz bei den Frauen sei sehr groß gewesen. Lediglich einige Ehemänner hätten diese neue Organisation mißtrauisch beäugt.

Das Programm, das der am 17. September 1952 gegründete Verband seinen einzelnen Gruppen vorschlug, beinhaltete

Einkehrtag im Karmel - Bütgenbach, 1950er
(Luise Rauw-Andres, Helene Greimers-Andres, Bertha Vilz-Jouck, Barbara Maraite-Mertes, Agnes Maraite, Christine Küpper, Katharina Simon-Zimmermann, Maria Kessler-Melchior, Katharina Richter, Anna Kessler-Wilquin, Helene Stoffels-Jost, Katharina Maraite-Stoffels, Katharina Jost-Andres, Margarethe Küpper, Gertrud Küpper-Lejeune, Helene Jouck, Katharina Lux-Maraite, Agnes Weber-Jost)

Hünningen, 1959:
Die KLJ Mädchen gestalten den lustigen Teil der Festversammlung der Landfrauen
(Agnes Küpper, Liselotte Hepp, Sophie Kessler, Maria Maraite, Lisa Wiquin, Franziska Jouck, Agnes Maraite, Irma Maraite, Anna Jouck)

Hünningen, 1970: Festversammlung der Landfrauen mit Ehepartner
(Agatha und Peter Kessler, Christine Küpper, Franziska und Robert Greimers)

Landfrauen Hünningen, 1993: Fest der Alleinstehenden auf regionaler Ebene. Empfang durch die Hünninger Landfrauen im Saal Concordia.
(Rosa Maraite, Helga Behrens, Malou Küpper, Ursula Greimers, Liliane Stoffels, Anita Engel)

den regelmäßigen Austausch, die soziale, wirtschaftliche und berufliche Weiterbildung und das Bekenntnis zur christlichen Religion. Dabei stand dieses Angebot von Anfang an allen Frauen offen und nicht - wie oft fälschlich angenommen - nur den Landwirtinnen.

Dank dieser Ziele wollte sich der Landfrauenverband um die vielseitigen Aufgaben der Frau kümmern und konkrete Hilfestellungen bieten. Dies sollte durch Vorträge, Animationen und Tagungen geschehen. Denn der Schwerpunkt der Angebote lag auf der Bildungsarbeit, die sich in den drei Schlagworten zusammenfaßte *»kennen, können, sein«*.

Das Bewußtsein, etwas zu kennen, etwas zu können und jemand zu sein, sollte das Selbstbewußtsein der Landfrauen stärken und ihre gesellschaftliche Stellung heben. Die religiöse Ausrichtung der Organisation und das christliche Selbstverständnis des Verbandes wurden bei jeder Versammlung der einzelnen Gruppen durch Gebet, Besinnungsworte des Priesters, durch Einkehrtage oder manchmal auch durch Exerzitien gepflegt.

Diesen Zielen entsprechend arbeiteten auch die Hünninger Landfrauen, die schon 1952 – unmittelbar nach der Gründung des Verbandes – eine eigene Landfrauengruppe gegründet hatten. Zunächst fanden sich 13 Mitglieder, die die Ziele der Bewegung unterstützen wollten. Schon im zweiten Jahr, wohl durch die religiöse Ausrichtung der Organisation und das schlichtweg fehlende Freizeitangebot für die Frauen auf dem Lande, stieg die Zahl der Mitglieder auf beachtliche 37 an.

Dennoch hätte diese Zahl noch höher liegen können. Zeitzeugen dieser ersten Jahre erinnern sich noch heute, daß die Auswirkungen des Zweiten Weltkrieges und der anschließenden Säuberung diese Gründungsphase erheblich belastet hätten, so daß manche Frau bewußt dieser Vereinigung fernblieb oder auf Geheiß ihres Mannes fernbleiben mußte.

In der Regel kamen die Landfrauen jährlich zu vier Bildungsveranstaltungen, einem *»praktischen Abend«* und der sogenannten Festversammlung zusammen.

Während es in der Anfangsphase *»keine echte Vorsitzende gab, alles geht Hand in Hand«*, fanden 1978 die ersten geheimen, offenen Vorstandswahlen in der Hünninger Landfrauengruppe statt.

Ein Generations- und Meinungswechsel stand an.

Demokratie war unter den jungen Frauen gefragt. Denn in der alten Führungsriege ging mittlerweile alles nur noch von bestimmten Händen in bestimmte Hände. Zudem hatte sich die Rolle der Frauen auf dem Lande grundlegend gewandelt – die Arbeit des Landfrauenverbandes hatte sich dieser Entwicklung aber noch nicht genügend angepaßt.

Die Frauen wurden zunehmend emanzipiert und ihr Selbstbewußtsein war zunehmend gestärkt. Relativ viele Frauen waren mittlerweile berufstätig. Außerdem konkurrierte der Landfrauenverband – ganz im Gegensatz zu den 1950er und 1960er Jahren – nun mit einer Vielzahl anderer kultureller und bildungspolitischer Angebote.

Dies war natürlich auch in der Eupener Zentrale des Verbandes eingesehen worden. Ein neues Ziel wurde ausgerufen: Das etwas altbackene Ansehen der Landfrauen sollte abgestreift werden, und das Programm sollte sich den neuen Bedürfnissen der jungen, emanzipierten Frauen öffnen.

Diese Ansätze wurden auch von den Hünninger Verantwortlichen übernommen, die sich engagiert um jungen Nachwuchs bemühten.

Der Weihnachtsmarkt, der seit 1980 und nunmehr alle drei Jahre stattfindet, zeugt von der Dynamik und der Offenheit des Vereins für außergewöhnliche Initiativen. Das bildungspolitische Angebot der Gruppen wird hingegen zurückhaltender angenommen. Die Mitgliederzahl sinkt leicht, das Durchschnittsalter ist mit 49 Jahren recht hoch.

Zuversicht können die Landfrauen aber aus ihrer Einsicht für diese Probleme und ihrem Engagement schöpfen. Denn nach wie vor unterstützt dieser Verein die verschiedenen Aktivitäten im Dorf unermüdlich. Ihre Hilfe im dorfeigenen Saal Concordia, ihre Auftritte bei der Kappensitzung oder ihr Beiträge für dörfliche Feste sind unersetzlich.

Letztlich finden die Landfrauen seit der Renovierung der Alten Kirche für ihre Arbeit geradezu optimale Voraussetzungen. Unterstützung und Hilfe erfolgen zudem durch die regionale Zentrale in Eupen und die enge Zusammenarbeit der Landfrauen auf Dekanatsebene.

Landfrauen

Bisherige Präsidentinnen:

Bertha Vilz-Jouck: 1952-19??
Salome Fickers-Weber: 19??-19??
Helene Greimers-Andres: 19?? - 1966
Sophie Andres-Fickers: 1966-1977
Resi Rauw-Röhl: 1977-1988
Marga Lejeune-Chavet: 1988-1993
Resi Rauw-Röhl: seit 1993

Bisherige Schriftführerinnen:

Anna Kessler-Wilquin: 1952-1980
Luise Drösch-Longton: 1980-1989
Irma Palm-Simon: seit 1989

Bisherige Kassiererinnen:

Luise Rauw-Andres: 1952-1970
Resi Rauw-Röhl: 1970-1977
Leni Jost-Lejeune: 1977-1993
Jeannine Hepp-Thomé: seit 1993

Pfarrbibliothek (1952)

Der Verein heute

Mitglieder: 22 Familienkarten
Bibliothekare: Tanja Kessler und Annette Palm
Ziele: Leseförderung durch Buchausleihe

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1952
Motive für die Gründung: Initiative von Pastor Paul Kettmus
Erste Bibliothekare: Martin Lux und Maria Maraite

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Mitgliederzahl ist leicht steigend, aber Kinder und Jugendliche gehören nur selten zu den Benutzern. Akuter Platzmangel behindert eine Vergrößerung des Angebotes.

Die Pfarrbibliothek, 1994: Sie ist heute im Kindergarten untergebracht

Da die ältesten Bücher der Bibliothek 1952 gekauft worden sind, dürfte die Initiative von Pastor Paul Kettmus auch auf dieses Jahr zurückgehen. Untergebracht war die Bibliothek bis 1986 im Untergeschoß der Alten Kirche. Vier Bücherschränke standen dort zur Verfügung. Wie diese Bibliothek in den Anfangsjahren finanziert wurde, ist nicht bekannt. Scheinbar erhielt die Bibliothek seit 1965 Zuschüsse durch den Kulturdienst, den RdK und später den RdG. Seit den 1960er Jahren ergänzt auch eine sogenannte Bücherkiste das Angebot. Der Inhalt dieser Kiste wird nach jeweils sechs Monaten ausgewechselt, und so können regelmäßig neue Bücher zur Verfügung gestellt werden.

Der sogenannte *»Bücherwechsel«* findet bis heute traditionell am Sonntagmorgen nach dem Hochamt statt.

1986 zogen die Bibliothekarinnen aus der alten Kirche aus, da der dortige Raum zu klein und zu feucht war. Sie stellten ihre Bücherschränke im Spielsaal des Kindergartens auf. Doch auch diese Lösung war nur provisorisch, da die Bibliothek heute unter akutem Platzmangel leidet, eine Ausdehnung aber nur bedingt möglich ist.

Die Bibliothekarinnen wünschen sich in Zukunft natürlich noch mehr Leseratten. Die meisten Kunden seien bereits älter, Kinder und Jugendliche besuchten die Ausleihstelle nur selten. Die Mitgliederzahl sei dennoch leicht steigend.

Mitglieder über 14 Jahre/ unter 14 Jahren	Ausgeliehene Bücher
1965: 40/18	1986: 294
1970: 49/12	1987: 622
1975: 39/22	1988: 576
1980: 38/18	1989: 553
1985: 31/26	1990: 566
1990: 36/17	1991: 514
1995: 30/10	1992: 449
	1993: 431
	1994: 478

Pfarrbibliothek

Die bisherigen Bibliothekare

Martin Lux: 1952-1964
Maria Maraite: 1952-1963
Irma Maraite: 1963-1969
Christel Jost: 1969 bis 1972
Claudine Simon: 1972-1977
Anita Engel: 1976-1980
Monique Kessler: 1976-1980
Rita Kessler: 1980-1989
Mireille Kessler: 1980-1989
Tanja Kessler: 1989-heute
Annette Palm: 1989-heute

Paramentenverein (1963 - 1969)

Die Gründung des Vereines

Im Jahr: wahrscheinlich 1963
Motive und Ziele: Erstellung von Paramenten und Handarbeiten für die Missionen
Anzahl Mitglieder: etwa 14

Die Auflösung des Vereines

Im Jahr: wahrscheinlich 1969
Gründe: Ausscheiden der Hauptleiterin, nachlassende Nachfrage nach Paramenten

Hünningen, 1966: Ausstellung der Arbeiten des Paramentenvereins und der Missionsgruppe. Das einzige Bild, das ermittelt werden konnte.

Pfarre Hünningen (Büllingen) sehr spendefreudig

Hünningen (Büllingen). — Am vergangenen Freitag hielt Pater Ludwig Jost hier einen Vortrag mit Lichtbildern und erzählte von seiner Missionstätigkeit in Burundi. Bei dieser Gelegenheit wurde dem Pater ein Geschenk überreicht, die Frucht einer Kollekte in der Pfarre: es war die schöne Summe von 10 000 Fr.

Zur selben Zeit wurde auch mitgeteilt, wieviel die Pfarre Hünningen (338 Einwohner) in diesem Jahr gespendet hat für besondere Zwecke:

Missionssonntag 11 000 — Schwester Stella 20 298 — ehrw. Pater Thomas, Indien 6 000 — Seminarist, Indien 2 600 — Paramentenverein 7 000 — Hunger in der Welt 21 830 — Fastenalmosen 3 500 — Pater Ludwig Jost 10 000 — insgesamt: 82 228 Fr.

Der Paramentenverein sorgte in diesem Jahr für folgende Sachen: 11 Messgewänder, Alben, Kelchwäsche, Messdienerrochets; weiter noch Kinderkleidung, Socken und Westen für Missionare und viele Binden für Leprakranke.

Was die Privatinitiative getan hat, ist leider nicht bekannt; auch Privatspenden für die Mission und Missionare bleiben unbekannt.

Für eine kleine Pfarre wie Hünningen ist es wahrlich nicht wenig!

(aus: Grenz-Echo vom 8.11.1966)

Am 1. Oktober 1961 fand in Hünningen eine Kollekte zur Anschaffung von Paramenten (gottesdienstliche Gewänder) für die hiesige Kirche statt. Am 17. Februar 1963 forderte Pastor Kettmus freiwillige Helferinnen auf, ihr handwerkliches Können in den Dienst der Missionen zu stellen.

Unter fachkundiger Anleitung von Christine Küpper trafen sich fortan mittwochs nachmittags Hünninger Frauen zum Handarbeiten in der Schule, da die Klassen dort sowieso geheizt waren.

Neben Christine Küpper dürften wohl noch Anna Kessler-Wilquin, Josephine Mollers-Kreutz, Margarethe Lux-Braun, Sophie Andres-Fickers, Agnes Weber-Jost, Margarethe Greimers-Keifens, Bertha Vilz-Jouck, Leni Jost-Lejeune, Trinchen Richter, Marga Lejeune-Chavet, Hilda Stoffels, Helene Greimers-Andres und Louise Rauw-Andres zu den Gründungsmitgliedern gehört haben.

Ihre Aufgabe bestand darin, sowohl Paramente für die Kirche und die in den Missionen tätigen Ordensleute als auch Kleidungsstücke für deren Pfarrkinder herzustellen oder nur auszubessern. Damit reihten sie sich in die große Zahl neugegründeter Missionsvereinigungen der hiesigen Gegend ein. Diese Bewegung scheint ihren Ursprung in der Pfarre St. Vith unter Dechant Josef Breuer gehabt zu haben.

Die Frauen nahmen ihre Arbeit für die Missionen meist im November auf. Sie beendeten sie mit einer Ausstellung ihrer Werke im Pfarrsaal. So hatte die Dorfbevölkerung am 5. April 1964, am 3. April 1966 und am 23. April 1967 Gelegenheit, die Handarbeiten in Augenschein zu nehmen und die wohltätigen Ziele des Paramentenvereins gegebenenfalls zu unterstützen.

Das Ausscheiden der Hauptleiterin Christine Küpper aus gesundheitlichen Gründen Ende der 1960er Jahre und die abnehmende Nachfrage nach Paramenten dürfte wohl zur Auflösung dieses Vereines geführt haben.

Einige der ehemaligen Mitarbeiterinnen widmen sich seit 1987 erneut der Handarbeit für die Missionen.

Komitee der Ausfahrt der Betagten
(1967 - 1987)

Die Gründung des Vereines

Im Jahr: 1967
Motive und Ziele: Den betagteren Mitmenschen durch einen Ausflug einen geselligen, interessanten Tag bieten
Anzahl Mitglieder: 5

Die Auflösung des Vereines

Im Jahr: 1987
Gründe: Die Ausfahrt der Betagten sah sich im Zeitalter der wachsenden Mobilität großer Konkurrenz durch kommerzielle Anbieter ausgesetzt. Außerdem war kein echtes Bedürfnis mehr bei den Hünninger Betagten festzustellen.

Ausfahrt der Betagten, 1970: Kaffeepause der Mitfahrer in Recht (Aloys Jost, Bernard Weber, Hermann Jost, Johann Kessler, Erich Sieberath, Nico Heinen, Leo Jost, Franz Palm, Katharina Jost, Pastor Kettmus, Werner Jost, Helene Jouck, Anna Kessler, Susanne Jost, Gertrud Küpper, Josef Küpper, Gertrud Kessler, Michel Küpper, Rudi Lejeune, Claudine Simon, René Wolff, Agnes Longton, Werner Greimers, Maria Schmitz, Hubert Greimers)

Die Idee einer Ausfahrt der Betagten lancierte Pastor Paul Kettmus. Unterstützt wurde er von Johann Kessler, Hermann Jost, Mathias Grün und Rudi Lejeune, die ein *»Komitee«* bildeten.

Erst seit Mitte der 1960er Jahre stieg die Zahl der Autos im Dorf merklich an. Die Mobilität wurde zu einem immer größer werdenden Bedürfnis, von dem die betagten Menschen aber mangels Fahrpraxis und Pkw ausgeschlossen blieben. Diese Lücke sollte durch eine Ausfahrt mit anschließendem geselligen Beisammensein geschlossen werden.

Die erste Ausfahrt wurde 1967 mit 11 Privatwagen organisiert; 11 Autofahrer und vier weibliche Begleitpersonen versorgten die 23 betagten Hünninger. Mittel für diese Initiative waren allerdings keine vorhanden. Eine Haussammlung im Dorf erbrachte 5.005 Bfr. Nach dieser Ausfahrt fehlten 183 Bfr. zur Bestreitung der Kosten. In den folgenden Jahren fielen die Dorfsammlungen so aus, daß die Organisatoren eine *»schwarze Null«* schreiben konnten. 1970 blieb erstmals ein Bonus. Jetzt wurde die Ausfahrt langsam eine *»Dorfangelegenheit«*: Seit 1971 spendeten die Dorfvereine, die die Heimkehrer zusätzlich meist abends im Saal mit einem kleinen Konzert empfingen; und die Betagten beteiligten sich durch eine Hutsammlung an den Kosten.

Pfingsten 1976 fand dann ein erstes Fußballspiel zugunsten der Ausfahrt statt. 25.950 Bfr. wurden den Organisatoren überwiesen. Auch 1977 und 1978 wurde dieses Fußballfest für den guten Zweck wiederholt. Dank dieser Unterstützung fand die Ausfahrt seit 1977 mit einem Bus statt. Die Zahl der Mitfahrenden verdoppelte sich schlagartig auf 42 Teilnehmer. Alte Zwistigkeiten hatten manche ältere Menschen bisher an einer Mitfahrt gehindert, da sie nicht vorab wußten, welcher Autofahrer sie an diesem Tag durch die Lande fahren würde. Auch der höhere Komfort der Busse dürfte manchen zu einem Mitmachen bewegt haben.

Die Tradition der Ausfahrt wurde 1983 unterbrochen, als erstmals kein Ausflug mehr stattfand. Viele Familien besaßen nun selbst einen Pkw, ein Ausflug war nichts Besonderes mehr, die Ansprüche der Mitfahrer stiegen merklich.

Die beiden letzten Ausflüge fanden dann 1984 und 1987 statt - nun an einem Werktag. Das Fazit der Organisatoren war aber klar: Das Konzept einer Ausfahrt der Betagten, vor knapp 20 Jahren aus einem echten Bedürfnis entstanden und durchaus erfolgreich gewesen, war nun überlebt.

Ausfahrt der Betagten, 1971:
Die Fahrer bei einer Verschnaufpause in Ouren (Rudi Lejeune, Nico Heinen, René Wolff, Victor Weber, Erich Sieberath, Clemens Hepp, ?)

Ausfahrt der Betagten von Hünningen, 1974:
Als Schlußlicht der Wagenkolonne wies dieses Fahrzeug auf die Anzahl Wagen hin

Dorfgemeinschaft Concordia (1970)

Der Verein heute

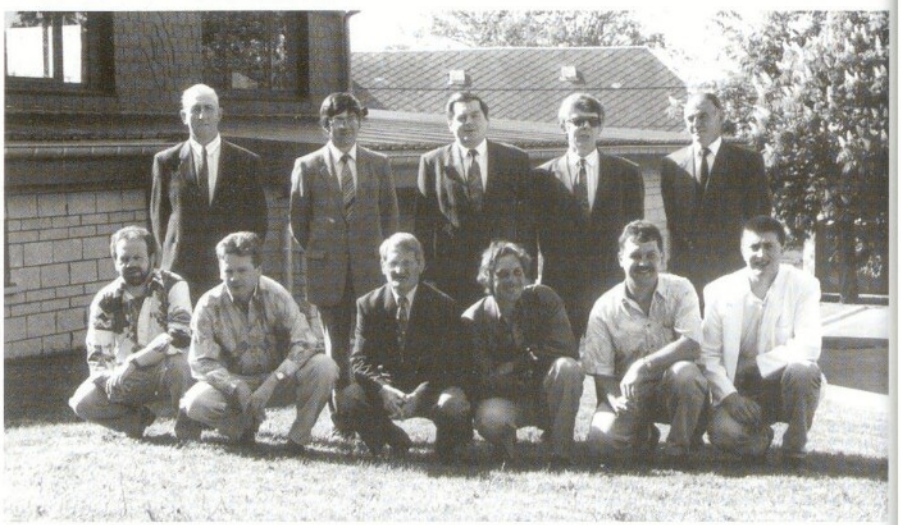
Mitglieder: 70
Durchschnittsalter Verwaltungsrat: 52 Jahre
Präsident: Aloys Jost
Vizepräsident: Hermann Rauw
Schriftführer und Kassierer: Rudi Lejeune
Ziele: Durch den Bau eines Dorfsaales, durch Instandhaltung, Ausbau und Verbesserung der Infrastruktur soll den Ortsvereinen und der Dorfbevölkerung die Möglichkeit geboten werden, kulturelle, gesellschaftliche, musische und körperliche Tätigkeiten und Veranstaltungen durchzuführen. Gleichzeitig soll durch diese gemeinsame Aufgabe auch das Gemeinschaftsgefühl im Dorf gestärkt werden.

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1970
Motive für die Gründung: Weil der Saal der Familie Mathias Jouck-Jost im Jahr 1969 geschlossen wurde, war das Dorf ohne Saal. Das hätte das Vereins- und Gesellschaftsleben des Dorfes aber stark beeinträchtigt. Auf Initiative von Musik- und Gesangverein wurde die Idee zum Bau eines Dorfsaales geboren. Am 3. März 1970 fand eine Informationsversammlung statt, bei der die G.o.E. Dorfgemeinschaft Concordia aus der Taufe gehoben wurde.
Anzahl Mitglieder: 36 (Unterzeichner der Dorfanleihe)
Erster Präsident: Clemens Kessler

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Das gute Funktionieren des dorfeigenen Saales ist die wichtigste Grundlage des Hünninger Vereinslebens. Sie kann aber nur erhalten werden, wenn sich immer wieder Hünninger bereit erklären, ihre Arbeit für dieses Ziel einzusetzen. Die Dynamik der Vereine und ihrer jüngeren Vereinsmitglieder müßte deshalb auch der DG Concordia in Zukunft verstärkt zugute kommen. Dann kann dieses erfolgreiche Projekt mit entsprechenden Ideen genauso erfolgreich fortgesetzt werden.



Dorfgemeinschaft Concordia, 1995: Der Verwaltungsrat (Aloys Jost, Nikla Sieberath, Hermann Rauw, Aloys Fickers, Josef Andres, Roger Wolff, Heinz-Günter Wolff, Rudi Lejeune, Freddy David, Franz Szczurek, Bernard Palm)

1969 wurde der letzte privat betriebene Tanzsaal der Familie Jouck-Jost *(»Andresen«)* geschlossen. Die Hünninger bedauerten dies. Die Logik war einfach und nachvollziehbar: Ohne Saal keine Aufführungen der Vereine, ohne Aufführungen keine Einnahmen für die Vereine mehr, ohne Einnahmen keine Vereine mehr, ohne Vereine ein sterbendes Dorf.

Alternativen zu einem Dorfsaal waren kaum vorhanden. Zwar hatten Musik- und Gesangverein 1970 erfolgreich die Dorfkirmes in einem Festzelt auf dem Schulgarten organisieren können, doch jeder wußte, daß dies nur eine provisorische Übergangslösung für das wichtigste Fest des Jahres sein konnte. Und all die anderen Feste? Sollte auf sie ohne Dorfsaal verzichtet werden?

So verwundert es nicht, daß im Winter 1969/70 Musik- und Gesangverein eine Initiative zur Selbsthilfe ergriffen. Auf einer ersten Dorfversammlung am 3. März 1970 erschienen 64 Männer des Dorfes. Nach einer längeren Diskussion stimmten sie über zwei Vorschläge ab: Bau eines Gemeinschaftshauses durch die Gemeinde oder Bau eines Gemeinschaftshauses durch die Hünninger Einwohner mit eventueller Übernahme einer Bürgschaft durch die Gemeinde. 28 Personen stimmten für den ersten Vorschlag, 35 Hünninger für den zweiten.

Da die Anwesenden an diesem Abend das Projekt konkret in Angriff nehmen wollten, bestimmten sie auf einfachen Vorschlag hin einen siebenköpfigen Verwaltungsrat. Die Präsidenten vom Musikverein, Ernst Stoffels, und vom Gesangverein, Michel Küpper, galten aufgrund ihrer Vorarbeit sofort als gewählt. Josef Jost, Clemens Kessler, Peter Kessler, Rudi Lejeune und Johann Simon wurden als weitere Mitglieder bezeichnet. Als Berater wurde Ferdinand Fickers, das Hünninger Gemeinderatsmitglied, hinzugezogen.

Schon am 15. März leitete der Verwaltungsrat die Formalitäten zur Pachtung der gemeindeeigenen Bauparzelle auf dem *»Wass«* ein. Da die Gemeinde juristisch nicht bürgen konnte, galt es nun, die Finanzierung des Projektes zu sichern. Der Verwaltungsrat rief die Dorfeinwohner daher am 18. März zu einer Zeichnung einer Anleihe in beliebiger Höhe auf. Bis zum 4. April hatten 36 Hünninger, deren Namen bis heute nur dem Schriftführer und Kassierer bekannt sind, das Projekt mit Darlehen über insgesamt 498.000 Bfr. unterstützt. Die Vereine erhöhten dieses Darlehen um 115.000 Bfr. Um die Schätzkosten begleichen zu können, nahm der Verwaltungsrat schließlich noch einen Kredit über 500.000 Bfr. bei der Brauerei Diekirch auf.

Am 4. April 1970, also nur einen Monat nach der ersten Dorfversammlung, erfolgte schon die offizielle Gründung der Gesellschaft ohne Erwerbszweck mit dem schwerfälligen Namen *»Gemeinschaft für heimatliche Kultur und Folkloristik G.o.E.«*, deren Statuten am 30. April im Belgischen Staatsblatt veröffentlicht wurden. Dieser sonderbare Name war gewählt worden, da

Regionalpolitiker aufgrund dieser Benennung Zuschüsse in Aussicht gestellt hatten. Sie wurden allerdings nie gewährt.

Schon nach einem Jahr Bauzeit wurde am 24. Juli 1971 große Eröffnung gefeiert. Der Hünninger Dorfsaal galt lange Zeit in den nördlichen Gemeinden der Eifel als Vorzeigestück: Im größeren Umkreis war er der einzige dorfeigene Saal, der aus dörflicher Solidarität entstanden war. Er war ohne Zuschüsse – abgesehen von einigen Holzlieferungen der Gemeinde – und ausschließlich aus eigenen Mitteln (aufgestockt um eine bescheidene Anleihe) erbaut worden. Letztlich war auch die Verwaltung dieses Saales durch einen unabhängigen Verwaltungsrat eine echte Pionierleistung.

Diese Begeisterung kam auch der konkreten Verwaltung des Saales zugute. Denn die Vielfalt der Veranstaltungen erforderte ein hohes Maß an Organisationstalent: Freiwillige Helfer mußten gefunden werden, um die vielfältigen Aufgaben im Laufe des Jahres zu bewältigen. Die tatkräftige Unterstützung durch die meisten Dorfeinwohner galt aber fast als Ehrensache.

Dieser Gemeinschaftsgeist fand seine Entsprechung in der Namensabänderung, die der Verwaltungsrat schon am 12. April 1973 vorschlug. Der bisher gültige, schwerfällige Name wurde in *»Dorfgemeinschaft Concordia V.o.E.«* umgewandelt.

Zunächst erfolgten keine personellen Änderungen im Verwaltungsrat. Die sieben Vorstandmitglieder hatten nämlich für den Kredit der Brauerei persönlich bürgen müssen. Deshalb beschloß die Generalversammlung am 21. März 1973, daß dieser Verwaltungsrat im Amt bleiben sollte, bis die Schulden vollständig abgetragen seien. Nur so könnten die Bürgen auch über die Geschicke des Saales in notwendiger Weise bestimmen.

Zwar wurde der Verwaltungsrat mit Aloys Jost und Aloys Küpper schon 1979 erweitert, die ersten Wahlen erfolgten aber erst im März 1982, nachdem alle Schulden abgetragen waren.

Schon ein Jahr zuvor, am 25. April 1981 hatte das Dorf das erfolgreiche Experiment *»Dorfgemeinschaft Concordia«* gefeiert und die Pioniere und Verantwortlichen für ihren Einsatz geehrt.

Die elf ersten Jahre ohne personelle Veränderungen führten nun dazu, daß der erste Präsident, Clemens Kessler, jüngeren Kräften Platz machen wollte. Nikla Sieberath ergänzte den Verwaltungsrat, während Peter Kessler das Amt des Präsidenten übernahm.

Die zu leistende Arbeit nahm nun erheblich zu. Die Bereitschaft zur Mitarbeit zeigte aber langsam einige Verschleißerscheinungen. Ein Beispiel: Während in den ersten Jahren noch relativ viele Hünninger den Verwaltungsrat beim Putzen des Saales nach einer Veranstaltung unterstützten, beschränkte sich der Kreis der Helfer nach und nach auf die Mitglieder des Verwaltungsrates.

Dorfgemeinschaft Concordia, 1970: Die Gründungsmitglieder des Verwaltungsrates (Ferdinand Fickers, Ernst Stoffels, Michel Küpper, Clemens Kessler, Peter Kessler, Rudi Lejeune, Johann Simon, Josef Jost)

Dorfgemeinschaft Concordia, 1991: Verabschiedung einiger Verwaltungsratsmitglieder im Beisein der Ehefrauen (Eva Jost, Malou Küpper, Edith David, Marga Lejeune, Anita Fickers, Marianne Jost, Michel Küpper, ?, ?, Hermann Rauw)

Um dieser nachlassenden Solidarität entgegenzuwirken, kooptierte das *»Saalkomitee«* 1984 Hermann Rauw. In diesem Jahr war zudem Johann Simon ausgeschieden und durch Bernard Heyen ersetzt worden.

Dieser Wechsel im Verwaltungsrat setzte sich 1990 fort: Ernst Stoffels, Peter Kessler und Bernard Heyen schieden aus. Sie wurden durch Hermann Rauw, Josef Andres und Aloys Fickers ersetzt. Als Josef Jost im folgenden Jahr aus Altersgründen ausschied, traten 1991 erfreulicherweise Roger Wolff und Freddy David und 1992 Heinz-Günther Wolff zur Verstärkung an.

1994 verließen Aloys Küpper und Michel Küpper aus gesundheitlichen Gründen den Vorstand. Einziges Gründungsmitglied im aktuellen Verwaltungsrat blieb nun Rudi Lejeune, der seit 25 Jahren als Schriftführer und Kassierer die Geschicke des dorfeigenen Saales mitbestimmt.

Während Bernard Palm sich der Wahl stellte, blieb die zweite Stelle vakant. Seit 1995 verstärkt nun noch Franz Szczurek nach seiner Kooptierung die Reihen des Verwaltungsrates.

Durch diesen personellen Wechsel konnte sich der Verwaltungsrat – insbesondere nach den ersten elf Jahren ohne Wahl – erheblich verjüngen; auch die wichtigen Dorfvereine sind nach wie vor mittelbar oder unmittelbar im Komitee vertreten.

Hausputz im Saal Concordia, 1994: Auch die Hünninger Frauen erweisen sich immer wieder als unverzichtbare Hilfen
(Lenchen Kessler, Gaby Jost, Elvira Wolff, Franziska Greimers, Aloys Jost, Agatha Kessler, Agnes Weber, Maria Andres)

Dorfgemeinschaft Concordia, 1995: Alle ehemaligen und jetzigen Verwaltungsratsmitglieder
(Josef Jost, Bernard Heyen, Peter Kessler, Clemens Kessler, Aloys Küpper, Johann Simon, Michel Küpper, Aloys Jost, Ernst Stoffels, Josef Andres, Rudi Lejeune, Hermann Rauw, Aloys Fickers, Heinz-Günter Wolff, Roger Wolff, Freddy David, Franz Szczurek, Bernard Palm, Nikla Sieberath)

All das ist zweifelsohne positiv.

Vor Fehlentwicklungen kann aber auch dieser Trend nicht schützen.

Denn auch in Hünningen hat der anfängliche finanzielle und psychische Druck, das tolle Experiment *»dorfeigener Saal«* erfolgreich abzuschließen, in den ersten Jahren stimulierend auf die Vereine, das Dorf und seine Einwohner gewirkt. Hier spielte der Stolz auf den eigenen Dorfsaal sicherlich eine nicht unwesentliche Rolle. Noch bedeutender war wohl, daß allein die Existenz einer ausreichenden Infrastruktur nun Raum für neue Initiativen bot, neue Vereine (wie Turnverein, KG Steinbockhausen, Theater *»Zum lustigen Steinbock«*) entstanden und das Gemeinschaftsleben im Dorf aktiviert wurde.

Nach dieser Eingewöhnungsphase entstanden Alltagsprobleme, die immer wieder origineller Lösungen bedürfen. Das Verantwortungsbewußtsein des einzelnen für das gemeinschaftliche Gut mußte immer wieder in Erinnerung gerufen werden; routinemäßige Arbeiten wurden immer häufiger nur von den Vereinsbegeisterten verrichtet, ihre Begeisterung nutzte sich dadurch übermäßig ab; nach dem Bau des Saales und seiner Ausstattung fehlten neue, große Ziele, die eine neue Begeisterung wecken könnten; Routine kehrte ein.

All das ist nun nicht ungewöhnlich.

Es fordert dem Verwaltungsrat aber viel Phantasie ab, damit das Gemeinschaftsgefühl unter den Hünningern immer wieder gestärkt und die Solidarität mit dem dorfeigenen Saal gefördert wird.

Objektiv gesehen gibt es hervorragende Argumente: In den 25 Jahren seines Bestehens hat die Dorfgemeinschaft Concordia unter ihrem Verwaltungsrat Großartiges geleistet. Jeder Hünninger kann bei privaten Festen die hervorragende Infrastruktur des Saales zu einem geringen Entgelt nutzen. Jeder Verein findet im Saal vergleichsweise optimale Voraussetzungen für seine Veranstaltungen - und das im Vergleich mit anderen Dörfern noch immer konkurrenzlos günstig. Auch die Dorfeinwohner konnten von dem kulturellen und gesellschaftlichen Aufschwung profitieren, den die zahlreichen Veranstaltungen bewirkten.

Rund 900 Veranstaltungen fanden in den vergangenen 25 Jahren im Saal statt, 2.000 Turnstunden von Turnverein und Volksschule kommen hinzu, ebenso mehrere hundert Probestunden für Kappensitzungen und Theateraufführungen.

Hier stellt sich ganz einfach die Frage: Was wäre Hünningen ohne diesen Saal?

Damit Hünningen aber auch in Zukunft auf die hervorragenden Dienste dieses Saales zurückgreifen kann, braucht das Dorf auch weiterhin engagierte Leute. Zunächst müssen – wie in der Vergangenheit – immer wieder freiwillige Helfer gefunden werden, um die Arbeiten während den Veranstaltungen zu gewährleisten. Dann braucht auch der Verwaltungsrat – wie in der Vergangenheit – ständig neue Kräfte, die sich mit Begeisterung für diese Aufgabe engagieren.

Denn trotz öfter wiederholter Meinung mancher Kritiker ist der Verwaltungsrat des Saales kein Hünninger Verein, der neben den anderen existiert. Er besteht aus mehreren engagierten Menschen, die nichts anderes tun, als sich über ihre Arbeit für den Saal einzusetzen.

Und den Nutzen haben die Hünninger und besonders die Hünninger Vereine.

Dorfgemeinschaft Concordia

Verwaltungsrat
Durchschnittsalter

1970: 43 Jahre
1980: 51 Jahre
1990: 52 Jahre
1994: 52 Jahre

Bisherige Präsidenten:

Clemens Kessler: 1970-1982
Peter Kessler: 1982-1988
Aloys Jost: seit 1988

Bisherige Vizepräsidenten:

Michel Küpper: 1970-1994
Hermann Rauw: seit 1994

Bisherige Schriftführer und Kassierer:

Rudi Lejeune: seit 1970

Pfarrgemeinderat Mürringen/Hünningen (1970)

Der Verein heute

Mitglieder: 11
Durchschnittsalter: 49 Jahre
Schriftführerin: Irmgard Thomé
Ziele: Die Mitsorge und Mitarbeit für das Reich Gottes in brüderlicher Freundschaft und die Förderung der Pfarrgemeinschaft

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1970
Motive für die Gründung:
Anzahl Mitglieder: 16
Erster Präsident: Gerhard Palm

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Die Bereitschaft zu einer Mitarbeit oder Unterstützung des PGR läßt ebenso nach wie das Interesse für das religiöse Leben im Dorf.

Der Pfarrgemeinderat, 1986: Die Vertreter des Pfarrgemeinderates mit ihren Familienangehörigen bei einer Wanderung

Als die Priester 1970 auf Dekanatsebene zur Gründung von Pfarrgemeinderäten aufriefen, so verspürten viele Christen damals echte Aufbruchstimmung. Das Zweite Vatikanische Konzil hatte die Mitarbeit der Laien (endlich) angemahnt. Nun schien es soweit zu sein. Es kam weitere Bewegung in die lokalen Kirchen, die durch den Fortschrittswillen mancher Laien und Priester und die entgegenwirkende, konservative Haltung mancher Gläubigen stark geprägt waren.

Dieser Aufbruch war auch mit Ängsten, besonders unter den Priestern, verbunden. Die Dechanten formulierten diese Spannung in einem Rundschreiben vom 1. April 1970: *»Die Pfarrgemeinderäte sind für uns alle Neuland. Daher bedarf es sowohl bei uns Priestern, wie auch bei unseren Laienmitgliedern einer längern 'Einspielung' in den Geist und die Arbeitsweise des Pfarrgemeinderates. Von uns aus gesehen, müssen wir versuchen, viel Fingerspitzengefühl, viel Geduld und besonders viel Vertrauen aufzubringen: zuhören, beraten und wenig ex autoritate bestimmen.«*

Dennoch waren die Ziele dieser neuen Gremien für die Dekanate Büllingen und St. Vith klar ausformuliert: *»Der PGR hat als Aufgabe mit dem Priester, in enger Zusammenarbeit und verantwortlicher Mitarbeit das Reich Gottes, die Kirche, auf Pfarrebene und indirekt auf Gebietsebene, als Glaubens- und Liebesgemeinschaft aufzubauen. Der PGR muß daher wesentlich eine missionarische Ausrichtung haben«.*

Unter den Laien stieß diese Initiative zunächst auf sehr große Resonanz. Denn die ersten Pfarrgemeinderäte wurden gewählt. So beteiligten sich an der Vorwahl am 9. März 1970 80,3 Prozent der wahlberechtigten Hünninger und 72,6 Prozent der wahlberechtigten Mürringer. Bei der entscheidenden Stichwahl lag die Wahlbeteiligung noch immer bei 75,9 Prozent für Mürringen und 73,7 Prozent für Hünningen.

Die zwei Priester, die zwei Organisten und zwei Mitglieder der Kirchenvorstände waren automatisch diesem Gremium beigeordnet. Aus sechs Alterskategorien wurden jeweils zwei Mitglieder gewählt.

Diese Anfangseuphorie verklang allerdings recht schnell. Zwar wurde der zweite PGR 1974 wiederum gewählt, doch die Wahlbeteiligung sank nun schon rapide. Nur noch 46,7 Prozent der Wahlberechtigten gaben in Hünningen ihre Stimme ab.

Dennoch ließen sich die Christen 1978 erneut motivieren. Nun folgten wieder 58,4 Prozent den Wahlaufrufen des ausscheidenden PGR. Im Gegensatz zu Hünningen lag die Wahlbeteiligung in Mürringen noch immer über 70 Prozent.

Dennoch sahen die gewählten Vertreter des Pfarrgemeinderates, daß die bisher praktizierte Wahl nach Alterskategorien kaum noch zeitgemäß war. Denn es wurde zunehmend schwierig, Kandidaten für den Hauptwahlgang in allen Altersklassen zu finden.

Deshalb wurde 1982 nicht mehr gewählt. Stattdessen rief der PGR im Pfarrbrief zur Mitarbeit in diesem Gremium auf. Interessierte Kandidaten sollten sich von nun an melden. Es gab aber nur *»eine Handvoll Reaktionen in den Wahlkästen[1]«*.

»Das Experiment ist fehlgeschlagen«, schlußfolgerte Pastor Kettmus[2]

Einzige Alternative war nun die persönliche Werbung für eine Mitarbeit. Und die fruchtete. Insgesamt sechs neue Mitglieder wurden so gewonnen (zwei für Hünningen, vier für Mürringen).

Auch 1986 und 1990 appellierte der ausscheidende PGR erfolgreich über persönlich adressierte Briefe an die Pfarrangehörigen für eine Mitarbeit. Trotz eines bescheidenen Erfolges verminderte sich die Zahl der verantwortungsfreudigen Ortsvertreter in dem Laiengremium unentwegt.

An den Zielen des Pfarrgemeinderates änderte sich aber nichts. Er verschrieb sich der Förderung und Erhaltung des christlichen Lebens in der Pfarre. Dies wollte er durch den persönlichen Einsatz seiner Mitglieder bewerkstelligen. Praktisch bedeutete das: Eigeninitiative entwickeln, um die Pfarrgemeinschaft zu beleben.

Der Pfarrbrief, der Martinszug, die Teilnahme an Festen und Jubiläen, Krankenbesuche, die Einführung und Verabschiedung von Priestern u.a. sind Zeugnisse dessen, was unter Mitverantwortung in der Pfarre verstanden werden kann.

Der PGR brachte zudem auch demokratische Elemente in das volksreligiöse Leben. Als seit Anfang der 1970er Jahre die Vorabendmessen eingeführt wurden und auch in der Pfarre Mürringen-Hünningen ein Bedürfnis nach dieser religiösen Form spürbar wurde, initiierte der PGR – trotz aller Vorbehalte der Priester – eine demokratische Volksbefragung. 616 Christen unserer Pfarre gaben ihre Stimme ab. Nur 8,3 Prozent wählten weiß oder ungültig. Von den gültigen Stimmen stimmten 81,6 Prozent auf Pfarrebene für die Neuerung. In Hünningen war das Ergebnis noch klarer. Hier stimmten fast 91 Prozent für die Vorabendmesse, die dann auch eingeführt wurde.

Auch wenn die Laien des PGR hier deutlich Eigeninitiative bewiesen hatten, so zeigte sich spätestens nach der bewegten Periode des ständigen Priesterwechsels in den 1980er Jahren, wie stark der PGR durch das Denken und Wirken, das Handeln und Tun der einzelnen Priester gelenkt und bestimmt wurde.

Denn verglichen mit den klassischen Dorfvereinen gewinnen die Pfarrgemeinderäte durch ihre Ziele eine Stellung außerhalb des Gewöhnlichen: Sie haben in wesentlichen Fragen nur beratende Funktion, finanzielle Fragen spielen nur eine untergeordnete Rolle und zwingen nicht zu Solidarität und Initiativgeist und letztlich bewegt sich die Arbeit ausschließlich im geistig-religiösen Bereich.

Hier aber immer wieder Ideen finden, Akzente setzen und diese im Einklang mit Priestern und Gläubigen umsetzen ist wahrlich ein schwieriges Unterfangen. Viele engagierte Laien kehrten deshalb diesem Gremium, in das sie so viele Hoffnungen gesetzt hatten, den Rücken.

Auch in Mürringen kamen die PGR-Mitglieder zu der Einsicht, daß sie *»ihrer Rolle als tatkräftige Mitgestalter und -initiatoren im Pfarrleben nicht mehr gerecht werden können«*.

Ihr Fazit: *»Unser größtes Problem: Wir sind zu einer Außenseitergruppe geworden, die sich nicht mehr oft von der Pfarrgemeinde getragen fühlt. Uns schlägt oft nur Gleichgültigkeit entgegen, nicht wie früher Kritik und Fragen und manchmal auch Ärger. Ein weiteres Problem ist, daß sich der Kreis nicht um junge Leute erweitert[3]«*.

Aus der Not heraus entschloß der PGR sich zu einer Um- und Neuverteilung der Austragedienste, delegierte Arbeiten auch an freiwillige Helfer. *»Wenn das Austragen verschiedener Dinge nicht mehr nur Aufgabe der PGR-Mitglieder ist, wird vielleicht auch der eine oder andere sich eher dazu durchringen, in den PGR einzutreten[4]«*.

Jedoch nicht allein in der geringen Mitgliederzahl spiegeln sich die Sorgen wider. (Miß-)Verstanden sich die PGR-Mitglieder anfangs noch oft als bloßes Organisationskomitee und Dienerschaft des Pfarrers[5], so sahen sie sich nun immer häufiger einsam als treibenden Motor des Pfarrlebens in die Pflicht genommen.

Aus dem *»Mitgestalten dürfen«* sei ein *»Mitgestalten müssen«* geworden. Und dem fühlten viele sich nicht so schnell gewachsen. Zwar halfen ihnen ihre regelmäßigen Treffen mit den Priestern, persönlicher Austausch und Kontakt mit anderen Pfarrgemeinderäten, doch blieben und bleiben sie weitgehend unter sich. In Gemeinschaft Gleichgesinnter bestärkten sie sich und den Pastor gegenseitig in ihren Vorhaben. Wie effizient dieses Gremium aber zu Werke gehen kann, liegt entscheidend an den Christen der Pfarrgemeinde selber. Ansonsten bleiben die Wünsche der PGR-Laien *»nach sichtbar mehr Interesse an und Freiwilligkeit zur kirchlichen Mitarbeit[6]«* wohl nur Vision.

(1) PGR-Sitzung vom 22.4.1982.
(2) Pfarrarchiv Mürringen, Notizen zur Sitzung vom 22.4.1982.
(3) PGR-Protokolle II, p. 58, Punkt 3, Versammlung vom 22.10.1990.
(4) PGR-Protokolle II, p. 64, Punkt 4, Versammlung vom 7.2.1991.
(5) PGR-Protokolle I, Dekanatstreffen der PGR am 28.9.1982 in Hünningen, p. 158.
(6) Vollversammlung des PGR vom 17. Januar 1994.

Pfarrgemeinderat

Bisherige Präsidenten

Gerhard Palm: 1970-1974
Alfons Velz: 1974-1982
In gemeinsamer Verantwortung: seit 1982

Bisherige Vizepräsidenten

Marga Lejeune-Chavet: 1970-1974
Irma Palm-Simon: 1974-1982
In gemeinsamer Verantwortung: seit 1982

Bisherige Schriftführer(innen)

Christel Jost: 1970-1974
Paul Jost: 1974-1978
Ernst Simon und Alfred Rauw: 1978-1982
Alfons Velz: 1982-1991
Irmgard Thomé: seit 1991

Turnverein Concordia (1970/1975)

Der Verein heute

Mitglieder: 14
Durchschnittsalter: 40
Präsident: Franziska Greimers-Jouck
Schriftführer und Kassierer: Rudi Lejeune
Vorturnerin: Elvira Wolff
Ziele: Gesundheitsturnen in geselliger Atmosphäre
Regelmäßige Aktivitäten: Wöchentliche Turnabende

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1970/1975
Motive für die Gründung: Nachdem sich das Gesundheitsturnen als regelmäßige Aktivität etabliert hatte, wurde der Verein aus versicherungstechnischen Gründen ins Leben gerufen und um eine Herrenriege erweitert.
Anzahl Mitglieder: 31 Frauen, 20 Männer
Erster Präsident: Raymond Wolff

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Die Mitgliederzahl ist in den letzten Jahren leicht gesunken, Begeisterung ist nach wie vor vorhanden. Der Verein lebt aber vom Durchhaltevermögen seiner Mitglieder. Es ist zu sehen, ob dieses Angebot in Zukunft den Bedürfnissen der Hünningerinnen entsprechen wird.

Turnverein, 1995
(Anita Engel, Resi Rauw, Franziska Greimers, Karin Heinrichs, Erika Stoffels, Lenchen Gilles, Marga Lejeune, Agnes Wolff, Vera Brüls, Beatrice Jost, Gaby Jost, Elvira Sieberath)

Im Herbst 1970 organisierte der Landfrauenverband an zehn Abenden im Kindergarten ein sogenanntes Gesundheitsturnen. Das Angebot stieß bei den Teilnehmerinnen auf so große Zustimmung, daß die Turnerinnen sich auch nach diesem Kursus regelmäßig trafen, um unter Leitung von Marga Lejeune im neuerbauten Saal Concordia locker zu turnen. So gewannen besonders die Frauen während einem Abend in der Woche durch diesen Verein einen Freiraum, der zu jener Zeit in der patriarchalischen, dörflichen Gesellschaft noch nicht generell selbstverständlich war.

Im Oktober 1975 wurde dann – aus versicherungstechnischen Gründen – ein offizieller Turnverein mit einer Frauen- und einer Männerriege gegründet. Der Verein wurde angemeldet und eine Versicherung für seine Mitglieder abgeschlossen.

Auch die neugegründete Männerriege erfreute sich eines regen Zuspruchs. In den ersten Jahren besuchten immer zwischen 15 und 20 Männer ihre Turn- und Spielabende, die Rudi Lejeune leitete. Zu Beginn

Turnverein, 1973: Das einzige Bild mit den turnenden Damen in der Anfangszeit

der 1980er Jahre erlahmte aber die Begeisterung. Zwar blieb die Zahl der eingetragenen Mitglieder unverändert hoch, die aktive Teilnahme an den Turnabenden sank jedoch auf fünf bis sechs Teilnehmer. Aus diesem Grunde wurden die Aktivitäten der Herrenriege 1981 eingestellt.

Die Damen zeigten hier aber wesentlich mehr Durchhaltevermögen. Nachdem Marga Lejeune ihre Rolle als Vorturnerin aus gesundheitlichen Gründen 1983 aufgeben mußte, übernahm Elvira Sieberath diese Aufgabe mit viel Erfolg.

Die Gründe für die nach wie vor vorhandene Begeisterung für das Gesundheitsturnen kann man unter folgendes Motto stellen: Spaß an Spiel und Bewegung, lockere Atmosphäre ohne Leistungszwang, Frohsinn, Entspannung und Geselligkeit.

Folglich hat dieser Verein auch nur auf dem Papier feste Strukturen: Eine offizielle General- oder Mitgliederversammlung sind ebenso unbekannt wie vereinseigene Feste. Lediglich 1981 und 1991 fanden zwei gelungene Abende zum 10. und 20. Jubiläum statt. Dennoch beteiligt sich der Turnverein als Verein an Dorffesten und -aktivitäten und tritt jährlich mit einem Beitrag auf der Kappensitzung auf.

Turnverein, 1976: Wanderung und Stärkung in der Grillhütte auf Buchholz (Franziska Greimers, Mathilde Peters, Agatha Kessler, Eva Jost, Claudine Simon, Ursula Greimers, Robert Greimers, Ketchen Roehl)

Turnverein Concordia

Vorturner:

Rudi Lejeune: 1975 bis heute
Marga Lejeune: 1975-1983
Elvira Wolff: 1984 bis heute

Turnverein, 1985: Auf die Stühle! Kein Problem am Fetten Donnerstag (Johanna Peters, Agnes Wolff, Lenchen Gilles, Ursula Greimers, Marga Lejeune, Leni Jost, Elvira Sieberath, Maria Küpper, Resi Jouck, Agnes Peters, Frieda Maraite, Mathilde Lux, Resi Rauw, Eva Jost)

Eifeler Wanderverein Hünningen/Büllingen (1971/1977)

Der Verein heute

Aktive Mitglieder: 133
Durchschnittsalter: 50 Jahre
Präsident: Bernard Röhl
Vizepräsident: Freddy David
Schriftführer: Karin Heinrichs
Kassierer: Albert Schuggens
Ziele: Ausübung des Wandersportes

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1971/1977
Motive für die Gründung: Drohende Auflösung des Eifeler Wandervereins Büllingen, Übernahme und Neugründung
Anzahl Mitglieder: 40
Erster Präsident: Hermann Lux

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Der Wandersport hat an Attraktivität allgemein verloren. Die Mitgliederzahl und die Teilnahme an Wanderungen ist für den E.W.V. nach wie vor zufriedenstellend. Der regionalorientierte Verein brauchte aber Nachwuchs und begeisterte Wanderer aus dem Dorf Hünningen selber.

Der Eifeler Wanderverein Hünningen, 1989
(Wilfried Hennes, Mathilde Peters, Charly ?, Josef Peters, Eva Jost, Elisabeth Theißen, Ernst Jouck, Ferdi Dandrifosse, Werner Packes, Martha Huppertz, Patrick Deboer, Werner Renn, ?, Karin Heinrichs, ?, Stefan Hepp, Bernard Roehl, Michel Goenen, Paul Heck, Mathieu Keus, Helmut Ganser, Nikla Küpper, Albert Schugens, Nikla Schugens, Aloys Lux, Lorenz Horch, ?, Karl-Heinz Huppertz, Robert Weber, Diana Packes, Sascha David, Freddy David, ?, Anneliese Dandrifosse, Marco Justen)

Der Wandersport wurde in den 1960er Jahren besonders in der Wallonie schnell populär. Der Wohlstand stieg. Und mit ihm die Zahl der Menschen, die sich ein Auto leisten konnten. Diese steigende Mobilität war aber die Grundvoraussetzung für die Wandervereine. Nur so konnten sie entfernter liegende Regionen aufsuchen, um dort durch Wanderungen Sport zu treiben, Geselligkeit zu erleben und andere Menschen und Landschaften kennenzulernen. Von diesem neuen Modesport, der in den 1970er Jahren in Belgien den Höhepunkt seiner Popularität erreichte, ließen sich auch Büllinger Sportfreunde anstecken.

Sie gründeten 1971 den Eifeler Wanderverein Büllingen. Der Zuspruch hielt sich jedoch in Grenzen. Schon nach einigen Jahren spielte der Vorstand mit dem Gedanken, den Verein wieder aufzulösen. Am 28. Oktober 1977 stand dieser Punkt auf der Tagesordnung der Generalversammlung. Hünninger Wanderer um Josef Peters, Hermann Lux, Bernard Röhl und Werner Jost verhinderten diese Auflösung, indem sie für den Vorstand kandidierten und dort eine deutliche Mehrheit übernehmen konnten.

Sie benannten den Verein in Eifeler Wanderverein Hünningen/Büllingen um. Nach einer kurzen Anlaufphase erlebte dieser neue Dorfverein einen beachtlichen Aufschwung. Schon Anfang der 1980er Jahre zählte er etwa zweihundert Mitglieder. Diese stammten allerdings nicht ausschließlich aus Hünningen, sondern auch aus der näheren und weiteren Umgebung.

Über regelmäßige Vereinsmitteilungen und Nachrichten in den Werbeblättern informierte der *»E.W.V.«* seine Mitglieder über die Wanderangebote der einzelnen Wochenenden.

So entstand ein reger Kontakt zwischen Vorstand und Mitgliedern.

Wandervereine in ganz Belgien wurden besucht, selbst Veranstaltungen in Nordfrankreich, Luxemburg, den Niederlanden oder der Bundesrepublik standen immer wieder auf dem Programm. Ein hervorragendes Aushängeschild waren auch die vielen Langläufer, die häufig in Gruppen bis zu 20 Teilnehmern 100 km-Läufe besuchten. Selbst 24-Stunden-Rennen wurden vereinzelt absolviert.

Die große Wanderbegeisterung wurde auf den jährlich stattfindenden Wanderungen schließlich belohnt. 1981, zum 10. Wandertag, besuchten beispielsweise fast 3.000 Wanderer die Hünninger Wandertage. In der Regel lag die Teilnahme in den 1980er Jahren aber um 2.000 Teilnehmer.

Diese Zahlen waren eigentlich im Vergleich zu den Wanderaktivitäten der Hünninger bescheiden. Der Verein litt deutlich an seiner Randlage. Für alle belgischen Vereine war ein Besuch der Hünninger Veranstaltung zwar immer sehr reizvoll, wegen der weiten Anfahrten aber auch beschwerlich. Aus dem östlichen Hinterland, den unmittelbaren Nachbarregionen der Bundesrepublik, wo dieser Sport ganz anders ausgeprägt war und entsprechende Vereine größtenteils fehlen, kamen aber nur wenige Wanderer nach Hünningen.

Nichtsdestotrotz fanden sich in Hünningen und in der Umgebung so viele Wanderbegeisterte, daß die Wanderungen der befreundeten Clubs in Mürringen oder Weywertz vereinzelt mit bis zu 150 Teilnehmern besucht werden konnten.

Diese Anfangsbegeisterung ließ natürlich auch nach. Und so erfaßte viele Mitglieder des Eifeler Wandervereins, ebenso wie die Mitglieder anderer ostbelgischer Partnerclubs, seit Mitte der 1980er Jahre eine gewisse Trägheit: Begeisterung war nach wie vor vorhanden, nur eben bei weniger Mitgliedern. Das führte dazu, daß der E.W.V. heute zwar noch offiziell 130 Mitglieder hat, aber nur rund 50 Prozent mehr oder weniger regelmäßig aktiv sind. Unter diesen Aktiven befindet sich noch gerade ein Dutzend Hünninger Wanderer.

Die finanziellen Erfolge des Wandervereins bei seiner Wanderung, die im Saal Concordia sehr gute Voraussetzungen findet, gestatten ihm, seine Mitglieder angemessen zu betreuen: So organisierte der Verein öfter in den 1980er Jahren Familienabende für alle Mitglieder. Weitere Ausflüge, natürlich mit Wanderungen verbunden, gehören ebenso zum Programm wie vereinzelte Clubwanderungen. Besondere Feste oder Jubiläen hat der mittlerweile 24jährige Verein noch nicht gefeiert. Jubiläumsstimmung kam dennoch während den 25. Wandertagen am 8. und 9. Juli 1995 auf, die mit rund 2.000 Teilnehmern überdurchschnittlich gut besucht waren.

Auch wenn der E.W.V. durch seine weitgestreute Mitgliederstruktur nur bedingt ein Hünninger Dorfverein ist, so nimmt er dennoch die im Dorf erwachsenden Aufgaben als Verein wahr. Hier sehen die Verantwortlichen auch ein größeres Problem für die Zukunft. Der Mitgliederstamm in Hünningen ist in den vergangenen Jahren merklich geschmolzen, so daß dieser Verein, bei einem Durchschnittsalter von etwa 50 Jahren, seine ortsbezogene Basis zu verlieren droht.

Eifeler Wanderverein

Bisherige Präsidenten

Hermann Lux: 1977-1986
Bernard Röhl: seit 1986

Bisherige Vizepräsidenten

Josef Peters: 1977-1985
Eva Jost-Schneider: 1985-1992
Freddy David: seit 1992

Bisherige Schriftführer

Werner Jost: 1977-1979
Carlo Lejeune: 1979-1983
Karin Heinrichs: seit 1983

Bisherige Kassierer

Bernard Röhl: 1977-1986
Albert Schuggens: seit 1986

Tischtennisclub (1973 - 1974)

Die Gründung des Vereines
Wahrscheinlich im Jahr: 1973
Motive und Ziele: Begeisterung für den Tischtennis
Anzahl Mitglieder: etwa 25

Die Auflösung des Vereines
Wahrscheinlich im Jahr: 1974
Gründe: Zu starke Konkurrenz anderer Sportarten

Hünningen, 1971: Der neuerrichtete Saal bot neuen Vereinen neue Möglichkeiten, so auch dem Tischtennisklub, von dem kein Bild existiert.

Kurzfristige Begeisterung für den Tischtennissport mag wohl die zeitweilige Gründung eines Hünninger Tischtennisclubs motiviert haben. Wohl seit 1973 fanden sich auf Anregung des Turnvereins der Männer ein Dutzend Hünninger Jugendliche einmal wöchentlich im Saal zum Tischtennisspielen ein.

Die Freizeitspieler organisierten drei Tische, von denen Heinz Heinen zwei herstellte. Während mehreren Monaten spielten die *»Reutischs, Jaßen, Heinens, Stoffels, Wollefe, Behrens«*, Hermann Lux und Rudi Lejeune untereinander. Zu guter Letzt bestritten sie im Hinblick auf eine Teilnahme an einem Turnier in Thommen eine Hünninger Clubmeisterschaft. Daran durften sich selbstverständlich auch andere Tischtennisliebhaber des Dorfes beteiligen. Im Ausscheidungsverfahren wurden ein Hünninger Tischtennismeister und die vier Turnierspieler für Thommen ermittelt. Die Qualifizierten nahmen auch später an dem Turnier in Thommen teil, kamen allerdings als Hobbyspieler gegen die starken Clubspieler aus Eupen nicht über die zweite Runde hinaus.

Gleichzeitig boten die jugendlichen Tischtennisfreunde aber auch etwa 15 Kindern Gelegenheit, samstags nachmittags Tischtennis zu spielen. Auch hier wurden zwei interne Clubmeisterschaften organisiert. Die Führung dieses sporadischen Vereins und der Jugendarbeit übernahmen Paul Jost und Werner Jost als Schriftführer.

Wohl durch den ausbleibenden Erfolg in Thommen entmutigt, schwand die Begeisterung für diesen neuen Sport im Dorf recht schnell. Wahrscheinlich nahm für die meisten der Fußball wieder sehr schnell den ersten Rang ein, so daß es wohl nie zu einer echten Clubgründung kam.

Pilgervereinigung Mürringen-Hünningen (1977)

Der Verein heute

Verantwortliche: Ein Vorstandsmitglied des Hünninger und Mürringer Wandervereines
Ziele: Organisation der jährlichen, am 15. August stattfindenden Marienwallfahrt nach Schönberg

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1977
Motive für die Gründung: Privatanregung, die vom Mürringer und Hünninger Wanderverein aufgegriffen und realisiert wurde.

Hünningen, 1994: Die Pilgergemeinschaft Mürringen - Hünningen auf dem Weg nach Schönberg.

Die Pilgervereinigung Mürringen-Hünningen entstand 1977 auf Initiative der beiden engagierten Mürringer Wanderer Hubert Pothen und Hilar Velz.

Sie wollten ihren Volkssport mit der stark an Popularität gewinnenden Marienverehrung am 15. August in Schönberg verbinden.

Da diese Initiative auf Pfarrebene leichter zu verwirklichen war und zudem der Eifeler Wanderverein Hünningen zu den damals größten der Region zählte, wurde für die Organisation dieser jährlich einmaligen Veranstaltung ein einfacher Modus gefunden. Jeweils ein Vorstandsmitglied der beiden Wandervereine übernimmt die jährlichen Vorarbeiten: Anmeldungen annehmen und Mittagssuppe organisieren.

Als äußeres Zeichen erwarb die Pilgervereinigung 1980 eine eigene Fahne, die rund 20.000 Bfr. kostete. Diese Summe wurde einerseits über Einzelspenden finanziert; die verbleibende Restsumme schossen die beiden Wandervereine bei.

Seit Beginn an starteten die Mürringer um 7.45 Uhr. In Hünningen und Honsfeld schlossen sich weitere Pilger an, die am Herresbacher Dorfeingang bis 1991 vom dortigen Musikverein empfangen wurden und den Mittag im Saal Gallo bei einer Erbsensuppe verbrachten. Anschließend zog der Zug nach Schönberg, wo er am religiösen Nachmittagsprogramm teilnahm.

Einen Höhepunkt erlebte dieser Pilgergang bereits Anfang der 1980er Jahre, als der Zug in Honsfeld meist rund 100 und in Herresbach rund 150 gläubige Pilger zählte.

Dieses Bild hat sich seit Ende der 1980er Jahre stark gewandelt. Die Zahl der Hünninger und Mürringer Teilnehmer, die immerhin 19 km zurücklegen müssen, ist auf durchschnittlich 30 gesunken. Jugendliche Pilger sind – im Gegensatz zu den Anfangsjahren – die Ausnahme. Während in den ersten Jahren das Gebet den Pilgergang grundlegend, aber nicht ausschließlich gestaltete, wird heute unter Leitung freiwilliger Vorbeter und Vorsänger laufend gebetet und gesungen.

Ab Herresbach schließt sich nun seit einigen Jahren eine Pilgergruppe aus Lanzerath an, die bereits in Holzheim gemeinsam eine hl. Messe gefeiert hat. Auch Teilnehmer aus Heppenbach und Amel schließen sich hier dem Zug an. Es nehmen sogar vereinzelte Pilger aus den wallonischen Dörfern teil.

Pensioniertenbund (1979)

Der Verein heute

Mitglieder: 21
Durchschnittsalter: 77 Jahre
Schriftführerin und Kassiererin: Margarethe Andres-Collas
Ziele: Monatliche Zusammenkunft verbunden mit Kegeln und Kartenspiel in froher Geselligkeit

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1979
Motive für die Gründung: Der Verein wurde auf Anregung von Pater Kretschmer nach der Pfarrmission von 1979 ins Leben gerufen
Anzahl Mitglieder: 45

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Aus den Gründungsmitgliedern ist eine feste Gruppe entstanden, zu der jüngere Pensionäre nur schwer Zugang gefunden haben.

Der Bund der Pensionierten, 1995
(Maria Kessler-Melchior, Agnes Weber-Jost, Grete Andres-Collas, Gerta Szczurek-Wolff, Maria Stoffels-Pesch, Mariette Jost-Rauw, Jan Szczurek, Clemens Kessler, Grete Greimers-Keifens, Bernard Weber, Johann Simon, Klemens Jost, Bertha Weber-Lux, Lenchen Stoffels-Behrens, Margarethe Jost-Lux, Lisa Kessler-Jost, Finchen Maraite-Arimont, Adolf Kessler, Vroni Simon-Jost, Frieda Horsch-Maraite, Agnes Simon-Weber)

Die Gründung des Vereines erfolgte am 21. März 1979 auf Anregung von Pater Kretschmer während einer Pfarrmission. 45 Interessenten riefen damals die Vereinigung ins Leben und überantworteten Margarethe Andres-Collas die Protokoll- und Kassenführung. Im Verbund mit Gleichaltrigen wollten sie fortan gemeinsam Geselligkeit erleben. Neben einem monatlichen Treffen organisieren sie zusätzlich eine Adventsfeier und zwei Ausflüge jährlich.

In den ersten Jahren trafen die Pensionierten sich in der Alten Kirche, seit 1984 haben sie ihre Treffen in die Gaststätte Jouck-Drösch verlegt. Hier frönen die Pensionäre bei froher Geselligkeit vor allem dem Kegel- und Kartenspiel.

Heute zählt der Pensioniertenbund 21 Mitglieder und nur noch rund ein Drittel aller Ruheständler des Dorfes. Ihr Durchschnittsalter von 77 Jahren verrät, daß es an jüngeren Pensionären bei den monatlichen Zusammenkünften mangelt.

Martinskomitee (1979)

Der Verein heute

Mitglieder: 8
Durchschnittsalter: 38
Präsident: Paul Jost
Schriftführer: Dieter Rauw
Kassierer: André Engel
Ziele: Organisation des St. Martinszuges in der Pfarre Hünningen-Mürringen.

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1979
Motive für die Gründung: Den Martinszug auch in der Pfarre als Brauch einführen
Anzahl Mitglieder: 11
Erster Präsident: Hermann Rauw

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Die jungen Eltern lassen sich immer schwieriger zu einer Mitarbeit bewegen. Deshalb hat das Komitee Probleme, die Mitgliederzahl zu halten.

St. Martin Hünningen, 1993: St. Martin zieht zum Wortgottesdienst in die Kirche ein (Jennifer Weber, Carlo Rauw, Sabrina David, Vicky Hepp)

Das Martinskomitee besteht lediglich aus acht Vätern oder Müttern aus den beiden Pfarrdörfern Hünningen und Mürringen. Seine einzigen Aufgaben bestehen in der jährlichen Organisation des Martinszuges abwechselnd in den beiden Pfarrorten und in der Spende von selbstgebackenem Gebäck für die Schulkinder, das für die Karnevalsfeiern in den Schulen zur Verfügung gestellt wird.

Die Gründung des Martinskomitees geht auf die Initiative des Mürringers Johann Klöcker zurück. Er animierte den Pfarrgemeinderat, sich die Einführung dieses Kinderbrauches zur Aufgabe zu machen. Da 1979 gleichzeitig auch das *»Jahr des Kindes«* war, konnte am 10. November 1979 der erste Martinszug erfolgreich und von allen Eltern aus Hünningen und Mürringen unterstützt durch die Hünninger

Hünningen, 1993: Im Sinne St. Martins teilen die Kinder ihr Spielzeug mit den Ärmeren

Straßen ziehen. Im Pfarrbrief vom 16. September 1979 lesen wir: *»Das Für und Wider wurde eingehend besprochen, vor allem die Frage: Soll der Martinszug von Mürringen und Hünningen gemeinsam oder getrennt gestaltet werden. Um die Gemeinschaft innerhalb der Pfarre zu fördern, um der Veranstaltung einen größeren Rahmen zu geben und um Kosten zu sparen, waren alle Anwesenden der Ansicht, den Martinszug gemeinsam zu halten und zwar abwechselnd in den beiden Dörfern. Auch der Vorschlag in diesem Jahr in Hünningen zu beginnen, fand die Zustimmung fast aller Anwesenden.«*

Heute gehört der Martinszug in Hünningen und Mürringen zum festen Brauchkalender.

Hünningen, 1993: Gespannt warten die Kinder mit ihren selbstgebastelten Fackeln auf den Umzug

Martinskomitee

Bisherige Präsidenten

Hermann Rauw: 1979-1986
Paul Jost: seit 1986

Bisherige Schriftführer

Alfred Rauw: 1979-1985
Dieter Rauw: seit 1986

Bisherige Kassierer

Alfred Rauw: 1979-1985
André Engel: seit 1986

Frauen/Mädchengesangsgruppe (1979 - 1989)

Die Gründung des Vereins
Im Jahr: 1979
Motive und Ziele: Verschönerung der Festtagsmessen
Anzahl Mitglieder: etwa 12

Die Auflösung des Vereins
Im Jahr: 1989
Gründe: Interne Meinungsverschiedenheiten

Hünningen, 1979: Die Singgruppe der Mädchen und Frauen probte im Vereinslokal in der alten Kirche. Ein Bild der Gesanggruppe existiert nicht.

Die Initiative zur Gründung dieser Singgruppe ging von den Hünninger Vertretern des Pfarrgemeinderates am 15. Februar 1979 aus. Diese Initiative sei *»mit Begeisterung«* aufgenommen worden, wie das Protokoll des Pfarrgemeinderates vom 29. März verrät. Die Namen der jungen Gründungsmitglieder konnten nicht mehr recherchiert werden. Diesem erfolgversprechenden Start folgte allerdings schon bald eine erste Krise. Wahrscheinlich schon nach etwa einem Jahr legte die Gruppe eine längere Pause ein. Wohl erst 1984 wurde das alte Vorhaben wiederbelebt.

Nun zählte die Singgruppe etwa zehn bis zwölf Mitglieder, die – im Gegensatz zur Startphase – nun fast ausnahmslos verheiratet und reiferen Alters waren. Die Proben fanden immer alle 14 Tage montags abends im Vereinslokal statt. Zwischen Pfingsten und Oktober wurde eine Sommerpause eingelegt.

Die Sängerinnen wollten durch ihr Engagement die besonderen Festtagsmessen (Weihnachten, Ostern, Pfingsten und Patrozinium) verschönern. Folglich bestand ihr Repertoire fast ausschließlich aus kirchlichen Werken. Lediglich während der Saalfeier zum 91. Geburtstag von Peter Stoffels *(»Hüe«)* trat die Gruppe öffentlich auf und sang einige weltliche Lieder.

Nach einer schwierigeren Phase hat sich die Singgruppe vor der Gründung der *»G.o.E. Alte Kirche«* 1989 aufgelöst, da sie der G.o.E. nicht als eigenständiger Verein beitreten wollte.

Die Gruppe knüpfte durch diese kurze Episode allerdings an ältere Vorbilder an. Denn schon während der Zwischenkriegszeit und von der Nachkriegszeit bis 1965 war der Hünninger Gesangverein wegen Nachwuchsmangel ein gemischter Chor, aus dem die Frauen – nachdem wieder genügend Männer Mitglied waren – zweimal ausgeladen worden waren.

KG Steinbockhausen (1980/1983)

Der Verein heute

Mitglieder: 23
Durchschnittsalter: 30 Jahre
Präsident: Roger Wolff
Vizepräsident: Horst Greimers
Schriftführer: Klaus Stoffels
Kassierer: Roland Jouck
Sitzungsleiter: Carlo Lejeune
Ziele: Organisation der Kappensitzung, Ersatz für einen möglichen Junggesellenverein, Engagement für Dorf, Dorfvereine und wohltätige Zwecke

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1980/1983
Motive für die Gründung: Weiterführung des Dorffestes in neuer Form
Anzahl Mitglieder: 11
Erster Vorstand: Zusammenarbeit ohne feste Vereinsstrukturen

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Die dörfliche Solidarität bildete die Grundlage für die Kappensitzung. Im Hinblick auf das aktive Hünninger Vereinslebens hofft die KG, daß sie auch in Zukunft ihre Veranstaltung vom Dorf fürs Dorf organisieren und ihrem Engagement gerecht werden kann.

Die KG mit Tanzmariechen, 1995
(Freddy Rauw, Erwin Greimers, Roland Jouck, Dieter Gilles, Klaus Stoffels, Patrick Keus, Roger Wolff, Alex Küpper, Carlo Lejeune, Horst Greimers, Erwin Maraite, Peter Behrens, Rainer Simon, Erwin Gilles, Erwin Simon, Heinz-Günter Wolff, René Kessler, Paul Jost, Martin Küpper, Franz Szczurek, Ludwig Brüls, Dietmar Peter, Gerd Jost, Robert Weber, (fehlt: Guido Küpper), Michaela Lux, Doris Gilles, Severine Weber, Annette Palm, Tanja Kessler, Christa Greimers, Heidi Greimers, Marina Fickers, Caroline Lux, Monique Halmes, Bettina David)

Es war ganz einfach Zufall, daß in Hünningen am 3. Februar 1980 eine Kappensitzung stattfand. Eine kurze Notiz aus den Anfangsjahren der KG verrät uns, daß *»die Hünninger Karnevalsgesellschaft durch die Hünninger Jugend ins Leben gerufen wurde. Roger Wolff und Werner Jost wollten einen Ersatz für den gemütlichen Dorfabend in Hünningen finden. Außerdem war ein Kinderspielplatz entstanden, der noch nicht ganz bezahlt war. Daher beschlossen die zwei oben genannten, eine Kappensitzung zu organisieren. An dieser sollten alle Vereine und sonstigen Freiwilligen mithelfen können.«*

Ein Ersatz für den gemütlichen Dorfabend sollte es werden. Das versprach Tradition. Denn als gemütlicher Dorfabend galten wohl seit Ende des 19. Jahrhunderts die Theateraufführungen des Gesangvereins, die seit 1921 durch Dramen und Lustspiele des Musikvereines ergänzt worden waren. Nach dem Zweiten Weltkrieg war diese Tradition 1951 wiederbelebt worden, jetzt aber als Gemeinschaftsproduktion zwischen Musik- und Gesangverein.

Die Schließung des letzten Dorfsaales in *»Andresen«* 1969 bedeutete gleichzeitig das Ende der Theateraktivitäten im Dorf. Den gemütlichen Dorfabend wollten die idealistischen Hünninger aber nicht missen. So organisierten 1974 einige Vereine einen lockeren Abend, der die alte Tradition wiederbeleben sollte. 1977 wurde dieses Experiment in Gemeinschaftsproduktion aller Vereine wiederholt. Und weil es so gut klappte, im folgenden Jahr nochmals.

Auch das Silberjubiläum des *»Dorfschulmeisters«* Rudi Lejeune 1978 war als gemütliches Dorffest konzipiert.

Die Idee, diese Tradition eines Dorfabends in neue, feste Formen zu fügen, lag also nahe. Denn die Solidarität zwischen den Vereinen und den Hünningern schien stark genug, um dieses neue Experiment zu wagen.

Und Solidarität war 1980 gefragt. Denn die gute Idee eines Kinderspielplatzes, 1979 im Jahr des Kindes lanciert, hatte nicht nur Taten, sondern auch eine beträchtliche Lücke in der Kasse folgen lassen.

Völlig informell, sporadisch, ohne feste Strukturen wurde deshalb eine Kappensitzung aus dem Boden gestampft, die in mehrfacher Hinsicht erfolgreich war: Die Hünninger hatten mitgemacht, hatten in großer Zahl die Veranstaltung besucht ... und die Jugendlichen hatten einfach Lust auf mehr. Bei einer Kappensitzung sollte es nicht bleiben.

Kappensitzung, 1994:
Für das Nähen der neuen Kostüme der Tanzmariechen werden die Frauen der KG Mitglieder geehrt
(Erwin Maraite, Heinz-Günter Wolff, Horst Greimers, Klaus Stoffels, Martin Küpper, Carlo Lejeune, Patrick Keus, Roger Wolff, Dietmar Peter, René Kessler, Erwin Simon, Gaby Jost, Astrid Lejeune, Helga Behrens, Marina Greimers, Erika Stoffels, Ariane Simon, Vera Brüls, Marga Szczurek, Anja Giebels, Inge Küpper, Jacqueline Peter, Karin Heinrichs, Jacqueline Andres)

Kappensitzung, 1995: Stimmung ist Trumpf mit Tänzen, Sketchen, Büttenreden
(Guido Küpper, Erwin Simon, Gerd Jost, René Kessler, Carlo Lejeune, Roland Jouck, Peter Behrens, Paul Jost, Bettina David, Linda Küpper, Sabine Masson, Christa Greimers, Annette Palm, Ilona Peters, Michaela Lux)

Und so wiederholte sich das Experiment im folgenden Jahr. Das Ziel war klar: Ein Fest vom Dorf für das ganze Dorf. Diesem Wahlspruch blieb die KG bis heute treu. Fast 700.000 Bfr. spendete der Verein in seinen 15 Jahren für wohltätige Zwecke und für Bedürfnisse im Dorf. Dies hatte zur Folge, daß die KG eigentlich nie über nennenswerte Reserven verfügte. Doch diese finanzielle Not regte die Phantasie der Gruppe ungemein an. So organisierte sie seit 1982 zusätzliche Veranstaltungen (wie Preiskegeln, Maiball, Videoabende, ein Quiz, Nikolaus- oder Jugendbälle), um Impulse zu setzen und auch Geld zu verdienen (was mit der Kappensitzung kaum gelang).

Erst nach fast vier Jahren rang sich der Elferrat, das bisherige Organisationsgremium, zur Verabschiedung festerer Strukturen durch. Es war am Tag der unschuldigen Kinder, am 28. Dezember 1983, als die K.G. Blau-Weiß Hünningen als echter Verein aus der Taufe gehoben wurde.

Dieser Schritt war wohlüberlegt. Denn die nicht ganz unbegründete Angst bestand, daß feste Organisationsstrukturen für dieses Dorffest manchen Verein von seiner bisher gezeigten Solidarität abbringen könnten. Gott sei Dank bewahrheitete sich diese Angst nicht. Die Hünninger sehen bis heute die Kappensitzung uneingeschränkt als ihr Fest an – vielleicht auch wegen des großen Erfolges dieser Veranstaltung.

Der Name KG Steinbockhausen setzte sich nun erst im Laufe der Zeit langsam durch. Zunächst war der Begriff *»Steinbockhausener Kappensitzung«* öfter vom ersten Sitzungsleiter, Paul Jost, in seinen Reden gebraucht worden. Seit der 7. Sitzung 1986 pflanzte Carlo Lejeune diese Bezeichnung vorsichtig in die Voranzeigen ein. Und schließlich wurde zum 11jährigen Jubiläum die Gesellschaft gründlich umgestaltet. Der alte, wenig aussagekräftige Name KG Blau-Weiß Hünningen wurde in KG Steinbockhausen umgewandelt und ein entsprechendes Emblem in Auftrag gegeben. Zur Vorbereitung der besonderen Sitzung wählte der Elferrat 1989 einen Vorstand, der jährlich zur Wahl steht. Schließlich ist die KG seit dem 21. Mai 1993 auch noch als Vereinigung ohne Erwerbszweck eingetragen. Ein langer Weg also hin zu einem echten Dorfverein.

Einer der Höhepunkte der bisherigen Vereinsgeschichte war wohl das 1. Eifeler Dorffest, das Anfang August 1993 als reine Wohltätigkeitsveranstaltung stattfand. Mit einem alternativen Angebot zu sonstigen Massenveranstaltungen bereitete die KG

KG Steinbockhausen

Bisherige Präsidenten
Roger Wolff: seit 1983

Bisherige Vizepräsidenten
Horst Greimers: seit 1993

Bisherige Schriftführer
Paul Jost: 1983-1987
Klaus Stoffels: seit 1987

Bisherige Kassierer
Werner Jost: 1983-1991
Peter Behrens: 1991-1994
Roland Jouck: seit 1994

Bisherige Sitzungsleiter
Paul Jost: 1980-1991
Carlo Lejeune: seit 1992

rund 2.500 Gästen ein abwechslungsreiches Wochenende. Zu den Höhepunkten zählten zweifelsohne die bunte Mischung (Eselrennen, Handwerkermarkt, Kindermotorräder), die große Abwechslung (Zauberer, Mini-Play-back-Show, Tänze), die familienfreundliche Planung (Kinderanimationen, Konzerte, viel Platz zum Spielen) und das tolle Wetter.

Herzstück der Vereinsaktivitäten sind und bleiben aber die Kappensitzungen, die immer am zweiten Sonntag vor Karneval stattfinden. Parallel zur wachsenden Popularität dieser Großveranstaltungen, die jährlich von rund 150 Hünningern gestaltet und von 400 bis 550 zahlenden Zuschauern besucht werden, entwickelte sich die KG zu einem der dynamischen Vereine im Dorf, der bewußt auf enge Zusammenarbeit zwischen den Generationen setzt.

Die Verantwortlichen zählen die Unterstützung durch die übrigen Vereine, die eigene Phantasie, die Risikofreude, die permanente Finanznot und die Nachwuchsförderung zu den Stärken des Vereines.

Dennoch hegen die karnevalsbegeisterten Hünninger den Wunsch, daß die KG auch in Zukunft immer wieder engagierten Nachwuchs findet und sich nicht irgendwann zu einem geschlossenen Kreis entwickelt. Effektiv sind viele Mitglieder, die vor 15 Jahren als Junggesellen begannen, heute gestandene Ehemänner. Auch das Durchschnittsalter steigt. Zudem kann der Verein die Abwanderung mancher Mitglieder in benachbarte Dörfer oder weiter entfernt liegende Städte nur durch eine regionale Offenheit wettmachen, indem er auch fortgezogenen Hünningern offenbleibt.

Doch auch diese Offenheit würde wenig nützen, wenn das Engagement der KG-Mitglieder mit dem Fortzug nachließe.

Wer für sich aber in Anspruch nimmt, dynamisch zu sein, der wird auch für diese Probleme mit viel Phantasie Lösungen finden.

Kegelclub »*Stina-Möpse*« (1982)

Der Verein heute

Mitglieder: 11
Durchschnittsalter: 39 Jahre
Präsident: Richard Greimers
Schriftführer und Kassierer: Klaus Stoffels
Ziele: Freizeit- und Feierabendgestaltung

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1982
Motive für die Gründung: Freude am wettkampfmäßigen Sportkegeln
Anzahl Mitglieder: 10
Erster Präsident: Alois Fickers

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Die Freude am Kegeln hat deutlich nachgelassen. Deshalb macht der Verein sich Sorgen um jugendlichen Nachwuchs.

Kegelklub *„Stina-Möpse"*, 1995
(Richard Greimers, Manfred Jost, Raymond Wolff, Roger Wolff, Josef Schmitz, Barthel Jouck, Erwin Simon, Klaus Stoffels, Bruno Jost, Herbert Stoffels, Heinz Günther Wolff)

Heute zählt der Kegelklub elf Mitglieder, die sich dieser Freizeit- und Feierabendgestaltung verschrieben haben.

Der Klub wurde 1982 von einigen begeisterten Hobbykeglern aus der Taufe gehoben. Die gerade neu eröffnete Gaststätte Jouck-Drösch mit ihrer Bundeskegelbahn dürfte wohl den entscheidenden Anstoß zu dieser Gründung gegeben haben.

Bis heute gehören dem jungen Verein ausschließlich Hünninger oder gebürtige und in anderen Orten wohnende Hünninger an. Eine Mitgliedschaft in diesem Verein steht allerdings allen Kegelinteressierten offen. Denn das Durchschnittsalter der Mitglieder liegt bei 39 Jahren. Da im Dorfe selber aber nach Meinung der Klubmitglieder kaum Nachwuchskegler vorhanden sind, setzen die Verantwortlichen für die Zukunft auf eine Öffnung des Vereines.

Kegelclub

Bisherige Präsidenten

Alois Fickers: 1982-1989
Viktor Weber: seit 1989-1994
Richard Greimers: seit 1994

Bisherige Schriftführer und Kassierer

Klaus Stoffels: seit 1982

V.o.E. Alte Kirche (1990)

Der Verein heute

Mitglieder: 10 Vereine
Präsident: Paul Jost
Vizepräsident: Peter Lux
Schriftführerin: Karin Heinrichs
Kassiererin: Lucienne Roehl
Ziele: Verwaltung der sogenannten Alten Kirche als Hünninger Vereinslokal

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1990
Motive für die Gründung: Die sogenannte Alte Kirche mußte dringend renoviert werden, um als Vereinslokal erhalten werden zu können. Alle Vereine des Dorfes zeigten sich solidarisch und entsandten einen Vertreter in die V.o.E. Alte Kirche.
Anzahl Mitglieder: 10 Vereine
Erster Präsident: Paul Jost

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Der Verein ist ein Zweckbündnis, das sich die Verwaltung und Nutzung der Alten Kirche zum Wohl des Dorfes zum Ziel setzt. Da alle Nutzen von dieser Arbeit haben, hoffen die Verantwortlichen natürlich auch für die Zukunft auf dörfliche Solidarität.

Hünningen, 1994: Der Tagungsraum des Vorstandes der G.o.E Alte Kirche

Schon 1983 hatten Musik- und Gesangverein das Bürgermeister- und Schöffenkollegium um einen Ortstermin in der Alten Kirche gebeten: *»Die unteren Lokale sind feucht, die von den Vereinen angeschafften Objekte wie Klavier, Noten und Fahnenschränke sowie die Bibliothek leiden unverantwortlich«*, klagten die Hünninger. Sie hätten *»in einer Versammlung des Kirchenvorstandes mit den Vertretern der Vereine am 19. Oktober eine Trockenlegung der Außenmauern, eine Erneuerung der Schächte, Fenster und Eingangstüren sowie ferner die Ventilation und Erneuerung der Innenwände und des Fußbodens ins Auge gefaßt«*.

Der Handlungszwang scheint 1983 noch nicht so groß gewesen zu sein. Zwar renovierten Musik- und Gesangverein ihr gemeinsames Lokal. Die Gebäudehülle profitierte von diesem Eingriff aber kaum.

Erst sechs Jahre später führten Vorgespräche zwischen Kirchenvorstand, Vereinen und Gemeinde zu der entscheidenden Versammlung vom 9. Oktober 1989. Der Kirchenvorstand offenbarte zunächst, daß er die stets steigenden Unterhaltskosten des alten Gebäudes nicht mehr tragen könne. Deshalb sei eine Renovierung unumgänglich.

Diese nüchterne Bestandsaufnahme fand ungeteilte Zustimmung.

Daraufhin schlug Bürgermeister Gerhard Palm vor, daß die Hünninger Dorfvereine eine Vereinigung ohne Erwerbszweck gründen sollten, die Planung, Durchführung und Finanzierung einer Renovierung in die Wege leiten und das Gebäude anschließend in Eigenverwaltung übernehmen sollten.

Diesem Vorschlag wurde Folge geleistet. Der am 22. Januar 1990 gegründeten *»V.o.E. Alte Kirche Hünningen«* gehörten neben den vier Hausvereinen Musik- und Gesangverein, Landfrauen und KLJ noch weitere sechs Vereine an, die aus dörflicher Solidarität beitraten: Der Eifeler Wanderverein, der Turnverein, die KG Steinbockhausen, die Bauerngilde, der Pfarrgemeinderat und der Kirchenvorstand, der der V.o.E. das Gebäude per Erbpachtvertrag für 30 Jahre übertrug.

Eineinhalb Jahre später war die Finanzierungsfrage einvernehmlich geregelt: Am 31. Oktober 1991 legte die Deutschsprachige Gemeinschaft ihre vorläufige Zuschußzusage über 60 Prozent der Kosten vor. Der Gemeinderat hatte sich unterdessen geeinigt, weitere 1,5 Mill. Bfr. beizusteuern. Die Restsumme mußte die V.o.E. selber tragen. In einer zweiten Ausschreibung, die mangels Interessenten notwendig wurde, erhielt die Firma Hotiba aus Herresbach im Mai 1992 den Zuschlag für ihr Angebot über 4,7 Mill. Bfr.

Im November 1992 begannen die Abbrucharbeiten (einige Innenmauern, Treppe, Decke des Saales u.a.) in der Alten Kirche durch engagierte Hünninger Einwohner. Anschließend erfolgte die grund-

Hünningen, 1994:
Ein bedeutender Teil der Renovierungsarbeiten, wurden in Eigenleistung ausgeführt (Rudolf Peters, Peter Lux, Michael Rauw, Jonny Lux, Walter Palm, Robert Weber)

legende Renovierung: Die alte Treppe wurde durch eine neue ersetzt, ein Heizungsraum und Toiletten wurden hochgezogen, die Elektro- und Sanitäranlage vollständig ersetzt, das Dach wurde teilweise erneuert, das Gebäude von außen verputzt. Anfang April 1994 waren die Arbeiten abgeschlossen. Besonders erfreulich war, daß die Kosten wegen einiger Eigenarbeiten rund 400.000 Bfr. unter der veranschlagten Summe lagen.

Die V.o.E. mußte schließlich noch 260.000 Bfr. tragen, die durch verschiedene Aktionen von den Vereinen gemeinsam aufgebracht wurden.

Am 10. September 1994 wurde das renovierte Gebäude in einer akademischen Sitzung offiziell eingeweiht und am folgenden Tag der Dorfbevölkerung vorgestellt.

Dem Verein V.o.E. Alte Kirche fällt nun die Verwaltung dieses Gebäudes zu, das die kulturelle Infrastruktur des Dorfes erheblich verbessert. Die finanzielle Lage des jungen Zweckbündnisses ist zufriedenstellend, da die Kosten für die Renovierung erheblich gesenkt werden konnten. Der Unterhalt wird nach einem festgelegten Schlüssel durch die Dorfvereine bestritten, so daß die V.o.E. vorerst ruhigen Zeiten entgegenblicken kann.

V.o.E. Alte Kirche

Bisherige Präsidenten
Paul Jost: seit 1990

Bisherige Vizepräsidenten
Peter Lux: seit 1990

Bisherige Schriftführerinnen
Karin Heinrichs: seit 1990

Bisherige Kassierer
Guido Jost: 1990
Nicole Röhl: 1991
Lucienne Röhl: seit 1992

Theater »*Zum lustigen Steinbock*« (1991)

Der Verein heute

Mitglieder: 13
Durchschnittsalter: 25 Jahre
Schriftführerin: Francine Lux
Kassierer: Carlo Rauw
Ziele: Unterhaltung durch traditionelle Theateraufführungen und Förderung des Kontaktes innerhalb der Dorfgemeinschaft
Regelmäßige Aktivitäten: Theateraufführung am Ostersonntag

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: 1991
Motive für die Gründung: Wiederbelebung der alten Hünninger Theatertradition
Anzahl Mitglieder: 10

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Sehr positiv

Theaterverein, 1995
(Lydia Grün, Francine Lux, Carlo Rauw, Tanja Kessler, Claudia Greimers, Jacqueline Andres, Rainer Maraite, Veronika Jost-Mausen, Martin Küpper, Alex Küpper, Guido Jost, Rainer Wilquin, Roger Wolff)

Die Aufführung von Theaterstücken hat in Hünningen eine lange Tradition. Da die wenigen Vereine, die noch vor 1900 in der Eifel gegründet worden waren (Junggesellenvereine, Gesangvereine, wenige Musikvereine), recht häufig Theaterabende organisierten, um ihre Kasse zu füllen und das Dorfleben zu bereichern, liegt die Vermutung nahe, daß dies auch in Hünningen der Fall gewesen sein könnte. Vielleicht führte der Gesangverein schon seit den 1870er Jahren, vielleicht aber auch erst viel später eigene Stücke im Winter auf. Nachweisbar wird dieses Theaterspiel 1922, als der neugegründete Musikverein diese weitverbreitete Sitte aufgreift, und sich der Gesangverein ein Jahr später durch getrennte Aufführungen anschließt.

Die Theaterstücke wurden meist am Karnevalssonntag und am Patronatsfest des Hl. Josef aufgeführt. Doch auch andere Termine (Nikolaustag u.a.) scheinen möglich gewesen zu sein. Der Karnevalssonntag war aber in der belgischen Eifel der traditionelle Theatertag schlechthin. Und er ist es auch geblieben - in Hünningen bis 1969.

In diesem Jahr mußten Musik- und Gesangverein diese Tradition aufgeben. In den 1920er und 1930er Jahren hatten sie ihre Aufführungen wohl wegen der großen Spannungen getrennt präsentiert. Seit 1951 bestritten sie dann die Abende gemeinsam.

Diese Tradition war nach dem Zweiten Weltkrieg allerdings schon 1947 wiederbelebt worden. Diesmal war es kein Verein, sondern Lehrer Gielen, der mit seinen Schülern ein Theaterstück am Fastnachtsonntag und am Josefstag aufführte. »*Das Grab an der Heide*« als »*ernstes Stück*« und »*Georg Johann Trüppel im Verhör*« als Lustspiel standen auf dem Programm. Da die Hünninger auch 1947 alle Mühe hatten, das Lebensnotwendigste wiederherzustellen, soll die Bühne damals notdürftig aus Brettern von Munitionskisten zusammengeschustert worden sein. Der Überschuß dieser Veranstaltung von rund 3.000 Bfr. sei damals an die Kirche gegangen, erinnern sich einige Zeitzeugen.

Als der letzte Dorfsaal in »*Andresen*« 1969 schloß, konnten Drama und Lustspiel, traditionelle Paare für die Dorfaufführungen, nicht mehr auf den Brettern, die die Welt bedeuten, aufgeführt werden.

Ende der 1970er Jahre belebte der Wanderverein das Theaterspielen im Dorf kurzzeitig durch einige kleinere Aufführungen auf seinen Familienabenden.

Erst auf dem Weihnachtsmarkt 1991 trafen sich dann einige Hünninger Theaterbegeisterte, die über eine mögliche Wiederbelebung dieser Veranstaltung fachsimpelten. Roger Wolff, Guido Jost und Lydia Grün fanden diese Idee so verlockend, daß sie diesen Plan unmittelbar in die Tat umsetzten.

Schon am Ostersonntag 1992 konnten 343 zahlende Zuschauer die Premiere der Theatergruppe »*Zum lustigen Steinbock*« beklatschen. Am Samstagnachmittag hatte bereits eine Generalprobe vorab für die

Theaterverein, 1993: Die komplette Mannschaft nach der Aufführung
(Karin Rauw, Bettina David, Tanja Kessler, Roger Wolff, Guido Jost, Martin Küpper, Lydia Grün, Francine Lux, Klaus Stoffles, Jacqueline Andres, Claudia Greimers, Alex Küpper, Rainer Maraite, Carlo Rauw, Gaby Greimers)

Theaterverein, 1994: Seit der Gründung des Vereines konnten sich die Schauspieler mit ihren Schwänken ein treues Stammpublikum „erspielen"
(Veronika Jost, Rainer Maraite, Claudia Greimers, Alex Küpper)

Hünninger Kinder stattgefunden. Auch sie wurde ebenso wie das Theaterspiel am Ostersonntag schnell zur Tradition.

Da diese erste Aufführung eine recht umfangreiche Infrastruktur auf der Bühne voraussetzte, das Geld aber ganz einfach nicht vorhanden war, streckte jeder Spieler 5.000 Bfr. aus der eigenen Tasche vor, um diese Finanzierungslücke bis zur Aufführung zu schließen. Erst sie brachte erste Einnahmen ein.

Auch im zweiten Jahr unterstützten die Spieler ihr neues Hobby durch einen finanziellen Vorschuß von 3.000 Bfr, der ebenfalls nach der Aufführung zurückerstattet wurde. Seit 1994 sind die Rücklagen des jungen Vereines so gut, daß die Veranstaltung vorab kostendeckend finanziert werden kann. Denn mittlerweile zählt die Theatertruppe einen festen Kreis von durchschnittlich 300 zahlenden Zuschauern für ihre einzige Aufführung in der von Dezember bis April dauernden Theatersaison.

Auch das Vereinsleben präsentiert sich intakt. Die Gruppe pflegt bewußt regen Kontakt mit den anderen regionalen Theatervereinen. Durch die Besuche der regionalen Theateraufführungen erhalte die Gruppe nicht nur willkommene Hilfestellungen bei der Auswahl der Stücke, sondern hierdurch werde auch der Zusammenhalt unter den Spielern erheblich gestärkt, unterstreichen die Verantwortlichen der Truppe.

Die Theaterspieler sehen die Zukunft ihres jungen Vereines sehr positiv. Die räumlichen Voraussetzungen seien in Hünningen mit Saal Concordia und Alter Kirche hervorragend. Dem stehe die technische Ausstattung in nichts nach. Hier erhalten die Theaterbegeisterten einerseits von der Theaterkiste und andererseits vom Möbelhaus Palm jährlich tatkräftige Unterstützung. Und schließlich sei auch das Interesse unter den Jugendlichen am Theaterspiel sehr groß, so daß die Truppe sich bisher kaum vorstellen kann, daß Nachwuchsmangel in absehbarer Zeit eintreten könnte.

Größtes Problem in der gemeinsamen Bühnenarbeit sind bisher die unterschiedlichen (Schicht-)Arbeitszeiten einzelner Gruppenmitglieder, die ein regelmäßiges Proben zunehmend erschweren. Doch dank der guten Stimmung und des großen Erfolges des Theaters *»Zum lustigen Steinbock«* bei den Aufführungen scheint diese Sorge recht klein zu sein.

Theater
»Zum lustigen Steinbock«

Schriftführer: Francine Lux seit 1991
Kassierer: Carlo Rauw seit 1991

Arbeitsgruppe »Geschichte im Dorf« V.o.E. (1995)

Der Verein heute

Mitglieder: 12
Durchschnittsalter: 47 Jahre
Präsident: Hermann Jost
Schriftführer: Christel Greimers-Jost
Kassierer: Rudi Lejeune
Ziele: Die Mitglieder der V.o.E. möchten das Hünninger Dorfleben erforschen und die Ergebnisse publizieren

Die Gründung des Vereins

Im Jahr: März 1991
Motive für die Gründung: Während den Vorbereitungen für das Buch *»Altes Land an der Work«* entstand die Idee, auch eine Chronik für das Dorf Hünningen zu erarbeiten. Da die Resonanz auf einen entsprechenden Aufruf zur Mitarbeit ausgesprochen positiv war, begann die Arbeitsgruppe im März 1991 mit ihrer Arbeit.
Anzahl Mitglieder: 12

Wie sieht der Verein seine Zukunft?

Die Mitglieder der Arbeitsgruppe sehen sich als Zweckverband, der zunächst die Dorfchronik publizieren soll. Ob weitere Aktivitäten folgen, wird in Zukunft allein von der Arbeitsbereitschaft der einzelnen Mitglieder abhängen.

1989/90 feierte der Ort Büllingen seine 1200jährige Ersterwähnung. Der Festausschuß regte aus diesem Anlaß auch eine Publikation über die Gemeindegeschichte an.

Als Mitarbeiter engagierten sich auch die Hünninger Rudi und Carlo Lejeune. Für sie war es naheliegend, die Publikation einer Hünninger Dorfgeschichte nach diesen Erfahrungen anzuregen.

Anfang 1991 riefen sie deshalb die Hünninger zu einer Mitarbeit an diesem Projekt auf. Da die Resonanz sehr positiv war und sich insgesamt 12 Mitarbeiter einfanden, nahm die Gruppe im März 1991 ihre Arbeit auf.

In vorbildlicher Weise wurde sie von den Vereinen und den Dorfeinwohnern unterstützt. Während die Vereine die Arbeit mit finanziellen Zuschüssen förderten, standen die Dorfeinwohner fast ausnahmslos den vielen Fragen, Interviews und Umfragen immer wieder Rede und Antwort.

Auf dieser Grundlage konnte eine fruchtbare Arbeit erwachsen, die im Oktober 1995 zum 25jährigen Jubiläum der Dorfgemeinschaft Concordia durch die Publikation von *»Hünningen - Heimat an den Grenzen«* vorläufig abgeschlossen werden soll.

Ob sich die Arbeitsgruppe, die seit Juli 1995 eine V.o.E. ist, auch in Zukunft noch unbearbeiteten Aspekten der Dorfgeschichte widmet, hängt wohl von der Dynamik und Arbeitsbereitschaft ihrer Mitglieder ab.

WENN DOKUMENTE REDEN

1994

Die renovierte Alte Kirche wird eingeweiht

Da der Zustand der Alten Kirche in den 1980er Jahren verhältnismäßig schlecht war, gründeten die Hünninger Vereine am 22. Januar 1990 eine *»V.o.E. Alte Kirche«*. Diese Vereinigung stellte sich die Aufgabe, das älteste Hünninger Gebäude zu renovieren und in Zukunft als Vereinslokal für alle Vereine zu verwalten. Am 10. September 1994 wurde das renovierte Gebäude in einer akademischen Sitzung offiziell eingeweiht und am folgenden Tag der Dorfbevölkerung vorgestellt. Alle Redner der Festveranstaltung hoben den Initiativgeist der Hünninger hervor, die sich durch diesen mutigen Schritt hervorragende Voraussetzungen für die Vereinsarbeit geschaffen hätten und nun neben dem Saal Concordia über ein zweites dorfeigenes und vom Dorf verwaltetes Gebäude verfügten.

Hünningen, 1994: Im Januar legte eine Explosion infolge eines Gasaustrittes die ehemalige Poststelle Josthaus in Schutt und Asche

Keine Zukunft für das Plattdeutsche?

In einer Untersuchung der Volksschule stellte sich heraus, daß nur noch ein Kind auf dem Schulhof Dialekt sprach. Alle anderen redeten nur noch die Hochsprache. Lediglich bei den Großeltern redeten 50 Prozent der Kinder noch Mundart. Rund 33 Prozent gebrauchten diese Sprache noch bei Verwandten oder in der Freizeit. Nur noch sieben von acht Schülern gaben an, das Plattdeutsche gut zu beherrschen.

Das verwundert nicht. Denn nur ein Kind redete noch ausschließlich Dialekt mit den Eltern. Sieben ausschließlich Hochdeutsch und sieben gaben beide Sprachen an.

Von den 27 beantworteten Fragebögen der Eltern, die Kinder zwischen drei und 15 Jahren haben, gaben 21 an, ausschließlich Dialekt zu reden. Nur zehn reden aber diese Sprache mit ihren Kindern und in nur vier Haushalten verwenden auch die Kinder Dialekt im täglichen Umgang miteinander.

Aus den Antworten der verschiedenen Fragebögen wurde ersichtlich, daß die Eltern dem Gebrauch der plattdeutschen Mundart reserviert gegenüberstehen, weil sie im allgemeinen Nachteile für ihre Kinder bei der Erlernung der Hochsprache befürchten. Dieses Argument ist besonders in den 1960er und 1970er verwandt worden; viele Pädagogen und Sprachforscher stufen es als nicht stichhaltig ein.

Die Verwendung des Dialektes scheint demnach auch in Hünningen an das Alter gekoppelt zu sein. Denn im allgemeinen ist die Mundart noch recht populär. Von den 91 der 111 Hünninger Haushalte, die sich an der Umfrage beteiligten, gaben 69 (76 Prozent) an, im Alltag bevorzugt Dialekt zu reden, acht (neun Prozent) verwenden Dialekt und Hochsprache. Das sind immerhin 85 Prozent der Hünninger Haushalte.

Auf die Frage nach der nachlassenden Erlernung der Mundart antworteten viele, daß das Reden des Dialektes als *»nicht modern«*, *»nicht aktuell«* angesehen werde, daß Stolz den Gebrauch der Sprache verhindere oder daß dadurch die Erlernung der Hochsprache erschwert werde.

Unter diesen Voraussetzungen dürfte das Hünninger Dialekt in 50 Jahren ausgestorben sein.

Schule heute

Zu Beginn des Kalenderjahres beteiligte sich die Oberklasse der Volksschule mit neun weiteren Klassen der Deutschsprachigen Gemeinschaft an der Gestaltung von Rundfunksendungen im Rahmen der Medienwoche.

Die Hünninger Kinder behandelten das Thema *»Der Gebrauch der Mundart in unserem Dorf«* in einer am 11. März ausgestrahlten BRF-Sendung.

Sowohl die Gestaltung als auch den Inhalt der Sendung belohnten die Juroren mit einer viertägigen Berlin-Reise.

So erlebten die glücklichen Gewinner zwischen dem 27. und 30. Mai die bekanntesten Sehenswürdigkeiten der deutschen Haupt- und Millionenstadt. Auch ein Besuch im nahegelegenen Potsdam mit dem Schloß Sanssouci war eingeplant.

Im Juni hielten die Kinder der Oberklasse dann Rückblick auf das verflossene Schuljahr. Gemeinsam wurden die außergewöhnlichen Aktivitäten, Feiern und Themen gewertet. Es ergab sich folgende Reihenfolge: Berlinreise, Rundfunksendung zur Mundart, Mitmach-Zirkus Rämmi-Dämmi, Schulfest, Bau eines Lebensturmes, Karnevalsfeier, Bemalen der Flurwände, Explosion von Josthaus, Weihnachtsfeier, Aufzeichnen einer Fahrradpiste, Einrichten eines Wurmhotels und der Bau von Uhren.

Vier kandidieren für den Gemeinderat

Aus den Fehlern der Vergangenheit wollten die Hünninger 1994 nicht lernen. Die acht Jahre ohne Hünninger Gemeinderatsmitglied schienen ihnen nicht Warnung genug gewesen zu sein. Nicht drei, sondern sogar vier Kandidaten stellten sich am 9. Oktober zur Wahl. Während die Liste Collas-Haas keinen Hünninger verpflichten konnte, kandidierte Peter Behrens auf der Liste Genten an 14. Stelle und erhielt 125 Stimmen. Irma Weber-Perings (Liste Velz-Schneider) konnte 32 Stimmen auf sich vereinigen. Auf der Bürgermeisterliste erhielt das ausscheidende Ratsmitglied Peter Lux 142 Stimmen. Er beerbte Bernard Röhl mit seinem Mandat, der mit 154 Wählerstimmen den direkten Sprung in den Rat schaffte und dort bis zur Jahrtausendwende die Interessen der Hünninger unter dem alten und neuen Bürgermeister, Gerhard Palm, vertreten kann.

1993

Schulfest immer anders

Das sechste Schulfest stand an. Altbewährtes konnte aber nicht geboten werden: Einerseits sank die Zahl der Kinder und Eltern zu Anfang der 1990er Jahre rapide, andererseits erwarten auch die Hünninger in unserer schnellebigen Zeit immer neue, attraktive Angebote für die dörflichen Feste.

Wandel ist folglich die Regel.

So hatten die Lehrer nach der Premiere 1982 bei der zweiten Auflage 1984 bereits eine zusätzliche Fotoausstellung mit alten Klassenfotos organisiert. Schon das dritte Schulfest von 1987, das nach dem bisher bewährten Programm aufgebaut war, zeigte Verschleißerscheinungen. Die Resonanz bei den Hünningern war nachlassend.

Spielanimationen am Sonntagnachmittag waren 1989 der eindeutige Schwerpunkt. Auch das Vereinsquiz, auf den Samstagabend verlegt, war wieder erfolgreich.

Bei der fünften Auflage 1991 feierte die Schulgemeinschaft nur noch einen Tag. Die Gestaltung der Messe wurde ausgebaut. Am Nachmittag des 5. Mai wetteiferten die Mädchen, Jungen, Väter und Mütter in einem Spiel ohne Grenzen um den Sieg. Ab 18.00 präsentierten die Schulkinder dann ein buntes Programm. Schon seit 1989 waren nicht nur die Eltern, sondern auch freiwillige Helfer (besonders der KG) im Einsatz, um die Gäste zu bewirten.

Die sechste Auflage 1993 richtete sich im Jahr der Senioren besonders an die Omas und Opas des Dorfes. Ab 14.00 Uhr bot sich dem erstmals im Saal stattfindenden Schulfest eine beachtliche Zuschauerkulisse. Ausschließlich Vorträge standen auf dem Programm, das durch ein Kuchenbüffet ergänzt wurde.

Auch Musik- und Gesangverein trugen zum bunten Programm bei, in dessen Verlauf der langjährigen und mittlerweile in den Ruhestand getretenen Raumpflegerin Maria Stoffels-Pesch ein Abschiedsgeschenk überreicht wurde.

Unterm Strich erwies sich dieses Fest als gelungene Alternative zu den bisher stattgefundenen Schulfesten.

1991

Die erste Kindergärtnerin des Dorfes tritt in den Ruhestand

In einer internen Schulfeier am 25. Oktober boten die Kinder des Kindergartens und der Volksschule zu Ehren ihrer scheidenden Kindergärtnerin Irma Halmes-Maraite einige unterhaltsame Stunden. Die erste Kindergärtnerin des Dorfes war im Juni 1991 nach 36jähriger Tätigkeit in den wohlverdienten Ruhestand getreten. Der Kindergarten wurde erst mit ihrem Amtsantritt gegründet.

1990

Lehrer, Pädagoge, Fußballer

Am 20. April verabschiedeten die Schul- und Dorfgemeinschaft ihren ehemaligen Lehrer Rudi Lejeune in den Ruhestand.

Seit 1953 war er in Hünningen tätig gewesen, seit 1976 hatte er die Schulleitung der vier fusionierten Volksschulen der Altgemeinde Büllingen inne. Seit 1977 war er aus diesem Grunde vom Unterricht freigestellt. Neben den aktuellen Schülern wirkten auch viele Ehemalige am bunten Unterhaltungsprogramm im Saal Concordia mit.

1989

Jubiläum von Hermann Pint

Anläßlich des Silbernen Priesterjubiläums von Pastor Hermann Pint traten am 24. September 1989 viele kleine und große Darsteller auf.

Neben den Vereinen aus Hünningen traten auch die beiden Kindergärten und Volksschulen der Pfarre sowie das Kreative Atelier auf.

1988

Und wieder klappt's bei den Wahlen nicht

Auch 1988 warben in Büllingen wieder drei Listen um die Gunst der Wählerstimmen. Der Wahlabend gestaltete sich für die Hünninger kaum positiver als 1982.

Wieder hatte auf jeder Liste ein Hünninger kandidiert, so daß die wenigen Stimmen des Dorfes geteilt wurden. Und wieder war kein Hünninger gewählt worden: Peter Behrens (Liste Genten-Grommes) hatte auf Platz vier 171 Stimmen erhalten. 130 Wähler hatten Josef Jost (Liste Haas-Collas) auf Platz vier ihr Vertrauen geschenkt. Auch der aussichtsreichste Kandidat auf Platz zwei der Liste Palm, Peter Lux, war am Wahlabend trotz seiner 167 Stimmen nicht in den Rat gewählt.

Erst am 1. Februar 1991 konnte Peter Lux als erster Ersatzkandidat für den ausgeschiedenen Wilfried Thelen aus Honsfeld in den Rat nachrücken und die acht Jahre Ratsarbeit ohne Hünninger Interessenvertreter beenden.

Auch wenn noch immer keine Hünningerin kandidierte, so verfügte der neue Rat unter Bürgermeister Gerhard Palm mit Christa Mertes-Busch nicht nur über ein erstes weibliches Ratsmitglied, sondern auch noch über eine Schöffin, die die Aufgabenbereiche Kultur und Vereine verwaltete.

1987

Das Fräulein sagt ade

Am 5. April verabschiedeten die Hünninger Schulkinder ihr langjähriges *»Fräulein«* Marga Lejeune. Auch ehemalige Schüler(innen) beteiligten sich am bunten Programm im Saal Concordia.

Das Jahr des Baumes

Im Herbst erlebten alle Schulkinder den Tag des Baumes. In Begleitung ihrer Lehrpersonen, des Gemeindearbeiters Clemens Jost und des Försters Norbert Drösch pflanzte jedes Kind einen Ahornbaum.

1985

Schulkinder am Meer

Insgesamt zweimal organisierten die Hünninger Lehrpersonen und Eltern statt eines Schulausflugs ein Wochenende an der belgischen Küste.

Das erste Mal fuhren 35 Kinder mit fünf Begleitpersonen nach De Haan. Zwischen dem 14. und 16. Juni erlebten alle Meer und Strand, schnupperten Fischmarkt und Hafenatmosphäre. Natürlich war für fast alle das Reisen im Zug etwas Neues und Einmaliges, selbstverständlich auch das Wohnen in den kleinen Appartements im Ferienzentrum Familia.

Erst 1992 wurde dieses Projekt wiederholt. Diesmal reisten nur noch 19 Kinder mit vier Begleitpersonen. Per Bahn gelangten sie diesmal nach Blankenberge. Zwischen dem 22. und 24. Mai erwartete sie ein ähnliches Aktivitätenprogramm wie 1985: das Schulschiff Mercator, Fischmarkt und Aquarium in Ostende, Meer und Strand in Blankenberge und ein Quissestaxerennen.

Wichtig war aber wiederum das gemeinsame Wohnen in der Ferienpension.

1983

Abschied von Pfarrer Paul Kettmus

Am 28. August verabschiedet das Dorf Pastor Paul Kettmus. An der Abschiedsfeier im Saal Concordia nahm das ganze Dorf teil.

1982

Das Schulfest als Premiere

Samstags abends, am 19. Juni, fand ein Coujon-Turnier statt. Eine Schulmesse eröffnete das sonntägliche Programm. Die Vereine des Dorfes spielten anschließend zum Frühschoppen auf. Nachmittags präsentierten die Kinder der Unterklasse das Theaterstück *»Martha, die letzte Wandertaube«* im Kindergarten. Weitere Animationen, Spiele für Eltern und Kinder, Verlosung und Ausstellung der Kinderhandarbeiten komplettierten das Angebot.

Für das leibliche Wohl der Gäste trugen die Eltern der neun- bis zwölfjährigen Kinder Sorge.

Ein Quiz, an dem sich zehn Dorfvereine beteiligten, rundete abends das erste Schulfest in Hünningen ab.

Bei der Wahl gehen die Hünninger leer aus

Am 10. Oktober erhielt Josef Jost (Liste Hagelstein) an vierter Stelle 220 Stimmen, Raymund Kessler (Liste Genten) an 17. Stelle 163 Stimmen und Peter Lux (Liste Palm) an dritter Stelle 80 Stimmen.

Dieses Ergebnis war für die Hünninger niederschmetternd. Insbesondere wegen der starken Blockwahl auf zwei Listen war keiner der Hünninger Kandidaten gewählt.

Das Dorf hatte im Büllinger Rat keinen Interessenvertreter mehr.

Hünningen, 1982: An den Schulfesten in Hünningen beteiligt sich das gesamte Dorf

1981

Pater Jansen verläßt das Dorf

Vereine und Dorfgemeinschaft verabschieden Pater Jansen in einem Saalfest. Nach 15 Jahren Dienst in Hünningen wird Theo Jansen Pfarrer von Meyerode und Medell.

1979

Endlich ein Kinderspielplatz fürs Dorf

Das Jahr 1979 war von den Vereinten Nationen als Jahr des Kindes ausgerufen worden. Auf Initiative der Gemeindevertreter wurde auch in Hünningen die Idee zur Errichtung eines Kinderspielplatzes lanciert.

Auch die Kinder sollten ihre Ideen zum Projekt beitragen. Deshalb malten sie in der Schule ihren Lieblingskinderspielplatz auf: Sie wünschten sich Rutschbahn, Schaukel, Wippe, Klettergerüst u.a. In einem Schreiben appellierten sie an die Spendenfreudigkeit der Eltern und der Dorfbewohner. Das Ergebnis war mit 18.360 Bfr. eher bescheiden.

Dennoch konnten in den kommenden Jahren die meisten Wünsche der Hünninger Kinder erfüllt werden.

Kindernachmittag in Buchholz

Am Sonntagnachmittag, dem 7. Oktober, starteten die Hünninger Väter und Mütter mit ihren Kindern zu einem Kindernachmittag. Nach einem längeren Spaziergang pausten sie am Grill-Pavillon in Buchholz. Dort konnten sich alle mit einem Imbiß und Getränken stärken. Abends kehrten dann fast alle mit dem Pkw nach Hause zurück. Auch diese Veranstaltung der Turnfrauen war durch das Jahr des Kindes motiviert worden.

(Schul-)Weihnachtsfeier im Saal

Am Sonntag, dem 23. Dezember, gestalteten die Hünninger Schulkinder ein weihnachtliches Programm im Saal Concordia. Es gab Unterhaltung bis um Mitternacht bei Lied- und Textbeiträgen der Kinder. Zum Schluß gab es belegte Brötchen und Suppe.

1976

Rettung der Dorfschulen durch Fusion

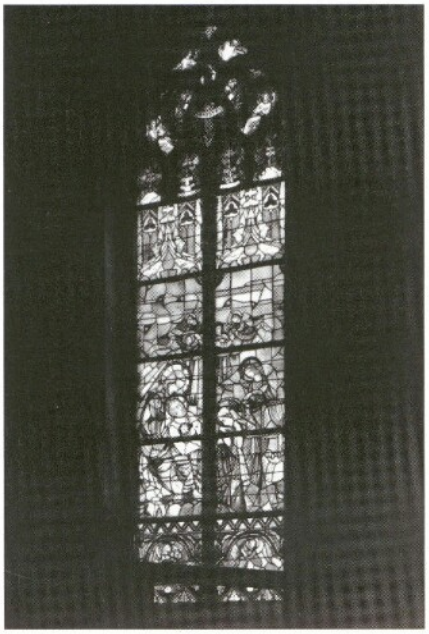
Als das Unterrichtsministerium 1975 Rationalisierungsmaßnahmen einleitete, betraf dies insbesondere kleine Dorfschulen wie die Hünninger Schule. Mit Ausnahme des Schuljahres 1960/61, während dem es drei Klassen gab, war die Hünninger Schule seit 1920 immer nur zweiklassig gewesen. Nun aber machte sich der allgemeine Geburtenrückgang auch in unserem Ort bemerkbar. Lediglich eine Zusammenlegung mehrerer Volksschulen konnte die drohende Auflösung der kleineren Niederlassungen abwenden.

So beschloß der Gemeinderat in seiner Sitzung vom 17. September 1976, die vier Volksschulen und Kindergärten der Altgemeinde Büllingen *»durch eine einzige Schule, genannt Gemeindeschule Büllingen, mit Hauptsitz in Büllingen[1]«* zu ersetzen. Dies ermöglichte die Erhaltung der Filialschulen in ihren jeweiligen Orten.

Gerade einer kleinen Schule wie der unsrigen war der Gemeinderatsbeschluß ein Vorteil. Sie konnte die Zweiklassigkeit trotz weiteren Geburtenrückgangs bis ins Schuljahr 1993/94 hinüberretten.

Aufgrund einer Gesamtschülerzahl von nur mehr 16 Kindern sah sich der

Hünningen, 1976: Wanderung des Turnvereins



Hünningen, 1975: Chorfenster (rechts), die Grablegung des hl. Josef

Schulträger ab nun nicht mehr in der Lage, die zweite Klasse aufrechtzuerhalten. Seit dem 29. August 1994 bestehen vorerst nur noch anderthalb Lehrstellen für Hünningen[2].

(1) Protokoll der Gemeinderatssitzung vom 17.09.1976 / B 471.
(2) Schreiben des BSK an die Eltern der Hünninger Schulkinder vom 11.07.1994.

Wahl für die fusionierte Großgemeinde

Gemeinderatswahlen nach altem, bisherigen Stil waren 1976 überlebt. Die Gemeinde Büllingen bestand in ihrer bisherigen Form nicht mehr. Aus den Altgemeinden Manderfeld, Rocherath und Büllingen war die sogenannte Großgemeinde entstanden, in der nach neuen Sensibilitäten, Zielen und Richtlinien Politik gemacht wurde.

Drei Listen stellten sich zur Wahl. Die Liste 11 führte Ferdinand Fickers an, der (Kopfstimmen eingeschlossen) 1022 Stimmen erhielt. Auf Liste 12 kandidierte Bernard Jouck, der 73 Stimmen erhielt. 115 Wähler gaben schließlich Hermann Lux auf Liste 13 ihre Stimme.

Ferdinand Fickers war nun der einzige Vertreter Hünningens im 17köpfigen Gemeinderat. Wie schwer sich die gewählten Vertreter mit den neuen Begebenheiten der Großgemeinde taten, zeigt sich an der Tatsache, daß Franz Hagelstein zwar schon relativ früh als Bürgermeister bestimmt wurde. Da er am 3. Januar 1977 aber noch nicht ernannt war, eröffnete Altbürgermeister Toni Lejeune die Sitzung. Nach der Eidesleistung der Ratsmitglieder legte er sein Amt nieder. Als Ratsältester übernahm Ferdinand Fickers schließlich den Ratsvorsitz.

Viel Arbeit hatte er allerdings nicht. Denn da sich keine klaren Mehrheitsverhältnisse abzeichneten, platzte die Sitzung noch vor der Schöffenwahl.

Erst am 12. Januar wurde dann nach längerer Debatte und schließlicher Einigung über den Wahlmodus zur Schöffenwahl geschritten. Während Josef Mertes mit 13 gegen vier Stimmen zum ersten Schöffen gewählt wurden, erhielten Nikolaus Schröder, Gerhard Palm und Johann Meyer neun Stimmen bei acht Gegenstimmen.

Hünningen, 1976: Die zu diesem Zeitpunkt renomierten *„Oberkrainer mit Slavko Avsenik"* gastierten im Saal Concordia vor 600 Zuhörern

1974

Einweihung der neuen Schule

Am 28. April wird die sogenannte neue Schule während einem schlichten Festakt eingeweiht. Nach zweijähriger Bauzeit ersetzt sie die alte Schule, die nach rund 100 Jahren Dienstzeit abgerissen worden war.

Chronik eines Jahres

Durch Zufall fanden wir für dieses Buch noch eine Seite einer Chronik, die stichwortartig etwa die 1970er Jahre umfaßte und verlorengegangen ist. Als denkwürdig war notiert:

»Am 14. Januar wird Pfarrer Paul Kettmus Dechant des Dekanates Büllingen.
Am 12. April wird der neue Kirchturmhahn montiert.
Am 28. April wird die neue Schule eingeweiht und bezogen.
Am 8. Dezember findet ein von den Vereinen organisierter Dorfabend statt.
Nikolaus Greimers feiert sein 40jähriges Jubiläum als Küster.
Die Hünninger Wasserleitung wird an die Oleftalsperre angeschlossen.
Aloys Maraite ist mit 92 Jahren der älteste Dorfeinwohner.
Eine Kuh von Mathias Grün bringt ein Kalb mit zwei Köpfen zur Welt, das nach fünf Tagen eingeht.
Neuwahl des Pfarrgemeinderates.
Das Vereinslokal wird teilrenoviert.
Die Kirche wird neu angestrichen, die Gottesdienste finden im Pfarrsaal statt.
Der Friedhof wird neugestaltet.
Die Jahrgänge 1960 + 1961 werden gefirmt.
Fünf Kinder werden geboren, fünf Hünninger sterben, acht empfangen die erste hl. Kommunion.
Pater Bäcker stirbt.«

Hünningen, 1972: Für das Dorf geht eine Ära zu Ende
(Franz Szczurek, Herbert Stoffels, Erich Stoffels, Raymond Lux, Anita Stoffels, René Kessler, Yvonne Lux, Manfred Jost, Monique Peters, Siegfried Simon, Heinz Günter Wolff, Freddy Hepp, Pastor Kettmus, Marga Lejeune-Chavet, Lehrerin, Rudi Lejeune, Lehrer, Myriam Grün, Roland Jouck, Irmgard Behrens, Wilma Kessler, Irene Jost, Roger Stoffels, Marga Maraite, Erwin Greimers, Carlo Lejeune Gaby Lejeune, Ferdi Wolff, Martha Jost, Leo Jost, Helga Jost, Werner Küpper, Horst Greimers, Josef Schmitz, Klaus Stoffels, Resi Lux, Anita Küpper, Marga Stoffels, Inge Behrens, Rita Kessler, Andrea Jost, Jacqueline Küpper, Burgi Maraite, Jacqueline Kessler, Melanie Lux, Guido Küpper, Rainer Simon, Günther Hepp, Erich Kessler, Bruno Jost, Carlo Küpper, es fehlt: Monique Kessler)

Hünningen, 1972: Abbruch der alten Schule

1971

Einweihung des dorfeigenen Saales

Am 24. Juli wird der dorfeigene Saal eingeweiht. Nur knapp 16 Monate waren seit der ersten Dorfversammlung vergangen, auf der die Hünninger beschlossen hatten, gemeinsam eine Alternative für den letzten Dorfsaal in *»Andresen«* zu schaffen.

Durch diesen mutigen Schritt schufen die Hünninger geradezu optimale Voraussetzungen für die Vereine und das kulturelle Leben im Dorf.

Endlich – der schulfreie Samstagvormittag

Seit dem 1. September 1971 erhielten die Schüler nun auch samstags schulfrei. Die vier oder fünf Unterrichtsstunden dieses Vormittages wurden ersatzlos gestrichen.

1970

Die letzte Gemeinderatswahl ohne Wahl

Bürgermeister Toni Lejeune versuchte vor den Wahlen, für seine Liste jeweils zwei Kandidaten pro Dorf der Altgemeinde zu finden. Drei Hünninger zeigten aber Interesse für ein gemeindepolitisches Engagement: Der ausscheidende Schöffe Ferdinand Fickers und die politischen Neulinge Hermann Lux und Bernard Jouck.

Aus diesem Grunde wurde – wie schon früher – in der Alten Kirche eine sogenannte Dorfversammlung abgehalten. Dort wählten die Hünninger Ferdinand Fickers und Hermann Lux vorab zu ihren Kandidaten.

Da sich für diese Wahl dann nur eine Liste dem Wähler präsentierte, entfiel die Wahl im Oktober.

Hünningen, 1970: Jede Zeit hat ihre Mode
(Ursula, Resi und Maria Schmitz)

1964

Ferdinand Fickers wird zweiter Schöffe

Zwei Listen präsentierten sich für die Wahlen vom 13. Oktober. Auf Liste 1 kandidierten zwei Hünninger: Leo Jost-Drehs und Ferdinand Fickers. Beide wurden gewählt. Ferdinand Fickers wurde zudem am 15. Januar 1965 zum zweiten Schöffen der Gemeinde unter Bürgermeister Toni Lejeune ernannt.

Auf der zweiten Liste hatte Bernard Peters als Einzelkandidat sein Glück versucht. Er wurde jedoch nicht in den Rat gewählt.

Hünningen, 1969: Sonntagsstaat der Jugend beim Feiern
(?, Hermann Fickers, Mathieu Wolff, Jean Longton, André Wolff, ?)

1958

Schulfrei am Mittwochnachmittag

Am Nachmittag des 14. April 1958, dem ersten Mittwoch nach den Osterferien, hatten die Hünninger Schüler erstmals schulfrei. Der heute selbstverständlich schulfreie Mittwochnachmittag war damals eine Neuerung, die sich aber schnell unumstritten durchsetzen konnte.

Der letzte Hünninger Bürgermeister

Am 31. Dezember 1958 lief die Amtszeit von Bürgermeister Reuter ab. Bei den Wahlen Anfang Oktober hatte sich der amtierende Bürgermeister als Einzelkandidat erfolgreich zur Wahl gestellt. Die zweite Liste konnte acht ihrer neun Kandidaten in den neuen Gemeinderat schicken.

Es war nun undenkbar, daß diese Liste den amtierenden Bürgermeister für eine neue Ratsperiode vorschlagen würde.

Die Wahlgewinner einigten sich wohl nach einiger Zeit auf den Büllinger Ferdinand Küches als neuen Bürgermeisterkandidaten und schlugen ihn der Permanentdeputation vor. Doch noch am 4. Februar 1959 nahm der ausgeschiedene Bürgermeister Reuter den Rosenmontagszug in Büllingen ab.

Wohl im Februar wurde dann bekannt, daß der gewählte und vorgeschlagene Bürgermeisterkandidat Küches von der Permanentdeputation aus politischen Gründen abgelehnt worden war. Auch 14 Jahre nach Kriegsende war die Säuberung noch nicht ausgestanden.

Als Alternative hatte die Permanentdeputation, die wohl auf Geheiß des beigeordneten Bezirkskommissars Hoen handelte, das Hünninger Gemeinderatsmitglied Leo Jost als Bürgermeister bestimmt.

Diese wenig demokratische Entscheidung stieß zunächst auf großen Widerstand im Büllinger Rat. Das Grenz-Echo berichtete von der Sitzung am 11. März 1959: »Als Bürgermeister Jost den Sitzungssaal betrat, war die Begrüßung äußerst frostig. Sein Gruß wurde kaum erwidert. Nach Punkt vier der Tagesordnung verließen die beiden Schöffen und vier Ratsmitglieder den Sitzungssaal.« Der neue Bürgermeister habe zu seiner Ernennung lediglich gesagt: »Er wisse von nichts«.

1955

Die Kinderverwahrschule wird eröffnet

Dank der Initiative von 27 Hünninger Familienvätern konnte Anfang September 1955 die sogenannte Kinderverwahrschule eröffnet werden, die vorläufig in der Alten Kirche untergebracht war. Erst am 11. Februar 1962 zogen die Kinder und die Kindergärtnerin Irma Maraite in den neuerrichteten Kindergarten um.

1952

Bürgervertreter stehen zur Wahl

Nachdem sich 1946 nur eine einzige Liste in der Gemeinde Büllingen dem Wähler gestellt hatte, präsentierten sich 1952 wieder zwei Listen. Da den Hünningern zwei gewählte Mandatare sicher waren, war die Wahl der Vertreter für das Dorf trotz der zwei Listen vorab entschieden. Auf einer Liste kandidierte Mathias Kessler, auf der anderen Leo Jost-Drehs. Beide wurden natürlich gewählt.

1950

Der Schmuggel blüht

Hünningen, Anfang der 1950er Jahre: Die Gemeindeobrigkeit bei einer Ortsbesichtigung (Leo Jost (Hü), Hubert Roehl (Ho), Josef Collas (Ho), August Reuter (Bü), Mathias Kessler (Hü))

Und wieder war Hünningen Heimat an einer Grenze. Doch jetzt erwies sich diese Grenze – ebenso wie in der Zwischenkriegszeit – als Segen. Denn an dieser Grenze blühte seit 1945 der Schmuggel.

Schon unmittelbar nach dem Krieg bildeten sich kleinere Schmuggelgruppen, die sich im Verlaufe der Zeit zum Teil zu professionell arbeitenden Organisationen entwickelten. Natürlich hatten die heimischen Schmuggler den großen Vorteil, daß sie die Region und die Wälder hervorragend kannten.

Die Hünninger profitierten zudem von der Tatsache, daß der Wald damals noch fast bis an ihr Dorf heranreichte. Denn schließlich wurde der Bilderberg erst 1956 vollständig urbar gemacht, so daß vom Dorf aus die Grenze fast vollständig im Schutze des Waldes aufgesucht werden konnte.

So diente Hünningen vielen Einwohnern der belgischen Eifel als günstiger Ausgangspunkt ihrer Schmuggeltouren. Hermann Rauw weiß aus Erzählungen, daß sein schwer beschädigtes Elternhaus *(»Hüe«)* in der unmittelbaren Nachkriegszeit häufig von Schmugglern zur Übernachtung aufgesucht worden sei.

Spätestens seit 1947 oder 1948 wurden die Zollpatrouillen personell merklich aufgestockt. Hierdran verdienten auch Hünninger. Denn mancher Haushalt nahm einen oder zwei Zöllner in Kost und Logis.

Im Verlaufe der Monate lebten sich die Zöllner auch in den Dörfern ein: Sie paßten sich den dörflichen Gepflogenheiten an, besuchten sonntags den Frühschoppen und ließen sich auch auf Ballveranstaltungen sehen. Diese Gelegenheiten des direkten Kontaktes nutzten einige Einheimische, um sich mit den Zöllnern anzufreunden und sie bei einem Glas Bier über ihre Marschrouten auszuhorchen.

Meist arbeiteten die Zöllner in drei Schichten, die jeweils um 6.00 Uhr, 14.00 Uhr und 22.00 Uhr wechselten. Ein Leutnant teilte pro Streifzug jeweils zwei Zöllner ein. Die Strecke, die die Zöllner ablaufen mußten, war klar vorgegeben. Sie verlief meist in Nähe des Waldes. Auch Fixpunkte mußten zu bestimmten Zeiten aufgesucht werden. Einer dieser Fixpunkte befand sich an der Giebelseite des ehemaligen Josthaus.

Dort stand ein Wachhaus aus Holz, das so eingerichtet war, daß das gesamte Gelände durch vier Gucklöcher zu überwachen war. Für die Hünninger und Mürringer diente es zusätzlich als Buswartehäuschen. Es wurde von Zöllnern und Gendarmen gemeinsam benutzt. Von dort aus fuhren sie mit dem Auto auf Patrouille. Die Grenze verlief zwar auf Losheimergraben, doch die Zöllner hatten in den ersten Jahren zuviel Angst, ihren Stützpunkt zu nahe an die Grenze zu verlegen. Sie fürchteten ein Attentat oder einen Überfall.

Die Arbeit dieser Zollstreifen wurde durch die sogenannte *»fliegende Brigade«* aus Weismes überwacht, die zudem noch die Hauptverkehrswege kontrollierte.

Dennoch war es gerade für die Ortskundigen während langer Zeit kein allzu großes Problem, die Streifengänge der mobilen Zöllner auszukundschaften und zu umgehen. Übrigens waren die auf deutscher Seite operierenden Schmuggelbanden ähnlich organisiert wie die belgischen: In vielen Fällen wurde eine Vorhut vorgeschickt, die entweder die Zöllner ablenken oder alternative Marschrouten auskundschaften sollte. Erst in einiger Entfernung folgten die Schmuggler mit der heißen Ware.

Das Geschäft war riskant - für Schmuggler wie für Zöllner. Besonders in den Anfangsjahren drückte mancher Zöllner schon mal ein Auge zu, wenn er sah, daß er eine gut organisierte Bande vor sich hatte. Zu ihnen gehörten meist ehemalige Soldaten, die in vielen Fällen bewaffnet waren und auch vor Gewalt nicht zurückschreckten.

Da viele Eifeler im Wald arbeiteten, wurde auch tagsüber schon geschmuggelt. Manche Schmuggler (allerdings kaum Hünninger) karrten manchmal mit vollem Risiko ganze Wagenladungen durch die Wälder. Später wurden auch LKWs eingesetzt.

Diese Zeit nun zu verherrlichen, würde der Realität nicht gerecht.

Denn Schmuggel war ein hartes Geschäft, das genauso gut durch enge Bindungen zwischen den Schmugglern wie durch Unehrlichkeit oder sogar brutale Gewalt gekennzeichnet sein konnte.

Vom Schälmesser und Haushaltswaren bis zum Schwein oder Rind wurde alles Mögliche von Deutschland nach Belgien geschafft. Begehrteste Ware in Deutschland war hingegen der Kaffee, der oft in 20 kg schweren Ballen verpackt wie ein Rucksack mit Lederriemen auf dem Rücken befestigt wurde.

Irma Palm-Simon erfragte Beispiele jener spannenden, aber oft unehrlichen Zeit: *»Mancher Schmuggler wurde übers Ohr gehauen.*

Es gab Fälle, wo eine Schmugglerin mehrere Male Butter bestellte. Als sie beim nächsten Mal einen drei bis vier Kilogramm schweren Butterblock anfragte, war ihr Erstaunen groß, als sie mittendrin eine Kohlrabi fand.

Ein anderer Schmuggler hatte ein Pferdekummet bestellt. Die vereinbarte Menge Kaffee für den Tausch hatte er im Verlaufe der Woche kiloweise angesammelt und hoch in den Tannen aufgehängt. Als nun der Tausch erfolgen sollte, kamen zwei Männer mit einer Kiste, die große Eile vortäuschten. Sie nahmen den Kaffee aus den Bäumen, schulterten ihn auf und verschwanden. Als der Schmuggelpartner nun aber die Kiste öffnete, war sein Schreck groß, als er nur Steine darin fand.

Die Schmuggler betrogen und bestahlen nicht nur ihre Abnehmer. Auch unter Schmugglern kam es zu Diebstählen und Betrügereien.

Auch hier ein Beispiel: Zwei Männer kamen mit einem Pferd, das sie einem Althändler aus Köln ausgedreht hatten, bis vor die Grenze und banden es im Wald an. Zwei Gleichgesinnte, die unterwegs mit den Schmugglern ins Gespräch gekommen waren, hatten diese anschließend verfolgt und auf eine günstige Gelegenheit gewartet, um das Pferd zu stehlen. Sie verkauften das Tier in Mürringen. Da die Ware heiß war, wurde der Gaul schon nach einigen Wochen weiterverkauft.«

Einschneidende Ereignisse waren immer wieder brutale Zwischenfälle, die auch im unmittelbaren Umfeld Hünningens sogar Menschenleben forderten: So wurden am 23. August 1946 bei Elsenborn zwei Gendarmen von Schmugglern aus dem Landesinneren erschossen. Am 7. Januar 1950 wurde der Mürringer Josef Jost sogar in seinem Haus von Schmugglern erschossen. Manche Zeitzeugen scheuen sich noch heute aus Angst vor Gewalt, gewisse Anekdoten jener Schmuggelzeit preiszugeben.

Diese Zwischenfälle hatten auf jeden Fall zur Folge, daß die Kontrollen unmittelbar verstärkt und verschärft wurden. Und diesen Kontrollen war immer häufiger Erfolg beschert. Besonders der Gelegenheitsschmuggel konnte seit 1951/52 weitgehend eingedämmt werden: Das Risiko wurde zu groß und der mögliche Ertrag zu gering. Gerade dieser Schmuggel im kleinen hatte sich in der zweiten Hälfte der 1940er Jahre zu einem echten Volkssport entwickelt: Viele, jung und alt und auch die meisten Hünninger, schmuggelten. Jeder organisierte seinen Schmuggel dabei auf eigene Faust.

Christel Greimers recherchierte einige Anekdoten: *»Johann Schmitz begleitete seine deutsche Kusine Elisabeth über die Grenze. Beim Pützer, einer Gastwirtschaft, sollte sie den Bus nehmen, um nach Hause zu fahren. Elisabeth hatte sich mit Kaffee eingedeckt, den sie in den Hosenbeinen verstaut hatte. Die beiden saßen im Lokal und warteten auf den Bus. Zöllner saßen ebenfalls dort. Auf einmal kullerten, sehr gut hörbar, Kaffeebohnen aus den Hosenbeinen heraus auf den Fußboden. Die beiden haben sich daraufhin augenblicklich verabschiedet.*

Auch Maria Schmitz erinnert sich noch an einen Fußmarsch von Wittenscheid nach Hünningen. Sie hatte drei Meter Stoff um den Bauch gewickelt. Ein Großteil der Strecke verlief durch den Illesbach.«

Nur der größere Kaffeeschmuggel wurde mit Hilfe von Banden und deren Autos organisiert; er hielt sich noch einige Zeit über die Jahre 1951/52 hinaus.

Johann Simon erinnert sich: *»Während diesen Jahren wohnten wir in Konepütz. An den Mittwochabenden konnten wir regelmäßig die Schmuggler bei ihrem Treiben beobachten. Wir sahen sie dann zu zweit im Abstand von einigen hundert Metern durch die Wiesen in Richtung Wald (Bolder) gehen.«*

Ohne diesen Schmuggel wäre es vielen Leuten noch schlechter ergangen: Die Bewohner der deutschen Eifel oder der rheinischen Städte litten förmlich Hunger in jener Zeit. Das war für die Belgier zwar nicht der Fall. Doch hier war das Angebot auf dem freien Markt sehr bescheiden.

Beim Transportieren und Verstecken der Schmuggelware waren die Menschen sehr erfinderisch: Sogar im Jauchefaß wurde beispielsweise Kaffee versteckt.

Und dieser Kaffee war so wichtig, daß er in Schmugglerkreisen das Geld fast vollständig ersetzte. Deshalb galt das Hauptaugenmerk der Zöllner auch diesem Kaffee. Ihr Eifer ging sogar soweit, daß sie schon mal Hünninger Schulkindern die Schulranzen durchsuchten.

Für den Schmuggel war nun nicht ausschlaggebend, die Ware über die Grenze zu bringen. Das war für die Ortskundigen nicht so schwierig. Weitaus schwieriger war, die Ware aus der sogenannten Sperrzone zu bringen: Die reichte für Hünningen von der Grenze bis nach Büllingen (Haus Josef Solheid). In dieser Zone durfte gar kein Kaffee über die Straße transportiert werden.

Das riskierten auch nur die wenigsten Schmuggler. Deshalb brachten sie die begehrten Bohnen entweder mit dem Rad, der Hundekarre oder zu Fuß von Büllingen über die Alte Mühle nach Hünningen und dann weiter zur Grenze.

Wurden Schmuggler geschnappt, so war ihnen die Freiheit mehr wert als ihre Schmuggelware, wie Johann Simon berichtet: *»Mein Schwager wollte meiner Mutter einmal einige Ferkel besorgen. Er und ein Kumpan brachten die Ferkel in einem Weidekorb bis an den Wald, Hasseln genannt.*

Ihm war bei dem Transport der Schweiß ausgebrochen, deshalb zog er seinen Rock aus und legte diesen über den Korb, in dem die Schweine lagen. Plötzlich sah er im Dämmerlicht einen Zöllner hinter den Tannen und ein wenig weiter noch einen. Sie verstellten ihnen den Weg, untersuchten das Schmuggelgut und beschlagnahmten die Ferkel sofort.

Mein Schwager, der einen Ausweg aus dieser Situation suchte, deutete an, er habe kalt, und er fragte, ob er seinen Rock, der ja über dem Korb hing, anziehen dürfe. Das wurde ihm gewährt.

Als er nun seinen Rock angezogen hatte, gab er plötzlich einen lauten Schrei von sich und sprang in den Wald hinein. Sein Kumpel hatte sich derweil zur anderen Seite gerettet.

Und nun hieß es: ab durch die Mitte. Weil es mittlerweile dunkel geworden war, nahmen die Zöllner keine weitere Verfolgung auf.«

Überhaupt waren die Zöllner auch nur Menschen. Denn es hat auch schmuggelnde Zöllner in Hünningen gegeben. So erinnern sich Zeitzeugen, daß ein gewisser Zöllner, namens Jean, seine Kollegen zur Tarnung in einen Vollrausch versetzte. Er legte sie auf die Kaffeesäcke, die auf einem Lkw lagen. Mit dem Motorrad führte er den kleinen Schmuggelzug an.

Längere Zeit habe dieses Geschäft geklappt. Doch eines Tages sei die ganze Sache aufgeflogen. Der Zollbeamte sei daraufhin strafversetzt worden.

Doch die Zöllner waren nicht nur da, um den Schmuggel zu unterbinden. Der Grenzübertritt war einfach verboten, die Grenze war – ganz im Gegensatz zu heute – einfach geschlossen.

Grenzübertritte waren nur mit Passierscheinen erlaubt. Diese wurden aber anfangs nur in Malmedy ausgestellt. Und das nur für bestenfalls einen Tag. Die Grenzbewohner konnten später Sondergenehmigungen erhalten.

Doch das Leben an der Grenze war durch diese geschlossene Grenze geprägt, die ja bis heute allgemeine Kontakte mit den Menschen der deutschen Eifel unterbunden hat.

Ein Zollbüro existierte wohl seit 1946 auch in Hünningen. Zunächst war es bei Josef Lux, später in der Alten Kirche eingerichtet.

Die Landwirte mußten beispielsweise dieses Büro aufsuchen, wenn sie ein Tier verkaufen wollten. Wollten sie ein Tier zu Hause schlachten, fragten sie einen Schlachtschein beim Ortsvorsteher des Gemeinderates, damals Leo Jost, an und ließen ihn in der Zollagentur einregistrieren. Auch Grenzpassierscheine sollen hier ausgefüllt worden sein.

Auch da erinnern sich Zeitzeugen, daß sich diese Erlaubnis mit einem Paket Zigaretten häufig leichter erwirken ließ.

An weitere Grenzerlebnisse jener Zeit erinnerte sich Hermann Rauw: *»Es war im Herbst 1951. Meine Mutter und ich melkten die Kühe. Zwei Schmuggler kamen plötzlich durch das Dunkel der hereinbrechenden Nacht auf uns zu und fragten, ob die Braunen (die Zöllner) auch in ihrer Bude an Josthaus seien. Als Mutter antwortete, sie wisse es nicht, meinte einer der beiden, es sei auch egal, man könne sie ja schließlich umgehen. Folglich müssen die Ausweichrouten selbst in jener Zeit noch immer recht sicher für die Schmuggler gewesen sein.*

Doch nicht nur Schmuggler kamen über die Grenze.

Im Sommer 1952 klopfte es an unsere Haustür. Eine jämmerlich anzusehende Figur stand vor uns und bat um ein Stück Brot. Meine Mutter bat den etwa 30jährigen Mann herein. Beim Anblick des zu diesem Zeitpunkt bei uns logierenden

Zöllners wollte er sofort wieder umkehren. Mutter machte ihm klar, daß keine Gefahr für ihn bestand. Der Zöllner, der während des Krieges Sanitäter war, verband ihm sogar seine verletzte Hand.

Als wir anschließend ins Gespräch kamen, gab der Mann zu verstehen, daß er aus Köln sei und daß er im Herbst 1951 aus russischer Gefangenschaft entlassen worden war.

Ein ähnliches Erlebnis hatten wir im Spätsommer 1952. Wieder klopfte es an der Tür, wieder stand dort ein Fremder, der eine uns völlig unbekannte Sprache sprach. Meine Mutter bat ihn herein.

Anna Sonnet-Heinen, die zufällig im Hause war, glaubte einige Worte Tschechisch herauszuhören und rief Franz Palm, der einige Worte Tschechisch verstand. Nach langem hin und her erfuhren wir, daß der Mann aus der Tschechoslowakei geflohen war. Er bettelte nun nach Essen, um anschließend den Weg nach Brüssel anzutreten, wo sein Bruder als Arzt arbeitete.«

Auch hier waren wieder Menschen auf der Flucht.

Und viele andere Hünninger könnten mit Sicherheit von ähnlichen Erlebnissen berichten.

Hünningen, 1950: Erstes Auto von Hermann Jost und eines der ersten im Dorf nach dem 2. Weltkrieg
(Ria, Erni mit Horst, Christel und Gretchen Jost)

Hünningen, 1945: Haus *„Chresten“*

Hünningen, 17. April 1947: Luftaufnahme des Dorfes Hünningen (Foto: U.S.Army)

1946

Die ersten Gemeinderatswahlen nach dem Krieg

Am 24. November fanden die ersten Gemeinderatswahlen nach dem Krieg statt.

Von ihnen kann nur bedingt behauptet werden, daß sie demokratisch waren: Viele Männer befanden sich noch in Gefangenschaft und viele Ostbelgier, die zu Hause waren und gegen die im Rahmen der Säuberung ermittelt wurde, waren aus den Wählerlisten gestrichen.

Auch in Hünningen hätten demnach kaum mehr als 50 Prozent der Wahlberechtigten wählen dürfen, falls es zu einer Wahl gekommen wäre. Von 50 Prozent wird deshalb gesprochen, weil dies der Anteil der zugelassenen Ostbelgier zu Wahlen in diesen Jahren war.

Im Hinblick auf die starken Spannungen innerhalb der Bevölkerung war in Büllingen die wohl weise Entscheidung gefallen, nur eine einzige Liste zu präsentieren, die somit ohne Wahl den neuen Gemeinderat besetzte.

Es war eine explizit parteipolitische Liste, die sich offen – wie das Grenz-Echo übrigens auch – zur christlich-sozialen Partei bekannte. An dritter Stelle stand Nikolaus Weber, an siebter Stelle Leo Jost-Drehs. Als Ersatzkandidat war Johann Simon-Zimmermann als Hünninger vertreten.

Hünningen, 1945:
Alt-Reutisch durch die Offensive zertstört

1945

Große Zerstörung – und dennoch Glück gehabt

So schlimm der Krieg auch für Hünningen war. Alle Zeitzeugen sind sich einig: Die Hünninger hatten Glück im Unglück. Nur vier Häuser waren vollständig zerstört. Jedes Haus hatte zwar einen Treffer erhalten, aber in vielen Häusern ließen sich relativ schnell wieder zwei oder drei Zimmer bewohnbar machen.

Verglichen mit den großen Zerstörungen in Rocherath oder Büllingen, waren die Hünninger relativ glimpflich davongekommen.

Dennoch war die Situation auch für die Hünninger in den ersten Nachkriegsjahren ausgesprochen schwierig. Einen eindrucksvollen Bericht über die Altgemeinde Büllingen verfaßte der Büllinger Bürgermeister Siquet am 28. Februar 1945: *»Durch die schlechten Straßen war bis heute eine Lebensmittelversorgung unmöglich. Viel Baumaterial ist an Ort und Stelle zu finden, wenn mindestens zwei Mörtelmaschinen der Gemeinde zur Verfügung ständen. Dasselbe ist mit Holzmaterial, wenn uns mindestens zwei Motorsägen zur Verfügung ständen, könnte dieses Material an Ort und Stelle genommen werden.*

Hünningen – ein zerstörtes Dorf?

	72 Häuser	71 Ställe
vollständig zerstört	10 (14%)	19 (27%)
abzureißen	21 (29%)	28 (39%)
stark beschädigt	19 (26%)	10 (14%)
leicht beschädigt	22 (31%)	14 (20%)

Die Schätzungen über die Zerstörung der einzelnen Ortschaften sind recht uneinheitlich. Es ist allerdings klar, daß der Büllinger Bürgermeister die Zerstörungen in seinem Bericht vom 28. März 1945 wohl schlimmer darstellte, als sie in Wirklichkeit gewesen sind. Denn nur so konnte er Druck für die dringend notwendigen Hilfslieferungen machen. Die späteren Schätzungen des Bezirkskommissars dürften der Realität wohl näherkommen.

Hünningen, 1945:
Die ehemalige Vikarie *„Deshären"* ist abbruchreif geschlossen (Rückseite des Gebäudes)

Hünningen, 1945:
Blick in Richtung Josthaus, links die Steinhaufen des zerstörten Hauses *„Hüe"*

Büllingen, 1945:
Notbrücke über die Work nahe der *„Neuen Mühle"*

Zum Reparieren der Dächer ist mindestens 30.000 m² Zinkblech erforderlich. An Fensterglas 5.000 m², Nägel aller Art 5.000, Sackkalk 800.000 kg, Zement 200.000 kg.

Wohnbaracken für eine Familie: 300.

Viehunterkünfte für nächsten Winter: 250.

Da die Gemeinde Büllingen vom 16. September bis zum 16. Dezember 1944 ca. 600 Stück Großvieh für die Lebensmittelversorgung geliefert hat und große Viehverluste durch Beschuß und Verschleppung oder durch schlechte und mangelnde Futterversorgung entstanden, kann man momentan nur 50 Stück Vieh mehr gebrauchen. Deshalb müßte in Zukunft viel Vieh eingeführt werden.

Die dringendsten ärztlichen Medikamente sind schon an maßgebender Stelle reklamiert.

Die Wasserversorgung in Honsfeld, Hünningen und Mürringen ist schnell wieder hergestellt, da es sich um kleine Reparaturen handelt. Beleuchtung ist nirgends vorhanden, und die elektrische Leitung vollständig zerstört.

Aufräumungsarbeiten haben schon begonnen. Alle arbeitsfähigen Männer, soweit sie nicht anders beschäftigt sind, haben mit der Beerdigung des toten Viehs begonnen, das innerhalb der Orte liegt – bis zu 40 Stück in einem Stall.

Außerhalb der Dörfer ist dies noch nicht möglich, da große Flächen mit deutschen Minen übersät sind und diese sich zu Tausenden innerhalb der Gemeinde befinden. Gleichzeitig liegen noch überall Blindgänger, die die Gefahr noch erhöhen.«

Die 1945 heimkehrenden Flüchtlinge fanden nun aber nicht nur zerstörte Häuser vor. Die meisten Häuser waren auch ausgeplündert. Meist hatten amerikanische oder deutsche Soldaten, die in den umliegenden Wäldern Position beziehen mußten, die Häuser ausgeräumt und alles, was ihnen brauchbar erschien, dorthin verschleppt.

Doch wie in anderen Dörfern der belgischen Eifel auch, haben wahrscheinlich auch in Hünningen Einheimische oder Mitglieder der *»Weißen Armee«* Häuser geplündert. Dies war bereits im September 1944 erstmalig bei den Personen geschehen, die nach Deutschland geflohen waren. Im Winter 1944/45 wiederholte es sich - unter deutscher wie amerikanischer Besatzung.

Bei diesen Plünderungen wurden nun nicht nur Gebrauchsartikel verschleppt. Es gab Fälle, in denen Häuser bis auf die Grundmauern – einschließlich Dachbalken und Schiefereindeckung – leergeräumt waren.

Doch auch dieses Thema gehört zu den vielen heiklen Themen jener Zeit.

Wie sich in den Dörfern versorgen

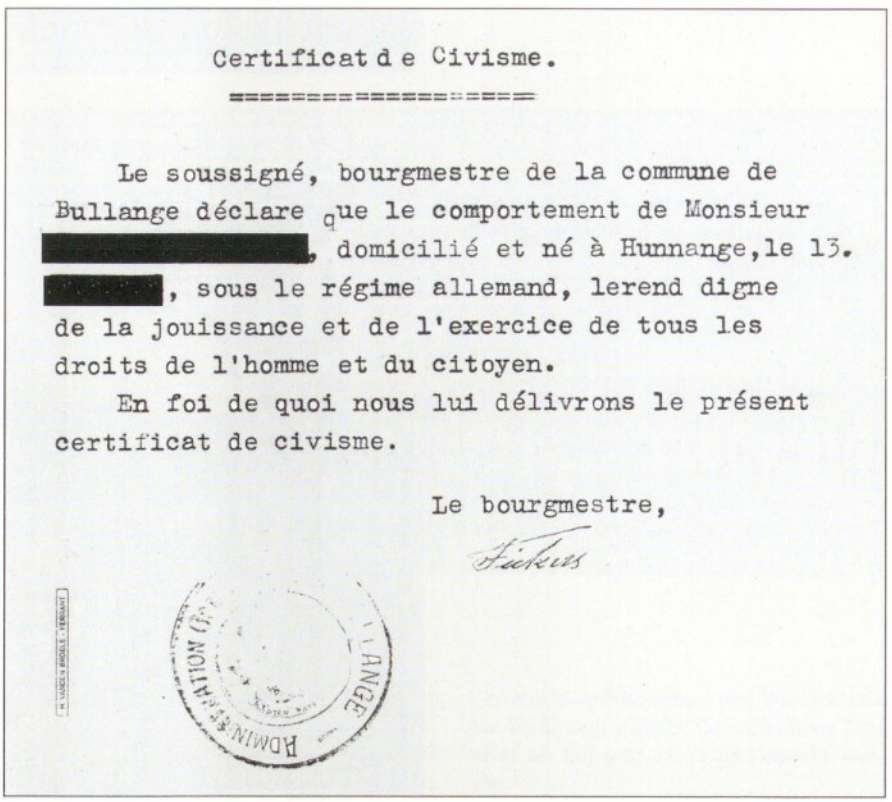
Die Versorgung der Bevölkerung war in der unmittelbaren Nachkriegszeit das dringendste Problem. Denn den Eifelern fehlte es an allem: An Lebensmitteln, an Gebrauchsgütern und natürlich auch an Geld. Seit April 1945 verbesserte sich die Lage, wie der Büllinger Bürgermeister notierte: *»Da einerseits die Kleinhändler schwer kriegsbeschädigt und andererseits die Mehrzahl der Bevölkerung evakuiert war, war zwischen dem 1. Oktober 1944 und dem 10. März 1945 keine Kleinhandlung in Betrieb. Seit dem 15. April 1945 haben sieben Kleinhändler nach notdürftiger Reparatur ihrer Läden ihre Aktivitäten wieder aufgenommen. Es sind Hubert Jost und Mathilde Schleck in Büllingen, Matthias Josten und Frau Peter Vassen in Mürringen, Jakob Sody und Matthias Tangeten in Honsfeld und Veronika Heinen in Hünningen. Der Lieferant dieser Geschäfte ist Henri Bastin aus Malmedy.«*

Säuberung – Hysterie oder Gerechtigkeit

Die Nachkriegsgeschichte wurde durch die sogenannte Säuberung geprägt. Einerseits sollten die Menschen, die während der Kriegszeit Verbrechen begangen hatten, bestraft werden, andererseits sollten die Wurzeln des Nationalsozialismus ausgerottet und Kollaborateure zur Rechenschaft gezogen werden.

Die Frage war nur: Wie sollte das geschehen?

Die Lösung war für die belgischen Behörden in den ersten beiden Jahren einfach: Alle, die das NS-Regime in irgendeiner Weise durch Mitgliedschaft in einer Organisation unterstützt hatten, sollten sich als Kollaborateure verantworten. Hierbei machten die Militärauditorate zunächst keinen Unterschied zwischen dem Landesinnern und Ostbelgien, das ja immerhin 1940 von Hitler annektiert worden war und eine unleugbare Sonderrolle in jener Zeit gespielt hatte. Dieser Unterschied wurde erst seit 1947 zunehmend berücksichtigt, als viele, sehr schnelle und



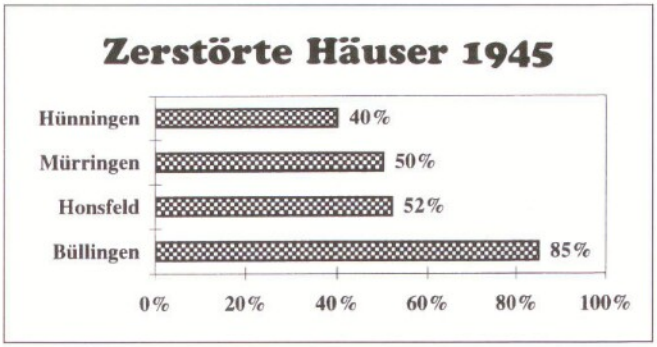
Certificat d e Civisme.

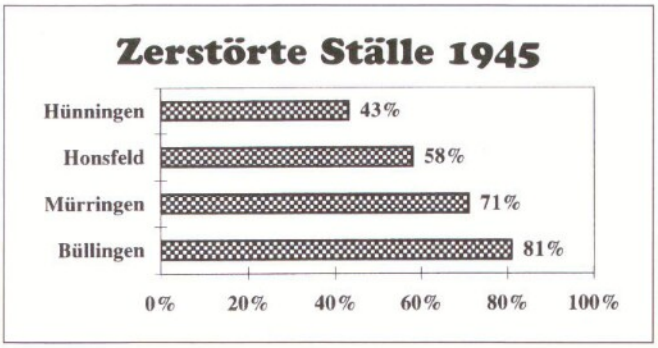
Le soussigné, bourgmestre de la commune de Bullange déclare que le comportement de Monsieur [redacted], domicilié et né à Hunnange, le 13. [redacted], sous le régime allemand, lerend digne de la jouissance et de l'exercice de tous les droits de l'homme et du citoyen.

En foi de quoi nous lui délivrons le présent certificat de civisme.

Le bourgmestre,

Zivismuszeugnis, 1947: Um normal leben zu dürfen, war diese Bescheinigung unabdingbar





harte Urteile zum Teil revidiert wurden. In der Praxis stützten sich die Gerichtsunterlagen auf zwei Quellen. Einerseits hatte es in allen Dörfern sogenannte Gewährsleute des belgischen Staates gegeben, die wichtige Ereignisse protokolliert und zum Teil während der amerikanischen Besatzungszeit oder den Wirren der Ardennen-Offensive in den einzelnen Häusern belastendes oder entlastendes Material gesammelt hatten (das heißt nun keineswegs, daß sie geplündert hätten). Andererseits führten auch die Gendarmen unzählige Befragungen in den Nachkriegsjahren durch. Während hier die belasteten Personen kaum befragt wurden, hielten sich scheinbar auch viele neutrale oder probelgische Hünninger mit Auskünften zurück.

Manche – Zeitzeugen von beiden Meinungsgruppen – beklagten heute, daß deshalb die Gendarmen immer wieder in die gleichen Häuser eingekehrt wären, um belastende Aussagen zu erhalten. Dies hätte diese Menschen in einen Machtrausch versetzt, den sie vereinzelt auch ausgenutzt hätten, um Rache und nicht Recht walten zu lassen.

Überhaupt hingen die Auswirkungen der Säuberung weitgehend von den Personen ab, die in den Dörfern, in den Gemeindeverwaltungen oder an verantwortlicher Stelle Verantwortung trugen. So ist für die Gemeinde Büllingen hinlänglich bekannt, daß der damals verantwortliche Bürgermeister Siquet eine wenig versöhnliche Haltung vertrat.

Während er im Frühjahr 1945 noch die materielle Not seiner Gemeinde beklagte, faßte der Gemeinderat am 1. September 1945 einen Beschluß, der das Ausmaß der vorhandenen Spannungen zwischen den verschiedenen Meinungsgruppen wohl am besten zum Ausdruck bringt.

Während die Menschen hart arbeiten mußten, um gerade das Lebensnotwendigste zu erwerben, und größte Mühe hatten, Material und Lebensmittel überhaupt in den Geschäften zu erhalten, beschloß der Büllinger Gemeinderat *»in Erwägung, daß die Wiedereröffnung der Geschäfte, deren Inhaber Mitglieder von Naziorganisationen waren, öffentliche Unruhen hervorrufen könnten, daß nachstehende Geschäfte bis auf weiteres geschlossen bleiben[1]«.*

Es folgte eine Auflistung von einem Hünninger, einem Mürringer, drei Honsfelder und 26 Büllinger Geschäften, Gastwirtschaften und Betrieben.

Während die meisten Zeitzeugen aus unserem Dorf die vorhandenen Spannungen jener Zeit bewußt oder unbewußt herunterspielten, zeigen zwei weitere Beispiele, daß wohl viele Menschen – auch unseres Dorfes – sehr unter diesen Spannungen gelitten hatten.

Ein Zeitzeuge behauptete beispielsweise, die Gendarmen hätten unter Druck Blankounterschriften von angeblichen Zeugen erzwungen, um so die unerwünschten Personen belasten zu können. Der Wahrheitsgehalt dieser Behauptung ist nicht zu überprüfen. Genauso wie diese Behauptung die Hünninger der sogenannten prodeutschen Seite verbitterte, bewirkte das folgende Gerücht bei den sogenannten Probelgiern das gleiche: In den durchgeführten Befragungen taucht immer wieder das Gerücht auf, es habe auch in Hünningen während der Kriegszeit eine Liste oder Listen gegeben, auf denen Personen verzeichnet gewesen wären, die erschossen werden sollten. Noch immer wird diese angebliche Tatsache mit viel Verbitterung erzählt.

Historisch nachprüfen lassen sich diese Aussagen nicht. Der Wahrheitsgehalt muß allerdings angezweifelt werden, da die Politik der Nazis in Eupen-Malmedy in der Regel 1940 und 1941 doch ausgesprochen behutsam war. Das Regime wollte für sich werben und die Existenz solcher Listen hätten alle Versuche zu vertrauensbildenden Maßnahmen unterminiert.

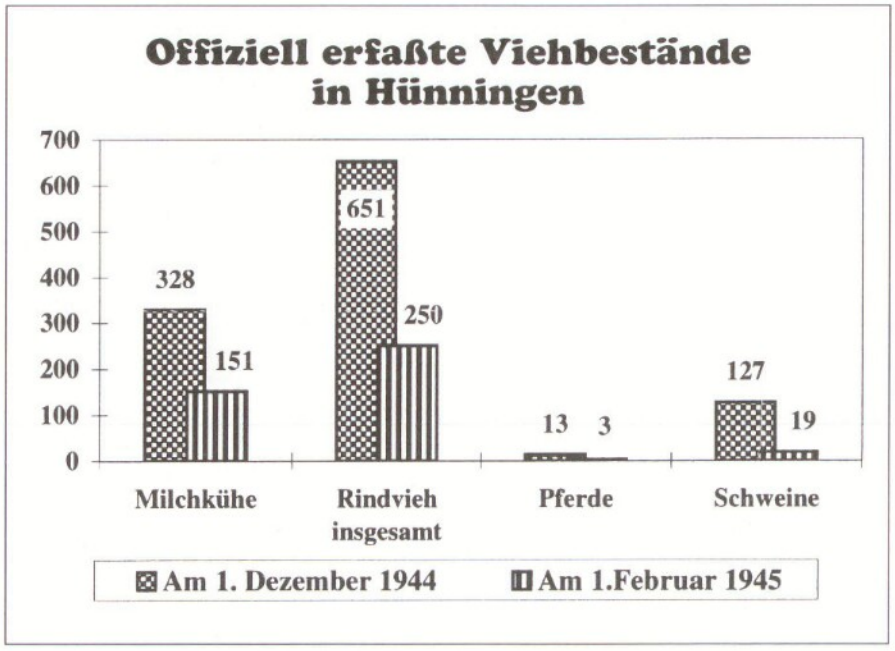
Beide Behauptungen sind nun aber interessant, weil sie zeigen, mit welch harten Argumenten die Meinungsstreitigkeiten an die Nachgeborenen überliefert worden sind und welche großen Spannungen bestanden haben.

Hier darf nie vergessen werden, daß diese Spannungen immer eine Replik auf die Ereignisse der Zwischenkriegszeit und der Kriegszeit waren. Ein Beispiel: Die Requirierung von Pferden oder Ochsen hatte 1939, 1940 bis 1944, 1945 oder danach Verärgerung hervorgerufen – und jedesmal glaubte jeder sich ungerecht behandelt.

Die Atmosphäre umschreiben einige Zeitzeugen. Adolf Kessler erinnert sich: *»Nach 1945 ist von diesen erlebten Spannungen vor, während und nach dem Krieg nie mehr geredet worden. Die Menschen wollten nichts mehr von der Politik wissen. Und sonderbarerweise war es so, daß selbst die Meinungsgruppen, die sich vor und während dem Krieg heftig beharkt und bekämpft hatten, nach dem Krieg wieder zu einem halbwegs normalen Umgang miteinander fanden. Soweit ich mich erinnern kann, sind weder vor dem Krieg noch während dem Krieg Hünninger durch Hünninger angezeigt worden.«*

Weniger positiv beurteilt der ehemalige Pfarrer, Paul Kettmus, die damalige Si-

Losheimergraben/Grenzübergang, 1945: Die Grenze wird geschlossen und von der U.S. Army überwacht (Marie-Louise und Pauline Maraite)



tuation: *»Ich glaube, daß die Spannungen in Mürringen und Hünningen nach dem Kriege noch größer waren als während dem Krieg. Viele trugen Rachegefühle in sich, viele waren verbittert, viele saßen schon im Gefängnis. In Mürringen kam es aus diesem Grund öfter zu heftigen Schlägereien. Auch die Priester standen wieder – wie schon während der Kriegszeit – unter Druck: Häufig wurde uns indirekt und still mit allem Möglichen gedroht.«*

Unzweifelhaft ist nun, daß diese unglückselige Atmosphäre durch die materielle Not gemildert wurde, wie Johann Simon berichtet: *»Wichtigste Frage in jener Zeit war, wie jeder seinen eigenen Lebensunterhalt verdienen konnte. Zu Hause und in der Familie galt die Order: 'Halt üch met nüßt op'.*

Effektiv waren die materiellen Sorgen in jener Zeit so groß, daß keine Zeit für anderes blieb.

Das größte Problem jener Zeit war nun: Wer sich für Deutschland bekannt hatte, von dem glaubten alle, daß er sich auch für den Nationalsozialismus bekannt habe. Ein Unterschied zwischen Nationalsozialismus und deutschem Nationalismus wurde nicht gemacht.«

Und natürlich gab es nun, wie schon 1944 oder 1940, viele Opportunisten, die versuchten, ihr Fähnchen zeitig in den Wind zu drehen.

Die Frage, was Wahrheit denn nun ist, war in jener Zeit aktueller denn je.

Ein Hünninger brachte die Stimmung auf den Punkt: *»Wir hatten gesehen, wer was während dem Krieg getan hatte und wie jeder nach 1945 darüber redete. Das, was sie getan hatten und wie sie nach dem Krieg darüber redeten, hatte in vielen Fällen nicht viel gemeinsam. Und das galt für die meisten in allen Meinungsgruppen. Wo sollten wir da noch Vertrauen finden, um mit den Menschen problemlos umzugehen. Einen Ausweg konnten wir nur dadurch finden, daß nicht über diese Ereignisse geredet wurde.«*

Und dennoch wurde über Tatsächliches und Vermeintliches geredet. Einige *»hätten ganz den Mund halten müssen«*, meinte ein von der Säuberung Betroffener, *»die anderen wollten Macht ausüben, egal wie ihre wahre Haltung gewesen war«*.

Diese Spannungen seien besonders in den Wirtschaften deutlich geworden: Beschimpfungen habe es immer wieder nach dem Motto gegeben *»Und du hast ja zu deutscher Zeit das und das gemacht«*. Diese Beschimpfungen seien auch in Hünningen häufig in Schlägereien ausgeartet *(»sie waren gang und gäbe«)*. Die so Belasteten hätten meist versucht, den Mund zu halten.

Deshalb sei auch der Wirtshausbesuch nicht allzu häufig gewesen. Viele hätten aus Angst vor Provokation die Wirtschaften gar nicht aufgesucht.

Diese Spannungen hätten bis in die 1950er Jahre angehalten. Als dann und in den 1960er Jahren die ersten Kinder aus unterschiedlichen Meinungsgruppen geheiratet hätten, habe sich die Atmosphäre merklich entspannt. Doch selbst heute seien sie nicht ganz verschwunden.

Diesem Zeugnis müssen Aussagen mehrerer anderer Zeitzeugen gegenübergestellt werden. Sie verneinen die Spannungen zwar nicht, verweisen aber auf die vergleichsweise versöhnliche Stimmung, die in Hünningen geherrscht habe. Besonders das seit 1950 wiedererwachende Vereinsleben habe die gespannte Atmosphäre deutlich verbessert. Viele hätten eingesehen, daß die spannungsgeladene Zwischenkriegs- und Kriegszeit nicht nach Uniformen und Abzeichen gewertet werden könne. Letztlich komme es auf die Charakterstärke an, die nicht an Äußerlichkeiten gemessen werden könne.

(1) GAB 286, Protokoll des Gemeinderates von Büllingen vom 1.9.1945.

Ausweisung ohne Rücksicht

Während sechs Jahren hatte Pater Menzel das Dorf Hünningen religiös betreut. Scheinbar wäre er gerne im Dorf geblieben. Doch der Priester zögerte.

Einige Hünninger, die sich jetzt wieder auf der richtigen Seite wähnten, hatten dem Priester offen gedroht, obwohl seine Haltung während des Zweiten Weltkrieges von den heutigen Zeitzeugen als sehr neutral und zurückhaltend gewertet wird. Das Bistum entzog sich seiner Verantwortung und versagte dem Pater etwaige Unterstützung. Als im Frühjahr 1945 der Ausweisungsbefehl kam, mußte Pater Menzel das Dorf verlassen, ohne daß ein Hünninger Notiz von seinem Verschwinden genommen hätte oder dem Priester irgendwie gedankt hätte.

Die Wohnbaracken in Hünningen

Da durch die Kriegseinwirkungen viele Häuser zerschossen oder in unbewohnbarem Zustand waren, standen natürlich viele heimkehrenden Familien ohne Obdach da. Hier mußte Abhilfe geschaffen werden.

Herbert Sieberath recherchierte, daß manche Hünninger, deren Haus kaum beschädigt war, andere Familien solange aufnahmen, bis sie ihre Wohnungen wieder mehr oder minder hergerichtet hatten.

Doch diese Ausweichmöglichkeiten waren im erheblich zerstörten Dorf recht beschränkt. Aus diesem Grunde errichtete die Gemeinde 1945 zwei sogenannte Wohnbuden in Hünningen.

Eine dieser Holzbuden stand oberhalb des Hauses Peter Stoffels *(»Hüepittesch«)*. Dieser hat mit seiner Frau dort gewohnt, bis der Bau seines jetzigen Wohnhauses fertiggestellt war. Gleichzeitig diente sie Barthel Weber *(»Schuster Mies«)* als Wohnung und Werkstatt.

Die zweite, größere Bude stand auf dem *»Wass«*. Hier konnten vier Familien Unterkunft finden. Hier wohnten von 1945 bis 1949 Familie Johann Wilquin *(»Häsche«)*, die dann nach *»Ännches«* zogen; von 1946 bis 1950 Familie Hilarius Stoffels *(»Marjerieten«)*. Sie bauten ein neues Wohnhaus und zogen 1950 dort ein. Mit ihnen wohnten auch Susanne Jost und Töchter in der Bude; von 1949 bis 1954 Familie Franz Wolff und von 1950 bis 1951 Familie Albert Jost *(»Lienen«)*. Sie hatten ihr Wohnhaus umgebaut und wäh-

rend dieser Zeit auf dem »Wass« Unterkunft gefunden.

Diese Behelfswohnungen boten keinen Komfort: Da elektrisches Licht nicht verfügbar war, benutzten die Bewohner Petroleumlampen. Ein einziger Wasserhahn mußte für die drei bis vier Familien genügen. Dieser Wasserhahn befand sich zudem noch draußen in einiger Entfernung zu den Wohnungen.

Im Winter fror die Wasserleitung trotz einer Strohbandage häufig zu. Dann zündeten die Geschädigten zum Auftauen der Leitung ein Feuer an.

Draußen waren zwei Doppeltoiletten montiert, an jeder Längsseite eine. An diesen Längsseiten war Erde aufgeschüttet, auf dem ein Knüppeldamm von etwa 1m Breite angelegt war.

Da die Bude waagerecht lag, der »Wass« aber recht abschüssig war, konnte der Wind ungehindert unter die Fußböden bis in die Zimmer eindringen. Da keine Isolierung vorhanden war, war es im Sommer sehr heiß und im Winter natürlich eisig kalt.

Richard Wilquin erzählte: *»Im Schlafzimmer, das ich mit meiner Schwester Paula teilte, war es oft so kalt, daß das Bettuch uns morgens am Mund festgefroren war.«*

Ab 1950 hatte die Familie Franz Wolff sich auf eigene Kosten elektrisches Licht verlegen lassen. Sie verließen diese Behelfswohnung als letzte 1954. Die Bude wurde 1956 oder 1957 abgerissen.

Spuren eines grausamen Krieges

Leo Gielen war der erste Lehrer, der nach dem Krieg in Hünningen tätig war. Er erinnerte sich für uns: *»Im September 1945 hatte ich Büllingen und Hünningen bereits ein erstes Mal besucht. Am 1. Oktober habe ich meine Lehrerstelle dann angetreten. Per Rad mußte ich von Verviers aus nach Büllingen fahren, da der Schaffner mein schwer bepacktes Fahrrad nicht mitnehmen wollte.*

Anfangs war die Schule noch mit belgischem Militär belegt, das später nach Deutschland verlegt wurde. Jetzt sollten die Soldaten für Ruhe und Ordnung in der Gegend sorgen.

Zwischen Militär und Bevölkerung bestand bedingt Kontakt. Einige Unteroffiziere waren in Hünninger Häusern einquartiert, wie etwa in 'Klören'. Somit war das für mich vorgesehene Zimmer durch einen Soldaten belegt.

'Klören' schickten mich deshalb nach 'Spellmanns'. Im mir angewiesenen Zimmer war noch ein Loch in der Wand, das so groß war, daß ein Kalb hätte durchkriechen können. 'Trengsches Mattes' hat dieses Loch noch in der gleichen Woche zugemauert.

Hünningen sah damals noch schlimm aus. Viel war zerstört. Die meisten Dächer waren mit Flachblech provisorisch abgedichtet.

Überall fehlten Fenster und Türen.

Als Ersatz diente häufig das Holz der Munitionskisten. Hiermit waren die Fensteröffnungen zugenagelt oder Haustüren angefertigt worden.

Glas fehlte natürlich überall. Jedem Mitbewohner eines Haushaltes waren ein halbes Quadratmeter zugesprochen worden, was nun vorne und hinten nicht reichen konnte.

Die 'Spellmans' waren nun glücklich, daß ich auch dasselbe Quantum bei Palm in Mürringen holen durfte. So kam etwas mehr Licht in die Küche. Hier war das Fenster zum Hof mit nur einer kleinen Bildrahmenscheibe (etwa 15 cm breit und 20 cm hoch) versehen.

Besonders im oberen Teil des Dorfes gab es Wassermangel. Damit diese Häuser überhaupt Wasser bekamen, sperrte Josef Küpper zeitweise die Leitungen für das untere Dorf. Das Wasser für das Vieh mußten diese Hünninger sowieso unten an der Tränke besorgen.

Auch Strom gab es keinen mehr. Die Serma aus Malmedy war zwar bemüht, alle Leitungen wiederherzustellen. Dennoch dauerte es bis August 1946 bevor die Hünninger wieder über Strom verfügten.

Die Schule war zum Teil beschädigt. Und solange belgische Soldaten in diesem Gebäude untergebracht waren, blieb sie in diesem Zustand.

Erst als das Militär abgezogen war, unternahm die Gemeindeverwaltung erste Schritte, um das Gebäude notdürftig zu renovieren.

Nachdem der Wegewärter die noch in der oberen Klasse herumliegende Munition weggeräumt hatte, konnte dieser Raum mehr oder weniger bewohnbar gemacht werden. In der unteren Klasse hingegen befanden sich keine Fenster mehr; und das, was von Rahmen und Glas übriggeblieben war, war unbrauchbar.

Auf dem Schulhof, direkt vor den Toiletten, lagen noch drei deutsche Soldaten begraben. Diese Gräber, auf denen die Namen und das Sterbedatum stand, waren eingezäunt. Vier andere Gräber befanden sich jenseits der Straße im Schulgarten. Diese Gräber wurden zu Ostern oder spätestens während den Sommerferien 1946 ausgehoben und entfernt.

Hilfe aus der Bevölkerung für die Wiederinstandsetzung der Schule war nicht zu erwarten. Jeder versuchte zunächst sein eigenes Haus wieder halbwegs bewohnbar zu machen oder sich in Ersatzräumen notdürftig einzurichten.

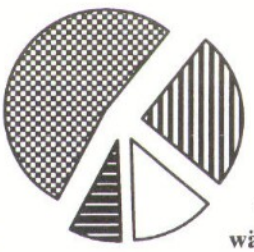
Die Hilfe der größeren Kinder im und am Haus war unentbehrlich: Sie mußten (mangels Stacheldraht) Vieh hüten, Kartoffeln ernten und leere Hülsen und sonstiges Metall sammeln.

Das war nicht ungefährlich, da im Dorf im Herbst 1945 noch immer sehr viel Munition herumlag.

Die Eltern hatten nun größere Probleme, ihre Kinder mehr oder weniger ordentlich zu kleiden. Es fehlte an Geld und Stoffen. Viele trugen Kleidungsstücke, die aus amerikanischen Decken geschneidert waren, sich als fast unverschleißbar erwiesen und im Winter gut warmhielten. Auch die Kappen und Mützen kamen fast ausschließlich aus amerikanischen Restbeständen.

Anfang Oktober war aus diesen Gründen nicht einmal an eine Art Notunterricht zu denken. Deshalb bot ich mich damals freiwillig als Aushilfe für die Gemeindeverwaltung an. Eine ähnliche Funktion hatten die Lehrpersonen übernommen, die während des Krieges ins Landesinnere geflüchtet waren.

Von 1126 Tieren auf Hünninger Bauernhöfen im August 1944 ...



requirierten die Deutschen: 53%

waren im Februar 1945 noch vorhanden: 25%

requirierten die Belgier: 8%

wurden während der Offensive getötet: 13%

Hünningen, 1945: Die von der Offensive beschädigte *„Alte Kirche"*

So langsam entwickelte ich mich für die Bevölkerung zum Ansprechpartner oder Ratgeber, wenn Kriegsschäden-Erklärungen ausgefüllt, Karten für kinderreiche Familien beantragt werden sollten oder anderes.

Ein besonders großes Lernbedürfnis zeigten die Hünninger in dieser unmittelbaren Nachkriegszeit für die französische Sprache. Viele Mägde oder Knechte hatten sie in der Zwischenkriegszeit in der Wallonie gelernt. Da die meisten überzeugt waren, daß die Kenntnis dieser Sprache in Wort und Schrift für die Zukunft unbedingt notwendig sei, besuchten sie die sogenannte Abendschule recht zahlreich. 15 Schüler folgten diesem Unterricht in Hünningen jeweils montags und mittwochs.

Auch in Büllingen unterrichtete ich diese Sprache dienstags und donnerstags, wo bei 50 Anmeldungen die Klasse aufgeteilt werden mußte.

Obwohl die meisten Schüler älter als ich waren, hatte ich keine Probleme mit der Disziplin. Da die Stromversorgung noch nicht wiederhergestellt war, benutzte ich zur Beleuchtung der Klassenräume zwei Karbitlampen, die Jean Collas aus abgesägten Hülsen angefertigt hatte. Eine Federschraube mit drei Brennern sorgte für das nötige Licht.

Am 13. Dezember 1945 war es dann endlich so weit. Pastor Kettmus und Frau Theis hatten den Wiederbeginn des Unterrichtes vorbereitet. Da nur ein Klassenraum zur Verfügung stand, unterrichtete Lehrerin Theis das 5. bis 8. Schuljahr (14 Mädchen und 13 Jungen) morgens zwischen 8.00 und 12.00 Uhr. Nachmittags unterrichtete ich dann die Kleinen (14 Mädchen und 14 Jungen) zwischen 13.00 und 17.00 Uhr.

Der Wiederbeginn des Schulunterrichtes wurde mit einer Schulmesse eröffnet. Anschließend begleiteten die meisten Eltern ihre Kinder in einer kleinen Prozession zur Schule. Pastor Kettmus führte das Klassenkreuz mit, das er in den oberen, wiederhergestellten Schulraum hing.

Die Kinder hatten nun während fast einem ganzen Jahr keinen regulären Schulunterricht mehr gehabt. Manche hatten nach der Evakuierung Wochen oder Monate im Landesinneren verbracht.

Vorteilhaft war nun, daß Frau Theis im Dorf keine Unbekannte war. Für die Kinder war ich zwar noch ein Fremder. Doch für die Eltern nicht mehr. Denn ich wohnte ja schon immerhin drei Monate in Hünningen.

Manche Schulen in den umliegenden Ortschaften hatten zum Teil den Unterricht schon eher wiederaufgenommen. Doch neben den räumlichen Problemen verhinderte auch die mangelnde Ausstattung der Klasse mit Material einen früheren Schulstart. Es ist klar, daß deutsche Bücher unter keinen Umständen verwandt werden durften. Die einzigen belgischen Lesebücher in deutscher Sprache kamen aus dem deutschsprachigen Teil der Provinz Luxemburg. Die Grammatik, die ich für den Unterricht hatte, stammte noch aus der Vorkriegszeit und war in gothischer Schrift gedruckt. Auch Rechenbücher oder Hefte waren noch einige Zeit Mangelware.

Die Eltern waren aber nun sehr froh, daß der Unterricht wieder begann. Deshalb konnten wir Lehrpersonen auch auf ihre Mitarbeit in disziplinarischen Fragen zählen. Und hier gab es einiges zu tun, da sich die Kinder ja wegen des fehlenden Unterrichtes an recht große Freiheiten gewöhnt hatten.

Die ehemals unterschiedliche politische Einstellung der Erwachsenen während der Zwischenkriegs- und Kriegszeit waren im alltäglichen Betragen der Kinder überhaupt nicht zu verspüren. Ich hatte anmerken lassen, daß ich nicht da war, um für Rache oder Vergeltung zu sorgen. Mit der Zeit wußte auch jeder, daß ich dem Widerstand angehört hatte und Wehrdienstverweigerer war.

Uns wurde nun die Aufgabe gestellt, den Kindern so schnell wie möglich wieder so viel wie möglich beizubringen. Besondere Richtlinien von der Gemeinde oder der Inspektion erhielten wir nicht.

Fast im Gegenteil. Wir merkten sehr schnell, daß die Gemeindeverwaltung schon überfordert war, wenn wir wieder neue Schäden am Schulgebäude entdeckten. So erinnere ich mich, daß der Kamin gerissen war. Je nach Witterung entwichen plötzlich Gase aus dem Ofen. Dann gab's nur eines: Die Klasse umgehend verlassen. Kamen wir im Winter dann nach einer Viertelstunde zurück, war die Klasse kalt. Die Schüler mußten dem Unterricht dann mit Mütze und Mantel bekleidet folgen.

Auch inhaltliche Richtlinien lagen uns nicht vor. Natürlich mußten wir den Unterricht im Vergleich mit dem deutschen Programm, das während fünf Jahren gegolten hatte, völlig umkrempeln. Besonders betroffen waren natürlich Fächer wie Geschichte, Musik oder Religion.

Wir haben uns bemüht, die 'Brabançonne' und 'Vers l'avenir' wieder zu lernen. In den kleineren Klassen erteilte ich keinen Geschichtsunterricht; hier versuchte ich, den Rückstand so gut als möglich aufzuholen.

Ich glaube, es gelang mir auch: Denn am Ende dieses verkürzten Schuljahres konnten fast alle Erstkläßler lesen.

Bei den Großen führte Frau Theis das neue Geschichtsbuch ein. Sie behandelte aber fast ausschließlich die Antike und das Mittelalter, um so die brisanteren Themen zu vermeiden.

Die Folgen des Krieges, die sich besonders in der sogenannten Säuberung niederschlugen, spiegelten sich im Unterricht eigentlich nicht allzu scharf wider. Die Hünninger waren mit dem Wiederaufbau völlig ausgelastet. Wegen der vielen Arbeit blieb ihnen nur wenig oder sogar keine Zeit, um an das Erlebte zu denken.

Die Parole hieß schaffen, schaffen, reparieren.

Das heißt nun nicht, daß es keine Spannungen gegeben hätte. Besonders deutlich waren sie im Gemeinderat zu spüren. Dort waren einige Ratsmitglieder wegen ihrer Haltung während des Krieges abgesetzt worden. Ungerechterweise gehörte auch der alte 'Pittisch' zu ihnen. Während die Ratsmitglieder zerstritten waren, waren das Gemeindepersonal und der vom Bezirkskommissar Hoen ernannte Bürgermeister Josef Siquet recht unerfahren.

Neben diesen Gefahren für den inneren Frieden der Dorfgemeinschaft liefen die Erwachsenen und Kinder tagtäglich große Gefahr für ihr Leben.

Denn überall – besonders aber im Wald – lagen noch längere Zeit größere Mengen vergessener oder weggeworfener Munition. Besonders gefährlich waren die Handgranaten, die in manchen Fällen als tödliche Fallen präpariert waren. Dasselbe galt auch für die vielen Minen.

Leider haben diese Munitionsrückstände auch in Hünningen zu einigen tragischen Unfällen mit Toten und Verletzten geführt.

Die Entminierungskommandos der belgischen Armee haben schließlich die Region gesäubert. Sie sammelten die liegengebliebene Munition beider Armeen ein und sprengten sie in einem Hünninger Steinbruch. Josef Küpper mußte vor diesen Sprengungen immer die Landwirte benachrichtigen, die im Umkreis dieser Gruben Felder bewirtschafteten. Denn der Splitterniederschlag nach diesen Sprengungen stellte schon eine Gefahr dar.

Eine Chance waren diese Munitionsrückstände, weil die Hülsen an die Alteisenhändler verkauft werden konnten. Je nach Größe konnten sie bis zu vier Franken einbringen. 'Hölsters Huppert' aus Büllingen kaufte sie auch auf und verkaufte sie dann wieder mit Verdienst weiter. Als die belgische Verwaltung davon Wind bekam, stoppte sie den cleveren Geschäftsmann und beschlagnahmte noch etwa 3000 Hülsen.

Nebeneffekt dieser vielen Munition waren schließlich auch die fischleeren Bäche. Weder in der Work noch im Tiefenbach lebten noch Forellen. Die Amis hatten ihnen mit Granaten den Garaus gemacht.

Auch einige materielle Hilfe erreichte das Eifeldorf. Noch bevor der Schulunterricht wieder begann, erhielten die Hünninger zwei Preßballen Kleidungsstücke aus den USA. Auffallend war die gute Qualität dieser Textilien. Sie waren weder verschlissen noch beschädigt.

Da ich diese Kleider mitverteilen sollte, erinnere ich mich an die Anweisung der Verteilungskommission, diese Kleider nur an die Familien zu verteilen, die während des Krieges nicht mit den Nazis sympathisiert hätten. Einige Hünninger halfen mir, diese schwierige Order umzusetzen. Doch schließlich blieb auch noch etwas für die anderen übrig.

Übrigens befanden sich in einem der Ballen mindestens 50 bis 60 (damals) hochmoderne Büstenhalter. Bei den 'ald Mönen us Hönninge' fanden sie wenig Anklang.

Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, arbeiteten die Hünninger hart.

Viele haben in jener Zeit aber auch geschmuggelt. Kaffee war im besetzten Deutschland heißbegehrt. Im Tausch erhielten die Hünninger Geschirr, Bestecke, Schreibmaschinen und andere Gebrauchsgüter, die sie dringend benötigten. Ein Kilo Kaffee kostete damals immerhin fast 30 Bfr.

Diese Nebeneinnahme durch den Schmuggel war für viele fast notwendig. Denn die meisten Landwirte besaßen nur noch wenig Vieh. Die Arbeitskraft mußte zudem primär für den Wiederaufbau eingesetzt werden: Im Sommer auf den Feldern (Bombenlöcher zuschütten, die Furchen der Panzerketten einebnen, Zäune errichten, u.a.), im Winter im Wald.

Unter der Leitung von Förster Poncelet wurden zahlreiche Bunker auseinandermontiert. Das eingesammelte Holz wurde als Grubenholz verwandt, das später zum Bahnhof befördert wurde. Das Splitterholz erhielt die Bevölkerung als Brennholz. Größtes Problem dieser Waldarbeit waren aber die unzähligen Splitter, die im Holz steckten. Viele Sägeblätter gingen deshalb zu Bruch.

Da nur noch wenig Vieh vorhanden war, wurde noch in nennenswertem Maße Ackerbau getrieben. Die Hünninger säten meist Gerste. War diese halbhoch, säten sie nochmals Klee dazwischen.

Der Hafer wurde unten bei Maraite maschinell gedroschen. Hierzu stellte ein Unternehmer seine Dreschmaschine auf. Bis in die späte Nacht lief sie zu Erntezeiten. Die Gerste mit dem Klee wurde in der Scheune auf dem Dreschbock gedroschen. Das Stroh wurde gehackt.

Zu allem Überfluß richteten die zahlreichen Wildschweine gerade in diesen schwierigen Jahren besonders auf den Kartoffelfeldern großen Schaden an. Ich erinnere mich, daß 'Klören' auf einem Feld von zwei Morgen nur ein paar Sack Kartoffeln ernten konnten.

Auch die Mäuse hatten sich stark vermehrt, da Lebensmittel im vorhergehenden Winter während der Offensive ja reichlich vorhanden und für die Mäuse leicht zugänglich waren.Dennoch war die Ernte im Herbst 1945 nicht allzu schlecht.

Die Menschen waren sehr pragmatisch und halfen sich mit einfachen Mitteln. Da die Landwirte meist weit von ihrem Hof entfernt molken, verfügten viele über einen Hund, der einen leichten Wagen auf zwei Fahrrädern zog. In diesem Wagen konnten meist vier Kannen, ein Eimer und ein Stuhl untergebracht werden.

Zur Versorgung stand ein Geschäft bei 'Krütz' zur Verfügung. In der Regel kauften die Hünninger aber in Büllingen ein. Auch zwei Bäcker verkauften wieder an den Türen ihr Brot.

Das Dorfleben normalisierte sich dann so langsam. Wenn ich mich recht erinnere, fand der Gesangverein sich schon 1945 wieder zusammen, um zumindest die Messen wieder gesanglich zu gestalten.

Auch Theater wurde wieder gespielt – allerdings wohl erst später. 'Pittisch Bernard' hatte mit 'Behres Pitter' eine Theatergruppe zusammengestellt. Die Aufführungen fanden bei 'Andresen' statt, da der Saal (bei 'Henen') oben im Dorf total zerstört war.

Das 'Grab auf der Heide' wurde samstags als Generalprobe für die Schulkinder uraufgeführt. Die Scheune bei 'Andresen' war zu klein, um alle zu fassen. Und so gelangte das Stück zwei- bis dreimal zur Aufführung.«

1944/1945

Hünningen zwischen den Fronten

Rudi Lejeune recherchierte die Ereignisse der Ardennen-Offensive für das Buch »Kriegsschicksale« 1969. Sein Bericht:

»Oktober 1944

Die Bevölkerung hat sich von den Schrecken des amerikanischen Einmarsches am 12. September langsam erholt. Das Getreide ist zum Teil abgemäht, aber noch nicht eingebracht. Die Kartoffelernte hat noch kaum oder gar nicht begonnen. Trotz des guten Wetters geht die Arbeit nur schrittweise voran - sei es aus Mangel an Arbeitskräften, sei es weil sich die Hünninger Bauern für ihre Feldarbeiten eine Erlaubnis bei der amerikanischen Ortskommandatur einholen mußten, die nicht immer erteilt wurde.

Plötzlich verbreitete sich eine Schrekkenskunde wie ein Lauffeuer: 'Morgen, zwischen 8 und 12 Uhr wird die Bevölkerung evakuiert, alle müssen das Dorf verlassen.' Es war Donnerstag, der 5. Oktober 1944.

Frau Leo Jost-Drehs erinnert sich noch an einige Einzelheiten: 'Es war ein herrlicher Herbsttag. Kurz nach Mittag brachte uns Albert Kessler die Schreckensnachricht. Die Ortskommandatur hatte dem Ortsvorsteher Josef Kessler den Evakuierungsbefehl überbringen lassen und ihn mit der Benachrichtigung der Einwohner beauftragt. Ich begann sofort zu packen. Jedem wurde sein Bündel hergerichtet; so-

Malmedy, Oktober 1944:
Von den Amerikanern zwangsevakuierte Eifeler vor den Malmedyer Kasernen. Auch die Hünninger wurden am 6. Oktober dorthin gebracht
(Foto: Amt für rheinische Landeskunde, Bonn)

gar für die Söhne im Felde nahm ich einiges mit. Mein Mann traf die nötigen Vorbereitungen in Scheune und Stall.

Das junge Volk, den Ernst der Lage noch nicht erkennend, blieb bei guter Laune. Den Alten jedoch schnürte es die Kehle zu. In gedrückter Stimmung verließen wir am nächsten Vormittag unser Heim.

Auf dem Sammelplatz vor der Schule gab es nur ein Gesprächsthema: Warum werden wir evakuiert? Wohin werden sie uns bringen? Für wie lange wird es sein?

Auf offenen Lastwagen der amerikanischen Armee, verließen wir das Dorf. Unterdrücktem Schluchzen und heimlich abgewischten Tränen folgte resigniertes Schweigen. Eintönig rollte unser Transport in Richtung Trois-Ponts. Dort angekommen trieben uns die Soldaten in aller Eile von ihren Wagen und verschwanden. Wir waren uns selbst überlassen.

Kaum einer konnte sich mit der wallonischen Bevölkerung verständigen. Zum Glück gelang es Nikolaus Lenz-Kessler, der die französische Sprache beherrschte, die Ortsbehörde davon zu überzeugen, uns einen Saal zu überlassen und einige Fuhren Stroh zu besorgen. Dann begann für die meisten von uns das harte Flüchtlingsschicksal.'

Freitag, der 6. Oktober.

Es ist bereits Mittag. Hünningen ist bis auf acht Personen von Zivilisten gesäubert und dem amerikanischen Militär überlassen.

Nikolaus Andres, der zur Viehversorgung mitbestimmt war und zu Hause blieb, erinnerte sich:

'Gegen Mittag hatte ich meine Familie zum Sammelplatz begleitet. Ohne jegliche Verzögerung wurde sie gebeten aufzusteigen. Dieser Transport war der letzte, der das Dorf verließ.

Ein letztes Winken – ich war allein und machte mich auf den Heimweg.

Das Dorf lag wie ausgestorben da. Als ich mein Haus betrat, hatten sich die amerikanischen Soldaten bereits häuslich in den Wohnräumen eingerichtet. Als ich den Wunsch äußerte, mein Schlafzimmer für mich zu behalten, willigten sie sofort ein.

Kurz darauf begab ich mich zur Ortskommandatur im Hause Nikolaus Stoffels-Heinen. Hier traf ich mich mit den übrigen Viehversorgern: Es waren Julius Maraite, Peter Stoffels, Albert Kessler, Johann Simon-Weber, Nikolaus Stoffels-Heinen, dessen Ehefrau und Tochter. Wir waren außer der Besatzung die einzigen Seelen im Ort.

Wir Männer teilten uns in Gruppen von je zwei und legten unseren Arbeitsplan fest. Die beiden Frauen sorgten für unser leibliches Wohl. Wir schufteten wie die Pferde, um die knapp sechzig Betriebe halbwegs zu versorgen. Glücklicherweise dauerte diese unhaltbare Lage nur zwölf Tage an.

Mittlerweile hatte die Behörde unsere Auswegslosigkeit eingesehen und die Rückkehr eines Transportes arbeitsfähiger Männer und Burschen gestattet. Nun wurde das Leben erträglicher. Auch mit der Besatzung verstand ich mich sehr gut. Sie verpflegte mich vollends und gewährte mir sogar gewisse Vorteile, so z.B. eine Besuchsfahrt nach Malmedy zu meiner Familie.

In den folgenden Wochen, so noch am 29. November, erhielten immer mehr Hünninger die Erlaubnis zur Rückkehr. Sie gruppierten sich vorzugsweise in den von der Militärbehörde freigegebenen Wohnungen. Beim Ausbruch der Offensive befanden sich wieder rund 65 Personen im Ort.

Einige Tage vor Ausbruch der Kämpfe war eine nicht zu übersehende Unruhe bei den Besatzungstruppen zu bemerken. Bei einem Feldrundgang bemerkte ich auch, daß die eingebauten Batterien nicht mehr alle vorhanden waren. Erst nachträglich fand ich eine Erklärung.'

Mathias Jouck kehrte am 25.November zur Viehversorgung zurück. Er logierte bei seinem Nachbarn Johann Lux zusammen mit dessen Schwester Frau A. Jost und ihrem fünfjährigen Sohn Robert.

Mathias erzählte über den Ausbruch der großen Offensive: 'In der Nacht von Freitag, den 15., auf Samstag, den 16. Dezember, wurden wir durch eine Explosion geweckt.

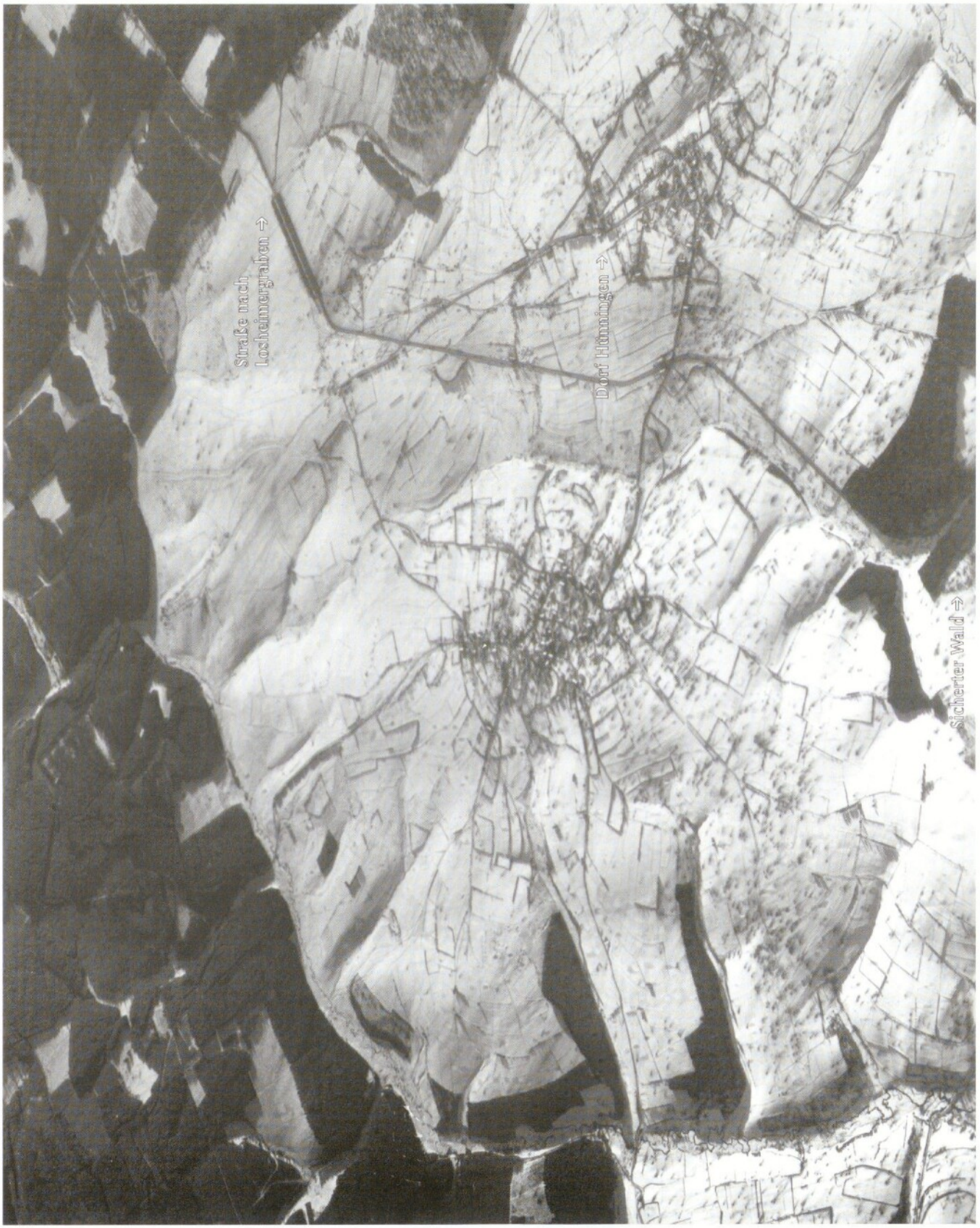
Dann herrschte wieder Stille.

Als ich am Morgen zum Viehfüttern nach Hause kam, stellte ich fest, daß eine Granate ganz in der Nähe meines Hauses auf des Nachbars Wiese eingeschlagen hatte. Ansonsten war nichts Verdächtiges zu bemerken.

Tagsüber beobachtete ich, daß amerikanische Soldaten drei deutsche Gefangene bei ihrem Kommandeur ablieferten. Wir konnten uns diese Zusammenhänge nicht recht erklären. Als aber das Artilleriefeuer in der folgenden Nacht zunahm, wurde uns bewußt, daß nicht alles stimmte. Wir verbrachten die Nacht im Keller.

Am Morgen beratschlagte ich mit Nikolaus Andres, was zu tun sei; und wir kamen zu dem Entschluß, es sei wohl das Beste, den Ort zu verlassen. Kopflos und in panischer Aufregung flüchteten wir am Sonntagvormittag, ohne das Geringste mitzunehmen in Richtung Alte Mühle.

Wir fielen von Honsfeld her unter Beschuß und bogen nach rechts ab, um bei der Neuen Mühle auf die Hauptstraße zu gelangen. Unterhalb des Sicherter Waldes gerieten wir in das Maschinengewehrfeuer deutscher Stoßtrupps, die weiß getarnt



Hünningen, 24. Dezember 1944:
Luftaufnahme von Hünningen und Mürringen.
(Foto: U.S.Army). Die dunklen Flecken sind die Granateinschläge.

längs des Bahndammes Honsfeld-Büllingen vorstießen.

Der Weg nach Büllingen war abgeschnitten.

Auf dem Gelände der Neuen Mühle fanden wir dann noch Albert Kessler, der wegen eines Beindurchschusses nicht mehr weiterkonnte. Wir trugen ihn bis zur Mühle. Hier hatten sich mittlerweile wohl fünfundzwanzig Hünninger eingefunden.'

Auch Nikolaus Andres war mit seinem Schwager Karl Jost, den Gebrüdern Lux, mit Frau Albert Jost und ihrem Kinde ebenfalls nur bis zur Neuen Mühle geraten. Ihm und noch einigen anderen gelang nachträglich die Flucht nach Malmedy.

Er erzählt: 'Wir lagen zusammengepfercht in der Neuen Mühle. Ich hatte nur einen Wunsch: Fort von hier, zu meiner Familie nach Malmedy.

Mit der Absicht, nach einem Rot-Kreuz-Wagen oder einem Sanitäter Ausschau zu halten, der dem verwundeten Albert Kessler erste Hilfe leisten könne, begab ich mich ins Freie. Zu meiner Überraschung sah ich weder deutsche noch amerikanische Truppen. Ich nahm die Gelegenheit wahr und setzte mich allein nach Büllingen ab.

Unbehelligt geriet ich am Bahndamm vorbei bis zum Dorfeingang. Als ich zur Dorfmitte einbog, befand ich mich plötzlich vor deutschen Truppen. Dicht neben dem Hause Vahsen waren zwei Panzer aufgefahren. Nun galt es, auf keinen Fall verdächtig zu erscheinen, und ich ging so gelassen wie möglich vorbei. Die Panzerbesatzung beachtete mich kaum und ließ mich meines Weges ziehen.

Am Ortsausgang, vor der Apotheke Nolte, standen deutsche Posten. Ich bog kurzerhand in einen Haushof ein, um eine weitere Begegnung zu vermeiden. In Richtung Reisbach, quer über die Felder eilte ich der Domäne Bütgenbach zu. Von weitem gewahrte ich meinen fliehenden Schwager und Josef Simon.

Auf der Domäne Bütgenbach wimmelte es von amerikanischem Militär, das sich hier zu reorganisieren schien und neue Stellungen bezog. Ein Militärpolizist hielt mich an und durchsuchte meinen Rucksack. Ein Offizier fragte, wo ich herkomme, wo ich hinwolle und ob ich Deutsche gesehen habe.

Ich berichtete über das, was ich gesehen hatte, und durfte weiter. Nach kurzer Zeit holte ich die beiden andern Hünninger ein. Wir stärkten uns gemeinsam in einem Weywertzer Café und zogen in Richtung Faymonville nach Weismes weiter. Beim Erreichen der Straße nach Malmedy, erkundigte sich ein vor der Türe stehender Weismeser Einwohner nach unserem Wohin. Er warnte uns, weil die Deutschen schon in Baugnez seien.

Entlang der Bahngleise setzten wir nun unseren Fußmarsch fort. Endlich, am Spätnachmittag, gelangte ich dann nach Chôdes, wo ich meine Angehörigen, die mittlerweile dorthin verzogen waren, vorfand.'

Die übrigen rund 20 Hünninger verbrachten den Sonntag und auch die folgende Nacht in der Neuen Mühle. Ein Teil entschloß sich, am Montagmorgen, dem 18. Dezember, ins Dorf zurückzukehren. Mathias Jouck, der sich unter ihnen befand, berichtete:

'Kaum ein Schuß war zu hören. Zu zwölfen beschlossen wir, nach Hause zurückzukehren, um Proviant und Kleidungsstücke zu holen: Nikolaus Weber, Anna Weber, Nikolaus Kessler-Wilquin, Frau Josef Kessler, Agnes Jost, Johann Simon-Zimmermann, die Geschwister Mathias und Bertha Grün, Margaretha Küpper, die Gebrüder Johann und Egidius Lux sowie ich selbst.

Nach einer kurzen Wegstrecke tauchte plötzlich ein amerikanischer Soldat vor uns auf, der eiligen Schrittes in Richtung Josthaus marschierte. Dann sind die deutschen Truppen auch noch nicht in Hünningen, dachten wir. Ahnungslos, aber doch in Gruppen von zwei und drei folgten wir ihm nach.

In der letzten Kurve vor Josthaus ertönten plötzlich Rufe. Die ersten unserer Gruppe blieben stehen. Ich befand mich in der letzten Gruppe.

Eine Maschinengewehrsalve peitschte über unsere Köpfe.

Wir warfen uns in Deckung.

Johann Lux brach tödlich getroffen sofort auf der Straße zusammen. Dicht hinter mir lag sein Bruder Egidius. An seinen Windungen erkannte ich, daß auch er getroffen sein mußte. Nach etwa 10 Minuten wurde das Feuer eingestellt und zwei mit SS-Leuten besetzte deutsche Panzer näherten sich uns. Fassungslos standen wir mit erhobenen Händen um den Toten.

Den verwundeten Egidius durften wir bis Josthaus tragen.

Eine halbe Stunde später starb auch er.

Ich hatte Glück gehabt: Meine Kehlkopfhaut war von einer Kugel aufgeritzt. Wir bahrten die Toten auf und versuchten ins Dorf zurückzukehren. Die Deutschen verwehrten uns dies jedoch, bis Hünningen freigekämpft sei.

Nach einer Stunde erklang Glockengeläute. Es war das Zeichen, daß Hünningen von der Wehrmacht erobert war.'

Doch nicht alle Hünninger hatten am Sonntag, den 17. Dezember, die Flucht ergriffen oder ergreifen können.

Clemens Hepp, damals ein siebzehnjähriger Bursche, erlebte diesen Sonntag zu Hause:

'Schon am Samstag sagten uns die im Hause stationierten Amerikaner, die Deutschen seien in Honsfeld eingedrungen; sie geboten meinem Vater und mir, das Haus nicht mehr zu verlassen. Am Sonntagmorgen erhielt unser Stall einen Volltreffer und ein amerikanischer Offizier wurde schwer verwundet. Der Beschuß wurde heftiger und wir verbrachten den größten Teil des Tages im sicheren Keller.

Gegen Abend bemerkten wir jedoch, daß sich unsere Besatzung verzogen hatte. Die Dunkelheit war bereits hereingebrochen und an eine Flucht war nun nicht mehr zu denken.

Stunden später, etwa gegen acht Uhr, wurde die Kellertüre mit Gewalt aufgestoßen. Ein einzelner, aber fließend deutsch sprechender Amerikaner polterte die Treppe herunter. Atemlos berichtete er, daß die Deutschen den unteren Dorfteil schon eingenommen hätten. Wir könnten nicht bleiben.

Wir packten einige Sachen zusammen und folgten ihm. Im Hause Palm gab er einen Funkspruch durch und machte uns die Bemerkung, daß es nun eile.

Wir liefen Richtung Josthaus.

Auf die Bemerkung meines Vaters hin, ob wir auch nicht den Deutschen in die Arme liefen, entgegnete er, daß die von Honsfeld her angriffen.

Wir verbrachten die Nacht in Mürringen im Hause Huberty. Wir waren aus dem Regen in die Traufe geraten, denn in der Nacht wurde das Haus mehrmals unter starken Beschuß genommen. Zurückeilende Amerikaner gaben uns zu verstehen, daß ein deutscher Angriff unmittelbar bevorstehe. Es dämmerte bereits.

Mit Fluchtgedanken verließen wir das Haus, liefen aber einige Häuser weiter SS-Leuten in die Arme. Sie trieben uns mit der Begründung in die Keller zurück, es seien noch Yankee-Widerstandsnester zu säubern.

Unter zunehmendem amerikanischen Artilleriebeschuß arbeiteten wir uns am Nachmittag bis Josthaus vor, um dann am folgenden Morgen in das völlig besetzte Dorf zurückzukehren.'

In den nun folgenden Tagen und Wochen war größte Vorsicht geboten. Es war den deutschen Angreifern nicht gelungen, die Amerikaner von dem strategisch wichtigen 'Elsenborner Hügel' zu vertreiben. Die umliegenden Ortschaften wurden so ausgewählte Zielscheiben für die sehr genau schießenden amerikanischen Artillerie-Batterien.

Mathias Jouck wurde am Morgen des 20. Dezembers wieder Zeuge und zugleich Opfer eines tragischen Vorfalles:

'Zusammen mit Johann Simon-Zimmermann beschloß ich, im Hause Albert Jost nach dem Rechten zu sehen, und wenn möglich, dem Vieh erstmals nach vier Tagen Futter und Wasser zu geben. Gesagt, getan. Wir gaben Futter in die Krippen, misteten den Stall aus und beabsichtigten, aus dem vor dem Hause liegenden Brunnen das nötige Wasser zu schöpfen. Dabei behinderte uns jedoch ein vor der Türe stehender Lastwagen. Auf unseren Wunsch hin, schickten sich die Deutschen an, das Gefährt in der Scheune unterzustellen.

Das Motorengeräusch und die Bewegungen hatten wahrscheinlich einen amerikanischen Aufklärer aufmerksam gemacht.

Noch ehe der Wagen untergestellt war, schlug eine Granate hinter dem Haus ein. Die zweite verfehlte ihr Ziel nicht und fiel mitten in den Hof. Drei Soldaten wurden auf der Stelle getötet, auch der gerade aus dem Hause gehende Josef Schmitz wurde tödlich getroffen.

Sein Begleiter Julius Maraite blieb unverletzt. Ich selbst befand mich neben dem Brunnen und wurde ernsthaft von den Granatsplittern am rechten Arm und linken Unterschenkel verwundet.

Mit einer letzten Anstrengung schleppte ich mich in den Stall hinein. Hier fand mich Johann Simon, der zu diesem Zeitpunkt gerade in der Scheune war. Er versuchte sofort, mich zur deutschen Verbandsstelle im Hause Wolff zu bringen. Simon, selbst Invalide aus dem ersten Weltkrieg, schaffte dies jedoch nicht. Er mußte mich unterwegs ablegen und Hilfe holen.

Notdürftig verbunden wurde ich noch am gleichen Abend nach Hallschlag transportiert und dort zusammengeflickt. Über zahlreiche Lazarette quer durch Deutschland, gelangte ich dann, wenn auch noch behindert, wieder Ende April nach Hause zurück.'

Johann Kessler erinnerte sich ebenfalls: 'Ich war für 12 Tage beurlaubt. Am Donnerstag, den 21. Dezember, gegen 10 Uhr landete ich nach sechstägiger Fahrt auf Losheimergraben. Jede Deckungsmöglichkeit ausnutzend setzte ich den Weg nach Hünningen fort.

Der ganze Bereich lag unter starkem Feuer. Unweit von mir erhielt ein deutscher Kraftwagen einen Volltreffer. Drei Landser kamen dabei ums Leben. Bevor ich meinen Weg fortsetzte, begruben wir sie am Rande der Schutztannen.

Zunächst suchte ich die zurückgebliebenen Hünninger auf. Die ersten fand ich im Hause von Nikolaus Weber. Die anderen hatten sich zusammengeschlossen und in folgenden Häusern Unterschlupf gefunden: Bongartz, Simon, Zimmermann, Stoffels, Heinen, Julius Maraite, Nikolaus Weber und Jost-Drehs.

Von meiner eigenen Familie fand ich niemanden vor.

Ich erfuhr, daß der verwundete Albert Kessler noch immer in der Neuen Mühle liege. Da ich selber Sanitäter war, setzte ich mich beim Roten Kreuz für seine Versorgung und Rückkehr ein. In der folgenden Nacht holte ich ihn mit dem Roten Kreuz nach Hause, anschließend wurde er in ein deutsches Lazarett überführt.'

Bis zum 21. Dezember hatten die toten Zivilopfer wegen des starken Artilleriefeuers noch immer nicht geborgen und beerdigt werden können. Die Gefahr war zu groß.

Michel Weber, in diesen Tagen beurlaubter Wehrmachtsangehöriger, erinnerte sich: 'In Hünningen fand ich verstörte und verängstigte Leute vor. Die Toten der letzten Tage waren noch nicht begraben. Als fronterfahrener Soldat traute ich mir schon etwas mehr zu.

Zusammen mit Josef Küpper trug ich am 21. Dezember den noch immer am Unfallort liegenden Josef Schmitz in einer Zeltplane zum Friedhof. Beim Ausheben des Grabes nahm der Beschuß jedoch so stark zu, daß ich beschloß, Küpper nach Hause zu schicken und die Arbeit allein zu beenden.

Kurz darauf brachte Josef Jost ein Bettuch, einen Rosenkranz und Weihwasser. Mit Hilfe eines dazukommenden Soldaten betteten wir Josef Schmitz dann zur letzten Ruhe.

Die Bestattung der Gebrüder Lux war nicht so einfach. Sie mußten etwa 2 km transportiert werden. Bei der Stärke und Genauigkeit des amerikanischen Feuers war es ein so großes Wagnis, daß unser Vorhaben von Anfang an zum Scheitern verurteilt schien.

Mit dem beurlaubten Sanitäter Johann Kessler, den Gebrüdern Josef und Hubert Küpper, Johann Simon-Zimmermann und meinem Vater wagte ich dennoch am Samstag, dem 23. Dezember, das Unternehmen. Die drei ersten warfen das Doppelgrab aus, während die beiden letzten mich zu Josthaus begleiteten. Wir ließen das Pferdegespann allein vorausfahren, denn neben dem stark ratternden Ackerwagen waren die Artillerieabschüsse nicht rechtzeitig zu erkennen.

Wir luden die Toten auf und nach einer Verschnaufpause wagten wir auf ähnliche Weise die Rückfahrt. Die Gruft war bereits ausgehoben, als wir den Friedhof erreichten. Hunderte Male mußten wir bei dieser Arbeit in Deckung gehen, bei einbrechender Dunkelheit erst wurden wir fertig. Es war uns allen ein großer Trost, als auch diese beiden nun in geweihter Heimaterde ruhten.'

Weihnachten stand vor der Türe, unerbittlich tobte der Kampf weiter. Bevor sie auf Heiligabend zum Stellungswechsel ausrückten, sangen deutsche Soldaten in der Kirche Weihnachtslieder. Das Bersten der Granaten übertönte den Friedensruf des Glöckchens. Schlimmer noch, beim Verlassen des Gotteshauses wurden mehrere Soldaten von einschlagenden Geschossen verletzt. Noch länger als einen Monat sollte dieses grausame Ringen andauern. Etwa 45 zurückgebliebene Hünninger kämpften in dieser schweren Zeit um ihr nacktes Leben gegen Kälte, Hunger und Granaten. Eng zusammengedrängt, hausten sie in nur einigen Kellern, einer beim andern Schutz, Trost und Halt suchend. Das Vieh war größtenteils verschwunden, erschlagen, erfroren oder vor Hunger eingegangen. Nur in den bewohnten Häusern war die Möglichkeit gegeben, das Vieh zu erhalten.

Endlich, am 31. Januar 1945, befreiten die Amerikaner den Ort zum zweiten Mal.

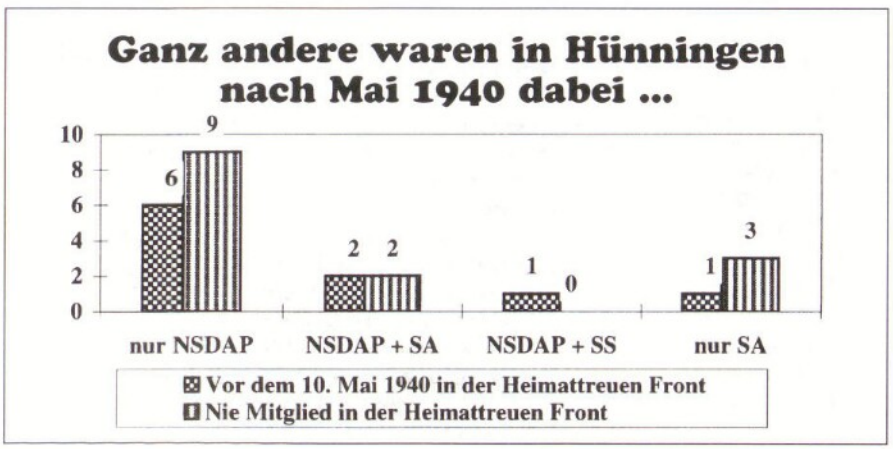
Die Deutschen ergaben sich meist ohne großen Widerstand.

Neben den schon erwähnten drei Toten hatte Hünningen einen weiteren Toten in Malmedy zu beklagen: Johann Grün wurde am 17. Dezember 1944 von einem amerikanischen Lastwagen angefahren und starb am 2. Februar 1945 an den Folgen des Unfalls.

Johann Hilarius Stoffels wurde vom deutschen Militär verschleppt und starb am 13. März 1945 im KZ von Buchenwald. Mathias Jouck, Frau Josef Kessler und ihr Sohn Albert erlitten schwere und Peter Behrens leichtere Verletzungen.

Neunzig Prozent des Viehbestandes war vernichtet. Die Häuser Mollers und Jousten waren niedergebrannt. Das Haus Wilquin wurde am Weihnachtsabend durch Bomben total zerstört. Es gab kaum ein Haus, das keine Treffer aufwies, dessen Dach nicht hundertfach durchlöchert war.

Die Straßen, zerbombt und aufgebrochen, wiesen knöchelhohen Schlamm und Dreck auf. Die Wasserleitungen und das elektrische Netz waren zerschlagen, Gärten, Anlagen und Wiesen von Kettenfahrzeugen und Einschlägen umgepflügt. Zerschossene Fahrzeuge und Munitionshaufen säumten die Wege, Viehkadaver und Unrat lagen zerstreut umher.«



1944

Beerdigung mit Ideologie

Ein sogenannter Ausgebombter aus Aachen, der seit einiger Zeit in Hünningen wohnte, starb 1944. Da er hoher Parteifunktionär gewesen war, bereitete die NSDAP ihm eine offizielle Beerdigung vor, von der Priester und Meßdiener ausgeschlossen waren. Stattdessen reisten mehrere SA- und SS-Abteilungen nach Hünningen, um ihrem Genossen die letzte Ehre zu erweisen. Zu dieser Parteifeier waren die Schulkinder zwangsverpflichtet worden, um dort Lieder zu singen und die Zahl der Trauergäste zu vergrößern.

Flucht nach Deutschland

Ende August wurden auch die Hünninger von den deutschen Behörden aufgefordert, vor den anrückenden alliierten Truppen *»ins Altreich«* zu fliehen. Diesen Aufruf läutete *»Krütz Pitter«* in den Straßen des Dorfes aus und verkündete ihn auch dort.

Paul Kettmus erinnerte sich: *»Die Reaktion auf den Evakuierungsaufruf nach Deutschland war in Mürringen sofort fast einhellig ablehnend. Die Menschen wollten ihre Heimat nicht verlassen und eine Flucht ins Ungewisse nicht wagen. Auch wenn ich damals nur relativ selten in Hünningen Dienst versah, so glaube ich mich erinnern zu können, daß die Reaktion dort ähnlich war.«*

Eine Hünningerin ergänzt diese Ausführungen: *»Der Aufruf zur Evakuierung wurde sehr zurückhaltend aufgenommen. Eigentlich sollten wir auch mit meinen Eltern fliehen. Wir hatten schon alles gepackt. Aber letztlich verließ uns die Courage.*

Denn am Abend vor dem verordneten Fluchttermin trafen wir uns mit den Geschwistern: Sie rieten vehement ab und warnten uns vor den Gefahren der Flucht und einer möglichen Einberufung in die deutsche Armee. Am folgenden Morgen packten wir unsere Habseligkeiten dann wieder vom Leiterwagen runter und blieben in der Heimat.«

Manche Hünninger Zeitzeugen erinnern sich, daß – sehr zur Freude der politisch Andersdenkenden – die *»überzeugtesten Nazis oder Mitläufer«* dem Aufruf nicht nachkamen.

Genau 80 Personen aus der Altgemeinde Büllingen flohen in diesen Augusttagen Richtung Osten: 17 Familien aus Büllingen (56 Personen), zwei Familien aus Mürringen (9 Personen) und vier Familien aus Hünningen (15 Personen).

Das Unrecht, das in der Zeit der deutschen Besetzung geschehen war, rief schon jetzt erste Rachegefühle hervor. Hatten manche Hünninger in diesen Jahren ihre politischen Gegner unter Druck gesetzt, so schlug das Pendel nun um. So wurde Lehrer Klinkhammer nun offen gedroht: *»War du, wenn die Dütschen do eweg senn, da kreje mer dich!«*

Der Frieden war noch weit.

Der Einmarsch der Amerikaner

Am 12. September 1944 zogen die Amerikaner in Hünningen ein. Scheinbar verlief dieser Einmarsch sehr ruhig und ohne größere Zwischenfälle. Einige Zeitzeugen erinnern sich, daß in vielen Familien, die während der Kriegszeit einer deutschen Organisation beigetreten waren, einige Tage vor dem Einmarsch alle eventuell belastenden Dokumente, Fahnen, Uniformen und Fotos verbrannt worden seien.

Diese glaubwürdigen Schilderungen sind wohl ein Grund, weshalb wir für dieses Buch nur ein einziges Bild aus der Kriegszeit gefunden haben, das einen politischen Gehalt hat. Weitere Bilder waren entweder nicht zu finden oder wurden vorenthalten.

Der 11. September sei ein Tag wie jeder andere gewesen. Die belasteten Dorfeinwohner seien wohl ängstlich gewesen und hätten sich wahrscheinlich in ihren Häusern zurückgezogen, meinten einige Interview-Partner. Viele Hünninger hätten diesen Tag aber als einen Tag wie jeden anderen erlebt. Schließlich sei Erntezeit gewesen. Viel Arbeit habe verrichtet werden müssen. Und da die Männer nicht zu Hause gewesen seien, hätten die Frauen jede Minute nutzen müssen, um die viele Arbeit zu verrichten.

Mit den Amerikanern zogen auch Einheiten der *»armée blanche«*, der belgischen Widerstandkämpfer ins Dorf ein. Wie in allen anderen Orten Ostbelgiens, so war ihr Auftritt auch in Hünningen nicht gerade rühmlich. Zu öffentlichen Ausschreitungen kam es zwar nicht, doch mehrere Plünderungen (besonders in den Häusern der Hünninger, die nach Deutschland geflohen waren) sollen auf das Konto dieser Gruppierung gehen, berichteten einige Zeitzeugen.

Ein Amerikaner in Hünningen

Die Erinnerungen amerikanischer Soldaten sind in der Regel vollgespickt mit strategischem Vokabular. Es scheint rückblickend wichtiger zu sein, wann welcher Panzer wo gestanden und wann welcher Soldat wohin geschossen hat. Gefühle und Impressionen bleiben weitgehend unberücksichtigt.

Deshalb haben wir für dieses Buch den Versuch unternommen, ehemalige Veteranen ausfindig zu machen, die in unserem Dorf stationiert waren. Wir hatten Glück. Denn zwei konnten wir ausfindig machen.

Vieles ist auch bei ihnen vergessen. Doch einige Eindrücke, die ihnen blieben, scheinen uns interessant zu sein.

Zunächst erinnert sich Richard H. Byers, Ohio: *»Wir verließen den französischsprachigen Teil Belgiens und erreichten die Region, die eigentlich zu Deutschland gehört hatte und nach dem Ersten Weltkrieg von Belgien annektiert worden war. 1940 war dieser Gebietsstreifen dann wieder von Deutschland annektiert worden. Die politischen Überzeugungen der Einwohner waren folglich sehr gemischt.*

Als wir im September einmarschierten, hatten manche Einwohner ihre Häuser ungemein schnell verlassen. Ich erinnere mich an eine menschenleere Metzgerei, in die ich eintrat und in der noch Fleisch auf dem Ladentisch stand.

Mitte November 1944 wurde meine Einheit im Südwesten Hünningens stationiert. Natürlich installierten wir die Geschütze möglichst nahe am Dorfrand, damit wir auch in den Häusern übernachten konnten. Die Soldaten waren auf drei Häuser verteilt worden. Die Kommandozentrale befand sich in dem Haus, das am weitesten von unseren Geschützen entfernt war.

Ich weiß nicht, warum unsere Offiziere das machten. Vielleicht damit wir die deutschen Geschütze möglichst wenig hören oder damit sie uns möglichst wenig bedrohen sollten.

In dem uns zugewiesenen Haus (das heutige Haus von Klemens Maraite) *belegte ich mit vier anderen einen oben im Haus gelegenen Raum. Wir schliefen auf Matratzen, hatten eine Frisierkommode, einen Tisch, einen Spiegel, ein Sofa und eine Nähmaschine.*

Wir hatten keine Heizung, kein Licht, kein laufendes Wasser oder ein Wasserklo. Aber sobald wir daran dachten, daß wir schon in einfachen Zelten auf hart gefrorenem Boden oder Schnee geschlafen hatten, dann fühlten wir uns hier ausgesprochen glücklich.

Alle Zivilisten waren nach Malmedy evakuiert worden. Nur einige waren zurückgeblieben, um das Vieh zu versorgen und ein Auge auf die verlassenen Häuser zu werfen. Im Dachgeschoß unseres Hauses befand sich ein Rauchfang, in dem einige Schinken und einige Stücke Speck hingen.

Wir aßen einige von ihnen und verwandten das verbleibende Fett, um Kartof-

feln zu braten, die frisch aus dem Garten kamen.

Eines Tages kam eine Frau ins Haus. Sie erbat die Erlaubnis, um im Obergeschoß Babykleidung zu holen. Sie hatte einen Kinderwagen bei sich, aber kein Kind. Nachdem sie das Haus mit einem Kleiderbündel verlassen hatte, entdeckten wir, daß sie den Kinderwagen benutzt hatte, um die Schinken und Stücke Speck vor uns in Sicherheit zu bringen.

Rückblickend verstehe ich, daß sie wohl ein Recht auf ihre Schinken und ihren Speck hatte. Aber zu jener Zeit, da waren ich und meine Kameraden stinksauer, daß sie uns um unseren Frühstücksspeck gebracht hatte.

Der November war für uns Soldaten ausgesprochen ruhig. Normalerweise schoben wir während drei Tagen mit dem 394. Infanterie Regiment als vorgezogener Beobachtungsposten Dienst. Während sechs Tagen waren wir dann der Nachhut der Geschütze zugeteilt. Eines Tages lieh ich mir ein Jagdgewehr und streifte durch die Wälder zwischen Hünningen und Buchholz. Ich ging bis zu den Eisenbahnschienen. Aber mir kam nichts vor die Flinte. Doch ich lernte die Gegend kennen, was mir später sehr zugute kam.

Kurz vor Ende unseres Aufenthalts in Hünningen begannen die Deutschen, V1- und V2-Raketen unmittelbar hinter der Siegfriedlinie abzuschießen. Als sie Hünningen erreichten, flogen sie noch sehr tief. Auf diesen ersten Kilometern begannen sie erst an Höhe zu gewinnen.

In einigen Fällen kamen sie von ihrer Flugbahn ab und explodierten in unmittelbarer Nähe des Dorfes oder stürzten ab, ohne zu explodieren.

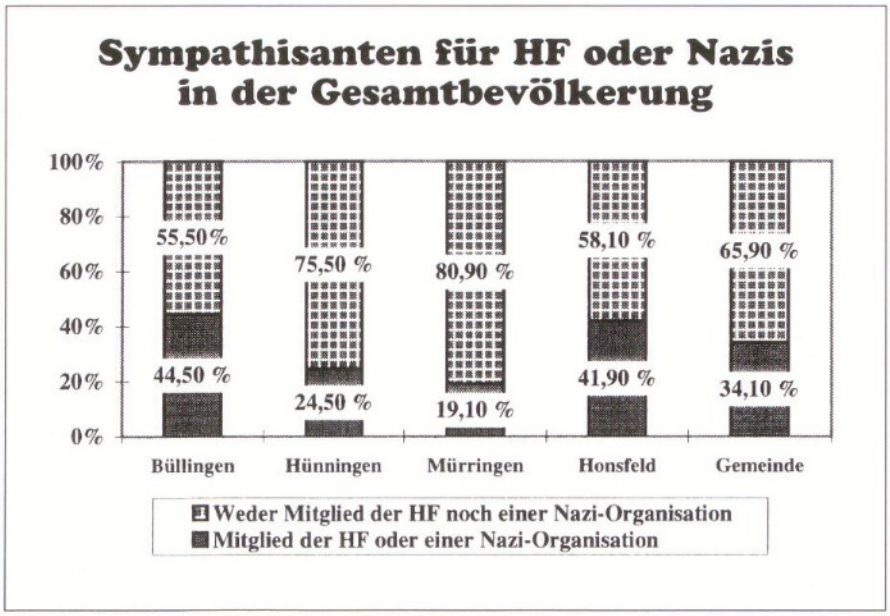
Vielleicht waren es einige Übereifrige, die die V1 und V2 satt hatten und den Befehl ausgaben, sie auf dieser niedrigen Höhe über der Grenze, noch bevor sie Höhe gewinnen konnten, abzuschießen. Das war eine wirklich schlechte Idee, die uns zusätzlich in große Gefahr brachte. Denn die Raketen schienen von Losheimergraben kommend der größeren Straße zu folgen. Hünningen lag nun genau südlich dieser Straße und Mürringen im Norden.

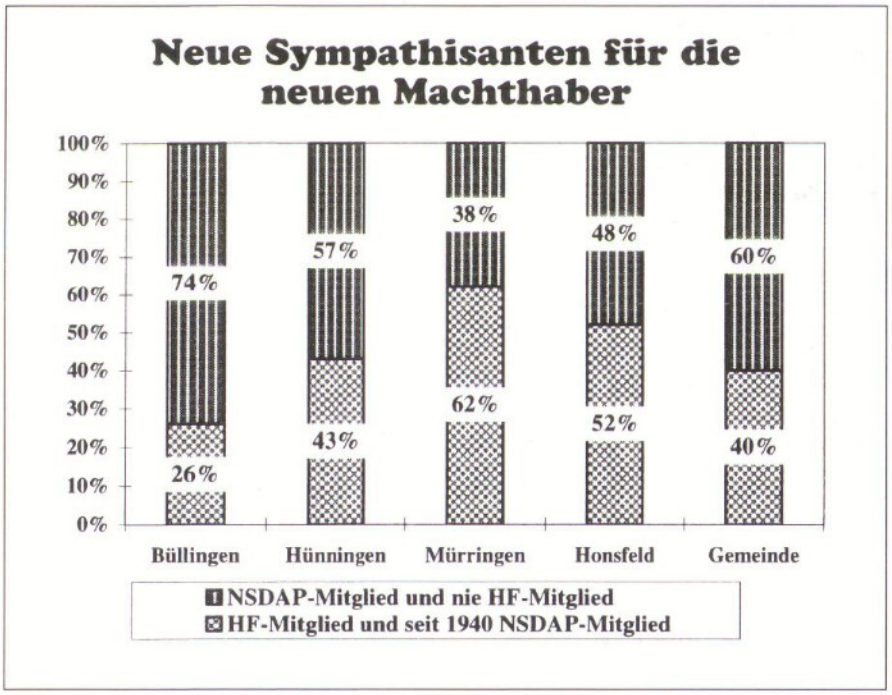
Viele Flugabwehrraketen und Artillerie-Einheiten waren deshalb in diese Dörfer verlegt worden, so daß sie auch in den Häusern schlafen konnten. Als jetzt alle Flugabwehrraketen die tieffliegenden V1 und V2 ins Visier nahmen und schossen, stellten sie fest, daß die Gefahr groß war, daß die Geschosse aus Hünningen in Mürringen landeten und die Geschosse aus Mürringen in Hünningen.

Einmal saß ein Artillerist auf einem Scheißhaus, das draußen im Garten stand. Plötzlich schlug ein 20 mm Blindgänger unmittelbar neben ihm ein, schlug auf den Boden, gewann Höhe und durchschlug ein Fenster, streifte eine Mauer, dann den Helm eines GIs und fiel in einen Kohlehaufen ohne zu explodieren.

Der Soldat war von diesem nahen Einschlag so schockiert, daß er noch einige Tage die nur eben auffindbaren Toiletten mit Pauken und Trompeten aufsuchen mußte.

Von Hünningen wurden wir dann auf einen Beobachtungsposten nach Losheim versetzt.«





Robert H. Franke, North Carolina, hat ebenfalls noch einige Erinnerungen an seinen sehr kurzen Aufenthalt in Hünningen.

Er weiß, daß seine Einheit damals nach Ostbelgien verlegt worden war, ohne daß sie als Amerikaner gewußt hätten, daß dort die Menschen deutsch sprachen und während dieses Krieges zu Deutschland gehört hatten. Ihnen sei nicht bewußt gewesen, daß sie sich folglich schon fast in Deutschland befunden hätten.

Die Stimmung sei in dieser Region nun aber ganz anders gewesen. Während im Landesinneren große Begeisterung geherrscht habe, sei die Stimmung im östlichen Teil Belgiens sehr zurückhaltend gewesen. Von Hünningen wisse er nun nur noch sehr wenig, weil sein Aufenthalt kurz und die Menschen sowieso evakuiert gewesen seien.

1943

Stalingrad - und das Blatt dreht sich

Entscheidender Wendepunkt in der Stimmungslage der Hünninger während des Zweiten Weltkrieges war der Januar 1943. Paul Kettmus erläutert: *»Die menschenverachtende Behandlung von Pastor Delhez durch die Nazis und das Wissen der Hünninger und Mürringer, daß zwei von ihnen den Priester angezeigt hatten, veränderten das Klima in den beiden Dörfern.*

Der bisherige Druck durch Bespitzelung und durch versteckte Drohungen ließ meines Erachtens nun merklich nach.

Eine entscheidende Wende in der ganzen Region setzte aber nach der Niederlage der deutschen Armee in Stalingrad ein: Viele begannen zu zweifeln, viele ahnten nun auch, daß das von Hitler beschworene Tausendjährige Reich von viel kürzerer Dauer sein könnte. All das las sich damals aber fast nur aus der Stimmungs- und Gemütslage ab.

Keiner wagte auch nur irgendwie ein offenes Wort zu sagen.«

Ein Jude auf dem Friedhof?

Wahrscheinlich war es Herbst 1942, als ein sonderbarer Mann in das Backhaus des Hauses Maraite einzog. Die Erinnerungen an diesen Mann sind sehr verschwommen. Keiner weiß mehr Genaues, schriftliche Unterlagen waren nicht aufzufinden.

Die einen behaupten, er sei ein Hausierer gewesen. Die anderen sind sich sicher, daß er ein Jude war. Wieder andere glauben, er sei Jude gewesen, der auch hausiert habe.

Mehrere erinnern sich, daß der Unbekannte mehrere Monate in Hünningen gewohnt habe und von Anfang an recht krank war. Pater Menzel habe ihn kurz vor seinem Tod aufgesucht. Er habe gefragt, woran er glaube. *»An nichts«*, habe der Unbekannte geantwortet.

War er Jude, hätte er es nicht zugeben dürfen. War er Atheist, so war er ehrlich.

Er starb. Wahrscheinlich 1943.

Er wurde beerdigt. Von zwei Männern. In einer Nacht-und-Nebel-Aktion.

Auf dem Hünninger Friedhof. In der Kinderecke.

Kein Grabstein schmückte sein Grab.

Selbst der Pfarrer wußte nicht Bescheid.

Auch ein Kriegsschicksal.

Kirche wehrt sich

Der Aktionsradius der Priester wurde von den Nazis zielstrebig eingeschränkt. *»Wir wußten, daß wir gefährdet waren«*, umschrieb Benoit Ledur, selber KZ-Insasse, die damalige Situation des Klerus. Paul Kettmus erinnert sich, daß den Seminaristen in Aachen immer wieder der Ausspruch ans Herz gelegt worden sei: *»Schafsblut ist kein Märtyrerblut«*. Immer wieder seien sie zur Vorsicht vor den Nazis ermahnt worden.

Das Kirchengebäude war der einzige Raum, in dem überhaupt noch offiziell religiöse Veranstaltungen stattfinden durften. Manche Priester wichen deshalb auf das Pfarrhaus aus, um die Jugend dennoch zu erreichen und dort Glaubensstunden abhalten zu können. Wahrscheinlich seit Frühjahr 1941 fand dann ein Jugendbekenntnistag in Bütgenbach statt. Diese Veranstaltung hatte im Altreich bereits Tradition und war von den Nazis noch erlaubt. Pastor Libert führte diese Feier in unserer Region ein und ermöglichte den Jugendlichen somit einmal jährlich eine eindrucksvolle Demonstration ihrer religiösen Überzeugungen. Für uns nachweislich ist dieses Fest am 10. Mai 1942 und am 20. Juni 1943 (nun als Glaubensfeierstunde für das katholische Jungvolk) in Bütgenbach gefeiert worden. Eventuell hat es noch 1944 eine weitere Auflage gegeben. Auch die Hünninger nahmen an diesen Veranstaltungen teil.

Ein korruptes Regime und die dörfliche Rache

Während des Weltkrieges war die rechte Seite des Bilderberges noch Heideland, auf dem recht viele Preiselbeeren wuchsen. Das Pflücken der Preiselbeeren war allerdings vor dem 10. August streng verboten. Da drei Frauen von führenden Hünninger Parteimitgliedern allerdings schon am 9. August dort gesichtet worden waren und daraufhin die Flucht ergriffen hatten, brachten einige Hünninger in der folgenden Nacht folgendes Spottgedicht am Schwarzen Brett an:

»Die Obrigkeit des Dorfes regiert zu ihrem Nutzen,
um Preiselbeeren zu putzen.
Da ihnen das nicht gelungen,
sahen sie sich gezwungen,
davonzusausen,
damit andere auch konnten schmausen.«

Diese Aktion war außerordentlich gefährlich. »Et jov äver jesott än die Fäll«, erinnerte sich eine Zeitzeugin.

Dennoch war sie scheinbar nicht einmalig. Doch der öffentliche Aushang sei die Ausnahme gewesen.

Spottgedichte seien recht viele verfaßt worden, ergänzt ein Zeitzeuge. Und weil diese Gedichte so schön spöttisch gewesen seien, hätten viele versucht, sie auswendig zu lernen.

Auch eine Form von Opposition.

Der Zeitzeuge erinnert sich noch an ein Gedicht, das 1941 kursierte:

»Als die Deutschen einmarschierten,
war er es, der am meisten salutierte.
Er stand so hold neben dem Abort,
und hob die Hand in einem fort.
Als sein Freund X mußte zum Militär,
da wurde es ihm bang und schwer.
Er lief zum Doktor hin und her,
ach Doktor, krank bin ich so sehr. (...)«

Jarcewo (Rußland), 1943: Kameraden am Grab des gefallenen Mathias Weber aus Hünningen

Die zwei letzten Zeilen, die dem Zeitzeugen entfielen, verraten schließlich, daß dieser stramme Wendehals schließlich auch eingezogen wurde.

Ligneuville, 1943:
Lehrgang für Hauswirtschaft organisiert durch den B.D.M. (Bund deutscher Mädel) (am linken Rand Agnes Jost aus Hünningen)

1942

Kriegsgefangenenlager Losheimergraben

1937 oder 1938 wurde auf deutscher Seite in Losheimergraben eine Siedlung gebaut, die wahrscheinlich seit Frühjahr 1942 als Kriegsgefangenenlager genutzt wurde. Etwa 20 russische Kriegsgefangene sollen dort bis 1944 gelebt haben.

Das Lager stand unter Aufsicht von Oberförster »*Terres*« aus Losheim, der die Kriegsgefangenen bevorzugt als Waldarbeiter im Revier Weißer Stein einsetzte.

Sie lebten in armseligen Verhältnissen.

Ihre Soldatenkleidung konnten sie nur notdürftig flicken. Die Mahlzeiten müssen ebenfalls karg gewesen sein.

Ein Hünninger erinnert sich, daß die Russen einmal erfahren hätten, daß in Losheim eine tote Sau vergraben worden sei. Sie hätten sie wieder ausgegraben und – obwohl die Sau schon drei Tage tot war – verzehrt.

Einige Hünninger hatten auch das Privileg, diese russischen Kriegsgefangenen für die Feldarbeit (Heu-, Getreide- oder Kartoffelernte) anzufragen.

Ob dies offiziell oder inoffiziell geschah, war nicht zu erfragen.

Auf jeden Fall wurde hier die Mitmenschlichkeit der Hünninger geprüft. Manche sollen die ausgehungerten Kriegsgefangenen einen ganzen Tag hart haben arbeiten lassen und sie dann abends mit einem Stück trockenem Brot abgespeist haben. Andere hätten ihnen aus Mitleid eine oder zwei ordentliche, warme Mahlzeiten zukommen lassen. Auch Tabak, Alkohol oder ein Wegzehr seien den melancholisch wirkenden Osteuropäern verschiedentlich zugesteckt worden.

Hünningen, 1942: Auf Heimaturlaub (Franz, Albert, Josepha und Martha Heinen)

Neue Einwohner für das Dorf

Spätestens seit 1942 wuchs die Bevölkerungszahl in Hünningen merklich an. *»Ausgebombte«* aus den rheinischen Städten wurden nun in die Dörfer verschickt und dort einquartiert.

27 Personen aus zehn Familien bekamen Hünningen als vorläufigen Aufenthaltsort zugewiesen und verbrachten dort mehrere Monate oder sogar ein bis zwei Jahre.

Manche Hünninger erfuhren von diesen sogenannten Reichsdeutschen oder von Verwandten, die unser Dorf aufsuchten, voller Verwunderung, daß es durchaus auch heimliche Opposition gegen Hitler und seine Kriegspolitik gab.

Eine Zeitzeugin erzählte von ihren Verwandten, die ihnen während eines Besuches gesagt hätten: *»Ihr sollt beten, daß Deutschland den Krieg verliert.«* Rückblickend wertete diese Zeitzeugin ihre damalige Haltung als sehr naiv. Denn diese Kritik wäre bei ihr und ihrer Familie auf große Verwunderung gestoßen.

1941

Russen und Polen im Dorf

Sieben bis acht Mädchen und zwei Jungen aus Rußland oder Polen waren Hünninger Familien als Arbeitskraft zugeteilt worden. Hiermit wurde die große Rivalität zwischen und sogar auch innerhalb der Meinungsgruppen fortgesetzt, die schon 1939 eingesetzt hatte, als über die Requirierung von Ochsen oder Pferden entschieden werden mußte. Auch im Mai und Juni 1940 traten heftige Spannungen zwischen den Hünningern wegen dieser Requirierungen zutage.

Natürlich konnten nur die Dorfeinwohner eine polnische oder russische Arbeitskraft erhalten, die dem Regime auch zumindest wohlwollend gegenüberstanden.

Laut nationalsozialistischer Rassenideologie sollten diese Zwangsarbeiter als Untermenschen behandelt werden. Dieser Order folgen oder Mitmenschlichkeit beweisen, darüber mußten die Hünninger im täglichen Umgang entscheiden.

Ein Zeitzeuge erinnert sich: *»Einmal trafen sich einige der Polen bei 'Henen' im Saal. Sie tranken dort ein Glas und redeten polnisch, was alles verboten war. Ein Hünninger beobachtete die Szene, notierte den Vorfall im Notizblock und drohte dem Wirt mit einer Anzeige.*

Dieser, ein geachteter und mutiger Mann, entriß ihm daraufhin das Notizbuch und stauchte ihn ordentlich zusammen.

Der Vorfall blieb Gott sei dank für den Wirt und die Polen folgenlos.

Ein zweiter Vorfall ereignete sich in 'Jelessen', wo einige Polen und Russen im Keller zusammensaßen. Ein anderer Hünninger in Militäruniform wollte seine Macht demonstrieren und jagte die Verängstigten aus dem Haus.«

Einer dieser Polen, der damals 16jährige Jan Szczurek, war auch von den Deutschen nach Hünningen zwangsverpflichtet worden. Nach dem unsäglichen Krieg blieb er im Dorf, gründete eine Familie und entwickelte sich zum echten Hünninger, der wegen seiner Offenheit, Umgänglichkeit und seines Humors sehr geschätzt wird.

Hünningen, 1941: Schulentlassung im Namen der neuen Ideologie (Franz Jouck, Rosa Maraite, Clemens Hepp, Johanna Jost, Nikla Maraite, Gerta Wolff, Josef Simon, Therese Stoffels)

Dienst in der Wehrmacht

Schon vor dem 8. Mai 1940 waren Eupen-Malmedyer aus der belgischen Armee desertiert. Ihr deutscher Nationalismus, ihre oft vorhandenen Sympathien für den Nationalsozialismus und die durch Reichsministerien und Deutschtumspolitiker betriebenen Werbeaktionen veranlaßten sie wohl zu diesem folgenschweren Schritt. Aus der Gemeinde Büllingen waren 19 junge Männer (einer aus Hünningen) desertiert und in Deutschland dem Bataillon 800 Brandenburg, ZbV einverleibt worden.

Als dann im Herbst 1941 die ersten jungen Männer in die Wehrmacht eingezogen wurden, mußten auch 75 Hünninger dem Gestellungsbefehl folgen. Da in Eupen-Malmedy sich vorab schon etwa 10 Prozent freiwillig als Soldat gemeldet hatten, könnte der Anteil in Hünningen ähnlich hoch gelegen haben. Ein oder zwei Hünninger meldeten sich freiwillig zur SS, mindestens acht gehörten der SA an.

Von diesen Soldaten wurden 19 getötet, sechs blieben vermißt. Jeder dritte Soldat aus unserem Dorf mußte in diesem Krieg sein Leben lassen.

Im Verlaufe des Krieges wurden nochmals acht Zivilisten aus Hünningen direkt oder indirekt getötet: der Hünninger Hilarius Stoffels, der Mürringer Pfarrer Leopold Delhez und der Ehemann der in Hünningen tätigen Lehrerin Catharina Theis in Konzentrationslagern, drei Hünninger Zivilisten wurden im Dorf während der Ardennenoffensive getötet, Hubert Bongartz wurde im Januar 1945 erschossen und der sechsjährige Bernard Küpper starb im Juli 1945 beim Spielen an den Folgen einer Munitionsexplosion.

Wehrdienstverweigerung und Widerstand gegen die Nazis

Von einem organisierten Widerstand in Eupen-Malmedy während des Zweiten Weltkrieges kann nicht gesprochen werden: Einerseits war der Druck der Nazis sehr groß (auch zwei Bürger der Gemeinde Büllingen standen offiziell in Diensten der Geheimen Staatspolizei – Gestapo), andererseits war Widerstand wegen der

Aus dem Aufruf des Kreisleiters geht eindeutig hervor, daß die SA. als die älteste Kampftruppe der Bewegung und damit des Führers eine bedeutungsvolle Aufgabe erfüllte und neue Aufgaben hinzubekommen hat. Jeder wehrfreudige, wehrwürdige und wehrwillige sowie opferbereite Volksgenosse des Kreises Malmedy tritt deshalb in die SA. ein, um am Aufbauwerk des Führers, des Großdeutschen Reiches, aktiv mitzuhelfen.
Durch die geniale Tat des Führers seid Ihr Malmedyer wieder zum Mutterlande Großdeutschland zurückgekehrt.
Durch aktive Tätigkeit innerhalb der SA. könnt Ihr Adolf Hitler einen kleinen Dank abstatten. Kein Opfer darf zu groß sein, um dem Führer zu danken. — Tretet ein in die bewährte Kampftruppe des Führers, die SA., und werdet stolze SA.-Männer.

(aus: Westdeutscher Beobachter vom 1.4.1941)

großen Zahl der Sympathisanten und Mitläufer sehr schwierig. Wichtigstes Argument dürfte aber sein, daß viele unserer Vorfahren, das System des menschenverachtenden Nationalsozialismus nicht durchschauen wollten oder konnten.

Die negativen Einsichten über dieses Regime, die wohl erst seit Ende 1941 so langsam erfolgten, kamen aber dann in vielen Fällen zu spät.

Dennoch hat es auch in Hünningen Menschen gegeben, die eine der vielfältigen Formen eines Widerstandes genutzt haben: Manche haben dem System im Verlaufe der Zeit wohl wegen ihrer tiefen Religiosität und der antikirchlichen Politik mißtraut. Manche haben sich vielleicht innerlich von diesem System distanziert, weil sie gegen den Krieg waren. Manche haben ihre Mitarbeit in einer der vielen Naziorganisationen vielleicht reduziert oder eingestellt. Auch die Spottgedichte, die vereinzelt in jener Zeit auf dem Schwarzen Brett auftauchten, waren eine Form des zivilen Ungehorsams.

Einige Hünninger haben aber auch für sich und ihre Familien viel riskiert, um dem Nazi-System aus den unterschiedlichsten Gründen zu widerstehen. Die geläufigste Form war die Verweigerung des Wehrdienstes.

Konnten diese Wehrdienstverweigerer nach Altbelgien fliehen und sich dort verstecken, so waren sie relativ sicher. Versteckten sie sich aber in ihrem Dorf, so gefährdeten sie nicht nur sich selbst, sondern auch ihre Angehörigen, die sie versorgen mußten. Und die Familie mußte dann nicht nur dem Druck der Parteibehörden standhalten, sondern wurde im Dorf auch noch von Hünningern mit Aussprüchen konfrontiert wie *»Mer sen se alt an 't söcke«* oder *»mer vännen se schon«*, wie sich Betroffene jener Zeit erinnerten.

Laut einem Verzeichnis der Gemeinde Büllingen vom 16. April 1951 desertierten aus Hünningen Johann Simon, Nikolaus Jouck, Willy Weber, Aloys Weber und Josef Stoffels aus der Wehrmacht.

Ins Landesinnere war die Lehrerin Catharina Theis im Sommer 1940 geflohen. Als politischer Gefangener war Alfred Simon verzeichnet.

Amt Büllingen

Einen Jahrhunderte alten Wunsch erfüllte der Führer

Büllingen. Nach längerer Pause hatte die Ortsgruppe Büllingen am Sonntag wieder einen Höhepunkt in ihrem politischen Leben zu verzeichnen; eine große Kundgebung der Partei vereinte um 11,30 Uhr im Volkshause alle Parteigenossen, Politischen Leiter und Parteianwärter. Nach Einbringung der Fahne eröffnete der Ortsgruppenleiter die Kundgebung mit einem herzlichen Grußwort an die Versammelten, besonders aber den Redner des Tages, Pg. Dr. Aschermann. In seinen Ausführungen gab dieser einen Rückblick auf Deutschlands Geschichte älteren und jüngeren Datums und stellte dabei die Männer heraus, denen die Einigung Deutschlands schon damals Lebensaufgabe war, denen aber ein durchschlagender Erfolg versagt bleiben mußte. Erst dem Führer gelang ein Werk, das als Erfüllung eines Jahrhunderte alten Wunsches gewertet werden kann. In seinen weiteren Ausführungen umriß der Redner dann in kurzen Zügen die allezeit friedlichen Absichten des Führers und seine Anstrengungen, diese Absichten zu verwirklichen. Er ließ dabei auch nicht unerwähnt — und das konnte er an Hand von Beispielen beweisen —, daß der Führer auch die Machtmittel des Staates zu gebrauchen weiß, wenn es gilt, eine Gefahr vom deutschen Volk abzuwenden bzw. seine Vernichtung zu verhindern. Die Ausführungen des Redners wurden oft von Beifall unterbrochen. Anschließend dankte der Ortsgruppenleiter Dr. Aschermann für seinen Vortrag und schloß den Appell der Ortsgruppe mit der Führer-Ehrung.

(aus: Westdeutscher Beobachter vom 23.5.1941

Hünningen, 1941: Auf die Körpertüchtigung legte die Schule 1940-1944 großen Wert. Denn sie sollte schließlich Soldaten heranziehen.
(Peter Bongartz, Nikla Maraite, Ewald Jouck, Ernst Stoffels, Josef Wolff, Mathias Grün, Clemens Hepp, Klemens Jost, Josef Jost, Josef Simon, Michel Küpper, Josef Behrens, Otto Stoffels, Emil Jost, Karl Simon)

1940

Die Deutschen kommen

Der 10. Mai 1940 war für die damaligen Hünninger ein prägendes Ereignis. Alle Zeitzeugen erinnern sich an diesen Tag.

Grete Kessler-Weber erzählte: *»Ich fuhr morgens zum Feld melken. Schon bei Vooßen hörten wir großen Lärm. Auf dem Feld angekommen, sehen wir viele Soldaten zu Fuß und zu Pferd. Ich mußte weinen. Ein Soldat kommt auf mich zu und fragt, ob ich ihn kenne und ob ich mich freue. Ich fragte ihn nur, warum ich mich über den Krieg freuen sollte. Als ich nach Hause fuhr sah ich zwei Frauen, die so begeistert über den Einmarsch der deutschen Truppen waren, daß sie im Unterrock mit Hakenkreuzfahnen auf die Soldaten zuliefen, um so zu begrüßen.«*

Adolf Kessler erinnert sich, daß *»sehr viele Häuser im Dorf mit Hakenkreuzfahnen geschmückt waren«*. Dieses Urteil wurde von den übrigen befragten Zeitzeugen einhellig bestätigt.

Sophie Andres-Fickers ergänzte: *»Während einigen Tagen hingen sehr viele Fahnen im Dorf. Transparente hingen keine aus.*

Manche Hünninger standen auf den Haustüren und luden die Soldaten zum Ausruhen oder zu einer Bewirtung ein. Andere hielten ihre Türen fest verschlossen.

Ein überzeugter Heimattreuer war schon morgens mit einer Kanne Milch zum Bolder gefahren, um den Soldaten dort einen Trunk anzubieten.«

Auch an die Aussprüche der Hünninger konnten sich manche Befragten erinnern. Einige gaben an, daß die eher probelgischen Dorfeinwohner bewußt verbal provoziert worden wären. Immer wieder wäre vor ihren Häusern gerufen worden *»Hallo, hallo, heut sind wir frei, heut wird gelacht«;* Hitler-Gruß und *»Sieg, heil«* seien ebenfalls pausenlos wiederholt worden.

Ein ältere Frau habe die deutschen Soldaten, denen sie Fladen reichte, in ihrer Begeisterung mit *»Daasch Hitler«* begrüßt. Auch der Ausspruch: *»Ah, die Frange konne verbrannt wiere, die ha kene Wert mie«* wurde tradiert.

Schon am Morgen dieses Tages kam es dann zu einem Zwischenfall.

Vier Hünninger Burschen trafen sich, die plötzlich in einen heftigen Streit verfielen. Eine handfeste Schlägerei war die Folge.

Losheimergraben, im Mai 1940: Der Schmuck am Grenzübergang zeugt von einem gewissen Enthusiasmus über den Einmarsch

Die Motive für diesen Streit lassen sich heute nicht mehr genau feststellen: Sicher scheint, daß eine enttäuschte Liebschaft und Familienanimositäten eine Rolle gespielt haben. Der Versuch, dieser Schlägerei später einen politischen Charakter wegen des Kriegsausbruches aufzuzwingen, war – nach Aussagen von Zeitzeugen beider Lager – nicht sehr glaubhaft und sei auch kaum im Dorf akzeptiert worden.

Der Zwischenfall gewann allerdings an Brisanz, weil ein in der Schlägerei verwickelter Hünninger am Abend von einem selbsternannten Büllinger Hilfspolizisten verhaftet wurde. Diese Verhaftung blieb allerdings ohne schwerwiegende Folgen.

Allerdings wurde die gleiche Person einige Tage später von einem anderen Hünninger wegen angeblichen Besitzes von Sprengstoff denunziert, was eine weitere Verhaftung zur Folge hatte.

Dieser 10. Mai und die folgenden Tage waren nun nicht nur der Beginn des Zweiten Weltkrieges in Westeuropa, sondern auch offensichtlicher Anlaß für viele Eupen-Malmedyer, ihr Fähnlein schnell in den Wind zu hängen.

Leo Fickers, der 1939 desertiert war und in das Bataillon 800-Brandenburg ZbV übergetreten war, erinnerte sich, daß er als Uniformierter von den Hünningern als besondere Persönlichkeit angesehen worden sei. Noch immer hätte in den Dorfbewohnern die preußische Mentalität des militärischen Gehorsams gesteckt.

Manch einer hätte sich bei ihm mit dem Ausspruch angebiedert: *»Jetzt weiß man wieder, wo man dran ist und zu wem man gehört.«*

Aus der Partei

SA. der NSDAP., Sturm 11/174, Büllingen

Dienstplan für den Monat November: Trupp 1: Truppdienst am 9. 11. auf dem Sportplatz Büllingen um 13 Uhr; Schar 1—2: Schardienst am 4. und 11. an der Schule Büllingen um 19 Uhr und am 18. um 18 Uhr; Trupp 2: Truppdienst am 9. auf dem Sportplatz Büllingen um 13 Uhr; Schar 3—4: Schardienst am 5. und 12. an der Schule Mürringen um 19 Uhr, am 20. um 18 Uhr; Trupp 3: Truppdienst am 16. auf dem Sportplatz Honsfeld um 13 Uhr; Schar 5—6: Schardient am 6. und 13. an der Schule Hünningen um 19 Uhr, am 20. um 18 Uhr; Trupp 4: Truppdienst am 16. auf dem Sportplatz Honsfeld um 13 Uhr; Schar 7—8: Schardienst am 8. und 15. an der Schule Honsfeld um 19 Uhr, am 22. um 18 Uhr; Trupp 5: Truppdienst am 26. auf dem Sportplatz Manderfeld um 14 Uhr; Schar 9—10: Schardienst am 8. und 15. an der Schule Manderfeld um 19 Uhr, am 22. um 18 Uhr. Sturmdienst am 30. auf dem Sportplatz Hünningen um 13 Uhr.

(aus: Westdeutscher Beobachter vom 24.10.1941)

Hünningen/Josthaus, 10. Mai 1940:
Der herzliche Empfang der einmarschierenden Truppen kommt nicht überraschend
(Peter Mollers)

(?, Richard Maraite, Josef Andres)

(Richard Maraite)

Innerhalb der ersten Woche seien *»sehr viele Dorfeinwohner gekippt«*, erinnern sich fast alle Befragten. Und *»mancher Hünninger, der sich bisher als bester Belgier ausgegeben hatte, hing nun die größte Hakenkreuzfahne aus dem Fenster«*, gaben viele verbittert zu.

Der Opportunismus hatte wohl auch in Hünningen wieder Hochkonjunktur.

Wie die Kinder des Dorfes den 10. Mai erlebten, recherchierte Alfred Rauw:

»Der deutsche Einmarsch, der sich seit dem Morgengrauen durch durchziehende Fußtruppen auch im Dorf selbst bemerkbar machte, versetzte nicht allein die ältere Bevölkerung in Staunen.

Flugzeuglärm hatte selbst die Kinder schon aus den Betten getrieben.

Der militärische Aufmarsch zog auch sie in ihren Bann.

Sie bekamen an diesem klaren Frühjahrsmorgen den 'ieschten dütschen Kammis' zu Gesicht und verfolgten die Infanteristen begeistert und neugierig durch das ganze Dorf. Dabei fiel natürlich auch ihnen auf, daß so manches Haus durch Hakenkreuzfahnen geschmückt war.

Als sie sich trotz dieser Ereignisse später in der Schule einfanden, war nur Frau Theis anwesend. Lehrer Josef Klinkhammer fehlte, so daß die Kleinen vom ersten bis zum vierten Schuljahr, die seit 1938 von dem Rocherather Lehrer unterrichtet wurden, kurzerhand wieder nach Hause geschickt wurden.

Doch noch während der ersten Unterrichtsstunde der Großen betraten zwei Büllinger die Schulklasse, die sich auf ihren Armbinden als Polizei auswiesen. Vom Lehrerpult aus unterrichteten sie die anwesenden Schüler darüber, daß Lehrerin Theis von nun an keine Schule mehr halten dürfe, die Kinder also ihren Anweisungen auch nicht mehr Folge leisten müßten. Diese Mitteilung wirkte nach Aussage einiger Zeitzeugen zwar befremdend, doch als es dann hieß, alle könnten nach Hause gehen, war die Freude nicht minder groß.

Erst nach Mittag tauchte Lehrer Klinkhammer wieder auf. Er ließ sogleich alle wieder zur Schule kommen. Er allein hielt fortan bis zu den am 10. Juli beginnenden Sommerferien Schule. Abwechselnd unterrichtete er die Großen vormittags und die Kleinen nachmittags.

Doch Lehrstoff wurde in diesen zwei Monaten kaum noch gesehen. Viel gesungen habe man, erinnerten sich einige: einstimmig und sogar zweistimmig – vor allem deutsche Marschlieder. Die wurden

Hünningen, 10. Mai 1940:
Die belgische Armee errichtete Straßensperren um den Einmarsch aufzuhalten. Abgesägte Bäume als Straßensperre unterhalb von Josthaus

dann bei Spaziergängen durchs Dorf vorgetragen. In Marschordnung zogen die Klassen dann singend durch die Straßen: zu dritt, in Reih und Glied, die Jungen vorneweg, dann die Mädchen – alle der Größe nach geordnet und somit den deutschen Militarismus schon repräsentierend.

Zur Freude der Kinder seien sogar viele Dorfbewohner auf die Haustüre getreten, um der singenden Schar Beifall zu spenden.

In der Schule selbst verschwanden sofort die Königsbilder. Auch die Kreuze seien recht schnell abgehängt worden. Josef Küpper habe den Befehl hierzu von der Ortskommandatur erhalten. Vor Lehrerin Theis habe er sich rechtfertigt, daß er es nicht gerne tue. Sie habe daraufhin gekontert: 'Dann tue ich es gar nicht, wenn ich es nicht gerne tue.'

Auch Lehrer Klinkhammer habe sich vor den Kindern gerechtfertigt. Laut Zeitzeugen sagte er seinen Schülern: 'Ihr seht, wo das Kreuz hing. Es ist weg. Ich habe es nicht heruntergenommen'.

Im Unterricht ersetzten kurze Leitsprüche nun das Morgengebet. Anstatt des 'Morgen, Frau Lehrerin' wiederholten die Schüler die Begrüßung des Lehrers mit 'Heil, Hitler'.

Bereits am Schuljahresende erhielten die Hünninger Schüler alle ein auf das deutsche Bewertungssystem ausgerichtetes Schulzeugnis.

In den zwei Monaten vor Ferienbeginn blieb Lehrerin Theis in der Lehrerwohnung. Wohl erst mit Beginn des folgenden Schuljahres wurde der Hünninger Schulbetrieb sowohl in bezug auf Lehrinhalte und -ziele konsequent auf die nationalsozialistische Ideologie ausgerichtet.«

Dienst in der belgischen Armee

Als die Deutschen am 10. Mai 1940 in Belgien einmarschierten, dienten 15 Hünninger als belgische Soldaten. Während dieses Feldzuges wurde Johann Stoffels getötet. Besonders für die Hünninger, die sich der probelgischen Seite zurechneten, war die Niederlage der belgischen Armee ein Erlebnis, das bei ihnen tiefe Enttäuschung hervorgerufen hatte. Die eher prodeutsch Eingestellten empfanden die Niederlage wohl eher wie die meisten Eupen-Malmedyer: als Befreiung.

Befreiungsfeier aus Anlaß der erneuten Annektion

Als Adolf Hitler am 18. Mai, acht Tage nach dem Einmarsch der deutschen Truppen, die ehemaligen deutschen Kantone Eupen-Malmedy wieder annektierte und dem deutschen Reich anschloß, da jubelten wieder viele Ostkantönler. Keiner der wenigen Zurückhaltenden wagte es mehr, seine Ängste über diese Annektion öffentlich zu äußern.

Auch in Hünningen dürfte diese Annektion in weiten Teilen der Bevölkerung mit Freude aufgenommen worden sein.

So sehr die Zeit des Zweiten Weltkrieges auch von den Hünningern verdrängt worden ist, so wenig Erinnerungen vorhanden sind und so schwierig sich die Zeitzeugen mit Fragen nach dieser Zeit tun, so scheint dennoch sicher zu sein, daß noch in der zweiten Hälfte Mai 1940 in Hünningen eine *»Befreiungsfeier«* stattgefunden hat.

Während der Kriegszeit blieben diese größeren Nazi-Veranstaltungen fast ausnahmslos den Gemeindehauptorten wie Büllingen oder den Städten Malmedy und St. Vith vorbehalten. Doch die erneute Annektion der Kantone durch Deutschland war das Ziel, auf das alle Heimattreuen während Jahren hingearbeitet hatten.

So organisierten sie auch in Hünningen eine dorfinterne Befreiungsfeier, die im Saal von *»Henen«* stattgefunden haben soll. Nachdem der Musikverein aufgespielt hatte, hielt *»Krütz Pitter«* eine Rede, die scheinbar zu heftigen Diskussionen Anlaß gab. Denn im Dorf waren innerhalb der heimattreuen Gruppe Spannungen aufgetreten, wer denn jetzt wohl die Führungsrolle unter den neuen Machthabern in Hünningen einnehmen dürfe.

Ergänzt wurde diese Befreiungsfeier dann am 28. Mai durch einen weiteren Festakt in Büllingen anläßlich der Kapitulation Belgiens und des vorläufigen Waffenstillstands. Josef Küpper lud die Hünninger öffentlich per Schelle mit den Worten ein: *»Der Krieg ist aus und alle Freunde und Gönner der Deutschen sind nach Büllingen eingeladen.«*

Weitere Naziaufmärsche scheint es in Hünningen während des Krieges dann nicht mehr gegeben zu haben.

Die Übungen der Hünninger SA störten schon mal die Dorfruhe, besonders wenn sie wieder sonntags morgens während der Messe stattfanden. Auch der Kyffhäuserbund marschierte immer wieder – bis 1943 in Begleitung des Musikvereines – auf, wenn ein Hünninger Soldat getötet und am Sonntagnachmittag am Kriegerdenkmal mit einer Rede geehrt wurde.

Der Fanatismus der Hünninger ging aber nicht so weit, daß an einem zentralen

Punkt des Dorfes ein Fahnengruß stattgefunden hätte. *»Su jeck worren se nu och net«*, kommentierte ein dem System widerstehender Hünninger die damalige Situation.

Politische Diskussionen – so berichten Zeitzeugen – habe es damals allerdings schon gegeben. So sei es auf der Kegelbahn öfter zu Streit über den dort erhobenen Vorwurf gekommen, daß einige Hünninger nicht deutsch genug seien.

Auch innerhalb der Familien zeigten sich diese Spannungen: Ein junger Hünninger wurde nach der Bemerkung *»In England blieft nu ke Scheißhus mie janz«* von seinem Großvater mit der Bemerkung *»Herdjüß, bliev es rohig«* heruntergeputzt.

Leben im Dritten Reich

Die neuen Machtverhältnisse zeigten recht schnell Wirkung. Männer und Frauen, die als überzeugte Belgier galten, wurden durch ihre andersdenkenden Dorfbewohner und die Parteibehörden in Worten und Taten unter starken Druck gesetzt.

Ein deutliches Beispiel sind die Amtsenthebungen von Staatsbeamten. So verloren Josef Küpper, Hubert Küpper und Nikolaus Weber ihre Arbeitsstelle und somit ihr Einkommen.

Nach der Euphorie im Mai 1940 und den ersten einschneidenden Amtshandlungen der neuen Machthaber kehrte dann aber scheinbar recht schnell wieder Ruhe im Dorf ein, wie sich Sophie Andres-Fickers erinnerte: *»Die Spannungen, die durch den deutschen Einmarsch entstanden waren und das Dorfleben bis Anfang Juni bestimmten, klangen dann relativ schnell ab.*

Noch immer war Krieg.

Und die Menschen waren schließlich darauf angewiesen, ihre Heuernte einzubringen und ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Auch die Ungewißheit im neuen Vaterland Deutschland, das sich schnell als ein anderes zeigte, als die meisten erwartet hatten, war für die Hünninger recht groß.«

In diesem Dritten Reich mußten sich nun nicht nur die Männer, die das Denken und Handeln bestimmten, sondern auch die Frauen einrichten. Eine interessante Meinung vertritt hier Sophie Andres-Fickers: *»Das Interesse der Frauen für Politik war sehr gering. In der damaligen Rollenverteilung ging Politik die Frauen sowieso nichts an, das war eigentlich den Männern vorbehalten.*

Wir redeten mit unseren Männern eigentlich nur dann über Politik, wenn etwas Außergewöhnliches passierte, über das jeder redete.

Wenn ich ehrlich bin, so habe ich rückblickend den Eindruck, daß die Frauen eher Sympathien für die sogenannte probelgische Seite hatten; vielleicht, weil diese wesentlich gemäßigter auftraten.«

Hünningen, im Mai 1940: Die Kinder haben die Scheu vor den deutschen Soldaten verloren (Deutscher Soldat mit Ewalds Schirmmütze, Soldat, Maria, Rosa, Agnes und Irma Maraite, Ewald Maraite mit Feldmütze des Soldaten)

**Hünningen, im Mai 1940:
Deutsche Einmarschtruppen vor dem Haus Julius Maraite
(Drei deutsche Soldaten, Nikla, Ewald, Maria, Rosa, Clemens, Agnes, Irma und Christine Maraite)**

Dennoch wurde der Alltag jetzt durch eine der schlimmen Seiten des Nationalsozialismus bestimmt: Bespitzelung und Denunziation. Johann Simon bringt diese Stimmung treffend auf den Punkt: *»Die ene lurten no den anderen«.*

Nazi-Organisationen werden aufgebaut

1940 wurde der Kyffhäuserbund in Hünningen gegründet. Er sollte nicht nur die Männer umfassen, die während des Ersten Weltkrieges Soldat gewesen waren, sondern auch die jungen Männer, die in absehbarer Zeit Soldat werden sollten. Dieser Kyffhäuserbund unter Leitung von *»Krütz Pitter«* verstand sich als Kameradschaftsbund.

Eine Mitgliedschaft wurde als selbstverständlich vorausgesetzt. Zeichen der Mitgliedschaft waren sogenannte *»deutsche Mützen«*, die unmittelbar nach der Gründung bestellt wurden.

Da einige Hünninger dieser Organisation sehr reserviert gegenüberstanden und kein Geld für diese Mützen ausgeben wollten, wurden sie kurze Zeit später öffentlich aus der Organisation ausgestoßen.

Auch Hitlerjugend (HJ) und der Bund Deutscher Mädel (BDM) wurden in Hünningen recht schnell aufgebaut. Für die Hünninger Kinder war dies etwas ausgesprochen Faszinierendes. Denn mit diesen Organisationen gab es zum allerersten Mal Vereinigungen, die sich ausschließlich um die Kinder kümmerten und ihnen ein organisiertes Freizeitprogramm anboten. Diese Stärke nutzten die Nazis natürlich kaltblütig aus.

Das Programm von HJ und BDM habe in Hünningen in der Regel in Spaziergängen und Gesangsübungen bestanden, erinnerten sich einige Beteiligte. Die Treffen fanden meist am Sonntagmorgen statt, um so die Kinder vom Kirchgang abzuhalten. Gerade das rief aber in manchen Familien recht große Spannungen und Auseinandersetzungen hervor.

Auch die SA wurde zielstrebig aufgebaut. Ihr traten mindestens acht junge Männer bei, die ebenfalls bevorzugt am Sonntagvormittag während des Hochamtes durchs Dorf marschierten und deutsche Marsch- und Nazilieder sangen. Viele Übungen hätten auch in Büllingen stattgefunden, erinnerten sich Zeitzeugen. Besonders reizvoll an dieser Organisation seien die sportlichen Aktivitäten gewesen, die für die Jugendlichen des Dorfes etwas ganz Neues gewesen seien, erinnert sich ein Mitglied.

Natürlich versuchten die Nazis auch, ihre Ideologie in den Alltag unseres kleinen Dorfes einzuschleusen. Hierzu wurden nicht nur möglichst viele Menschen in möglichst viele Naziorganisationen verpflichtet, sondern auch zahlreiche ideologische Feste veranstaltet. So wird aus einem Rundschreiben des Kreispropagandaamtes vom 7. Mai 1941 deutlich, daß *»in allernächster Zeit auch im Kreise Malmedy die Verleihung des vom Führer gestifteten Ehrenkreuzes der deutschen Mutter im Rahmen öffentlicher Feiern der NSDAP vorgenommen wird«.*

Im Rahmen dieser Feiern wurde dann klargestellt, was der Führer von den Frauen erwartete. Ein Gedicht, das dem Begleitmaterial entnommen ist, verdeutlicht dies besonders kraß: *»Mütter, eure Wiegen sind wie ein schlafendes Heer. Stets bereit zu siegen, werden sie nimmermehr leer (...).«*

Diese Mütterehrungen haben wohl mit Sicherheit 1944, wahrscheinlich auch schon 1942 und 1943 in Hünningen stattgefunden. Sie wurden in der Alten Kirche abgehalten, wo Parteivertreter einige Reden hielten und die Mütter dann zu Kaffee und Kuchen eingeladen waren, wie sich einige Zeitzeugen erinnerten. Auch goldene, silberne und bronzene Mütterabzeichen seien bei dieser Gelegenheit verliehen worden.

In der Schule hätten zudem Feste für beurlaubte Soldaten stattgefunden: Dort seien sie mit ihren Frauen oder Freundinnen mit Kaffee und Gebäck bewirtet worden. Anschließend seien die dort versammelten dann zu *»Henen Saal«* gezogen, um dort noch weiterzufeiern.

An weitere Einzelheiten konnten oder wollten sich die Befragten nicht mehr erinnern.

Auch Parteiorganisationen wurden aufgebaut. Besonders die Nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei (NSDAP), die Partei Hitlers, war im Dorf von Bedeutung.

Auffallend ist nun, daß viele Zeitzeugen davon ausgehen, daß die Mitglieder der Heimattreuen Front nahtlos in die Nazi-Organisationen übergetreten seien.

Dies ist ein Vorurteil, das nicht haltbar ist.

Die Mitgliederlisten jener Zeit beweisen, daß von den 24 Hünningern, die in NSDAP, SA oder SS aktiv waren, nur 10 vor dem 10. Mai 1940 auch Mitglied der Heimattreuen Front waren. Die 14 übrigen besaßen vor dem Einmarsch der deutschen Truppen keine Mitgliedskarte dieser Bewegung.

Im Gegenzug blieben 29 der 39 Mitglieder der prodeutschen Heimattreuen Front den nachfolgenden Nazi-Organisationen fern. Diese Zahlen zeigen, wie wenig die überlieferten Urteile stimmen. Charakterstärke und Bekenntnisse zu Menschlichkeit haben sich nie an Mitgliedskarten oder Uniformen ablesen lassen. Sie sind tagtäglich im Alltag zu beweisen.

1939

Terroraktionen bei den Parlamentswahlen

Der politische Kampf steigerte sich auch in den Gemeinden an der *»Work«* zu teilweise fast brutalen Konfrontationen. So spricht das Grenz-Echo am 24. März 1939 von *»nationalsozialistischem Terror«* in der Gemeinde Büllingen: *»Die im Volkshaus Büllingen gestern durch die katholische Volkspartei anberaumte Parteiversammlung wurde von Anfang an durch einen brutalen Terror gestört und unmöglich gemacht.*

Mittels mehrerer Autobusse waren eine Anzahl von rüpelhaften Burschen und sonstigen Anhängern durch deren Leiter nach Büllingen befördert worden, die dort unter dem Gesang des nationalsozialistischen Horst-Wessel-Liedes in den Saal einbrachen. Alle schwangen als Waffen schwere Eichenstöcke und vollführten in Sabotage der Versammlung einen derartigen Sturm, daß keiner der Redner sich mehr verständlich machen konnte.

Sobald einer unserer Wahlredner zu sprechen versuchte, nahmen die Angehörigen dieses Terrorkommandos ihre Gläser von den Tischen und schlugen mit ihren Knüppeln auf die Platte, so daß in dem ohrenbetäubenden Lärm jedes Wort verlorenging. (...)

Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Teilnehmer des Störkommandos systematisch zusammengesetzt und für ihren Verwendungszweck zuvor durch verantwortliche Persönlichkeiten der Heimattreuen Front instruiert worden waren.

Wir erklären gegenüber diesem Terror: Die katholische Volkspartei hat bisher keine einzige Versammlung der Heimattreuen Front in irgendeiner Weise gestört oder behindert. Die katholische Volkspartei vertritt das durch die Verfassung garantierte Recht, daß in unserem Land alle Bürger das Recht auf freie Meinungsäußerung besitzen.

Wir erwarten, daß der Terror einmalig gewesen ist und werden uns in keiner Weise irgendwie provozieren lassen.

Wir bestehen aber darauf, von unserem Recht der freien Meinungsäußerung Gebrauch zu machen und werden, falls sich abermals ein Terrorversuch hervorwagen sollte, alle Mittel anwenden, um die-

sem zu begegnen (...). Die Tatsache, daß die Heimattreue Front mangels anderer Argumente ihr Knüppelbanden vorschickte, veranlaßt uns hiermit vor aller Öffentlichkeit jede Verantwortung für alles, was jetzt etwa noch kommen mag, abzulehnen (...).

Wir betonen im übrigen auch jetzt nochmals, daß wir uns auch jetzt noch nicht provozieren lassen, daß wir uns aber gegen jeden erneuten Terrorakt mit aller Energie zur Wehr setzen werden. Um eine Wiederholung des Terroraktes zu vermeiden, wurde davon abgesehen, die gleichfalls für gestern geplante Wahlversammlung in Rocherath abzuhalten[1]*«.*

An dieser Terroraktion nahmen auch Mitglieder der Heimattreuen Front aus Hünningen teil. Die Zeitzeugen geben ihre Zahl mit rund zehn an. Insgesamt sollen etwa 50 Personen aus allen Dörfern der Altgemeinde an dieser Aktion beteiligt gewesen sein.

Nach Auskunft der Befragten war dieser Zwischenfall scheinbar der einzige, in dem der politische Gegner mit solch verwerflichen Mitteln mundtot gemacht werden sollte. Dennoch zeigt er beispielhaft, wie stark die Spannungen in jener Zeit waren.

Dennoch urteilt Adolf Kessler rückblickend, daß *»die Hünninger in politischen Fragen deutlich gemäßigter waren als die Honsfelder oder Büllinger beispielsweise.«*

Bernard Weber und Bertha Weber-Lux erinnern sich: *»Die Freizeit in den 1930er Jahren war auch in Hünningen durch recht viele Schlägereien gekennzeichnet. Diese fanden häufig zwischen Vertretern der einzelnen Meinungsgruppen statt.*

Nach der Gründung der Heimattreuen Front 1936 war das Dorf eigentlich in drei Gruppen gespalten. Auf der einen Seite standen die Anhänger der Heimattreuen Front, auf der anderen die eher probelgisch Gesinnten. Viele versuchten, sich mehr oder minder neutral zu verhalten.

Über politische Fragen wurde in den Wirtschaften und während den gemeinsamen Arbeitspausen sehr viel diskutiert.«

Hubert Maraite erklärte: *»Aufmärsche der Heimattreuen Front hat es in Hünningen keine gegeben. Unser Problem war, daß wir das raffinierte System der Nazis nicht durchschaut haben.*

Ihre Propaganda, die die Hünninger besonders über die Radiosendungen erreichte, war für uns ungebildete Eifeler zu geschickt. Außerdem war die belgische Eifel damals eine arme Gegend, in der die Menschen kaum ihren Lebensunterhalt verdienen konnten. Besonders die Jugendlichen waren von dieser Armut betroffen. Sie hatten keine Perspektiven hier. Deshalb waren sie auch für die Nazi-Propaganda sehr empfänglich.«

Ähnlich äußert sich auch Leo Fickers: *»Das Problem der Heimattreuen von damals war, daß sie den Unterschied zwischen dem Nationalsozialismus und dem deutschen Nationalismus nicht machen konnten. Eigentlich wollten alle nur gute Deutsche sein. Der Nationalsozialismus wurde als notwendiges Übel akzeptiert.*

Manche haben die Massendemonstrationen der Nazis, die Erfolge Hitlers und die klaren Vorgaben aber auch fasziniert. Wer will da heute noch einen Unterschied machen.

Die Heimattreue Front war in Hünningen aber recht gemäßigt. Während die Mitglieder der HF in Wirtzfeld beispielsweise die Heufelder ihrer politischen Gegener mit Draht spickten, damit ein Mähen möglichst erschwert wurde, hat es solche Schikanen hier meines Wissens nach nicht gegeben.

Auch zu den Wahlen gab es nur wenige Versammlungen der HF. Sie waren nur mäßig besucht. Die Versammlungen der Christlichen Volkspartei, die von 1929 bis 1932 bestanden hatte, waren hingegen deutlich besser von den Hünningern besucht.«

Dennoch waren Spannungen deutlich zu verspüren, wie Johann Simon urteilt: *»Die Spannungen waren bis auf den Tanzsaal zu verspüren. Die gingen sogar so weit, daß Sympathisanten der einen Gruppe nicht mit Mädchen der anderen Gruppe tanzten und umgekehrt.*

Eigentlich war das Dorf in drei geteilt. Etwa ein Drittel war heimattreu eingestellt, ein Drittel probelgisch und ein Drittel suchte nach einer möglichst neutralen Haltung. Während die Heimattreuen das große Wort führten, verhielten die anderen sich merklich ruhiger.«

(1) Grenz-Echo 24.3.1939.

Kriegsgefahr wird überall spürbar

Die Angst vor einem Krieg wuchs 1939. Sie hat auch im Protokollbuch des Büllinger Gemeinderates deutliche Spuren hinterlassen.

So vermerkte der Gemeindesekretär am 10. August: *»Der Vorsitzende gibt Versammlung Kenntnis von den bis jetzt getroffenen Anordnungen u.a. daß der Luftschutz den Feuerwehren übertragen, daß in jeder Ortschaft seitens der Brandmeister ein diesbezüglicher Vortrag gehalten, Herr Professor Bielen in Malmedy einen erweiterten Vortrag gehalten und außerdem ein Sanitätskursus, der jeden Montag von 6 bis 8 Uhr stattfindet, und zu welchem sich ca. 120 Personen gemeldet haben, veranstaltet worden ist*[1]*.«*

Auch erste Requirierungen standen nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Polen am 1. September an: *»Bezüglich der eigentlichen Lieferung – vorläufig kommt nur Heulieferung in Frage – einigte man sich auf folgende Mengen: Büllingen 55 t, Honsfeld 39 t, Hünningen 39 t und Mürringen 47 t. Wird eine Ermäßigung erzielt, so wird die zu liefernde Menge prozentual herabgesetzt. Gemäß vorgenommener Verlosung wird die Lieferung in folgender Reihenfolge vor sich gehen: 1. Hünningen, 2. Mürringen, 3. Büllingen, 4. Honsfeld*[2]*.«*

(1) GAB 285, Protokollbuch des Gemeindrates Büllingen, Sitzung vom 10. August 1939.
(2) GAB 285, Protokollbuch des Gemeinderates Büllingen, Sitzung vom 20.10.1939.

Mobilmachung

Bei der ersten Mobilmachung im August und September 1939 sind nach Aussagen von Zeitzeugen die Mitglieder der probelgisch geltenden Feuerwehr und die Bauern nicht eingezogen worden. Die eher heimattreu orientierten hätten aber fast alle ihren Gestellungsbefehl erhalten, was von dieser Meinungsgruppe natürlich als Unrecht und ungerechtfertigter Druck empfunden und gewertet worden sei.

1938/1939

Juden fliehen durchs Dorf

Hünningen war Grenzdorf.

Da um Losheimergraben die Straße über mehrere Kilometer die Grenze bildete, scheint diese Region für die spontane oder organisierte Flucht der Menschen, die am meisten unter dem Unrechtsregime der Nazis leiden mußten, recht geeignet gewesen zu sein.

Viele Juden zogen deshalb verstärkt seit 1938 bei anbrechender Dunkelheit durchs Dorf.

Sie waren auf der Flucht.

Jeder Hünninger wußte davon. Aber keiner redete darüber.

Grete Kessler-Weber, damals 24 Jahre alt, erklärt warum: *»Unsere Eltern haben nie offen mit uns Kindern geredet, das gab es nicht.*

Egal über welches Thema.

Wir waren von den elterlichen Gesprächen prinzipiell ausgeschlossen. Und wenn ich von Kindern rede, so galt ich in

dieser Beziehung für meine Eltern noch bis zum 25. Lebensjahr als Kind. Auch mit diesem Alter war ich noch von allen Gesprächen, die die Erwachsenen für sich vorbehalten meinen zu müssen, ausgeschlossen.

Über die Flucht der Juden wurde folglich mit uns Kindern auch nicht geredet.

Ich erinnere mich, daß mein Vater einmal kurz sagte: Als wir von dort kamen, haben wir soundso viele Juden gesehen. Als Jugendliche wußte ich somit, daß die Juden auch den Weg durch unser Dorf wählten, um zu fliehen. Alles übrige war für uns aber tabu.«

Daß viele Juden aber durch unser Dorf flohen, steht außer Zweifel.

Johann Simon und Agnes Simon-Weber berichteten: *»Die Juden waren Fremde im Dorf.*

Deshalb fielen sie jedem auf.

Außerdem suchten sie das Dorf meist erst bei Anbruch der Nacht auf. Ihr Gang war hektisch und schnell. Mancher Hünninger hat ihnen schon mal die Richtung gewiesen.

Wir haben damals auch schon mal mitbekommen, daß belgische Gendarmen fliehende Juden wieder zur Grenze zurückbrachten und daß die Juden wohl in Büllingen auf Hilfe warteten.

Jeder wußte wohl auch, daß die Juden verfolgt wurden. Daß Deutschland aber so antisemitisch war und die Juden einmal massenweise umbringen würde, das war damals noch nicht bekannt.

Es war aber in unseren Dörfern so, daß öffentlich überhaupt nicht über dieses Thema geredet wurde. Selbst im privaten Kreise sprachen die Menschen nicht darüber.«

Von einem konkreten Beispiel erzählte Hubert Maraite: *»Juden habe ich damals nur sehr wenige gesehen.*

Einmal klopfte es abends bei uns an der Türe. Alex und Erich Haas, jüdische Händler wohl aus Schleiden, die seit 1918 regelmäßig zum Viehhandel nach Hünningen kamen, baten um kurzen Einlaß, den meine Eltern gerne gewährten.

Nach einer kurzen Stärkung zogen sie weiter. Das hatte uns recht betroffen gemacht.

Ich glaube kaum, daß sich auch Hünninger als Judenschmuggler betätigt haben. Es ist mir jedenfalls nichts gleichartiges bekannt.«

Auch Sophie Andres-Fickers kann ein konkretes Beispiel anführen: *»Ich erinnere mich an einen Winterabend des Jahres 1938, während dem es draußen heftig schneite. Plötzlich klopfte es ans Fenster. Ein Bekannter meines Mannes aus Lanzerath stand vor der Türe. Zwei Erwachsene und ein Kind von zwei Jahren kauerten sich hinter ihn.*

Es waren Juden.

Eigentlich wollte er sie nach Heppenbach bringen. Doch das Wetter war für das Kind einfach zu schlecht. Er bat uns, das Kind bis zum nächsten Tag aufzunehmen. Wir zogen ihm trockene Kleider an und bereiteten ihm eine warme Mahlzeit. Schlafen konnte es in unserem Kinderwagen.

Am folgenden Tag dauerte es bis zum späten Nachmittag, bevor der Mann aus Lanzerath wieder erschien. Mein Mann war schon recht beunruhigt.

Es entsprach dem damaligen Zeitgeist, daß wir die Anwesenheit dieses Kindes vor unseren Kindern verschwiegen. Sie ahnten zwar, daß sich in unserem Haus ein sonderbarer Gast befand. Zu sehen bekommen haben sie ihn aber nicht.

Alle wußten, daß Juden durch unser Dorf flohen. Ich glaube, alle Erwachsenen wußten auch, warum sie flohen. Aber über dieses Thema wurde einfach nicht geredet.

Wenn ich mich gut erinnere, so kamen viele Juden vom Weißen Stein und versuchten über Hünningen oder Honsfeld nach Heppenbach oder Amel zu gelangen.

Im Winter 1939 ist bei Honsfeld einer dieser Juden erfroren.«

Die Gründe für dieses Schweigen, das bis vor einigen Jahren anhielt, sind bekannt: Die Menschen, die den fliehenden Juden halfen, befürchteten, als Judenschmuggler abgestempelt zu werden. Und diese Judenschmuggler hatten in der Regel einen schlechten Ruf.

Denn mancher, der half, beutete die Flüchtlinge rücksichtslos aus und preßte aus ihnen möglichst viel Geld. Das brachte diese Helfer in Verruf.

Daß aber auch noch viele aus christlicher Nächstenliebe und uneigennützig halfen, wurde vielfach übersehen.

1936

Heimattreue Front

Die Bereitschaft, Mitglied in einer Partei zu werden, war in den 1920er und 1930er Jahren verglichen mit heute recht groß. 28 Männer und 11 Frauen aus Hünningen besaßen eine Mitgliedskarte der Heimattreuen Front. Das waren 26,4 Prozent aller wahlberechtigten Männer und immerhin 10,4 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Wie stark der Zulauf bei der Katholischen Union war, ist heute nicht mehr zu recherchieren. Einige Zeitzeugen berichten aber, daß es auch schon in der Zwischenkriegszeit Menschen in Hünningen gegeben habe, die Mitgliedskarten von mehreren Parteien besessen hätten.

Das politische Interesse für die Heimattreue Front wurde aber – nachweislich durch die Eintrittsdaten – durch die Parlamentswahlen geweckt. In den Monaten vor diesen Wahlen wurden die meisten Eintritte in die HF registriert.

Auch in Hünningen war die HF eine recht junge Bewegung: 68,4 Prozent der Mitglieder in den Gemeinden Rocherath und Büllingen waren 17 bis 37 Jahre alt. Nur 31,6 Prozent waren älter als 37 Jahre, nur 17,5 Prozent älter als 47 Jahre.

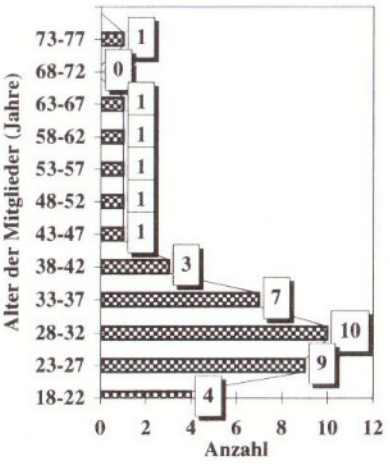
Und dennoch scheint es so zu sein, daß besonders die Eltern, die sich auch nach 1920 zu einem deutschen Nationalismus bekannten und die Farce der sogenannten Volksbefragung nicht anerkannt hatten, ihre Kinder in dieser politischen Haltung bestärkten.

Doch während die Eltern konservativ deutsch dachten, hatten die Jugendlichen scheinbar eher den Mut, ihre Überzeugung auch durch eine Parteimitgliedschaft zu bekennen.

Leo Fickers weist in diesem Zusammenhang – wie einige andere Befragte – auf einen wichtigen Aspekt hin: *»Für uns Jugendliche gab es damals in dieser armen Eifel keine Perspektive. Unsere einzige Chance bestand darin, mit 14 Jahren Knecht, Magd oder Haushaltsgehilfin zu werden.*

Die Heimattreue Front brauchte deshalb auf ihren Versammlungen nicht mal

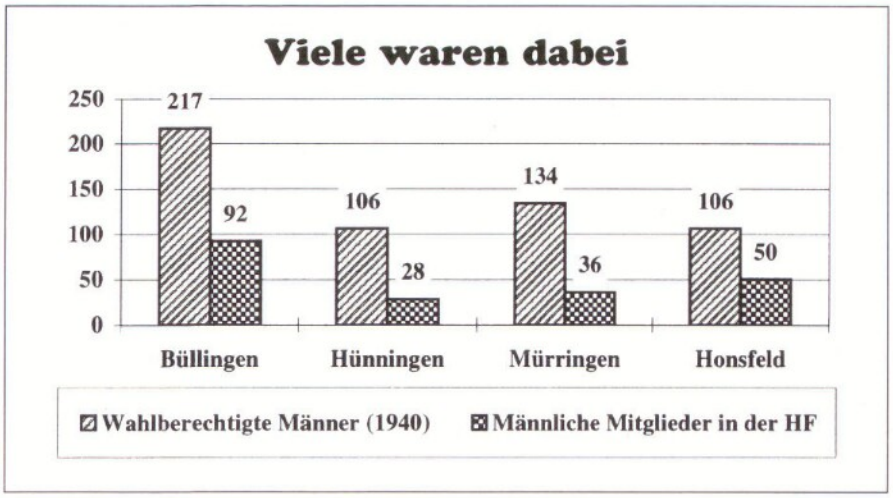
Mitgliederstruktur der Heimattreuen Front (1940)

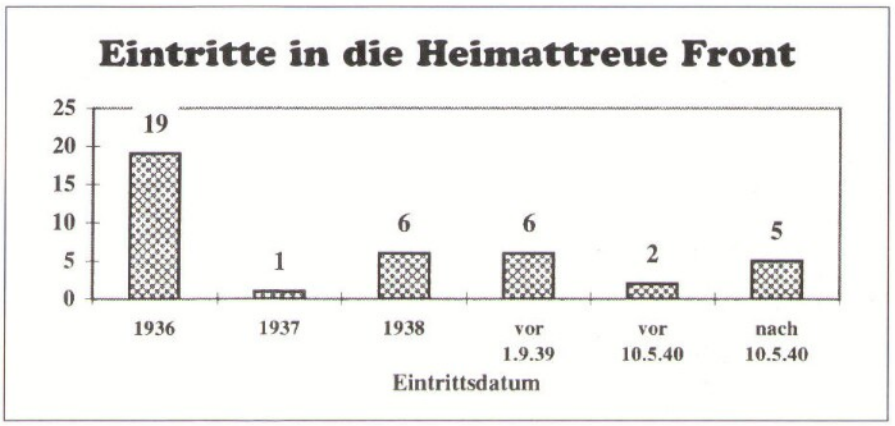


Propaganda zu betreiben, was sowieso weitgehend in Hünningen unterlassen wurde. Außerdem organisierte die HF im Dorf sowieso relativ wenige Versammlungen.

In dieser Notzeit reichte den meisten der Reiz des Militärischen, den die Deutschen hervorragend zu verbreiten wußten.

Wir orientierungslosen Jugendlichen fanden im Nationalsozialismus, den wir nicht durchschauten, etwas das uns in der armen Eifel fehlte: Eine Linie, ein Ziel, eine klare Mentalität und Ausrichtung. Hiervon erhofften wir von unseren Alltagssorgen entlastet zu werden.«





Hünningen, 1936:
Die Jahrgänge der Jungen von 1920-1930 (Mathieu Wolff, Ewald Maraite, Josef Jost (Josthaus), Viktor Jost, Robert Maraite, Otto Simon, Nikolaus Richter, Leo Grün, Franz Heinen, Richard Heinen, Erich Stoffels, Martin Jost, Bernard Jost, Ewald Kessler, Eduard Heinen, Julius Heinen, Hubert Bongartz, Josef Hepp, Ewald Jouck, Franz Jouck, Ernst Stoffels, Nikolaus Maraite, Aloys Simon, Clemens Hepp, Peter Bongartz, Mathias Grün, Michel Küpper, Clemens Jost, Josef Wolff, Josef Behrens, Otto Stoffels, Ferienkind bei Otto Simon, Josef

Hünningen, 1936: Die Mädchenjahrgänge von 1920 bis 1930
(Helene Jost, Bertha Grün, Agnes Simon, Maria Behrens, Martha Jost, Paula Bongartz, Josefa Heinen, Agnes Lux, Rosa Stoffels, Pauline Maraite, Emma Stoffels, Elisabeth Bongartz, Maria Jouck, Maria Schmitz, ?, Maria Jost, Elisabeth Jost, Johanna Jost, Franziska Behrens, Martha Behrens, Franziska Maraite, Therese Simon, Helene Stoffels, Luise Simon, Hilda Stoffels, Therese Stoffels, Gerta Wolff, Katharina Lux, Maria Cremer, Hubertine Küpper, Martha Simon, Julia Jouck, Veronika Jost, ?)

1935

Leben mit der Grenze heißt Schmuggel

Noch während des Ersten Weltkrieges tauchten in der gesamten Eifel Hamsterer auf, die versuchten Lebensmittel gegen Tausch zu erwerben. In den rheinischen Städten herrschte Lebensmittelknappheit, die so zumindest gelindert werden sollte.

Nach der Grenzverlegung hielt dieses Hamstern an, obwohl die belgischen Gendarmen und Zöllner immer stärker gegen diesen Schwarzhandel vorgingen.

Da die wirtschaftliche Lage in der neugegründeten Weimarer Republik aber bis Mitte der 1920er Jahre schlecht war und dann – nach einigen besseren Jahren – durch die Weltwirtschaftskrise völlig ungenügend war, waren hierdurch hervorragende Voraussetzungen für Schmuggel gegeben.

Das Grenzdorf Hünningen profitierte natürlich davon. Denn was lag nun näher, als daß die Einwohner unseres Dorfes, als Grenzvolk und der deutschen Sprache mächtig, in den Schmuggel einstiegen.

Irma Palm-Simon recherchierte, daß dieser Schmuggel zum Teil so unverblümt betrieben wurde, daß spätestens seit 1930 zwei sogenannte *»Schmuggelbuden«* Stützpunkt der Schwarzhändler wurden: Eine stand auf dem *»Bolder«* in Richtung Edesbach und gehörte Mathias Hepp, die andere befand sich auf *»Altenbrett«* und gehörte Johann Stoffels; beide stammten aus Hünningen.

In den Jahren 1933/34 standen in *»Bocksvenn«* zwei dieser Buden. Eine gehörte Anton Jost aus Mürringen und die zweite Johann und Aloys Heinen aus Hünningen. Der Standort dieser Schmuggelbuden war so bekannt, daß der Rocherather Briefträger sogar die Post dorthin austrug.

Hubert Maraite erinnert sich: *»Sonntags wurde öfter getanzt in den Buden. Bei Einbruch der Dunkelheit fanden sich dann die Schmuggler so nach und nach dort ein. Meist waren es Gruppen von acht bis zehn Personen, die aus Udenbreth, Rescheid und aus der Kölner Gegend kamen.*

Die bestellte Ware wurde aufgeteilt, bezahlt wurde in Reichsmark.

Wenn sich Gruppen von mehr als rund zehn Personen einfanden, so wurde eine Vorhut ohne Schmuggelware losgeschickt, die sich dann auffällig benahm, um so die Aufmerksamkeit eventuell auf der Lauer liegender Zöllner auf sich zu lenken. Die Schmuggler mit der heißen Ware versuchten unterdessen über die Grenze zu kommen.

Das Schmuggelgeschäft in den Buden war bis etwa 1935 recht belebt.«

Andere Schmuggeler nutzten die Buden kaum. Sie versuchten ihr Glück, indem sie mit gefüllten Koffern von Hellenthal aus mit dem Zug nach Köln reisten und dort ihre Waren absetzten. Zu den beliebtesten Schmuggelwaren zählten vor allem Tabak, Butter und Lebensmittel.

Doch der lebhafte Schmuggel war nur ein Aspekt der Grenze.

In der Zwischenkriegszeit war die Grenze nämlich weitgehend geschlossen. Doch nicht für alle. Denn für die deutschen Zöllner galt – nach einhelliger Aussage aller Befragten – der Mitgliedsausweis der 1936 gegründeten Heimattreuen Front als Passierschein für einen unbehelligten Grenzübertritt.

Bernard Weber erinnerte sich, daß allerdings die Hünninger, die nicht in der Heimattreuen Front waren, öfter von Heimattreuen bei den Zöllnern angezeigt worden und anschließend durch diese schikkaniert worden seien. Das habe die Span-

nungen zwischen den Meinungsgruppen merklich erhöht.

Irma Palm-Simon berichtet: *»Schwierigkeiten hat es in den Jahren 1938/39 gegeben. Angehörige der Heimattreuen Front hatten eine Passierkarte, die den Grenzübertritt erlaubte. Junge Grenzposten, deren militärische Ausbildung unübersehbare Folgen hinterlassen hatte, kontrollierten die Grenzabschnitte.«*

Ein Zusammentreffen mit den Zöllnern war für die Waldarbeiter unvermeidlich, da belgisches Waldgebiet auf deutscher Seite lag. Diejenigen, die nicht der Heimattreuen Front angehörten, wurden dann auch regelmäßig schikaniert.

Eine solche Grenzkontrolle verlief folgendermaßen:

»Haben sie sich die Brust heute gewaschen?«, wurde in militärischem Tone gefragt.

»Haben sie einen Rucksack?«

»Nein, nur einen Knappsack.«

»Auspacken!«

»Worin haben sie die Sachen eingewickelt?«

»In Zeitungspapier.«

Eier oder sonstige Essenssachen, die in Zeitungspapier eingewickelt waren, wurden ausgepackt. Die Grenzer behielten diese Zeitungsabschnitte, die aus dem Grenz-Echo oder dem Luxemburger Wort herausgetrennt waren, zur Kontrolle.

»Um diesen regelmäßigen Kontrollen zu entgehen, schlugen sich die Waldarbeiter in die Büsche und flüchteten, sobald sie der Grenzer ansichtig wurden.

Außer den Angehörigen der Heimattreuen Front mußten sogar die Anwohner, die nur Zaunholz aus dem Wald holen wollten, für eine Genehmigung zum Betreten dieses Gebietes vorstellig werden. Auf diesen Kontrollgängen, die meistens zu Pferd gemacht wurden, wurden auch die Zugtiere auf Maul- und Klauenseuche kontrolliert.«

An ein Beispiel erinnert sich Johann Simon: *»In diesen Jahren sollten mein Vater und ich Zaunholz auf Udenbreth abholen. Dies wollten wir ohne Genehmigung tun. Deshalb waren wir auch schon früh am Morgen losgezogen.*

Unser Weg führte uns durch den Wald, und wir mußten nur die Straße überqueren, um unser Ziel zu erreichen, das knapp 100 Meter schräg gegenüber von uns lag. Wir beeilten uns mit dem Aufladen, und nachdem wir damit fertig waren, fuhr mein Vater mit dem Fahrrad voraus.

Als ich mit dem Fuhrwerk die deutsche Straße erreichte und nur noch knapp 20 Meter von der belgischen Seite entfernt war, sah ich plötzlich eine berittene Patrouille.

Ich habe unseren Ochsen dermaßen angetrieben, daß dieser sicherlich gespürt hat, was auf dem Spiel stand. Die Halterufe der Patrouille klangen mir noch in den Ohren, aber wir hatten das belgische Gebiet schon erreicht, und somit hatten diesmal die Zöllner das Nachsehen.«

Erstkommunion, 1938: Die Kapelle ist schon im Betrieb
(Katharina Krämer, Ernst Stoffels, Johanna Jost, Klemens Hepp, Rosa Maraite, Nikolaus Maraite, Gerta Wolff, Therese Stoffels, Josef Simon, Martha Behrens, Franziska Maraite, Franz Jouck)

Hermann Jost rundet diese Erinnerungen ab: *»In der Zwischenkriegszeit wurde viel geschmuggelt.*

Deshalb waren in Hünningen und in den umliegenden Orten relativ viele Zöllner postiert. Sie stammten meist aus der angrenzenden Wallonie oder aus den plattdeutsch-sprechenden Gemeinden der Provinz Luxemburg.

Bei Michel Lux ('Klös') befand sich ein Zollbüro. Hier erhielten die Zöllner ihren Dienstplan für die Streifengänge und Einsätze.

Vormittags war das Büro für die Mürringer, Hünninger und Honsfelder geöffnet. Hier konnten die Landwirte für jeden Viehtransport zwischen den Ortschaften und außerhalb des Grenzbereichs den sogenannten 'Passavang' abholen. Art des Tieres, Gewicht, Hornweite sowie besondere Kennzeichen mußten angegeben werden.

Mit diesem 'Passavang' konnten die Kontrollen auf dem Weg zum Markt oder zurück passiert werden.

Die meisten Zöllner wohnten zur Miete bei Privatleuten und hatten meistens guten Kontakt zu den Dorfbewohnern. So heirateten beispielsweise 'Klös Sophie' oder 'Bau Rös' einen Zöllner.

Beliebteste Schmuggelwaren waren Vieh, Seidenstrümpfe, Werkzeuge, Alkohol, Lebensmittel und Dinge des täglichen Gebrauchs. Wer erwischt wurde, dem drohten hohe Strafzölle.

Doch meistens ging es gut.

Sonntags nach der Messe setzten sich sehr viele Jungmänner und auch andere nach Losheimergraben in Bewegung, um bei Schür dem Alkohol und der Gemütlichkeit zu frönen. Natürlich kam in der Innentasche der Liter mit und meistens hatte die kurze Fahrradtour sich auch gelohnt, da zwischenzeitlich noch ein kleines Schmuggelgeschäft getätigt wurde.

In unmittelbarer Grenznähe hatten Hünninger und Mürringer Buden errichtet, wo sich die Schmuggelkundschaft mit allen möglichen Nahrungsmitteln und Genußmitteln wie Kaffee, Tabak, Tee usw. eindecken konnte. Der Verkauf wurde meistens nachts getätigt. Die Schmuggler suchten sich dann durch Hunde und Waffen selber zu schützen. Denn das Schmuggeln war recht gefährlich.

Dieses Geschäft florierte glänzend, solange an der anderen Seite alleine die Zöllner kontrollierten. Als aber der Westwall gebaut wurde und sehr viele Wehrmachtsoldaten stationiert waren, wurden die Kontrollen auf deutscher Seite lebensgefährlich.

Denn die Reichswehr schoß unmittelbar scharf. Und als einige gute Schmuggler erschossen waren, nahm die Schmuggelbereitschaft rapide ab.

Jetzt waren auch die deutschen Zöllner plötzlich recht erfolgreich. Selbst die Zöllner aus Hünningen hatten verschiedentlich Erfolg und erbeuteten schon mal einen Lastwagen mit Seidenstrümpfen.«

Hünningen, 1937:
Erstkommunion des Jahrganges 1924
(Otto Stoffels, Josef Wolff, Josef Jost, Michel Küpper, Julia Jouck, Maria Maraite, Vroni Jost, Karl Simon)

1930

Dörfliche Hierarchien

In den 1920er und 1930er Jahren wurde das Leben im Dorf durch klare Hierarchien bestimmt. Kirche, Schule und Elternhaus standen im Einklang und Gleichklang.

Der Lehrer, der Pastor, die Gendarmen, der Förster und die Zöllner gehörten zu den Respektpersonen des Dorfes. Vor ihnen zog jeder, der ihnen begegnete, höflich die Mütze, erinnerte sich Clemens Kessler.

1929

Die Spannungen werden unübersehbar

Parlamentswahlen standen an.

Die Parteien, die sich für eine neue Volksbefragung einsetzten und als prodeutsch abgestempelt wurden, erhielten in Eupen-Malmedy über 75 Prozent der Stimmen. Nichts weist darauf hin, daß die Stimmverteilung in Hünningen diesem Trend nicht entsprochen hätte.

Erste Spannungen zwischen den Meinungsgruppen wurden deutlich, urteilen mehrere Befragte.

Adolf Kessler faßt die Stimmung zusammen: *»Die Alten schürten den Haß auf das neue Vaterland, den sie so auf die Kinder übertrugen.«* Leo Fickers erläutert den Sachverhalt aus einem anderen Winkel: *»Wir redeten, als wenn wir Deutsche wären. Unsere Eltern haben so getan, als ob es den Versailler Vertrag nicht gegeben habe. Das übertrug sich natürlich auf uns.«*

Hinter diesen unterschiedlichen Meinungen stand natürlich die Frage nach der Wertung der Volksbefragung von 1920. Während ein Teil der Eupen-Malmedyer sie annahm und sich im neuen Vaterland einrichten wollte, protestierten die anderen gegen diese undemokratische Farce und forderten eine neue, geheime und demokratische Volksabstimmung.

»Die Frage, ob Eupen-Malmedy wieder deutsch werden oder belgisch bleiben sollte, wurde oft diskutiert. Der Weg zur Messe oder die Zeit in der Wirtschaft wurde häufig für diese Diskussionen genutzt«, erinnert sich Adolf Kessler.

Auch Leo Fickers glaubt, daß *»erste politische Spannungen zwischen den Hünningern schon um 1926/27 entstanden.*

In Hünningen prägten nämlich die Zöllner etwas unfreiwillig das Bild vom belgischen Staat: Sie waren zurückhaltend, eher lässig und locker. Im Gegenzug repräsentierte der Förster noch immer als Respektperson das Bild des deutschen Staates: Er führte noch immer ein absolutes Kommando und war in allem preußisch genau.

Je nach Veranlagung empfanden die einen das eher Lässige (der belgischen Zöllner) sympathisch und lehnten die übersteigerte Dienstbeflissenheit und Genauigkeit (des eher preußisch wirkenden Försters) ab. Oder sie sahen im Förster ein Symbol für Recht und Ordnung und lehnten die Lässigkeit der Zöllner als Schluderigkeit ab.

Auch wenn das vielleicht nur ein Detail ist, so erscheint es mir rückblickend als wichtig.

Auf jeden Fall schieden sich die Geister 1929 mit der Gründung der Christlichen Volkspartei auch in unserem Dorf.

Auch hier ging es wieder um ein öffentliches Ansehen. Ich gebe gerne zu, daß die Katholische Union und das ihr nahestehende Grenz-Echo damals viel ruhiger, sachlicher und beschwichtigender wirkten. Die CVP und das sogenannte prodeutsche Lager traten hingegen immer recht laut, aufdringlich und provokativ auf.«

1926

Einzug in die neue Kirche

Am 10. Dezember 1926 wurde die neue Kirche provisorisch durch den Malmedyer Dechanten Scheffen eingeweiht. Nach einer längeren Planungszeit war das Gebäude im Verlaufe von zwei Jahren errichtet worden. Schon architektonisch war es im Vergleich zur Alten Kirche ein unübersehbares Wahrzeichen dörflichen Selbstvertrauens.

Die offizielle Weihe durch den Bischof fand am 29. September 1929 statt.

Angenehm überrascht war ich von dem Blicke, der sich mir schon vom Bahnhofe Honsfeld auf Hünningen bot. Welch verändertes Bild ! Aus der Mitte der an die Anhöhe sich anschmiegenden, zerstreut liegenden Häuser ragt stolz ein spitzer Kirchturm gegen Himmel. Das mußte ich aus nächster Nähe sehen ! So entschloß ich mich kurzerhand, statt mit dem Nachmittagszug meine Reise fortzusetzen zu Fuß über Hünningen und Mürringen nach Büllingen zu gehen. Ich nahm den mir bekannten Fußweg durch die Wiesen und stand bald vor der neuen Kirche. Der Bau ist in gothischem Stil gehalten. Macht sein Aeußeres schon einen vornehm-eleganten Eindruck, spec. der campanileartige, in reicher Gliederung senkrecht aufgeteilte und dadurch höher erscheinende Turm, so ist erst recht das Innere von bezaubernder Wirkung. Ein kunstvoll verzweigtes Netzgewölbe mit rotbraunen Rippen überdeckt ein hallenartiges Schiff ; im Grunde fügt sich eine massive geräumige Orgelempore proportional und harmonisch gut ein. Was aber am frappantesten ist, sind die wundervollen, bemalten Fenster, die dem Inneren so recht den zarten Schmelz seiner stilgerechten Schönheit verleihen: Im Chore 3 große Fenster, den Hl. Josef und Scenen aus der Hl. Familie darstellend (St. Josef's Kirche), im Schiffe 6 Doppelfenster mit Bildern der hl. Apostel. Ich wüßte nicht, wo ich in einer Dorfkirche schon mal so schöne Glasmalereien gesehen hätte. Sie zeichnen sich durch ein prachtvoll leuchtendes und fein abgetöntes Farbenspiel aus. Vor allem weisen die Gläser der Chorfenster besonders sorgfältig ausgewählte Farben auf. Man kann an ihnen einen bedeutsamen Fortschritt der Glasmalerei in künstlicher Hinsicht beobachten. Wie ich sah, ist ein Teil dieser Fenster in hochherziger Weise von Dorfbewohnern geschenkt worden. Es war mir schwer, mich von dieser herrlichen, kunstatmenden Stätte loszureißen : und gleichzeitig tat es mir im Herzen weh, daß es mir nicht vergönnt war, meine Freude mit meinem leider zu früh dahingegangenen Freunde, dem Ortsvorsteher Heinen, teilen zu können, mit ihm, der sich bereits seit langen Jahren mit dem Gedanken eines neuen Gotteshauses in Hünningen getragen und dessen Realisierung so sehnlich erstrebt hat e. Ich erinnere mich noch deutlich der Stunde, wie er mir mit freudestrahlendem Blick mitteilte, daß er nun auch Herrn Pfarrer Joeiris für seinen Plan gewonnen habe. Welche Begeisterung würde ihn erfüllen, wenn er, der Urheber des Gedankens, sein ersträumtes Werk so herrlich vollendet sähe ! Die Herren Jost-Reuter und Jost-Klipper traten dann als seine Nachfolger und Kollegen, im Amt auch praktisch das Erbe seines Kirchenbaugedankens an, und ihnen kommt, nachdem Herr Bürgermeister Lechen den Kirchenbau tatkräftig in die Wege geleitet hatte, ein großes Verdienst an dem Zustandekommen des Werkes zu. Wie ich zu meiner nicht geringen Genugtuung erfuhr, stammen die Pläne dieses Kunstwerkes, sowie die der Schule in Honsfeld aus der Hand eines einheimischen, begabten Baumeisters, Cunibert, Malmedy.

(aus: Der Landbote vom 31.12.1926

1924

Militärdienst für das neue Vaterland

Nach schriftlichen Notizen von Johann Kessler wurden wohl Ende 1924 die ersten Hünninger als erste Milizpflichtige des Jahrgangs 1904 in die Armee des neuen Vaterlandes Belgien eingezogen. Neben Joseph Lux und Johann Kessler aus Hünningen wurde auch Niko Jost aus Mürringen eingezogen.

Im März 1925 folgten Aloys Pothen, Hubert Pothen und Mathias Rupp aus Mürringen und Joseph Andres aus Hünningen.

Pfarrer Becker habe die jungen Männer ins Pfarrhaus eingeladen und mit einem Vortrag über das Soldatenleben verabschiedet, notierte Johann Kessler weiter. Nach seinen Angaben dienten nach ihrer Ausbildungszeit drei der oben genannten in Aachen, die vier übrigen in Beverloo. Die Dienstzeit – so Kessler – habe zwölf Monate gedauert.

Das Ende des Schulvorstandes

Unter preußischer Regierung stand auf dörflicher Ebene *»dem Geistlichen das Recht und die Pflicht der Lokalschulinspektion zu. Da den Pfarrern vielfach jedoch Ausbildung und Interesse an schulischen Fragen völlig fehlten, verkam die örtliche Schulaufsicht (oft) zu einem reinen Kontrollorgan für den Lehrer*[1]*«*.

Dem Ortspfarrer als niederen Inspektor wurde ein Schulvorstand beigeordnet, der sich in der Regel aus Mitgliedern des Gemeinderates zusammensetzte. In dieses Gremium wählte man 1815 Bartholomeus Jouck, Mathias Drosson, Theodor Dunzer und Johann Stoffels Sohn[2].

Als Schulvorstand unterzeichnen im Dezember 1854 H. Jost und Karl Jännickes[3].

Selbst nach dem Kulturkampf oblag die lokale Schulaufsicht auf dem Land noch vielfach der örtlichen Geistlichkeit, die allerdings nun vom Staate allein in ihr Aufsichtsamt eingesetzt wurde. Die Schulvorstände bestanden weiterhin bis zum Übergang unseres Gebietes an Belgien.

Es muß in Ermangelung anderer Belege angenommen werden, daß der Hünninger Gemeinderat auch gleichzeitig die Funktion des Schulvorstands übernahm. So beschloß er bisweilen als *»Gemeinderath und Schulvorstand*[4]*«*.

Erst 1907 werden *»für den Schulverband der Gemeinde Hünningen Leonard Heinen, Nicolaus Jouck und Johann Kessler zu Mitgliedern des Schulvorstandes gewählt und zwar vom 1. April 1908 ab*[5]*«*.

Ab dem 1. April 1914 waren es Johann Kessler, Josef Jost und Nicolaus Maraite[6].

Im Jahre 1920 *»die Herren Landwirte Josef Kessler, Nicolaus Jost und Barthel Pothen«*[7].

In ihr Arbeitsfeld fielen sowohl Gutachten bezüglich der Schulmaterialien und des Schulmobilars als auch das Festlegen der Herbstferien, die schulärztliche Revision, Schulentlassungen, Vermieten der Lehrerwohnung u.a. Kurzum alles, was mit der Schulführung vor Ort zu tun hatte.

Probleme ganz besonderer Art gab es allerdings erst Anfang der 1920er Jahre zu bewältigen, als durch Abtretung unseres Gebietes an Belgien geeignetes Lehrpersonal Mangelware wurde.

Jedoch wurde das Ende der Schulvorstände 1924 eingeläutet. Der Rat für Kunst und Wissenschaft hob sie auf.

Ab den 1920er Jahren bis in die jüngste Vergangenheit oblag die örtliche Schulorganisation nur mehr dem Schulträger, d.h. der Gemeinde oder Großgemeinde. Ihr ausführendes Organ, das Bürgermeister- und Schöffenkollegium, entschied Personal-, Gebäude- und Inventarfragen meist in eigener Verantwortung. Erst in den frühen 1970er Jahren übernahm einer der Schöffen den Aufgabenbereich Schule, und ab der Schulfusion im Jahre 1976 kennen wir die Funktion des Schulschöffen. Dies waren bisher die Herren Gerhard Palm und Marcel Grommes, denen eine beratende Schulkommission zur Seite stand.

Ihr gehören weitere Vertreter des Gemeinderates und die Schulleiter an. Die Volksvertreter stellen dabei die Verbindung u.a. der Ortsbevölkerung mit den Gemeindeoberen dar, die Hauptlehrer repräsentieren die Schulbevölkerung, d.h. die Kinder bzw. deren Eltern und das Lehrpersonal.

Aus pädagogischer Sicht kann dieser Beirat nicht ausgewogen besetzt sein, wodurch einer häufigeren Entscheidungsfindung von ausschließlich budgetären Gesichtspunkten her Tür und Tor geöffnet sind. Daß jedoch die Gemeindemittel zur aktuellen Schulführung allein längst nicht mehr ausreichten, läßt sich am deutlichsten an der Häufigkeit der Schulfeste ablesen[8], die mittlerweile wichtige Einnahmequellen für die Schulgemeinschaft sind. In Hünningen wurden deren sechs in Zusammenarbeit mit den Eltern durchgeführt, nämlich 1982, 1984, 1987, 1989, 1991 und 1993.

Deren Erlöse, bis dato insgesamt 441.183 F, werden, wenn auch vordergründig nicht erkennbar, zur Deckung der laufenden Kosten und zeitgemäßen Lehrbedürfnisse dringendst benötigt.

Eigenartigerweise sind wir demnach in Hünningen wieder in einer ähnlichen Situation wie vor rund zwei Jahrhunderten: Die direkten Funktionshilfen, die praktischen Ideen und spontan erforderlichen Gelder kommen unmittelbar aus der Elternschaft und der Ortsbevölkerung.

Und das ist gut so.

Einzig diese loyale Partnerschaft zwischen Eltern und Lehrpersonal unseres Ortes wird Garant für die Zukunft unserer Dorfschule sein. Die Gemeinde wird sich dann der wichtigen Zusammenarbeit mit der eigentlichen schultragenden Basis nicht (mehr) verschließen können.

(1) Franz Josef Faas in »Tafel, Griffel, Rutenstock«, AEM, p.61ff.
(2) SAE 371, Vorschlagsliste vom 14.11.1815.
(3) Schreiben an den Bürgermeister vom 29.12.1854.
(4) GAB 213, Protokolle 1848-1903, Sitzung vom 19.08.1861.
(5) GAB 213, Protokolle 1904-1921, Sitzung vom 23.10.1907.
(6) Ibidem, 27.04.1914.
(7) Ibidem, 17.12.1920.

Die ersten Gemeinderatswahlen unter belgischer Aufsicht

In den Rat der Gemeinde Büllingen wurden 1924 Nikolaus Jost und Johann Heinen gewählt. In einer Analyse des Generalgouverneurs Baron Baltia wird vermerkt, daß alle gewählten Gemeindevertreter nur eine politische Meinung vertreten: *»katholisch«*. Wohl aus diesem Grunde verzichtete der Sonderkommissar in Malmedy auf weitere Bemerkungen.

1921

Unterricht im neuen Vaterland

Der Vaterlandswechsel hatte für die Schule weitreichende Folgen: Lehrpersonen mußten die Schule verlassen, andere sollten neu eingestellt werden.

So verlief der Staatenwechsel nach dem Weltkrieg nicht reibungslos. Lehrermangel war an der Tagesordnung, auch in Hünningen.

Dabei hatte der Gemeinderat noch 1919 von der Einrichtung einer Lehrerinnenstelle abgesehen. Eine zweite Klasse konnte seiner Meinung nach nicht eingerichtet werden, *»da die finanziellen Kräfte der Gemeinde durch die Kriegsausgaben außerordentlich stark in Anspruch genommen worden waren«*.

Zu den *»geldlichen Verhältnissen«* kamen nun auch die »unsicheren Zeitverhältnisse[1]« hinzu.

Zur Sachlage: Der Lehrer Wilhelm Nohr kam in einer Zeit eines *»ständigen Lehrerwechsels«* nach Hünningen. Im Dorf war er schon im Januar 1914 tätig. Man war *»im übrigen in der Gemeinde sehr zufrieden[2]«* mit ihm.

Zwei Jahre später war Fräulein Maria Zimmermann *»auftragsweise an der Schule[3]«*.

Sie wurde schließlich ab Februar 1919 wiederum durch Wilhelm Nohr, der *»nun einstimmig zur Anstellung vorgeschlagen wird[4]«*, abgelöst.

Wahrscheinlich verließ derselbe die Schule wiederum mit Beginn der Sommerferien 1920, denn seit September fand kein regelmäßiger Unterricht mehr statt. Zeitweilig halfen zwar die Lehrpersonen aus Honsfeld aus, doch als der dortige Lehrer Mathonett erkrankte, ruhte der Unterricht in Hünningen seit dem 1. Dezember 1920 ganz[5].

Die folgenden Monate brachten kaum Änderung. Im Protokoll des Schulvorstandes vom 23. März 1921 steht: *»Die Kinder entbehren noch immer einen geregelten Unterricht. Dieser Zustand dauert jetzt schon den ganzen Winter, und es wird einstimmig der Wunsch zum Ausdruck gebracht, der dadurch hervorgerufenen geistigen und körperlichen Vernachlässigung der Jugend, die sowieso schon während der langen Kriegsjahre stark gelitten hat, durch baldige Berufung eines energischen und befähigten Lehrers ein Ende zu bereiten. Wenn aber möglich, bittet der Schulvorstand den Schulamtsbewerber Josef Matucka, der sich um diese Stelle beworben hat und dessen Zeugnisse der Schulverwaltung vorliegen, (die Stelle annehmen) zu wollen[6]«*.

»Doch entgegen dem zum Ausdruck gebrachten Wunsche um Berufung des Lehrers Matucka in Cassel nach Hünningen ist von der Schulverwaltung der angebliche Sprachlehrer Jungbluth aus Elberfeld berufen worden. Dessen Ehefrau erteilt ebenfalls Schulunterricht.

Wie glaubwürdig feststeht, ist die Ehefrau evangelisch. Ob der Lehrer Jungbluth in kirchlicher Beziehung (katholische Trauung und Kindererziehung) korrekt dasteht, ist bis jetzt nicht erwiesen.

Einer an ihn in dieser Beziehung seitens des Pfarrers Joeris gerichteten Anfrage ist er ausgewichen, beziehungsweise hat er dahin beantwortet, daß er nicht wisse, wo er getraut sei, da er eine Kriegstrauung eingegangen sei. Das Kind sei in einer zu einer Entbindungsanstalt gehörigen Kapelle getauft worden. Der Ort sei ihm ebenfalls unbekannt.

Diese Umstände lassen darauf schließen, daß das Vorleben der Eheleute in ein Dunkel gehüllt ist, welches zunächst der Erhellung bedarf.

Der Schulvorstand glaubte indessen, schon jetzt darauf hinweisen zu müssen, daß eine definitive Anstellung unter diesen Umständen um so weniger in Frage käme, als es sich in Hünningen um eine ausschließlich katholische Kinder aufweisende Gemeinde handelt, die Anspruch darauf hat, sittlich und moralisch wie auch in religiöser Beziehung vollkommen einwandfreie Lehrpersonen zu erhalten[7].«

Dazu wollten dann sowohl der Pfarrer als auch der Vorsitzende des Schulvorstandes persönlich bei der Schulverwaltung vorsprechen.

Welche Lehrkraft schlußendlich verpflichtet werden konnte, steht nicht fest. Sicher ist nur, daß eine Lehrerin nach den Sommerferien 1921 die Lehrerwohnung beziehen wollte[8].

Erst im Dezember war wieder ein Lehrer im Orte tätig. Daß somit in das Jahr 1921 die Einrichtung einer zweiten Klasse einzuordnen ist, scheint sicher. Der Lehrer Gremling war jedoch weder Belgier noch hatte er ein belgisches Lehrerzeugnis, *»deshalb war er der Lehrerin im Gehalt bedeutend zurückgesetzt[9].«*

Er wollte diesen Nachteil schließlich durch das baldige Ablegen der Prüfung wettmachen. Seitens der Gemeinde gab es deswegen eine einmalige Beihilfe, denn *»nach dem einstimmigen Urteil der Gemeindeeingesessenen (ist er) ein in jeder Beziehung vorbildlicher Lehrer und Jugenderzieher, dessen Weggang die Gemeinde unter allen Umständen verhindern möchte[10]«*.

Es ist nicht mehr in Erfahrung zu bringen, ob und wie lange Lehrer Gremling in der hiesigen Schule gewirkt hat. Bis in etwa geordnete Verhältnisse wieder an der Tagesordnung waren, werden wohl auch die Nachbardorfslehrer, namentlich Klinkhammer und Molitor aus Mürringen ausgeholfen haben.

Erst Mitte der zwanziger Jahre sollte das Personenkarussell zum Stillstand kommen: Mit Katharina Theis und später Albert Langer kam Ruhe und Kontinuität in die *»unsicheren Zeitverhältnisse«* des Übergangs.

(1) GAB 213, Protokolle des Schulvorstandes 1904-1921, Sitzung vom 27.02.1919.
(2) Ibidem, 26.01.1914.
(3) Ibidem, 13.01.1916.
(4) Ibidem, 27.02.1919.
(5) Ibidem, 12.01.1921.
(6) Ibidem, 21.03.1921.
(7) Ibidem, 11.05.1921.
(8) Ibidem, 24.08.1921.
(9) Ibidem, 20.12.1921.
(10) Ibidem.

Der Verlust des Hünninger Waldes droht

Der Vaterlandswechsel von 1920 hatte das Leben in Hünningen verändert. Das Dorf war Grenzdorf geworden.

Die Menschen, bisher zum Rheinland orientiert, sollten sich nun nach Westen orientieren.

Der Alltag wurde nun aber durch viele Unannehmlichkeiten erschwert.

Ein typisches Beispiel für Hünningen ist der Streit um den Wald der nunmehr belgischen Gemeindesection, der auf deutschem Territorium lag.

Am 8. Juli 1921 appellierte der Hünninger Gemeinderat eindringlich, daß *»die finanziellen Interessen durch diese Abtretung sehr geschädigt werden. Gemeinderat bittet dahin vorstellig werden zu wollen, daß von einer Teilung des Gemeindewaldes abgesehen werden und die Grenze, wie sie jetzt besteht, aufrechterhalten bleibt.*

Es handelt sich um den rechts der Straße von Losheimergraben nach Hollerath liegenden ca 100 Morgen großen Wald, der einen etwa 60jährigen Bestand an Fichten aufweist.

Sollte sich indessen eine Grenzverschiebung nicht ermöglichen lassen, so wird gebeten, wenigstens dafür eintreten zu wollen, daß der Gemeinde ihr Eigentumsrecht an dem an Deutschland abgetretenen Waldteile verbleibt, ihr die Einkünfte aus diesem Teile belassen und ihr das Beförsterungsrecht durch den jetzigen Förster verbleibt[1]«.

Endlich, im Dezember wurde dem Gemeinderat mitgeteilt, daß der Gemeinde *»das Eigentumsrecht und auch das Beförsterungsrecht an diesem Walde verbleibt. Bei etwaiger Ausfuhr von Holz nach Belgi-*

Unterricht im neuen Vaterland

Der Vaterlandswechsel hatte für die Schule weitreichende Folgen: Lehrpersonen mußten die Schule verlassen, andere sollten neu eingestellt werden.

So verlief der Staatenwechsel nach dem Weltkrieg nicht reibungslos. Lehrermangel war an der Tagesordnung, auch in Hünningen.

Dabei hatte der Gemeinderat noch 1919 von der Einrichtung einer Lehrerinnenstelle abgesehen. Eine zweite Klasse konnte seiner Meinung nach nicht eingerichtet werden, *»da die finanziellen Kräfte der Gemeinde durch die Kriegsausgaben außerordentlich stark in Anspruch genommen worden waren«*.

Zu den *»geldlichen Verhältnissen«* kamen nun auch die »unsicheren Zeitverhältnisse[1]« hinzu.

Zur Sachlage: Der Lehrer Wilhelm Nohr kam in einer Zeit eines *»ständigen Lehrerwechsels«* nach Hünningen. Im Dorf war er schon im Januar 1914 tätig. Man war *»im übrigen in der Gemeinde sehr zufrieden[2]«* mit ihm.

Zwei Jahre später war Fräulein Maria Zimmermann *»auftragsweise an der Schule[3]«*.

Sie wurde schließlich ab Februar 1919 wiederum durch Wilhelm Nohr, der *»nun einstimmig zur Anstellung vorgeschlagen wird[4]«*, abgelöst.

Wahrscheinlich verließ derselbe die Schule wiederum mit Beginn der Sommerferien 1920, denn seit September fand kein regelmäßiger Unterricht mehr statt. Zeitweilig halfen zwar die Lehrpersonen aus Honsfeld aus, doch als der dortige Lehrer Mathonett erkrankte, ruhte der Unterricht in Hünningen seit dem 1. Dezember 1920 ganz[5].

Die folgenden Monate brachten kaum Änderung. Im Protokoll des Schulvorstandes vom 23. März 1921 steht: *»Die Kinder*

1920

Das deutsche Hünningen wird belgisch

Die deutschen Kreise Eupen und Malmedy wurden 1920 durch Belgien annektiert. Der Versailler Vertrag, der den Ersten Weltkrieg besiegelte, sah in Artikel 34 vor: *»Ferner verzichtet Deutschland zugunsten Belgiens auf alle Rechte und Ansprüche auf das gesamte Gebiet der Kreise Eupen und Malmedy. Während der ersten sechs Monate nach Inkrafttreten dieses Vertrages werden in Eupen und Malmedy durch die belgischen Behörden Listen ausgelegt.*

Die Bewohner dieses Gebietes haben das Recht, darin schriftlich den Wunsch auszusprechen, daß diese Gebiete ganz oder teilweise unter deutscher Staatshoheit bleiben. Es ist Sache der belgischen Regierung, das Ergebnis dieser Volksabstimmung zur Kenntnis des Völkerbundes zu bringen, dessen Entscheidung anzunehmen sich Belgien verpflichtet.«

Diese Volksbefragung war nun eine Farce: Die Befragung war nicht geheim; die Abstimmungswilligen wurden durch die belgischen Behörden massiv unter Druck gesetzt (Entzug von Lebensmittelkarten, kein Geldumtausch, Ausweisung u.a.); der belgische Staat war gleichzeitig Schiedsrichter und möglicher Nutznießer dieser Abstimmung; die Bevölkerung wurde massiv durch belgische und deutsche Propaganda verunsichert und beeinflußt.

Nur 271 der 33.726 Stimmberechtigten hatten nach den sechs Monaten gegen die Annektion protestiert. Aus Hünningen dürfte wohl niemand unter ihnen gewesen sein.

Dennoch hatten die Eifeler in geheim kursierenden Protestlisten ihren Unwillen bekundet: *»Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben«*, hieß es da. Nur noch wenige Listen sind erhalten. Die Wahrscheinlichkeit dürfte allerdings groß sein, daß auch in Hünningen rund 80 Prozent der Bevölkerung mit ihrer Unterschrift für

Hünningen, 1920: Die Geschwister Sybilla, Nikolaus, Katharina, Maria und Anna-Maria Kessler mit einem Ferienkind

das alte Vaterland votierten. So viele trugen sich nämlich in die Listen aus Rocherath, Krinkelt und Honsfeld ein, die noch erhalten sind.

Und diese umstrittene Volksbefragung bestimmte das politische Denken und Urteilen der Hünninger in den kommenden 30 Jahren.

Zwei Meinungsgruppen bildeten sich heraus:

Die erste Meinungsgruppe empfand die Volksbefragung als Unrecht. Sie setzte sich für eine neue, korrekte Volksbefragung ein, die ihrer Meinung nach auch eine Rückkehr ins alte Vaterland zur Folge haben würde. Diese Meinungsgruppe wurde später vereinfachend als pro-deutsch bezeichnet.

Die zweite Meinungsgruppe nahm die Volksbefragung und den Entscheid des Völkerbundes schicksalsgläubig an. Sie wollte sich im neuen Vaterland einrichten und war deshalb gegen eine neue Volksbefragung. Diese Meinungsgruppe wurde später vereinfachend als pro-belgisch bezeichnet.

Diese Meinungen wurden später noch durch andere Elemente überlagert. So erinnert sich Leo Fickers, daß den älteren und jüngeren Hünningern die französische Sprache völlig unbekannt war. Deshalb sei die Sprachenfrage nach der Annektion eine der wichtigsten Ängste gewesen, die die politischen Diskussionen im Dorf immer wieder bestimmt hätten.

Eine Anekdote aus der Schule, ebenfalls von Leo Fickers, verdeutlicht die Stimmung die damals herrschte: *»Ich erinnere mich, daß wir wohl 1920 oder 1921 im Unterricht auch über den Ersten Weltkrieg redeten. Auf die Frage des Lehrers, wer in diesem Kriege wohl am tapfersten gekämpft habe, antwortete die gesamte Klasse wie aus einem Munde: Die Deutschen.«*

1919

Wer wollte schon den Vaterlandswechsel?

Schon Monate vor Abschluß des Versailler Vertrages kursierten Gerüchte über eine mögliche Annektion unserer Heimat durch Belgien. Auch der Gemeinderat befaßte sich mit diesem Thema.

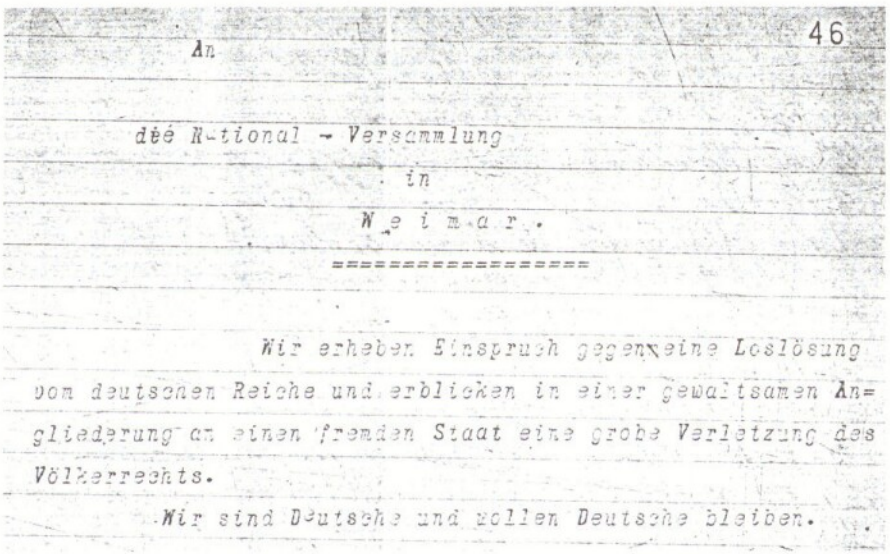
Sein Standpunkt war am 7. März 1919 klar: *»Außerhalb der Tagesordnung: wird von unseren Mitgliedern zur Frage gebracht, daß dem Vernehmen nach Bestrebungen im Gange seien, Teile des Kreises Malmedy vom deutschen Reiche loszulösen und zu Belgien zu schlagen.*

Versammlung erhob nachdrücklichen Einspruch gegen alle derartigen Loslösungsbestrebungen, die bei dem ausschließlich deutschen Charakter des Kreises Malmedy dem Selbstbestimmungsrecht der Völker zuwiderlaufen.

Bürgermeistereiversammlung beschließt einstimmig, dem vom Kreistag des Kreises Malmedy unter dem 27. Februar 1919 gefaßten Beschluß beizutreten, welcher folgenden Wortlaut hat:

Gegenüber den Bestrebungen einzelner Reichsdeutschen, den Kreis Malmedy oder einen Teil desselben vom deutschen Reiche loszureißen, betont der Kreistag des Kreises Malmedy, daß der Kreis Malmedy nur zu 1/5 seiner Bevölkerung von Wallonen bewohnt ist, in seinem ganzen Umfange einschließlich der preußischen Wallonie während 1200 Jahren stets zu Deutschland und niemals – die kurze Zeit der französischen Revolution bis zum Wiener Kongreß ausgenommen – zu einem anderen Staatengebilde gehört hat. Der Kreistag bittet aufs dringendste, bei der kommenden Friedenskonferenz auch dem Kreise Malmedy das allen Volksstämmen zugesicherte Selbstbestimmungsrecht gegebenenfalls durch Erwirkung einer Geheimabstimmung der Bevölkerung zu wahren.«

(x) GAB 216, Protokoll der Sitzung des Gemeinderates Büllingen vom 7.3.1919.



An 46

die National - Versammlung

in

Weimar.

Wir erheben Einspruch gegen eine Loslösung vom deutschen Reiche und erblicken in einer gewaltsamen Angliederung an einen fremden Staat eine grobe Verletzung des Völkerrechts.

Wir sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben.

(Quelle: HStA Düsseldorf, Reg. Aachen, 23865)

Die Lehrer in die Pflicht genommen

Im Anstellungsbescheid für den nach dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrten Lehrer Wilhelm Nohr setzten die Gemeindevertreter die Gewissenhaftigkeit des Lehrers ebenso voraus wie auch seine Bereitschaft, *»auf Verlangen, an den zu erteilenden Fortbildungsschulen bis zu vier Unterrichtsstunden pro Woche zu übernehmen[1]«.*

Dem Lehrer besondere Pflichten zuzuschreiben, war jedoch seit der preußischen Einrichtung der Schulen gang und gäbe gewesen. In sogenannten Berufsbriefen oder Competenz-Verzeichnissen hielten sie die besonderen Rechte und Pflichten eines jeden Lehrers ausdrücklich fest. Unterrichtszeiten und Inhalten des Lehrplans galt das Hauptaugenmerk.

Doch erwarteten die Schulbehörden darüber hinaus, daß die *»Schüler nicht nur zu geschickten und verständigen, sondern auch zu rechtschaffenen und frommen«* Menschen herangebildet würden. Dazu wurden *»treuliche Anhänglichkeit an den Landesherren und Gehorsam gegen dessen Gesetze und Anordnungen«* als Lehrziele vermerkt[2].

Seit 1855 mußte zudem der *»Lehrer die Kinder in der Kirche zu Hünningen, wenn dort Gottesdienst stattfand, gehörig beaufsichtigen; ebenso während des Hochamtes in der Pfarrkirche Mürringen[3]«.*

Seit 1862 kam sogar das Versammeln der Schulkinder in der Schule vor der Meßfeier hinzu. Die Kinder waren *»geordnet zur Kirche zu führen und zu beaufsichtigen[4]«.*

(1) SAE, 520, Anstellung des Lehrers W. Nohr, Schreiben vom 5.4.1919.
(2) GAB, 218, Berufsbrief des Johann Mertens aus Mürringen vom 25.11.1840.
(3) SAE, 381, Berufsbrief vom 21.5.1855.
(4) SAE, 514, Competenzen der Schulstelle Hünningen von 1862.

Hünningen wird Grenzdorf

1919 verspürten die Hünninger erstmals, was es heißt, unmittelbar an einer Landesgrenze zu leben und die alten Kontakte, die seit Generationen bestanden, aufgeben zu müssen.

»Anfang August 1919 wurden die englischen Besatzungstruppen aus dem Kreise Malmedy zurückgezogen. An ihre Stelle traten wenige Tage später belgische Truppen. Die Bürgermeisterei Büllingen wurde mit einer Radfahrer-Kompagnie bedacht. Das Quartier dieser Truppen und die Kommandantur befanden sich auf der Domäne Bütgenbach.

Die Besatzungstruppen, sowohl die englischen wie auch die belgischen, führten u.a. auch eine Kontrolle aus über den umfangreichen Schleichhandel, der im Jahr 1919 in voller Blüte stand.

Tag für Tag wurden größere Mengen Fleisch, Butter, Eier und ähnliche Lebensmittel aus dem Kreise verschleppt, um sie zu Wucherpreisen in den größeren Städten wie Aachen, Cöln und Trier abzusetzen.

Die Bemühungen der Besatzungstruppen und der Polizeiorgane hatten auch wirklich Erfolg. Außer der Beschlagnahme der mitgeführten Lebensmittel verfielen die erwischten Schleichhändler in hohe Geldstrafen. In einigen Fällen wurden sogar Gefängnisstrafen bis zu 2 Monaten verhängt[1]*«.*

(1) GAB 267, Chronik der Bürgermeisterei Büllingen, 1919.

1918

Ein grausamer Krieg geht zu Ende

Als die deutsche Armee am 11. November 1919 bedingungslos kapitulierte, da hatte dieser grausame Krieg, der mit Giftgas, Schützengräben und Panzern das Gesicht des Krieges grundlegend verändert hatte, auch in Hünningen hohen Tribut gefordert.

22 eingezogene Soldaten waren für *»Kaiser, Volk und Vaterland«* gefallen, wie es damals nationalistisch verbrämt hieß.

Hünningen, 1918: Die Geschwister Katharina, Sybilla, Hubert, Nikolaus, Susanna und Bertha Lux

1917

»Als Krieger der Heimarmee ...«

Nationalismus war während des Ersten Weltkrieges allgegenwärtig. So vermerkt die Bürgermeistereichronik des Jahres 1917: *»Schon wieder ist ein Kriegsjahr vergangen. In schwerem, harten Ringen kämpfen unsere Truppen aller Waffengattungen in Ost und West und Süd siegreich für die Zukunft und das Wohl unseres deutschen Reiches.*

Wie jeder echte Deutsche, so trägt auch der Eifeler Landwirt willig die schwere Last. Als Krieger der Heimarmee hat auch der Landwirt an den hervorragenden Kriegserfolgen würdigen Anteil, indem er seiner Ablieferungsschuldigkeit nach bestem Können nachgekommen ist.

Im Jahr 1917 wurde abgeliefert: 8.000 Ctr. Heu; 2657 Ctr. Hafer; 795 Ctr. Butter; 56194 St. Eier; 945 St. Rindvieh; 612 Ctr. Speck aus Hausschlachtungen.

Mit dem 1. April 1917 wurden sämtliche Landwirte zwangsweise an die Molkerei Büllingen angeschlossen. Seit dieser Zeit haben die Landwirte sämtliche in ihrem Betriebe gewonnene Milch an die Molkerei abzuliefern«.

Hünningen, 1917: Die Geschwister Maria, Anna, Adolf, Albert und Nikolaus Kessler

1916

Wohin mit den Schülern?

Am 11. November 1916 stellte die Lehrerin Maria Zimmermann wegen Platzmangel den Antrag auf Einrichtung einer Halbtagsschule. Die Schülerzahl war auf 80 Kinder angewachsen, und im Schulraum (die sogenannte Unterklasse A.d.R.) war nur Platz für 72 Schüler[1].

(1) HStAD, 82, 10139.

Hünningen, 1913: Das Försterhaus

Hünningen, 1913: Alle Schulkinder
(Johann Wilquin, August Heinen, Nikolaus Kessler, ?, Hubert Greimers, Johann Heinen, Mathias Andres *1907, ?, ?,
Aloys Heinen (Liesen), Nikolaus Lux-Schneider, Josef Haep, ?, ?, ?, Anna Hepp, Anna Greimers, ?, Gertrud Kessler,
Helene Maraite, Susanne Jousten?, Gertrud Wiquin, Sybilla Weber, Mina oder Luise Elsen (?), Lehrer Andres,
Barbara Andres, Anna Wilquin, Rosa Jost, Maria Küpper (Nonne), ?, Maria Weber, ?, Katharina Kessler, ?, Helene Lux, (Klös),
Anna Jouck (Honsf.), Nikolaus Weber, Elisabeth Weber, Salome Jouck, Martha Hepp, Helene Andres, Margarethe Lux,
Mathilde Jost, Martha Greimers, Helene Mollers, Barbara Kessler, ?, ?, Bernard Wilquin, Franz Kessler, Ferdinand Fickers,
Rosa Andres, Elisabeth Lux, Mariechen Weber, Bertha Fickers, Therese Weber, Gertrud Fickers, Margaretha Küpper,
Maria Fickers, Luise Maraite, ?, Anna Elsen, Bernard Wilquin (?), Franz Lux, Johann Lux, ?, Nikolaus Greimers,.Josef Lux, Josef Andres,
Johann Kessler, Barthel Weber, Wilhelm Küpper, Peter Mollers, August Jouck, ?, ?)

Hünningen, 1912: Hochzeit von Nikolaus Stoffels-Heinen

1910

Die Hünninger wollen ihre Hüteschule

Die Hünninger plädierten 1910 offen für die Hüteschule. Bildung war ihnen nur bedingt wichtig. Wichtiger waren die Kinder als Arbeitskräfte in der Landwirtschaft. Die Stellungnahme des Gemeinderates gibt interessante Aufschlüsse über den damaligen Bildungsstand:

»Der Vorsitzende teilt mit, daß seitens mehrerer Mitglieder der Antrag gestellt worden sei, den vorbenannten Gegenstand auf die heutige Tagesordnung zu setzen. Von den Mitgliedern der Versammlung werden darauf die Umstände vorgebracht, die die Durchführung der von der königlichen Staatsregierung beabsichtigten Maßnahmen in volkswirtschaftlichen Interesse als höchstbedenklich erscheinen lassen.

Versammlung ist zunächst der Ansicht, daß die hiesige Gegend wegen ihrer eigenartigen landwirtschaftlichen Verhältnisse mit den übrigen Teilen des Kreises nicht auf eine Stufe gestellt werden kann. Infolge des Mangels an Arbeitskräften sei es den Eingesessenen nicht möglich, ständig ihr ganzes Land unter dem Pflug zu halten, sondern es werde als sogenanntes Wechselland behandelt, indem die einzelnen Parzellen abwechselnd als Ackerland zur Produktion von Roggen, Hafer und Kartoffeln oder zur Gras- und Weidenutzung dienten.

Diese Bewirtschaftungsart mache es aber unmöglich, die sämtlichen Grundstücke einzufriedigen. Ferner seien nur die wenigsten Grundbesitzer in der angenehmen Lage ihre Weideflächen dicht beim Hause zu haben, vielmehr lägen diese vielfach, wie besonders in den Gemeinden Krinkelt und Rocherath sehr weit, manchmal bis zu einer Stunde, vom Dorfe entfernt.

Allein das zweimalige Austreiben des Viehes am Tage erfordere daher in vielen Fällen einen Zeitaufwand von vier Stunden. Diese Arbeit könne nun unmöglich von den Viehbesitzern neben ihrer sonstigen landwirtschaftlichen Tätigkeit ohne fremde Hilfe ausgeführt werden, und da bei den hiesigen kleinen Verhältnissen selbstverständlich nur ganz wenige imstande seien, einen Knecht zu halten, so bleibe nichts anderes übrig, als die Kinder mit dem Austreiben des Viehes zu betreuen oder aber das Vieh abzuschaffen, was die Aufgabe der Haupterwerbsquelle der hiesigen Bewohnerschaft bedeute.

Gänzlich unhaltbar würden aber nach Abschaffung des Halbtagunterrichtes die Zustände sich für diejenigen Eingesessenen gestalten, die nicht im Besitze eigenen Landes, darauf angewiesen seien, Weideland für ihr Vieh zu pachten, sei es von Privaten oder von den Gemeinden. Die Verpächter würden sich wohl schwerlich dazu herbeilassen, die betreffenden Grundstücke einzufriedigen, ohne den Pachtzins zu erhöhen, was natürlich wieder eine Schädigung der Pächter bedeute.

Bei den großen Weideflächen der Gemeinde aber, die von vielen Viehhaltern jedes Jahr angepachtet würden, sei eine Einfriedigung geradezu ausgeschlossen. Besonders hervorzuheben seien hier die Verhältnisse in der Gemeinde Wirtzfeld, wo die Eingesessenen zur Zeit gezwungen worden wären, den größten Teil ihrer Ländereien an den Militärfiskus zur Anlage des Truppenübungsplatzes Elsenborn zu verkaufen. Um bei dem hierdurch hervorgerufenen Landmangel eine Schädigung der Eingesessenen zu vermeiden, habe die Militärverwaltung sich bereit erklärt, den Einwohnern von Wirtzfeld zu gewissen Zeiten das Gelände des Schießplatzes als Viehweide freizugeben, von welcher Erlaubnis die Viehbesitzer notgedrungen auch stets Gebrauch machten.

Es sei nun nicht anzunehmen, daß die Militärverwaltung das Einfriedigen dieser Teile des Übungsplatzes auch nur gestatte, geschweige denn selbst vornähme. Den Leuten, die hierauf angewiesen seien, werde also gleichfalls nichts anderes übrigbleiben, als ihr Vieh zu verkaufen und fortzuziehen.

Auch ein anderer Umstand sei noch zu berücksichtigen, der eine schwere Schädigung vieler Eingesessenen bei Aufhebung der Halbtagsschule wahrscheinlich mache. Während nämlich jetzt zahlreiche ärmere Leute mit großer Kinderzahl ihre bedrängte Lage dadurch zu erleichtern vermöchten, daß sie einzelne ihrer Kinder bei anderen Familien zum Viehhüten unterbrächten, wofür dieselben nicht nur eine Barentschädigung und freie Wohnung erhielten, andere auch bessere Kost und eine bessere Erziehung als es ohne selbst möglich sei, ihren Kindern zu gewähren, würden in Zukunft diese Vorteile geldlicher und anderer Art für sie verlorengehen, was in mannigfacher Hinsicht nur lebhaft bedauert werden könne.

Versammlung gibt sich der Hoffnung hin, daß die königliche Staatsregierung, die sich in so dankenswerter und erfolgreicher Weise stets der Hebung der Landwirtschaft in der Eifel angenommen habe, sich der Berechtigung der gegen die Abschaffung der Halbtagsschule vorgebrachten Gründe nicht verschließe und Maßnahmen vermeiden werde, die dem wirtschaftlichen Ruin zahlreicher Grundbesitzer und eine Entvölkerung der Eifel unzweifelhaft zur Folge haben und mit einem Schlage die Mühen so vieler Jahrzehnte und alle für die Eifelkreise aufgewendeten Kosten zunichte machen würden.

Der Vorsitzende wird beauftragt, diese ernsten Befürchtungen der Bürgermeistereiversammlung weiterzuleiten und eine günstige Bescheidung zu erbitten, damit die hiesige Bevölkerung, welche sich begreiflicherweise wegen der ihr drohenden wirtschaftlichen Nachteile eine lebhafte Erregung bemächtigt habe, beruhigt werden könne[1]*.«*

(1) GAB 216 , Protokollbuch der Bürgermeisterei Büllingen, Sitzung vom 13.05.1910.

... und waren die Kenntnisse schwach

Ein Schulinspektionsbericht hielt fest: *»Über Hünningen wußten Lehrer und Schüler fast nichts, über den Kreis Malmedy waren die Kenntnisse schwach*[1]*.«*

(1) HStAD, B2, 10139.

1909

Bau des Spritzenhauses

Die Gemeinde baute ein neues Spritzen- und Waagehaus. Dieser Neubau ersetzte ein älteres Spritzenhaus, dessen Standort uns aber unbekannt ist. Es diente der Unterbringung der wenigen Hilfsmittel der Hünninger Feuerwehr.

Erste *»ärztliche Revision der Schule«*

Der Gemeinderat von Hünningen *»erklärt sich mit der jährlich einmal vorzunehmenden ärztlichen Revision der Schule einverstanden und ist bereit, dem ausführenden Arzt, Dr. Prigge, hierfür nach dem Vorschlage des Kreisarztes eine Gebühr von 30 Pf. für jedes Schulkind zu bezahlen.*

Es wird jedoch zur Bedingung gemacht, daß bei der erstmalig vorzunehmenden Revision die sämtlichen Kinder einer genauen Untersuchung zu unterziehen sind[1]*«.*

(1) GAB, 219, Protokoll der Sitzung vom 16. November 1909.

1907

»Judas war genügend bekannt«

Aus einem Schulinspektionsbericht vom 25. April 1907[1]: *»Der nicht verheiratete Lehrer Hubert Rütz hatte 68 Kinder zu unterrichten. An diesem Tag fehlte kein Kind.«*

Als *»Leistungen in den einzelnen Unterrichtsgegenständen und Fertigkeiten«* notierte der Inspektor:

»Biblische Geschichte: Judas war genügend bekannt. Das Fegefeuer und die Beweise für ein solches wurden dargelegt.

Deutsch: Der erste Jahrgang zeigte genügend Fertigkeiten im Schreiben von i, n, m und u. Der zweite schrieb ein Sätzchen kaum genügend wieder. Er las mit dem dritten befriedigend 'Morgengebet' und 'Der Morgen'. Die Oberstufe las die 'Die Tempelreinigung' aus der bibilischen Geschichte genügend. Die Rechtschreibung ließ durchweg zu wünschen übrig.

Rechnen: Der vierte und fünfte Jahrgang genügten im Zusammenzählen mehrfach benannter Zahlen.

Geschichte: 'Unser Kaiser' wurde in der Mittelstufe genügend behandelt.

Naturgeschichte: Die Oberstufe entledigte sich der schriftlichen Aufgabe 'Der Edelhirsch' befriedigend.

Turnen: Wendungen und Freiübungen genügten im ganzen.«

(1) HStAD, B2, 66, 10139.

Der Förster zieht in sein Forsthaus

Nach einem Jahr Bauzeit ist das Hünninger Forsthaus bezugsfertig. Es ist deutliches Zeichen für die Aufwertung dieses Berufes.

Denn dank der steigenden Holzpreise, die durch die Eröffnung der Bahnlinien erzielt wurden, entwickelte die Forstwirtschaft sich für die Gemeinden zu einem einträglichen Geschäft.

Hünningen, 1907: Die Schule mit Lehrer Rütz und Pastor Tillier
(Karl Pothen, Karl Jouck, Nikolaus Stoffels, Josef Lux, Hubert Küpper, Johann Stoffels, Nikolaus Jost, Karl Jost, Johann Greimers, Hubert Heinen, Mathias Jouck, Leo Jost, Pastor Tillier, Anna Heinen, Maria Greimers, Helene Jost, Sybilla Kessler, Maria Hepp, Maria Katharina Sieberath, Magdalena Heinen, Pauline Jost, Anna Haep, Maria Jost, Josephine Huppertz, Rosa Jouck, Lehrer Rütz, Mathias Vilz, Aloys Jost, Barthel Drehs, Nikolaus Pothen, Peter Wolff, ? Koch (Kuhjunge), Susanna Kessler, Margaretha Pothen, Maria Kessler, Helene Simon, Maria Eichten, Anna Jost, Mathias Hepp, ?, Nikolaus Andres, Mathias Jouck, Heinrich Haep, Maria Jouck, Anna Lux, Elisabeth Hepp, Elise Pothen, Pauline Mollers, Maria oder Gertrud Knott, Albert Jost, Josef Küpper, Franz Jouck, Bernard Greimers, Peter Stoffels, Egidius Lux, Helene Jost, Katharina Hepp, Katharina Kessler, Katharina Andres, Maria Lux, Nikolaus Kessler, Johann Knott, Peter Haep, Mathias Pothen)

Hünningen, 1907: Diese Detailaufnahmen von zwei Klassenbildern zeigen, wie ärmlich die Kinder gekleidet waren

1902

»Die Kapelle wurde zur Zufriedenheit deklamiert«

Aus einem Inspektionsbericht[1]: *»Am 21. Juli 1902 waren das dritte bis achte Schuljahr (50 Kinder) anwesend. Der 41jährige Peter Thieß war seit 1890 Leher an der Schule. Er hatte an diesem Tage folgendes Unterrichtsprogramm:*

Religion: Jeroboam.

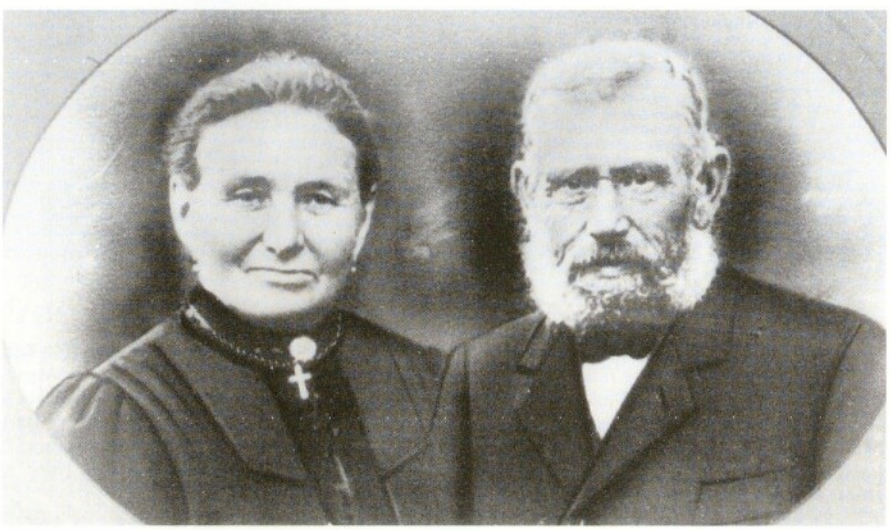
Deutsch: Der Löwe und die Maus, Lesen und Behandlung. Grammatik - der einfache erweiterte Satz. Zufriedenheit (Holty) und Die Kapelle wurden zur Zufriedenheit deklamiert.

Rechnen: der dritte Jahrgang Zahlen bis 100, der vierte und fünfte Jahrgang Zahlen bis 1.000 und der sechste bis achte Jahrgang Zinsrechnung.

Erdkunde: die erste Abteilung sah die Oder, die zweite Abteilung die Kreise Eupen, Montjoie und Malmedy.

Singen: Am Brunnen vor dem Tore.«

(1) HStAD, 10139, Bericht des Kreisschulinspektors Dr. Kremer vom 23.7.1902.



Hünningen, zu Beginn des Jahrhunderts: Elisabeth und Mathias Simon, Großeltern von Johann Simon

Hünningen, um 1900: Die Schulknaben mit Lehrer Thieß und Pastor Langenkamp
(Johann Hepp, Josef Hepp, Peter Vilz, Nikolaus Drehs, Johann Mertes (Konepütz), Hilarius Jousten (Huppertz), Karl Huppertz (?), Eduard Stoffels (Josthaus), Hubert Luxen, Julius Maraite, Pastor Langenkamp, Nikolaus Vilz, Hilarius Stoffels, Peter Heinen, Albert Huppertz, Barthel Heinen, Josef Jost (Lienen), ?, ?, Mathias Jost, Nikolaus Jouck, Lehrer Thies, Josef Jost (Ziemes), Barthel Drehs, Nikolaus Hepp, Mathias Knott, Leonard Heinen, Christian Simon, Aloys Jost, Leo Jost, ? Thies, ? Thies, Karl Vilz, Peter Wolff, Nikolaus Pothen, Johann Stoffels, Nikolaus Jost (Hendres), Aloys Jost (Lienen), Johann Knott, Mathias Vilz, Karl Jost)

Hünningen, um 1900: Die Schulmädchen mit Lehrer Thieß und Pastor Langenkamp
(Lina Beer, Maria Drehs, Margaretha Eichten, Anna Löfgen, Katharina Kessler, Helene Behrens, Katharina Jouck, Katharina Heinen, Luise David, Pauline Maraite, Susanna Drehs, Helene Jost (Lienen), Anna Knott, Barbara Eichten, Franziska Beer, Anna Jost (Ziemes), Bertha Jouck, Katharina Jost (Hendres), Maria Wolff, Lehrer Thies, Pator Langenkamp, Maria Kessler, Marianne Heinen, Susanna Kessler, Bertha Drehs, Anna Jost (Lienen), Maria Jost, Magdalena Heinen, Helene Simon, Pauline Jost, Anna Haep, Maria Eichten, Maria ?, Sybilla Kessler (Loxen), Maria Hepp, Margaretha Knott, Gerda Stoffels, Anna Jost (Reutisch), Josefine Huppertz, Helene Jost (Hendres))

1883

Notstandsjahre der Eifel

Die letzte große Hungersnot fand in der Eifel 1882 und 1883 statt. Deshalb sind diese Jahre auch als Notstandsjahre bezeichnet worden.

Doch schon 1816 und 1817 hatten schlechte Ernten zu Hungersnöten geführt. Auch von 1845 bis 1847 geißelte das gleiche Übel die Menschen, die zunehmend verelendeten.

Denn die mit diesen Notzeiten einhergehenden Preissteigerungen waren selbst in unseren Gemeinden, in denen sich die Bewohner ja durchweg von den eigenen, bescheidenen Erträgen ernährten, nicht mehr aufzufangen. Die arme Bevölkerung wurde durch diese Krisenzeiten natürlich am härtesten getroffen.

Natürlich war in diesen Momenten der Gemeinderat der Section Hünningen immer wieder gefordert, wie manche Sitzungsprotokolle beweisen.

Da *»der Nothstand und sogar die Hungersnoth hier sehr bedeutend war«*, beantragten die Ortsvorsteher 1852 *»eine Quantität Roggen Brodfrucht aus dem Kgl. Militair Magazien zu Cöln von zweihundert Berliner Scheffel[1]«*.

1856 schien die Verteilung des erhaltenen Roggen nach Köpfen schon Schwierigkeiten zu bereiten, *»weil die Familien, wo am meisten Seelen, sind auch die meisten Besteuerten«*.

So vereinbarte man, jeder Familie ein gleiches Quantum Roggen zuzuteilen, das diese *»gegen baare Zahlung gemäß dem Brodpreise zu sechs Silbergroschen[2] abholen konnte.«*

Ob diese Regelung den Bedürfnissen der Bevölkerung entgegenkam, ist zu bezweifeln; sie kompensierte nämlich zunächst die kommunalen Auslagen, und ging weder auf die Familiengröße noch auf die Liquidität eines jeden Haushaltes ein.

Da wirkte ein Beschluß des Jahres 1880 schon entgegenkommender. Seitens der Gesamtgemeinde waren zwei Waggons Erbsen in Bestellung gegeben worden. Allein in Hünningen sollten davon *»18 Sack an 200 Pfund nach Bedürfnis der Noth gegen (Selbst)Kostenpreis verteilt[3]«* werden.

Die Bürgermeisterei nahmen die Hünninger auch 1889 wiederum in die Pflicht. Die Beschaffung von Saathafer für 600 Mark sollte nun aus den überschüssigen Walderträgen ermöglicht werden[4].

Trotz alledem traten auch später Futtermangel und -knappheit immer wieder auf. Aus ihr resultierte 1893 die Beantragung zur Freigabe der Gemeindewaldungen zur Viehweide[5].

Wohl vergebens.

Die Aufforstung der Ödländer seit 1858 hatte zwar zu einer Aufwertung der Forstwirtschaft geführt, gleichzeitig sank die Fläche der ehemals gemeinschaftlich genutzten Wildländereien. Deshalb versuchte der Preußische Staat, die Bauern zu einer Verbesserung ihrer Weiden zu bewegen. Auch die Verpachtung der Gemeindeheide an die Bauern war reglementiert worden[6]. Dies konnte die Armut zwar nicht verhindern, aber zumindest lindern.

Viele Familien lebten deshalb in ausgesprochen ärmlichen Verhältnissen.

Als 1869 eine staatliche Beihilfe für den Schulneubau über 3.970 Mark angefragt wurde, begründeten die Gemeinderatsmitglieder dieses Gesuch mit den geringen, direkten Steuereinnahmen: *»Haupterwerbszweig ist der karge Ackerbau, Schiffelwirtschaft mit noch wenig rationell entwickelter Viehzucht. Von den nahezu 100 vorhandenen selbständigen Einwohnern sind nur fünf als Meistbeerbte qualifiziert. Die in Mehrzahl vorhandenen Tagelöhner suchen zu häufig Verdienst in dem nahen Belgien und lassen die hier zurückgebliebenen Familien darben.*

Öfter kehren dieselben der Heimath und der Familie entfremdet zurück und verkommen nicht selten zu Faulenzern.

So kann es nicht ausbleiben, daß der Pauperismus (Armut) sich fortwährend mehr verbreitet«, schrieb Bürgermeister Manderfelt in der Bittschrift.

»In der kurzen Zeit meines Hierseins habe ich in Hünningen ganz demoralisierte Verhältnisse kennengelernt. Dadurch, daß die Gemeinde keine Hülfsmittel hat, dem Nothstande durch Beschaffung von Arbeit in etwa vorzubeugen, sind auch die Gemeindeumlagen auf eine Höhe gestiegen, welche kaum zu erschwingen ist[7].«

Diese schlechten Zeiten drängten die Menschen zur Abwanderung. Schon Mitte des 19. Jahrhunderts suchten viele ihr Glück in Übersee. Nach Amerika wanderten nachweislich 1845 Familie L. Mollers mit drei Kindern aus, der Tagelöhner J. Luxen und sein Sohn, die Witwe J. Hardy mit drei Kindern, H. Pothen mit sechs Kindern, zwei ledige Brüder Mollers (alle 1857) sowie die unverheirateten J.H. Weber und M. Weber im Jahr 1871[8].

Ungleich intensiver war mit Sicherheit die Abwanderung in die wachsenden Industrieregionen des Ruhrpottes und des Maas-Tales, die statistisch allerdings nicht genau erfaßt sind.

Wir wissen nun lediglich, daß die Einwohnerzahl des Dorfes zwischen 1872 und 1885 von 395 auf 284 sank: Das Dorf verlor folglich fast 29 Prozent seiner Bevölkerung. Da unter den Auswanderern wahrscheinlich vorwiegend junge Menschen waren, erholte sich das Dorf von diesem demographischen Aderlaß erst wieder in der Zwischenkriegszeit.

Bis in dieses Jahrhundert lassen sich folglich armselige Lebensverhältnisse nachweisen. Deutlich werden sie auch anhand einiger Beispiele der sogenannten Armenunterstützung: So wurde dem Hünninger Mathias Michels 1904 der Kauf von zwei Arbeitshemden, einem Paar Schuhe, einer wollenen Jacke und zwei Strümpfen für 20 Mark bewilligt[10].

Für den in ärmlichen Verhältnissen lebenden Nikolaus Knott, dessen ganzer Viehbestand nur aus einer einzigen lebenden Kuh bestand, beschloß der Büllinger Rat 1927 die Beschaffung einer frischmelkenden Kuh *»unter der Bedingung, daß er seine jetzige Kuh verkauft und den Erlös mit zur Anschaffung der neuen verwendet[11]«*.

Diese Anlässe zu einer Armenhilfe werden seit der Jahrhundertwende nun deutlich seltener.

(1) GAB 213, Protokollbuch des Gemeinderates Hünningen, Sitzung vom 30.3.1852.
(2) Ibidem, Sitzung vom April 1856.
(3) GAB 216B, Protokollbuch des Gemeinderates Büllingen, Sitzung vom 18.1.1880.
(4) GAB 213, Protokollbuch des Gemeinderates Hünningen, Sitzung vom 13.3.1889.
(5) Ibidem, Sitzung vom 3.6.1893.
(6) cfr. MELCHIOR (Franz), Die arme Eifel, in: Altes Land an der Work, Büllingen, 1990, p. 137.
(7) HStAD, 9275, Bürgermeister Manderfelt an Landrat v. Broich, Schreiben vom 10.8.1868.
(8) Diese Namen führt Kaufmann an; cfr. KAUFMANN (K.L.), Der Kreis Malmedy 1815-1865, Bonn, 1963, p. 114, und KAUFMANN (K.L.), Der Kreis Malmedy 1865-1920, Bonn, 1961, p. 100.
(9) GAB, Chronik der Bürgermeisterei Büllingen, 1887.
(10) GAB 216B, Protokollbuch des Gemeindesrates Büllingen, Sitzung vom 9.3.1904.
(11) GAB 286, Sitzung vom 30.8.1927.

1882

Nationalismus zum Sedanstag

»Der Gemeinderat lehnt es ab, zu einer gemeinschaftlichen Feier von allen Schulen der Bürgermeisterei am Sedanstag einen Beitrag aus Gemeindemitteln zu bewilligen. Die Schulfeier an dem genannten Tage soll wie bisher im Dorfe Hünningen abgehalten werden. Es soll jedes Kind ein Weißbrötchen erhalten[1]*«.*

(1) GAB, 213, Protokollbuch der Gemeinde Hünningen, 3.8.1882.

Hünningen, 1972: Vor genau hundert Jahren erbaute die Gemeinde diese Schule, die nun dem Abriß freigegeben ist

1870

Der lange Weg zum Bau der »alten Schule«

Zu allem Übel entfachte sich im Dorfe selbst ein giftiger Streit um die Lage des Grundstücks, auf dem das Schulhaus, für das sich der Hünninger Gemeinderat am 23.10.1866 einstimmig ausgesprochen hatte, stehen sollte[1].

Die Bevölkerung spaltete sich augenscheinlich in zwei Lager. Eine kleinere Gruppe von Einwohnern des etwas abgelegeneren südlichen Dorfteiles beanspruchten das neue Gebäude in ihrer Nähe. Ihre Vertreter im Gemeinderat hatten die des nördlich gelegenen größeren Ortsteils dazu bewogen, provisorisch ein 40 Quadratruten großes Privatgelände, das zudem 300 Schritte von der Kapelle entfernt lag, für netto 100 Thaler anzukaufen.

Darüber war *»nun aber die ganze Gemeinde mit Ausnahme des vorerwähnten Dorftheiles gewaltig entrüstet*[2]*«*.

Ihren Unmut diesbezüglich verbalisierten J.N. Reuter sowie zwanzig weitere *»Eigenthümer«* deshalb, weil sie den Neubau lieber auf dem der Gemeinde bereits seit 1858 gehörenden 70 Quadratruten großen Grundstück am Vikariehaus gesehen hätten. Das Gebäude diente nämlich mittlerweile als Lehrerwohnung; es war der Gemeinde Hünningen seitens der Kirchenverwaltung Mürringen-Hünningen überlassen worden – wahrscheinlich mitsamt einer Wiese, genannt Vennhof, und einem Stück Schiffelland an Sichert – solange kein Vikar dort war und dasselbe nicht zu Kirchenzwecken gebraucht würde[3].

Besagte Parzelle brauchte – so argumentierte Reuter – also nicht mehr erworben zu werden, umfaßte durch ihre Größe einen Spielplatz, und die darauf stehende Wohnung konnte zu Latrinen und evtl. ebenfalls zu Stallungen für die zwei Rinder des Lehrers umgeändert werden. Dem Gemeinderat und Bürgermeister warfen die *»Opponenten«* törichtes Handeln, dem Dorfsüden aber, dessen Einwohner sich ihrer Meinung nach überall zurückgesetzt glaubten, es sogar schlecht ertragen konnten, daß Kapelle und Schule nicht auf ihrer Seite lägen, kurzsichtige Eifersüchtelei und Aufgeblasenheit vor[4].

Trotzdem fand sich im Hünninger Rat am 19.08.1867 mit den Stimmen des Gemeindevorstehers Mathias Stoffels sowie der Verordneten Johann Jost und Bartholomäus Lux gegen die der Verordneten Bartholomäus Jouck und Peter Rauw eine knappe Mehrheit für das Vikariegelände, wodurch sich die Sachlage aber nicht aufklärte[5].

Nachdem sich endlich Landrat von Broich durch einen Besuch, sowie der Kreisbaumeister Maquet durch ein Gutachten in den Zwist hatten einschalten lassen, kam über Bartholomäus Jouck (einem der sechs Meistbeerbten des Hünninger Gemeinderats) im August 1867 ein Kompromiß zustande, der den Vorstellungen der beiden Parteien entsprechen konnte. Wilhelm Weber wollte ein Tauschverfahren mit der Gemeinde eingehen, wobei sein Anwesen in der Nähe der Kapelle gegen die Lehrerwohnung mit Bering eingehandelt werden sollte. Es handelte sich exakt um die vier Parzellen, auf denen heute Volksschule und Kindergarten stehen, und auch damals durch den Gemeindeweg getrennt waren. Dieser Platz lag *»mitten im Dorfe, war hinreichend groß, von allen Seiten frei, luftig und dennoch warm und ringsum geschützt, trocken und Raum übrig lassend zu einer schönen Gartenanlage für den Lehrer, nöthigenfalls auch zu einer Baumschule, wobei letztere für unsere obstbaumöde Gegend eben auch kein Unglück wäre*[6]*«*.

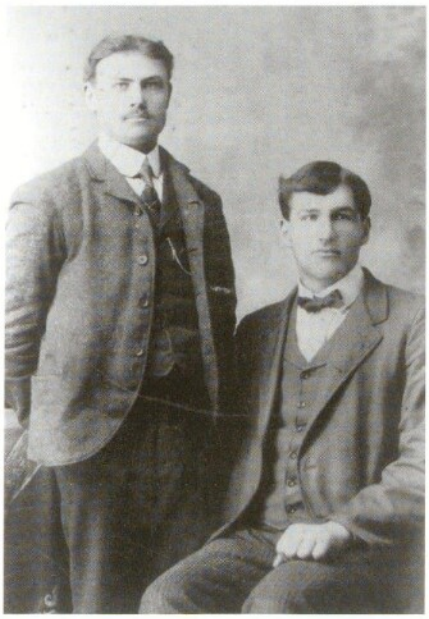
Und so verfügte der Gemeinderat auf seiner Sitzung am 27. September 1867: *»...Weber tritt seine Immobilien gleich beim Beginn des Neubaus ab, wogegen die Gemeinde ihre Tauschobjecte erst nach Vollendung des Neubaues resp. der neuen Lehrerwohnung an den dieses annehmenden Wilhelm Weber abtritt. Indeß verpflichtet sich der Gemeinderath, dem Weber bis zur Abtretung und Übergabe der alten Lehrerwohnung etc., eine Wohnung zu miethen und die jährliche Miethe zu bezahlen, so wie ferner ihm als Ersatz für die abgetretenen Liegenheiten einen Garten und Grasplatz zu pachten, oder aber ihm eine entsprechende Entschädigung in Geld zukommen zu lassen...Sodann beschließt der Gemeinderath ferner, im Interesse der Schulkinder und der guten Sache überhaupt, die nach der neu zu erbauenden Schule führende Gasse entsprechend zu erweitern und nach Bedürfnis auszubauen so wie die zu diesem Zweck zu acquirierenden Liegenheiten aus Gemeindefonds zu bestreiten und die Ausführung während oder gleich nach dem Neubau vorzunehmen*[7]*«*.

Der Gemeinderat unter Bürgermeister Manderfeldt ratifizierte den Tauschakt am 19.09.1868[8].

Was W. Weber zu diesem Schritt bewogen hatte, bleibt uns verborgen. Ob er keine Familie mehr hatte, denn er verdingte sich bisweilen für längere Zeit auswärts[9]?

Ob er dort gar einen zweiten Wohnsitz gefunden hatte? Oder ob sich sein Wohnhaus in einem noch schlechteren Zustand darbot als die ehemalige Vikarie? Oder hatte man ihn einfach überredet?

Das zweiklassige Schulgebäude war mit Lehrerwohnung nebst anhängenden Stallungen und abseits gelegenen Latrinen auf dem westlichen Teil des Weberschen Anwesens geplant[10].



Minnesota/U.S.A.: 1871 wanderten Mathias und Johann Weber nach Amerika aus. Um 1890 schickten sie dieses Foto aus ihrer neuen Heimat.

Um die auf 4.240 Thaler festgesetzten Bauarbeiten ausführen zu können, bat man die Regierung zu Aachen um ein *»Gnadengeschenk«*. Rund ein Drittel konnte die Gemeinde aus Eigenmitteln schöpfen, im einzelnen: 200 Thaler aus einem Sammelfonds, 257 aus dem Verkauf von Gemeindeeigentum, 66 aus einer Güterkaufrate, 390 aus dem Jagdpachtzins, 70 aus dem Verkauf des alten Schulhauses sowie den Hand- und Spanndiensten im Wert von 457 Thalern[11].

Zudem sollte das *»Mitglied Reuter im Auftrage, mit den Mürringer Steinbrechern wegen Ausbrechen der noch mangelnden Mauersteine Vertrag abschließen*[12]*«*.

Im August 1873 ging der Bau *»seiner Vollendung entgegen. Alle großen Arbeiten sind vollendet. Es mangelt nur noch theilweise der Anstrich im Schulhause selbst und einige kleinere Arbeiten an den Nebengebäuden*[13]*«*.

Insgesamt sieben Jahre hatte es gedauert, ehe die von Schulinspektor Hermkes geäußerten Mißstände in der Schule bei *»Jelessen«* der Vergangenheit angehörten.

(1) HStAD, 9275, 25058.
(2) HStAD, 9275, J.N. Reuter sowie 20 weitere Hünninger Einwohner an die Reg. zu Aachen, am 24.10.1866, Nr.25098.
(3) BDA-G.V.O., Mürr. 11.a.I. Beschluß des Kirchenvorstandes vom 24.05.1858.
(4) HStAD, 9275
(5) HStAD, 9275, Verhandlungsprotokoll unter Bürgermeister Andres.
(6) HStAD, 9275, Gemeinderatsmitglied Barth. Jouck an die Reg. zu Aachen, das Schreiben vom 30.08.1867 ist unterzeichnet von Wilhelm Weber sowie von 16 weiteren Hünninger Einwohnern worunter Pfarrer Faßbender. Selbst Lehrer Greimers und Pfarrer Faßbender gaben sich damit einverstanden.
(7) GAB 213, Verhandlung des Gemeinderates Hünningen vom 23.09.1867.
(8) HStAD, 9275, 4177.
(9) HStAD, 9275, von Broich am 12.03.1868 an die Reg. zu Aachen, daß der Tauschkontrakt nicht abgeschlossen werden konnte, *»da Weber seit längerer Zeit auswärts in Arbeit steht und wahrscheinlich erst Ostern zurückkommt«*, Nr.272.
(10) HStAD, 9232.
(11) HStAD, 9275, Auszug aus den Verhandlungen des Gemeinderates Hünningen vom 15.10.1869.
(12) GAB 213, Verhandlung des Gemeinderates Hünningen vom 02.04.1872.
(13) HStAD, 9275, Schreiben des Bürgermeisters Manderfeldt vom 29.08.1873.

Endlich ein dorfeigener Friedhof

Nach heftigen Auseinandersetzungen mit dem Pfarrer und dem Pfarrhauptort Mürringen dürfen die Hünninger endlich ihren eigenen Friedhof einrichten. Von nun an wurden die Toten ausschließlich in Hünningen beerdigt.

1866

Über 90 Schulkinder in einer Klasse

Aus dem Bericht einer Kirchenvisitation vom 7. Juli 1866 geht hervor, wie sehr sich die Schulverhältnisse in den beiden Pfarrorten Mürringen und Hünningen damals glichen: *»97 Kinder besuchen die Schule Mürringen, über 90 die Schule in Hünningen. Fast täglich wurde die eine oder andere Schule vom Pfarrer (Fassbender) besucht.*

Der Schulbesuch ist im Winter regelmäßig, im Sommer werden die Viehhirten von zehn bis 14 Jahren vom Landrat bis auf acht Stunden die Woche vom Schulbesuch dispensiert.

Es wird nicht klassenweise Schule gehalten, sondern für alle Kinder zugleich.

Der Lehrer Johann Matthias Rupp zu Mürringen, 26 Jahre alt aus Mürringen, seit eineinhalb Jahren hier angestellt, hat sich privatim ausgebildet und die Lehrerprüfung in Kempen bestanden. Er bezieht 150 Thaler Gehalt nebst freier Wohnung und Garten und wirkt an hiesiger Schule mit Fleiß und mit Eifer.

Der Lehrer Johann Greimers zu Hünningen, 43 Jahre alt aus Meyerode, seit einem Jahr hier angestellt, hat sich privatim ausgebildet und die Lehrerprüfung in Kempen bestanden. Er bezieht 200 Thaler Gehalt nebst freier Wohnung und ist ein sehr tüchtiger Lehrer[1]*«*.

(1) BDA, G.v.O. 2.1. Mürr.

1861

Unterricht in den weiblichen Handarbeiten wird Pflicht

Der *»Unterricht in den weiblichen Handarbeiten«* wurde erst ab 1861 als *»obligatorisch erklärt[1]«*. Wahl und Anstellung der Näh- und Stricklehrerinnen lag im Aufgabenbereich des Schulvorstandes.

Im Grunde haben wir es ab diesem Zeitpunkt erstmals in Hünningen auch mit weiblichem Lehrpersonal zu tun. Von einer Handarbeitslehrerin ist also erst 1861 in den Gemeinderatsprotokollen nachzulesen. Der Gemeinderat bestätigt, *»die Anna Maria Lux, Ehefrau des Mathias Lux, Schuster zu Hünningen, als Lehrerin zum Unterricht in Handarbeiten für 27 bis 28 Schüler«* anzustellen. Es wird ein jährliches Gehalt von 15 Thl. ausgemacht. Der Sparkassen-Verein gewährt Beihilfen[2].

Diese Anna Maria Lux ist eine geborene Kehsler. Sie tritt 1866 außer Dienst. So wird ab Februar Anna Maria Bones, Ehefrau von Leonard Brüls *»einstimmig gewählt und als tauglich«* bezeichnet. Ihr wird das gleiche Entgelt in Aussicht gestellt wie ihrer Vorgängerin[3].

Anna Maria Brüls muß wohl lange im Dienst gewesen sein, denn erst 1893 wird namentlich Helene Jost in das Fachlehreramt eingewiesen. 50 Mark Jahresgehalt stehen ihr zu[4].

Als geprüfte Näh- und Stricklehrerin kann sie eine Aufwertung des Unterrichts mitherbeiführen. Übereinstimmendes Material für alle Handarbeitsschülerinnen wird ihr schon zwei Jahre nach ihrer Anstellung bewilligt[5].

Als besagte Helene Jost auch noch 1921 tätig ist, steigt ihr Gehalt erst auf 100 Francs, später sogar auf 150 Francs. Es soll dies die Anerkennung dafür sein, daß sie *»den Unterricht bisher über 25 Jahre zur allgemeinen Zufriedenheit erteilt[6]«* hat.

1922 sollte ihr nach einer Verfügung der Unterrichtsverwaltung gekündigt werden. Der Gemeinderat sprach sich aber für eine moralische Weiterverpflichtung des Fräuleins aus *«bei der Ungewißheit, ob an der Schule dauernd eine Lehrerin bleibt, die die Fähigkeiten besitzt, um diesen Unterricht zu erteilen[7]«*.

Die anfallenden Lehrmittelkosten dieses Faches werden fortan von der Gemeinde übernommen[8].

Ab den frühen zwanziger Jahren tauchen immer häufiger auch weibliche Lehrpersonen auf, die bald eine zusätzliche Handarbeitshilfe überflüssig machten. Wahrscheinlich ist Helene Jost die letzte spezifische Fachkraft in diesem Unterricht gewesen. Ihren Unterricht übernam Katharina Theis von 1925 bis 1952 (mit Ausnahme der Kriegsjahre). Anschließend erteilte Josefa Heinen, eine gelernte Schneiderin, die Handarbeitsstunden. Ihr folgten Agnes Jost (1952-1957) und Marga Lejeune-Chavet (seit 1961).

(1) GAB 218, Kgl. Reg. Aachen, Verordnung vom 16.04.1861.
(2) GAB 213, Protokolle 1848-1903, Sitzung vom 19.08.1861.
(3) GAB 213, Protokolle 1848-1903, Sitzung vom 28.02.1866.
(4) Ibidem, 29.11.1893.
(5) Ibidem. 09.05.1895.
(6) GAB 213, Protkolle 1904-1921, Sitzung vom 23.03.1921 und vom 20.12.1921.
(7) GAB 214, Gemeinderatssitzung vom 15.09.1922.
(8) Ibidem, 06.10.1922.

1860

Schützenhilfe gegen die Mürringer

Dem vom Bürgermeister von Büllingen gemachten Vorschlag, die Schulen Mürringen und Hünningen miteinander zu vereinigen, erteilte die Kgl. Regierung in Aachen eine Absage. Trotzdem sprachen sich sowohl der Schulinspektor, Pfarrer Liely zu Robertville, als auch der Landrat wiederholt für dieses (angeblich) kostensparende Vorhaben aus: Für die neue Schule sollte nämlich die Schule in Mürringen die Haupt- und die in Hünningen die Nebenschule bilden. So könnte *»an ersterer ein qualifizierter Lehrer, an letzterer aber unter Aufsicht und Leitung dieses Lehrers ein Aspirant angestellt werden.«*

Die Regierung erkannte in diesem Anliegen nicht die Zweckmäßigkeit, eher aber *»einen sehr complicierten Nothbehelf«*. Ihr schienen zudem die *»dem Lehrer zu Mürringen in bezug auf Hünningen aufzulegenden Verpflichtungen sehr drükkend«*, selbst bei einer Gehaltsaufbesserung für denselben[1].

(1) SAE, 514, Schreiben der Reg. an den Landrat vom 3.2.1860.

1857

Wie die Schulräume heizen?

Das Reinigen und Heizen der Schulräume oblag ursprünglich den Eltern der schulpflichtigen Kinder. Unregelmäßigkeiten und Unterlassungen dieser Pflicht führten dann zur Aufhebung dieses seit *»früher her bestehenden Gebrauchs.«*

So wurden bereits Mitte des vorigen Jahrhunderts die Reinigung und das Heizen des Schullokals seitens des Schulträgers öffentlich ausgeschrieben[1].

Erstmals erwähnt wird Johann Heinen 1857, dem diese Arbeiten *»für 23 Thl. vom Anfang der Wintermonate bis zum Frühjahr[2]«* zugesprochen werden.

1861 übernimmt der Ackerer Johann Heinrich Jost die Aufgaben für 25 Thl. jährlich[3].

Anstatt einer Gehaltserhöhung übertragen die Gemeindevertreter 1873 dem Lehrer Johann Greimers, *»die Reinigung und Heizung des Schullocals für 35 Rhtl. im Jahr[4].«*

Von ihm übernimmt es ein gewisser Reuter ab 1879 für 215 Mark[5].

Es folgt Lehrer Willems, der 130 Mark Entschädigung dafür enthielt[6], Lehrer Alfons Fischer[7] und Lehrer Peter Thies[8].

Einstweilen lehnte der Gemeinderat *»die Beschaffung von Holzschuhen für die Schulkinder ab, da ein Bedürfnis hierzu nicht erkannt[9]«* wurde.

Auch in späteren Jahren waren Lehrpersonen diejenigen, die die Schule reinigten und heizten. Sie bezogen dafür ein zusätzliches Entgelt, das lediglich als Gehaltsaufbesserung verstanden wurde. Die Reinlichkeit, besonders auf den Aborten, ließ jedoch bald arg zu wünschen übrig[10].

Selbst 1913 noch, als Lehrer Johann Andres in Hünningen tätig ist. *»U.a. ist die Person, der er die Reinigung und Heizung*

der Schule übertragen hat, eine nahe Verwandte von ihm. Die mangelhafte Reinigung der Schulgebäulichkeiten hat stets Anlaß zu Erinnerungen gegeben. Eine Abhilfe war aber bisher nie zu erreichen , da der Lehrer gegen seine Verwandte nicht vorgehen konnte oder wollte[11]*«.*

Ab 1926 werden Johann und Michel Lux mit der Schulreinigung beauftragt[12].

Für diesen Dienst wurden 1935 der Wwe Michel Lux 1000 F bezahlt[13].

(1) GAB 213, Sitzung vom 23.01.1857.
(2) GAB 213, Sitzung vom 28.09.1856.
(3) GAB 213, Sitzung vom 19.09.1861.
(4) Ibidem, 10.06.1873.
(5) Ibidem, 7.11.1879.
(6) Ibidem, 7.10.1885.
(7) Ibidem, 27.11.1886.
(8) Ibidem, 20.03.1903.
(9) Ibidem, 9.02.1890.
(10) GAB 218, Bericht des Schulinspektors vom 4.05.1908.
(11) HSTAD 9232, Schreiben des v. Bessel an den Landrat, 16.09.1913.
(12) GAB 552, 6.5.1926; 16.1.1926; 7.4.1927.
(13) GAB 50.

Lehrpersonen der Gemeindeschule Hünningen

Die Vikare bis	1820
Johann Luxen, Hünningen	1820-1825
Johann Toushaint, Mürringen	1825-?
Johann Mertens, Mürringen	1840-1855
? Jost-Zirden, Honsfeld	1855-?
Carl Ritter, ?	1857-1858
B. Wolf, ?	1858-1859
? Hambachs, ?	1959-1861
Johann L. Heiners, Heppenbach	1861-?
Hubert Wirtz	? ?-1865
Johann Greimers Meyerode	1865-1879
? Thönessen, Kalterherberg	1879
Friedrich W. Willems, Rott	1879-1886
Alfons Fischer, Braubauerschaft	1886-1890
Peter Thieß, Heppenbach	1890-1903
Josef Gülpen, Herresbach	1903-1905
Hubert Rütz, Dalhem	1905-1909
Johann Andres, Rescheid	1909-1913
Wilhelm Nohr, Glienbach-Linnich	1913-1915
? Klinkhammer, Mürringen	1915
Maria Zimmermann, Mariaweiler-Düren	1915-1918
Wilhelm Nohr, Glienbach-Linnich	1919-1920

1855

Wo wohnt der Lehrer?

Solange die Kinder durch Geistliche unterwiesen wurden, fanden sie sich in einem Raum der Vikarie ein. Der Vikar hatte hier nicht nur *»Stube, Küche und Nebenzimmer«*, sondern auch einen Garten, den er privat nutzte[1].

Als unter den Preußen weltliche Lehrkräfte – zuerst in Hünningen Johann Touhsaint aus Mürringen – das Unterweisen der Kinder übernahmen, stellte sich für das Dorf unmittelbar die Frage nach der Unterkunft für den Lehrer. Bis 1827 haben die Einwohner *»in den verflossenen Jahren immer eine Einigkeit im ganzen mit dem Lehrer getroffen für den Winter 15 Thl. samt freier Kost und Wohnung.«* Im Sommer unterrichtete der Vikar noch selber. Doch *»der sogenannte Wandeltisch kann nicht geduldet werden«*, heißt es seitens der Schulinspektion. Demgegenüber würden *»Kost und freier Wohnung in einem und demselben Hause nichts entgegenstehen*[2]*«*.

Daß dem Wunsche bald entsprochen wurde, ist anzunehmen[3].

Den ersten weltlichen Lehrern Touhsaint und Mertens hätte aber eine Entschädigung für den Mangel einer Dienstwohnung zugestanden. Eine solche Wohnung hätte aus wenigen Zimmern bestanden. So wurden bereits 1833 in Eigenregie des Dorfes ein geräumiger Schulsaal nebst einer Küche und Nebenzimmer für den Lehrer geplant[4].

Der Bau entstand. Es ist allerdings nicht auszumachen, ob und ab wann besagte Privaträumlichkeiten für den Lehrer eingerichtet und benutzt wurden. Dabei hatte man 1848 endlich Bestimmungen über den Bau von Lehrerwohnungen getroffen. Es sollten massive Wohnungen mit drei Zimmern sein, möglichst mit Stallungen, da viele Lehrer noch Landwirtschaft betrieben, deren Ertrag auf das Gehalt angerechnet wurde, wenn die Gemeinde Land oder Futter zur Verfügung stellte[5].

Der Gemeinderat beschließt 1854, dem Lehrer zwei bis drei Morgen Land zum eigenen Gebrauch in der Nähe des Dorfes anzuweisen *»sobald es gewünscht wird«*, dies sozusagen anstatt anderer Gehaltsaufbesserungen[6].

Selbst 1855 sieht man sich noch außer Stande, *»weder eine Wohnung in Natura noch eine Wohnungsentschädigung*[7]*«* aufzubringen, zumal es sich bei dem Lehrer nur um einen nicht qualifizierten Aspiranten handelte.

Vor den Behörden konnte die Gemeinde mit diesem Beschuß nicht bestehen. So mußte sie wohl oder übel eine Wohnung in natura ausfindig machen, die sie der Lehrkraft zur Verfügung stellen konnte. Rettung brachte 1855 die seit 15 bis 20 Jahren leerstehende und bis dahin an Privatleute verpachtete ehemalige Vikarie[8].

Sie sollte nun samt zweier Grundstücke von der Kirchenverwaltung an die Gemeinde übertragen werden, zwecks Einrichtung einer Lehrerwohnung. Dabei bot sich das Gebäude *»in einem äußerst baufälligen und reparaturbedürftigen Zustand*[9]*«* dar.

Den Kirchenvorstand der Kapellengemeinde war zwar nicht mehr bekannt, *»ob die Vikarien-Wohnung zu Hünningen aus Kirchen- oder Gemeindemitteln gebaut worden«* war. Er würde jedoch *»recht gerne das Haus samt Zubehör und die beiden Grundstücke abtreten,...um dasselbe vor dem Einsturz zu retten«*. Sowieso würden *»die Pachtverträge nach Abzug der Steuern und Feuerversicherungsbeiträge nicht hinreichen, das Haus in prächtigen Bauzustand zu bringen*[10]*«*.

Die Gemeinde wäre allerdings nur an einer pachtlosen Übernahme des Gebäudes interessiert gewesen und hätte sich der anfallenden Reparaturen angenommen[11].

Kreisbaumeister Castenholz, Malmedy, begutachtete nun die Brauchbarkeit des Gebäudes als Lehrerwohnung. Einverstanden erklärte sich später dann der Landrat, wenn auch die beiden dazugehörenden Parzellen, eine Wiese genannt Vennhof, dicht beim Dorfe gelegen, und ein verödetes Stück Schiffelland an der Aachen-Trierer Landstraße (an Sichert) dem Lehrer zur Verfügung gestellt würden. *»Beide Parzellen zusammen genügen, darauf eine Kuh zu halten, und würden demnach dem nur mit 120 Thl. besoldeten Lehrer eine willkommene Verbesserung seines Einkommens gewähren*[12]*.«*

Die Gemeinde jedoch wollte die Wiese am Vennhof lieber selber verpachten. Das Geld sollte zum Unterhalt der Vikarie verwertet werden[13].

Am Ende muß wohl der Erzb. Generalvikar zu Coeln, sozusagen als letzte In-

stanz, nur mit einem Pachtzins für das Gebäude einverstanden gewesen sein. Im Mai 1858 überließ der Kirchenvorstand der Gemeinde die Vikarie *»solange kein Vikar dort ist und dieselbe nicht zu Kirchenzwecken gebraucht wird[14]«*.

Die Pacht liegt 1858 bei 8 Thl.. Der Kirchenrat kassiert sie und sorgt für die Instandsetzung des Gebäudes[15].

Irgendwann muß das Haus aber doch der Gemeinde überlassen worden sein, um als Lehrerwohnung zu dienen[16].

Wie hätte Pfarrer Faßbender sonst rund 10 Jahre später so energisch protestieren können, daß *»ein der Kapellenfabrik zugehöriges gutes Vikarienhaus im Prozeß der Kapelle abgenommen (wurde), die Gemeinde es als Eigentum überliefert erhalten habe, dann aber dasselbe derart verkommen haben lassen, daß es jetzt...als nicht einmal mehr brauchbar für eine Lehrerwohnung ist[17]«*.

Der Zerfall des altehrwürdigen Gebäudes konnte also nicht gestoppt werden. Von einer Restaurierung mußte laut Kreisbaumeister abgeraten werden. Es kamen nur mehr der Abriß oder der Verkauf des gesamten Anwesens in Frage[18].

Unter anderem auch in bezug auf diesen Übelstand war die Gemeinde Hünningen zu diesem Zeitpunkt *»im Betrieb, ein vollständiges Schulhaus mit zwei Schulsälen nebst zwei Lehrerwohnungen zu bauen[19]«*.

Allein den Kostenaufwand scheuten die Verantwortlichen. Der Neubau der Schule kam dennoch zustande. Bis zur Beendigung des Schulgebäudes wohnte der Lehrer wahrscheinlich noch in der Vikarie. Daß fortan die Lehrpersonen aber in der Schule wohnten, ist anzunehmen. Die Gemeinde war ihren Pflichten nämlich nachgekommen, bot den Lehrkräften freie Dienstwohnung und Garten, später zusätzlich die unentgeltliche Nutzung einiger Gemeindeländereien, und konnte sogar noch das Heizen und Reinigen des Gebäudes übertragen[20].

Änderungen diesbezüglich treten erst mit der Jahrhunderwende ein. Bereits 1905 traten Untermieter der Lehrer auf, mit denen die Gemeinde nur bedingt einverstanden war. So sollte es z.B. *»nicht gestattet sein, in der Wohnung Vieh zu halten. Ferner hat derselbe für Reparaturen bis zum Betrage von 5 M. selbst aufzukommen und bei seinem Wegzug die Wohnung in ordnungsgemäßen Zustande zu übergeben[21]«*.

»Der Antrag des Lehrers Andres um Genehmigung zur Vermietung der Wohnung an den Ackerer und Fuhrmann Michel Lux zu Hünningen wird mit Rücksicht auf die zu befürchtende Störung des Unterrichts abgelehnt[22]«.

Dagegen gibt es ein Einverständnis für die Vermietung an den Eisenbahnassistenten Wilhelm Thiede. Jedoch lehnt die Gemeinde Instandsetzungsarbeiten ab[23].

Sie kam nämlich zu der Einsicht, daß *»die Herren Lehrer in unverantworlicher Weise mit dem Eigentum der Gemeinde umgingen... In der Lehrerwohnung befinden sich allerdings einige feuchte Stellen... Der Lehrer Andres bewohnt nur ein Zimmer der schönen und geräumigen Wohnung. Die übrigen Räume stehen leer und verkommen vollständig. Das Parterrenzimmer wird anscheinend als Hundezwinger benutzt, worauf der Zustand der Tür schließen läßt, von der große Teile abgenagt sind. Passanten haben Hundegeheul in der Wohnung gehört...[24]«*.

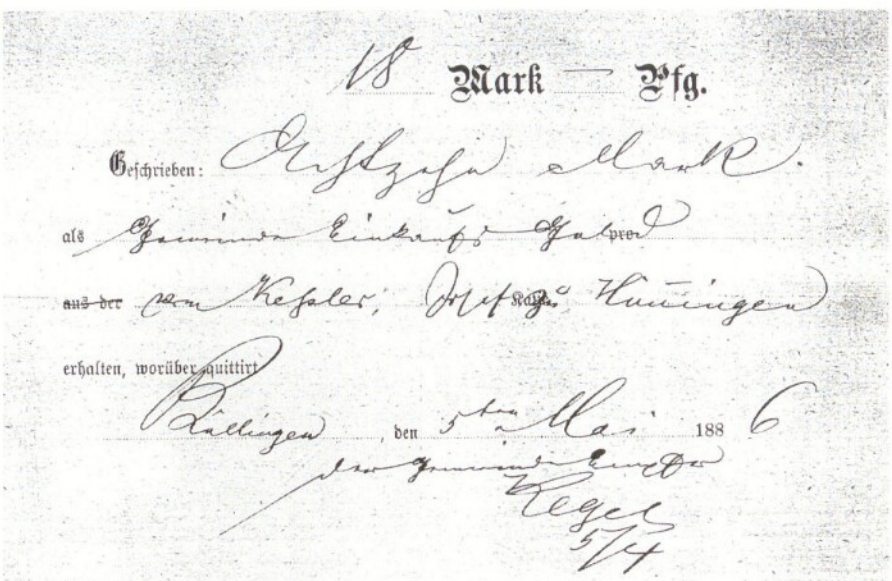
Selbst als die Lehrerin Maria Zimmermann nach Hünningen kam, befand sich die Wohnung noch in desolatem Zustand. Die Ortsgemeinde zeigte aber Entgegenkommen und übernahm die Kosten neuer Tapeten für drei Zimmer im oberen Stockwerk[25].

Doch als der Pfarrer als Ortsschulinspektor ihr gestattete, mit ihren Angehörigen einzuziehen, protestierte der Bürgermeister. *»Den nur auftragsweise beschäftigten Lehrpersonen steht weder die Nutznießung der Dienstwohnung noch überhaupt Mietsentschädigung zu[26]«*.

Und 1921 beschloß der Rat sogar die sofortige Instandsetzung und Räumung der Schulwohnung seitens des Barthel Heinen, damit wieder eine Lehrerin einziehen konnte[27].

Auch weiterhin wurde die Dienstwohnung von Lehrkräften benutzt. Es waren allerdings nur die Hauptlehrer der mittlerweile zweiklassigen Schule, die fortan seitens der Gemeinde verpflichtetet wurden, sich darin einzuquartieren. So hat Frau Katharina Theis mit Ausnahme der Kriegsjahre bis 1952 dort gewohnt, Lehrer Wolff bis 1957 und Famile Rudi Lejeune von 1960 bis 1964.

(1) HSTAD 9275, Elementarschultabelle des Dorfes Hünningen, September 1827.
(2) Ibidem.
(3) Kaufmann K.L., Der Grenzkreis Malmedy 1815-1865, p. 87.
(4) HSTAD 9275, Bürgermeister Bellefontaine an den Landrat von Negri, 16.03.1833.
(5) Franz Josef Faas in »Tafel, Griffel, Rutenstock«, AEM, p. 57.
(6) GAB 213, Protokolle des Gmdr. 1848-1903, Sitzung vom 07.03.1854.
(7) GAB 219, Acta *»Elementarschule Hünningen«* 1840-1855, Verhandlungsprotokoll vom 07.07.1855.
(8) GAB 213, Protokolle 1848-1903, Sitzung vom 09.11.1855.
(9) HSTAD 9274, Feststellung des Haushalts-Etats pro 1857, 23.01.1857.
(10) HSTAD 9275, Schreiben des Kirchenvorstands Hünningen and den Bgm. Andres vom 10.08.1857.
(11) HSTAD 9275, Schreiben des Bgm. Andres an den Landrat vom 14.08.1857.
(12) HSTAD 9275, Landrat an den Bgm. Andres vom 27.10. 1857.
(13) GAB 213, Protokolle 1848-1903, Sitzung vom 04.03.1858.
(14) BDA GVO Mürringen 11al, 13249.
(15) GAB 213, Protokolle 1804-1903, Sitzung vom 05.11.1858.
(16) Rudi Lejeune in A.a.d.W., Vikarien und Pfarrhäuser, p. 202.
(17) Pfarrarchiv Mürringen, Protokollbuch, 02.06.1868.
(18) HSTAD 9275, Kreisbaumeister in einem Bericht an den Landrat vom 31.07.1867.
(19) SAE, Schreiben des Gemdr. an den Landrat vom 20.02.1869.
(20) GAB 213, Protkolle 1848-1903, Sitzung vom 10.06.1873.
(21) GAB 213, Protkolle 1904-1921, Sitzung vom 18.04.1905.
(22) GAB 213, Protokolle 1904-1921, 11.05.1909.
(23) Ibidem, 09.04.1910.
(24) HSTAD 9232, Schreiben v. Bessel an den Landrat vom 16.09.1913.
(25) GAB 213, Protokolle 1904-1921, Sitzung vom 13.01.1916.
(26) SAE 520, Bürgermeister an Kreisschulinspektor, 11.12.1921.
(27) GAB 213, Protokolle 1904.1921, Sitzung vom 24.08.1921.


18 Mark — Pfg.
Geschrieben:
als
aus der
erhalten, worüber quittirt
, den 5ten Mai 188

Quittung über die Zahlung des damals üblichen Einkaufgeldes in die Gemeinde

1852

Arme und Reiche im Dorf

»Die Gemeinde Hünningen zählt 76 Haushaltungen, von welchen nur neun mehr als zwei Rheintaler Classensteuer zahlen. Zwei Drittel der Bevölkerung lebt in fast bitterarmen Verhältnissen[1].« So umschreibt Bürgermeister Andres 1852 die Verhältnisse des Dorfes Hünningen. Doch diese Klage hatte einen Hintergrunde.

Denn dem Bürgermeister ging es – ebenso wie dem Hünninger Gemeinderat – im Grunde nur um den Beweis, daß eine Erhöhung des Lehrergehaltes für den Mürringer Johann Mertens nicht möglich sei. Zudem sei Lehrer *»Mertens ein bloß geduldeter, nicht aber qualificierter Lehrer«*.

Daraus leitete das Gemeindeoberhaupt ein zusätzliches Gegenargument zu einer eventuellen Gehaltserhöhung ab: Eine Anhebung kam seiner Meinung nach nur mit Staatsbeihilfen in Frage. Und dieser Zuschuß mußte nun vorerst über *»eine generelle Übersicht aller Abgabe-Verhältnisse der katholischen Schulgemeinde«* gerechtfertigt werden.

Ein solches Beweisdokument ist uns erhalten geblieben.

Es kann die oben angeführte Darstellung der Wirklichkeit zwar nicht belegen, beinhaltet aber dennoch einige interessante Informationen über die damaligen 121 *»selbständigen Gemeinde-Glieder«* des Dorfes[2].

Laut dieser Aufstellung konnten lediglich 44 Haushalte Schulgeld aufbringen. Doch diese Steuer brachte nur 63 Rheintaler und 27 Silbergroschen[3] ein.

Die Differenz zum festgesetzten Lehrergehalt von 85 Rheintalern mußte die Gemeinde somit aus eigenen Mitteln bestreiten.

Hier stellt sich nun die Frage, ob sich das Dorf wirklich keinen besser besoldeten, vielleicht gar *»geprüften«* Lehrer leisten konnte.

Immerhin konnte – laut Andres – *»von einem großen Theile der schulbesuchenden Kinder das Schulgeld (etwa drei Silbergroschen pro Monat) wegen Dürftigkeit der Eltern nicht eingezogen werden[4]«*.

Neben der Schulsteuer enthält die Liste weitere Angaben: Eine *»Weideabgabe«* zwischen sechs Silbergroschen und zwei Rheintalern 13 Silbergroschen leisteten Matthias Freymann, Peter Stoffels, Nicolas Theißen, Peter Rauw, die Gebrüder Jouck, Johann Nicolas Jouck, Johann Grün, Hubert Pothen, Heinrich Jost, Mathias Reuter, Barthel Stoffels, Nicolas Weber und Witwe Johann Peter Andres.

Es handelte sich bei dieser Weideabgabe um eine Steuer, die sich nach der Größe der Herde *»Weidvieh«* richtete, von der jedoch nur die erwähnten Haushalte betroffen waren. Nur sie hatten sich damit für ihre Herden das Weiderecht in den Gemeindewaldungen und auf den brachliegenden Rottländereien erworben.

Für Heide- und Gemeinde(wald)benutzung wurden zudem jährlich pro Nutzungsberechtigten zwischen sieben und 20 Silbergroschen eingezogen. Dieses *»Pachtgeld«* für die seit 1851 parzellierten Allmendeflächen oder zugewiesenen *»Gemeindeteile«* brauchte allerdings nur jede nutzungsberechtigte Feuerstelle zu zahlen.

Daß schließlich 64 *»Gemeinde-Glieder«* die Taxe nicht zahlten, mag unverblümt auf die auch in Hünningen herrschenden drastischen Unterschiede zwischen arm und reich hindeuten: Den wenigen wohlsituierten Haushalten, die ihr hohes Einkommen aus der eigenen Viehhaltung oder einem Gewerbe schöpften, stand der Großteil der Dorfbevölkerung gegenüber, der lediglich als Tagelöhner ein kärgliches Einkommen erwirtschaftete.

So zahlten an Gewerbesteuer die Gebrüder Jouck 17 rt 10 sgr, Nicolas Stoffels 2 rt 5 sgr, Carl Jenniges 6 rt 15 sgr, die Gebrüder Jost 6 rt 15 sgrl, Michel Lux 2 rt 5 sgr und Witwe Johann Peter Andres 4 rt 10 sgr. Ob es sich bei diesen genannten Personen nun um Fuhrleute, Händler, Handwerker oder Gastwirte handelte, entzieht sich unserer Kenntnis.

Selbst die *»Feuer-Assekuranzgelder«* (Feuerversicherungen) leisteten sich nur Johann Nicolas Lux (15 sgr), Michel Dreßen (1 rt 2 sgr), Carl Jenniges (3 rt 28 sgr 9 pf), Peter Lenz (1 rt 7 sgr), die Gebrüder Jost (26 sgr 11pf), Mathias Reuter (2 rt 17 sgr 6pf), Barthel Lux (1 rt), Nicolas Lagraff (1 rt) und die Witwe Johann Peter Andres (3 rt 19 sgr 6 pf). Auch an diesem Beispiel zeigt sich, daß nur die wenigsten ihr strohbedecktes Anwesen bei einer Versicherungsgesellschaft – wahrscheinlich der *»Rheinischen Provinzial Feuer-Societät«* – versichern konnten oder wollten.

Wenn auch jeder *»Selbständige«* Grundsteuer leistete und wenn die *»Wegedienste«*, die durch den Unterhalt und die Verbesserung der Gemeindestraßen zu Buche schlugen, sowie die *»Beischläge zu Communal-Bedürfnissen«* (zur Bestreitung der *»gewöhnlichsten«* Ausgaben) allgemein zu ungleichen Teilen auf fast jeden Haushalt umgelegt wurden, so konnten die Steuern doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß nur die Bemittelten sie wirklich verkrafteten.

Die sozialen Gegensätze im Dorf vermochten nicht einmal mehr die sich nach dem Einkommen richtende *»Classensteuer«* aufzufangen.

Die Gebrüder Jouck zahlten mehr als 10 rt, Mathias Reuter über 6 rt, Peter Rauw und die Gebrüder Jost mehr als 5 rt, Witwe Johann Peter Andres mehr als 4 rt, Carl Jenniges, Barthel Stoffels, Nicolas Lux und Nicolas Weber über 3 rt, Johann Grün, Hubert Pothen, Wilhelm Weber, Mathias Stoffels, Peter Lenz, Witwe Nicolas Schmitz, Johann Peters, Leonard Brüls, Heinrich Jost, Mathias Stoffels Sohn, Witwe Johann Peter Berrens sowie Michel Lux über 2 rt an Classensteuer. Weitere 47 Hünninger zahlten weniger.

Und bei den restlichen 54 Eingetragenen entfiel die Steuer wegen Bedürftigkeit ganz.

Wie sich zeigt, tauchen in diesen Steuerlisten stets die gleichen zahlungskräftigen Personen auf, die ohne Frage auch im Dorf *»eine Klasse für sich«* bildeten.

Doch gerade die Zahlungskräftigeren sperrten sich, als es um die Aufbesserung des Lehrergehaltes ging. Ihre Vertreter im Gemeinderat erkannten darin nur außergewöhnliche Ausgaben, die zuerst wieder die *»hauptsächlich verhältnismäßig wenigen augenblicklich zahlungsfähigen Einwohner[5]«* getroffen hätte, *»während die Mehrzahl fast in bettelarmen Verhältnissen«* weiterlebte.

(1) GAB 218, Brief des Bürgermeister Andres 1852 an den Landrat vom 26.11.1852.
(2) GAB 218, Übersicht der Abgaben Verhältnisse der selbständigen Mitglieder der katholischen Schulgemeinde zu Hünningen, Juni 1853.
(3) Geldeinheiten zur Preußenzeit: 1 Rheintaler (rt) = 30 Silbergroschen (srg); 1 Silbergroschen (srg) = 12 Pfennige (pf).
(4) GAB 218, Sitzung des Hünninger Gemeinderates vom 26.10.1852.
(5) GAB 218, Bürgermeister Andres an den Landrat, Schreiben vom 19.7.1855.

Eintrittsgeld für die Gemeindenutzung

»Es ist seit undenklicher Zeit ein altherkömmlicher Brauch, daß die Teilnahme an den Gemeindenutzungen auf die Häuser beruht und gemäß diesem altherkömmlichen Brauche muß jeder, wollte er an diesen Nutzungen theilnehmen, ein eigenes Obdach besitzen oder mietweise in die Rechte eines Eigentümers stehen, gemäß Gemeinderatsreglement vom Jahre 1841 wurde festgesetzt, daß jeder neue Ansiedler sein Eintrittsgeld ad sechs Thaler zu entrichten habe und nach diesem sollte das Gebäude die jährlichen Nutzungen für immer zu beziehen berechtigt sein und bleiben[1]«.

Dieses Einkaufsgeld betrug 1886 schon 18 Mark. Selbst nach dem Ersten Weltkrieg mußte das Eintrittsgeld noch gezahlt werden. Jetzt wurde allerdings differenziert. Es betrug *»100 Mark, wenn beide Eheteile aus der Gemeinde stammen, 200 Mark,*

wenn nur ein Eheteil einheimisch ist und 300 Mark, wenn beide Eheteile auswärtig sind[2]*«.*

(1) GAB 213, Protokollbuch der Gemeinde Hünningen, Sitzung vom 15.8.1852.
(2) GAB 213, Protokollbuch der Gemeinde Hünningen, Sitzung vom 4.2.1920.

Die ewige Sorge um das liebe Geld und das fehlende Inventar in der Schule

Aus den Unterlagen ist immer wieder herauszulesen, wie reserviert sich die Hünninger Schulverantwortlichen Neuanschaffungen gegenüber verhalten haben. Die ständige Geldnot machte es den Gemeindevertretern auch nicht gerade einfach. Ihrer Meinung nach gab es dringendere Probleme als die behördlichen Schulverordnungen. *»In dem Schulzimmer von Hünningen befinden sich 1852 zwei lange breite Tische für die Schüler. Nicht allein, daß dieselben den Lehrer hindern, die Schüler vorderhand gehörig übersehen zu können, sie beschränken auch den Raum, weshalb es nothwendig ist, dieselben durch Pulte zu ersetzen*[1]*«.*

Doch wird die Anschaffung neuer Pulte 1853 abgelehnt. Die *»jetzigen Utensilien«* befanden sich noch in einem guten Zustand, *»und die Räumlichkeit des Schulzimmers würde hierdurch eher beschränkt als vergrößert*[2]*«.*

Den Erlös aus dem Verkauf kleinerer Gemeindeparzellen späterhin zur Beschaffung von Schulpulten zu verwenden, wurde seitens der Bezirksregierung nicht gutgeheißen, obschon sich der Rat einstimmig dafür ausgesprochen hatte[3].

Bezüglich der Anfertigung neuer Pulte an Stelle der vorhandenen Tische und Bänke mußten *»andere Mittel beschafft*[4]*«* werden.

Es ist jedoch anzunehmen, daß das Mobilar bald in Auftrag gegeben wurde.

Die 1907 vorhandenen Bänke waren *»zwar zum Teil alt und abgenutzt, aber durchaus noch nicht unbrauchbar.«* Demgemäß verweigerte der Gemeinderat die sofortige Anschaffung aller Bänke, *»zumal der Herr Kreisarzt sich auch nur für eine allmähliche Einstellung...ausgesprochen hatte*[5]*«.*

Dabei hatte schon der Kreisschulinspektor festgehalten: *»Die Bänke sind immer noch die alten. Einzelne sind inzwischen unbrauchbar geworden. Eine Lehne ist ganz defekt*[6]*«.*

Schließlich wurden sieben fünfsitzige Bänke angeschafft[7].

Im Jahre 1911 enthielt das Schulzimmer im Erdgeschoß achtzehn viersitzige Bänke für *»einige 70 Kinder. Es fehlt hier eine besondere Ventilationseinrichtung... und ein neuer Ofenschirm*[8]*«.*

Aber es herrschte Platzmangel. *»Für die Sommerzeit könnte für eine weitere Bank Raum geschaffen werden durch Beseitigung des Ofens. Oder es müßte das Podium, auf dem das Lehrerpult steht, etwas verkleinert werden und eine Tafel an der Wand befestigt werden*[9]*«.*

Erst 1921 kam es zur *»unumgänglich nötigen«* Beschaffung von vier neuen viersitzigen Schulbänken, einem Pult und Wandtafeln für den zweiten Schulsaal[10].

Dieser hatte bis dahin leergestanden, *»da die früher erwartete Zunahme der Schülerzahl nicht eingetreten*[11]*«* war.

»Turngeräte fehlen gänzlich[12]*«* zu Beginn dieses Jahrhunderts.

Sie wurden nur sporadisch angeschafft. Außerdem lag der Spielplatz *»an einem fast gar nicht dem Fuhrverkehr dienenden Wege*[13]*«.* Er bot demnach Spiel- und Bewegungsraum zur Genüge.

Die Kreisschulinspektion hatte dem Gemeinderat eine Vergrößerung des Spielplatzes vorgeschlagen, und er wurde trotzdem *»nach den bisherigen Betrachtungen doch nicht als Turnplatz genutzt... Die Turngeräte, die die Gemeinde für teures Geld angeschafft hat, stehen verstaubt und vergessen in dem Brennholzschuppen der Lehrerwohnung. Die Tür zu dem Schuppen ist sogar jetzt während der Ferien nicht verschlossen, so daß man sich nicht zu wundern braucht, wenn die Geräte eines Tages verschwunden sind*[14]*«.*

1915 kommt es zu einer Ortsbesichtigung durch zwei Regierungsräte. Von Mißständen ist in ihrem Bericht keine Rede. Auf dem Spielplatz müssen laut ministeriellen Bestimmungen mindestens 3 qm Platz sein. Die Fläche enthält 300 qm, das ist *»mehr als vorschriftsmäßig«* zu diesem Zeitpunkt. Sogar der *»unbenutzte, zur Aufstellung von Turngeräten geeignete Rasenplatz hinter dem Schulgebäude*[15]*«* könnte bei Bedarf noch dazugenommen werden.

Im Jahre 1928 kam dann doch eine Spielplatzvergrößerung in Frage. *»Das aus der anliegenden Wiese an der Schule hervorspringende Dreieck soll zum Spielplatz genommen werden.«* Gleichzeitig wurde beschlossen, im darauffolgenden Jahre *»vor dem Platz längs der Straße eine 75 cm hohe Mauer nebst Gitter zu errichten*[16]*.«*

Die praktische Ausführung lag in Händen von Hubert Mollers und des Vaters von Mathias Kessler (nach Alois Weber). Erstmals ganz zu Lasten der Gemeinde ging die Erwerbung neuer Schulbücher ab 1922[17].

(1) SAE 168, Schreiben der Kgl. Reg. Abt.des Innern an den Landrat von Montigny, 11.10.1852.
(2) GAB 213, Protokoll der Sitzung vom 19.12.1853.
(3) bidem, 04.03.1858.
(4) Ibidem, 21.03.1859.
(5) Ibidem, 18.11.1907.
(6) GAB 218, Auszug aus dem Bericht des Schulinspektors vom 04.05.1908.
(7) GAB 213, 20.03.1908.
(8) SAE 171, Reisebericht der Räte Korbas und Rave vom 21.12.1911.
(9) SAE 520, Mitteilung von Wilhelm Nobis an den Kreisschulinspektors Kotschok vom 19.03.1914.
(10) GAB 213, Schulvorstandsprotokoll vom 08.07.1921.
(11) SAE 171, Reisebericht, 21.12.1911.
(12) GAB 218, Bericht des Schulinspektors vom 04.05.1908.
(13) GAB 213.
(14) HSTAD 9232, Schreiben des v. Bessel an den Landrat vom 16.09.1913.
(15) SAE 520, Besichtigungsprotokoll Hünningen 1915.
(16) GAB 215, Protokoll der Sitzung vom 05.11.1928.
(17) GAB 214, Sitzung vom 03.11.1922.

1840

Besondere Pflichten der Lehrer

In den sogenannten Berufsbriefen oder Competenz-Verzeichnissen schrieben die Schulträger den Lehrern ihre Pflichten und Rechte zu.

Darin hielt man vorerst die Unterrichtszeit und die Inhalte des Lehrplans fest. Doch die Verantwortlichen verbanden mit dem Lehramt mehr. Sie erwarteten, daß die *»Schüler nicht nur zu geschickten und verständigen, sondern auch zu rechtschaffenen und frommen Menschen«* gebildet wurden. Überdies wurden *»treuliche Anhänglichkeit an den Landes-Herrn«* und *»Gehorsam gegen dessen Gesetze und Anordnungen*[1]*«* für die Kinder festgehalten.

Dann *»muß der Lehrer die Kinder in der Kirche zu Hünningen, wenn dort Gottesdienst stattfindet, gehörig beaufsichtigen, ebenso während des Hochamtes in der Pfarrkirche Mürringen*[2]*«.*

Einige Jahre später gehörte gar das Versammeln der Schulkinder vor der Meßfeier in der Schule mit dazu. *»Geordnet zur Kirche zu führen und zu beaufsichtigen*[3]*«* waren sie.

Die Gewissenhaftigkeit der Lehrer bei der Arbeit setzten die Gemeindevertreter ebenso voraus wie die Bereitschaft, *»auf Verlangen an den zu errichtenden Fortbildungsstunden bis zu vier Unterrichtsstunden pro Woche zu übernehmen*[4]*«.*

(1) GAB 218, Berufsbrief Johann Mertens vom 25.11.1840.
(2) SAE 381, Berufsbrief vom 21.05.1855.
(3) SAE 514, Competenzen der Schulstelle Hünningen, 1862.
(4) SAE 520, Anstellung des Wilhelm Nohr, 05.04.1919.

1838

Der letzte Hünninger Vikar

Als die Alte Kirche gebaut worden war, erhielt das Dorf das Recht auf einen eigenen Frühmesser. Das war ein Hilfsgeistlicher des Pfarrers. Er hatte die Pflicht, in den zur Pfarre gehörenden Kapellen die Frühmesse zu lesen. Außerdem war er für den Schulunterricht in seinem Kapellendorf verantwortlich. Dafür erhielt er dann auch festgeschriebene Einkünfte. In der Pfarrkirche war er auch noch für gewisse Küsterdienste verantwortlich, beispielsweise während den Hochämtern.

Der Begriff Vikar stammt nun aus dem Lateinischen und bedeutet Stellvertreter des Pfarrers. Er fungierte also ebenfalls als Hilfsgeistlicher, auch wenn ihm als Stellvertreter etwas mehr Amtswürde zukam als dem Frühmesser.

Erster Frühmesser der Kapellengemeinde Hünningen war wahrscheinlich L. Dahmen, der seinen Dienst 1710 antrat. Die Wahrscheinlichkeit scheint groß zu sein, daß das Dorf nach dem Bau der Kapelle eher kein Geld für das Vikargehalt aufbringen konnte.

Vielleicht war er es schon, der einen ersten Schulunterricht einführte. Wahrscheinlich wird er für das Jahr 1721, als die sogenannte Vikarie (auf *»des Hären Höfjen«*) gebaut wurde und ein entsprechender Raum vorhanden war.

Die Finanzkraft des Dorfes scheint im 18. Jahrhundert größer als im 19. Jahrhundert gewesen zu sein. Denn nur bis 1838 oder 1841 behielt das Dorf einen eigenen Vikar.

Der letzte Vikar war der aus dem Dorf gebürtige Mathias Kyll. Er trat sein Amt am 12. Mai 1827 an. Da Mürringen sich mit allen Mitteln dagegen sträubte, zum Gehalt des Vikars beizutragen, mußten die Hünninger die Kosten alleine aufbringen.

Hierzu schrieb Bürgermeister Bellefontaine am 1. Juli 1830 an das Erzbischöfliche Generalvikariat zu Köln: *»Ein Geistlicher in Hünningen ist notwendig, obschon der Herr Pfarrer Jodocy vielleicht nicht der nämlichen Meinung ist. Der Herr Vikar Kyll ist ein stiller und braver Geistlicher, die Einwohner sind mit ihm sehr zufrieden. Die Hünninger sind wirklich arm, und deshalb ist ihnen ein Vikar am notwendigsten.*

Wenn Eure Hochwürden aber finden, daß der Herr Kyll versetzt werden muß, so bitte ich Sie, ihm Ausstand bis im Frühjahr 1831 zu gewähren. Er ist in Hünningen zu Hause, und er muß dafür sorgen, daß seine alte Mutter, die er bei sich hat und die kränklich ist, anders untergebracht wird[1]*.«*

Am 5. Oktober 1830 entscheidet sich Kaplan Kyll, in Hünningen zu bleiben und sich nicht nach Rocherath versetzen zu lassen. Er schrieb dazu: *»Ich hoffe, daß die Streitigkeiten zwischen beiden Ortschaften ausbleiben werden*[2]*.«*

Um ihrem Vikar entgegenzukommen und den Streitigkeiten ein Ende zu setzen, erklärten sich die Hünninger Einwohner bereit, das Kaplansgehalt alleine aufzubringen. Mürringen wollte in Zukunft die Frühmesse in Hünningen nicht mehr besuchen.

1838 oder 1841 wurde Kaplan Kyll nun aber als Rektor eines Klosters in Aachen versetzt. Das Dorf verlor seinen letzten Vikar.

In einem Visitationsbericht vom 7. Juli 1866 heißt es dazu: *»Bis zum Jahr 1841 besaß die Kapelle einen eigenen Vikar, der aus Hünningen selbst gebürtig, kein Gehalt bezog. Nach Abgang dieses Vikars nahm die Gemeinde das der früher der Kapelle zugehörige Virkariengebäude als Lehrerwohnung in Beschlag.*

Trotz wiederholter Reklamationen des Kirchenvorstandes wurde von der Königlichen Regierung zu Aachen die Vikarie als Gemeindeeigentum erklärt und der Gemeinde förmlich zugesprochen. Später wurde öfters in der Gemeinde der Wunsch laut nach einem eigenen Vikar.

Da aber die Gemeinde zu arm war, ein Vikargehalt, eine neue Vikariewohnung und die Mittel zur Instandsetzung der Kapelle zu beschaffen, die Königliche Regierung aber, welche um eine deshalbige Unterstützung angegangen wurde, erklärte, das Bedürfnis eines eigenen Geistlichen sei bei der geringen Entfernung vom Pfarrorte und der geringen Seelenzahl der Gemeinde nicht hinlänglich begründet, so ist die Angelegenheit bis jetzt auf sich ruhen geblieben[3]*.«*

Hünningen war nun auf die Betreuung durch den Mürringer Pfarrer angewiesen.

Bis 1920 hat das Dorf trotz wiederholter Anfragen und Bemühungen keinen Vikar mehr erhalten. Es konnte die finanziellen Mittel nicht aufbringen, um die Anstellung eines Vikars zu rechtfertigen. Auch hier stand das Finanzielle vor dem Seelsorgerischen.

Wochentags wurde vom Mürringer Pfarrer eine heilige Messe für die alten und kranken Leute sowie für die Kinder gehalten. An allen Sonn- und Feiertagen mußten die Gläubigen jedoch dem Gottesdienst in der Pfarrkirche in Mürringen beiwohnen. Auch die Sakramente wurden ausschließlich in der Pfarrkirche gespendet.

Diese stiefmütterliche Behandlung hat viele Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen heraufbeschworen. Das Kapellendorf Hünningen konnte es nicht verwinden, daß es – bevölkerungsmäßig zeitweise an das Pfarrdorf heranreichend – kirchlich als Stiefkind behandelt wurde.

Eine zweite Ursache vieler Mißtöne erwuchs aus der Starrheit einiger Pfarrer, die sich weigerten, den Einwohnern des Kapellendorfes auch nur geringfügig entgegenzukommen. Ohne Entschädigung für neue Dienstleistungen wollten sie keinerlei Verpflichtungen eingehen.

Außerdem waren die Gehälter der Pfarrer nicht genau festgelegt. Ein bescheidenes Mindestgehalt war mit der Pfarrstelle verbunden. Aber was darüber hinausging, hing von vielen nebenamtlichen Einkünften, wie Erträgen aus Messestiftungen, Bruderschaften, Taufen, Hochzeiten, Begräbnissen u.a. ab. Deshalb wehrten die Pfarrer sich auch gegen die erneute Einführung eines Vikars im Kapellendorf Hünningen, da ihnen dadurch Einkünfte verlorengingen.

(1) BDA, G.v.O., Mürringen, 11a I.
(2) Ibidem.
(3) BDA, G.v.O., Mürringen, 2 I.

1833

Das erste Hünninger Schulgebäude

Ab dem Jahr 1833 reifte bei den Hünninger Verantwortlichen die Idee eines neuen Schullokals. Daß sich das Vorhaben überhaupt so lange hatte hinausschieben lassen, lag vorerst an den ärmlichen Umständen der Eingesessenen. Aus diesem Grunde bemühten sie sich bei Bürgermeister Bellefontaine um die Erlaubnis, *»unter sich einen geräumigen Schulsaal nebst einer Küche und Nebenzimmer (für die Lehrkraft?) unter Leitung und Aufsicht der Ortsschöffen Johann und Hubert Jost, sowie anderer dazu bestimmter Einwohner, zu bauen, so daß es nicht erforderlich sein würde, einen Kosten-Anschlag und Plan aufzunehmen.«*

Die vornehmsten Einwohner erboten sich, Vorschuß auf Arbeitslohn- und Mate-

rialkosten zu geben, und alle verpflichteten sich zu Hand- und Spanndiensten und zur Beköstigung der Arbeiter. Ein Sonderhieb sollte zusätzliche Mittel freisetzen für den Bau [1], der wohl an der Mückengasse, in etwa an der Stelle, wo sich heute Garten und Grünfläche des Anwesens von Josef Andres-Weber erstreckten, errichtet werden sollte.

Im Juni 1833 kam die Kgl. Regierung, Abteilung des Innern zu Aachen, der Bitte der Hünninger nach. Es oblag diesen nun, ein den Ortsverhältnissen angemessenes, ganz zweckmäßiges und preisgünstiges *»Local«* herzustellen. Obschon es nicht wie vorgesehen mit Lehmschindel, sondern mit Schiefer eingedeckt wurde – was das Projekt für die Gemeinde auf rund 540 Thaler verteuerte, wurde es im Mai 1835 vom Kreisbaumeister zu Malmedy abgenommen[2].

Gut dreißig Jahre vergingen, bevor Schulinspektor Hermkes anläßlich einer Revision besagten Gebäudes der Regierung zu Aachen einen denkwürdigen Bericht vorlegen mußte. In seinen Bemerkungen zu diesem *»in eigener Regie«* errichteten Gebäude prangerte er ausschließlich Mißstände an, wie aus den folgenden Textauszügen hervorgeht.

Das Lokal *»ist viel zu klein, es kommen auf jedes der 90 schulpflichtigen Kinder noch nicht 3 Quadratfuß, und haben aus Mangel an Raum in diesem Winter 6 von den kleinsten Kindern zu Hause bleiben müssen. Die übrigen 84 sitzen so dicht zusammen, daß sie fast nicht schreiben können.*

Zudem ist dasselbe sehr feucht, indem der Fußboden wenigstens 1 1/2 Fuß im Boden liegt. Die Wände triefen oft vor Wasser, so daß den Kindern, welche an den Wänden sitzen, die Kleider naß werden. Da gerade diese Kinder fast alle krank geworden sind, so ist dies wohl keiner anderen Ursache als der Feuchtigkeit zuzuschreiben.

Zu diesen Übelständen kommt noch, daß dasselbe ein falsches Licht hat, und da es ringsum von Hecken und Bäumen umgeben ist, so ist es meistens auch so dunkel in demselben, daß die Kinder das auf der Schultafel Geschriebene von ihrem Platze aus nicht lesen können.

Was endlich das Maß der Übelstände vollmacht, ist die schlechte Lage desselben. Es liegt nämlich an einer dunklen kothigen Gasse, durch welche beständig allerlei Fuhrwerk geht und das Vieh zur Tränke getrieben wird. Dadurch entsteht bei Regenwetter manchmal ein solcher Koth, daß die Kinder bis über die Knöchel dadurch waten, wodurch das Schulzimmer oft der Art verunreinigt wird, daß es aussieht, wie die Straße selber. Trocknet dieser Koth, namentlich unter den Schulpulten, so wird er durch die Bewegung der Füße als Staub in die Höhe getrieben, wodurch in dem engen Raume bei der ohnehin verdorbenen Luft manchmal ein solcher Qualm entsteht, daß um athmen zu können, Fenster und Thüren geöffnet werden müssen[3]«.

Dazu sprach er sich überdeutlich für einen Neubau aus.

Landrat von Broich pflichtete ihm bei, sah sogar als Grund für die umschriebenen Mißstände die Gemeindearbeiten im allgemeinen, die nur selten tüchtigen, zuverlässigen und zahlungskräftigen Werkmeistern übertragen würden[4].

Mittel für den recht bald in Rede gekommenen Neubau einer Schule waren aber nicht vorhanden, so daß erst einmal eine Vergrößerung des bestehenden Klassenraumes ins Auge gefaßt wurde. Ob es zu einem solchen Provisorium gekommen ist, entzieht sich mangels Quellen unserer Kenntnis.

(1) HStAD, 9275, Schreiben von Bürgermeister Bellefontaine an den Landrat von Negri am 16.03.1833, Nr.46.
(2) HStAD, 9275, von Negri an die Abteilung des Innern in Aachen am 19.05.1835, Nr.2629.
(3) HStAD, 9275, Revisionsbericht vom 08.02.1866.
(4) HStAD, 9275, 3881, 13.04.1866.

1830

»Sie lasen und schrieben aber schlecht«

Über den Zustand des Unterrichtes in der Schule gibt ein Inspektionsbericht vom 11. Mai 1830 Auskunft: *»Die zerrütteten Gesundheits-Umstände des Vikars Kill erlauben es nicht, daß er den Unterricht selbst führe; ich fand demnach einen etwas betagten, aber noch jugendlich eifrigen Mann als aushelfenden Lehrer in einem dunklen und engen Zimmer des Vikariehauses beschäftigt. Die in geringer Zahl anwesenden Kinder wußten etwas Weniges von der deutschen Sprache, nach Angabe ihren Katechismus gut, lasen und schrieben aber schlecht und konnten die leichtesten Aufgaben nur mehr wenig ausrechnen[1]«.*

(1) HStAD, 9375.

1824

Ungeprüfter Lehrer mit schlechtem Einkommen

Am 21. Dezember 1824 notierte ein Schulinspektor, daß in Hünningen 261 Einwohner lebten. Unter ihnen befanden sich 32 Knaben und 30 Mädchen. 15 Eltern waren so arm, daß sie gar kein Schulgeld zahlen konnten.

Als Lehrer war der Hünninger Johann Luxen tätig, der erst 29 Jahre alt und ledig war. Er hatte *»seinen Tisch abwechselnd bei den Eltern der Kinder«*. Vom Schulgeld erhielt er 15 Thaler; auch die Gemeinde steuerte nochmals 15 Thaler bei. Hiermit könne er nur auskommen, da er *»noch sonstiges Vermögen besitze«* und *»Ackerbau auf dem Grundeigentum seiner Eltern betreibe«*.

Prüfungen hatte der junge Lehrer keine abgelegt, er war lediglich provisorisch vom Schulinspektor bestellt worden. Seine Bildung hatte Johann Luxen beim Pfarrer in Mürringen erworben.

Der Inspektor zeigte sich mit dem jungen Mann recht zufrieden: *»Gutes Ertragen und thätig, ziemlich erfahren«*, urteilte er über den seit vier Jahren tätigen Lehrer, der Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion nur in den Wintermonaten erteilte.

Die Schulstube sei ganz geeignet und werde von den Eltern geheizt. Das Schulhaus gehöre der Gemeinde. Nur *»die nöthigen Utensilien fehlen«*, moniert der Bericht.

1809

Die Vermessung des linken Rheinufers

Bereits 1792 hatte das revolutionäre Frankreich Österreich den Krieg erklärt. Die französische Nation fühlte sich als Vorkämpferin zur Befreiung von Absolutismus (Willkürherrschaft) und Feudalismus (Lehnsherrschaft). Sie beanspruchte zudem ihre *»natürlichen Grenzen Alpen und Rhein*[1]*«*.

Also folgten Vormärsche, Schlachten, Eroberungen und Rückeroberungen. 1794 gewannen die Franzosen die österreichischen Niederlande (und somit unsere Region), 1795 besetzten sie die linksrheinischen Gebiete.

Einige Jahre später begannen die Franzosen mit der Vermessung der besetzten linksrheinischen Gebiete. Unter der Leitung des französischen Oberst Tranchot und des preußischen Generalmajors Freiherr von Müffling entstand ein neues Kartenwerk, das auch nach diesen Herren benannt wurde.

Der Ingenieur-Geograph Regnault nahm unsere Region 1809 und 1810 auf.

In Hünningen standen damals rund 40 Gebäude. Ihnen waren die eingefriedeten Hauswiesen angegliedert. Unparzelliertes Wiesengelände erstreckte sich entlang des Mutterbaches, vor allem an dessen oberem linken Ufer, wo die Weide bis zum Hahndorn reichte, ferner entlang Tiefenbach und Warche.

Hinter den Hauswiesen schlossen sich nur von Wegen begrenzte größere Ackerflächen an. Auf den nächstgelegenen Äckern wurden Kartoffeln angebaut, das damalige Hauptnahrungsmittel.

Im allgemeinen lagen die vielfach *»gemeinschaftlich genutzten Ackergelände vier bis fünf Jahre dreesch, d.h. müßig und unbebaut«*. Ohnehin wurde außer Roggen, Hafer und Kartoffeln hier nichts anderes angebaut; *»man wird also weder in der Wahl noch in der Fruchtfolge irre«*, kommentierte Kaufmann 130 Jahre später.

Zu den Bachtälern hin lag die Heide. Die sehr mageren Erträge der Ackerbebauung versuchten die Bauern, durch die Bewirtschaftung dieses vorwiegend gemeindeeigenen Wildlandes zu ergänzen.

Die hierbei abgeschiffelte Grasnarbe wurde getrocknet und verbrannt. Mit der so gewonnenen Asche düngte der Bauer seine mühsam kultivierte Ödlandparzelle. Das Schiffeln fruchtete jedoch nur einige Jahre. Bis zu 20 Jahren lagen die Flächen danach brach. Sie dienten dem Vieh dann als Weide.

Die nächsten Wälder waren die Hasseln und jenseits der Holzwarche Alten Breth und Odenkopf. Zu den beiden letzten Gehölzen führte der Holzweg, der sich – aus Richtung der Hünninger Mühle kommend – südlich der Tiefenbachquelle in mindestens vier Abzweigungen aufteilte.

Markantes Bild in der Landschaft muß damals schon der teils mit Bäumen gesäumte Weg zum Bilderbach gewesen sein. Er führte im Tal durch das Bilder-Venn in die einzige auf dieser Karte ausgewiesene Hütung. Das war geringwertiges Land, das damals über den Bilderberg bis zu den Hasseln reichte und als Schafweide genutzt wurde.

Mitsamt einem Niederwald, der sich bis zur Mündung des Bilderbaches in die *»Work«* vorschob, gehörte besagte Hütweide zum *»Dreisch Busch«*.

Diese mittlerweile vergessene Flurbezeichnung ist im übrigen der einzige namentliche Hinweis auf den Teil des ehemaligen Dreiherrenwaldes, der dem Kurfürsten von Trier gehörte[3].

(1) dtv-Atlas zur Weltgeschichte, Bd. 3, Stuttgart, 1973, p. 23.
(2) KAUFMANN (K.L.), Der Grenzkreis Malmedy 1815-1865, Bonn, 1963, p. 23.
(3) Nach Karte Nr. 127 Rocherath, herausgegeben vom Landesvermessungsamt Nordrhein-Westfalen, 1970.

1794

Das Ende des Ancien Régime

In Frankreich kündigte sich 1789 mit der damals revolutionären Losung *»Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«* eine neue Zeit an. Die Österreicher, unter deren Herrschaft damals auch unser Landstrich stand, unterlagen den französischen Revolutionstruppen im Oktober 1794 in der Schlacht bei Fleurus.

Damit fand das Ancien Régime ein Ende, das durch Absolutismus (Willkürherrschaft ohne irgendein Mitspracherecht des Volkes) und Feudalismus (Lehns- und Adelsherrschaft) geprägt war.

Hünningen, bisher unter Luxemburger und kurtrierischer Oberhoheit, gelangte mit den übrigen Orten des Raumes Malmedy, Bütgenbach und Büllingen am 16. November 1794 unter französisches Regiment. Die Region wurde dem *»arrondissement«* Spa zugeordnet, das einer Zentralregierung in Aachen unterstellt war.

Nach einer weiteren Aufteilung der annektierten Gebiete in *»départements«* schlossen die Franzosen den in 36 Kantone aufgegliederten Bezirk Spa dem neu gegründeten Ourthedepartement an. Hünningen gehörte damals mit seinen Nachbarorten zum Kanton Bütgenbach.

Die Auswirkungen waren tiefgreifend: Die ehemaligen Machthaber, der Herzog von Luxemburg, der Kurfürst von Trier und die in der Eifel residierenden und von ihnen belehnten Adelsfamilien, verloren ihre Territorien und somit ihre Macht.

Die Menschen erhielten nun persönliche Freiheiten: Leibeigenschaft, althergebrachte Frondienste und Zehntabgaben fielen weg.

Ein neues Denken, die Ideen der Aufklärung, verbreiteten sich. Allerdings wurde es bestenfalls den wenigen bekannt, die auch lesen und schreiben konnten: Und das war noch nicht mal zehn Prozent der Bevölkerung.

Die einfachen Menschen, also auch die meisten Hünninger, blieben ihrem kirchentreuen, obrigkeitshörigen und fatalistischen Denken treu. Deshalb riefen viele französische Gesetze, Anordnungen und Befehle auch Unmut und Protest unter den Eiflern hervor.

Das neue Denken, das die französischen Revolutionäre verbreiten wollten, konnten die rückständigen Eifler lange Zeit nicht nachvollziehen.

1788/89

Streit um den Dreiherrenwald

Seinem Namen nach gehörte der nordwestlich Hünningens gelegene Wald drei Herren: dem Fürsten von Oranien-Nassau, Lehnsherr der Herrschaft St. Vith, dem Kurfürsten von Trier, Lehnsherr des Amtes Schönberg, und den Grafen der Freiherrschaft Schleiden, die jedoch wieder unter Luxemburger Oberhoheit standen. Der Wald umfaßte – einschließlich der Ödländereien – rund 22.000 Morgen[1].

Die Schleidener und Jünkerather Herren, die zum Adelshaus derer von Manderscheid gehörten, hatten ihren Teil des Waldes mitsamt dem Dorf Mürringen schon 1301 in Familienbesitz gebracht. Dieser Besitz ging 1776 an den Erbprinzen Karl Maria Raymund von Arenberg, der mit der Grafschaft Schleiden belehnt wurde. Erst 1820 fielen die Schleidener Besitzungen auch formal an die Arenberger[2].

Ein Weistum aus dem Jahre 1518 regelte die Verwaltung des Dreiherrenwaldes, zu dessen Nutznießung seit altersher die sieben Orte des ehemaligen Königshofes Büllingen berechtigt waren.

Sie hatten *»das recht in diesem Wald das brandholtz, bauwholtz und uhrbahr zu genießen ... item nutzen obgemelte inwohner die weyd in gemeltem wald mit ihrem vieh[3]«*.

So standen also auch den Hünningern ebenso Holz zu wie auch Weide, Streu und Heide. Es ist anzunehmen, daß die kleinbäuerlichen Betriebe unserer Heimat besonders an den Ödländereien interessiert waren, da die Schiffelwirtschaft hier weit verbreitet war[4].

Die Hünninger Interessen an den Gerechtsamen im Dreiherrenwald wurden durch den Kurtrierischen Schultheißen und Hünninger Schöffen gewahrt. Er gehörte einem aus zwölf Personen bestehenden Aufsichtsrat an.

»Schlüsselherr« in diesem Gremium war einzig und allein der Herr von Jünkerath und Schleiden. Ihm alleine oblag die Einsetzung eines Wehrmeisters, dem die im Wald beschäftigten Arbeiter unterstanden, und die Bestellung der vier Förster[5].

Woher er sich dieses Recht nahm, ist nicht nachzuweisen. Vielleicht besaß er dieses Recht, weil er ursprünglich alleiniger Eigentümer des Waldes war oder weil das Schleidener Tal bereits damals durch die Verhüttung von Eisenerzen Vorrechte errungen hatte. Schließlich benötigte die vorindustrielle Eisenverarbeitung große Mengen an Holzkohle, die in den Schleidener Forsten hergestellt werden konnten.

Zur Vergabe der Holzköhlerei im Dreiherrenwald war beispielsweise der *»Zwölferrat«* beim alljährlich im Herbst stattfindenden *»Waldgeding«* ermächtigt. An dieser Holzköhlerei verdienten allerdings die Landesherren, da ihnen die Gebühr aus dem Kohlenbrennen zustand.

Doch im Dreiherrenwald wurde ein schonungsloser Raubbau betrieben. Schon Anfang des 17. Jahrhunderts war kaum noch Hochwald vorhanden: *»Der waldt ist gar übel zugerichtet, dennoch können 20 Jahr lang jedes Jahrs auß dem groben und abstendtig holtz 500 Wagen Kohlen gemacht werden[6]«*, protokollierte 1612 eine Manderscheider Kommission von Amtmännern und Förstern den Zustand der Schleidener Walddistrikte.

Unstimmigkeiten in der Handhabung des Weistums brachten schließlich die Bevölkerung der sieben Dörfer gegen die drei Herren auf. Eine notwendig gewordene Buschordnung erstellten die Nutznießer am 30. Dezember 1754. Sie fand allerdings nicht die angemessene Beachtung seitens der Grundherren. Die 1772 und 1774 ausbleibende Holzanweisung an die Gemeinden durch die Förster führten zu Holzmangel. Noch schlimmer wog aber, daß die Bevölkerung hierdurch eines althergebrachten Nutznießungsrechtes beraubt wurde.

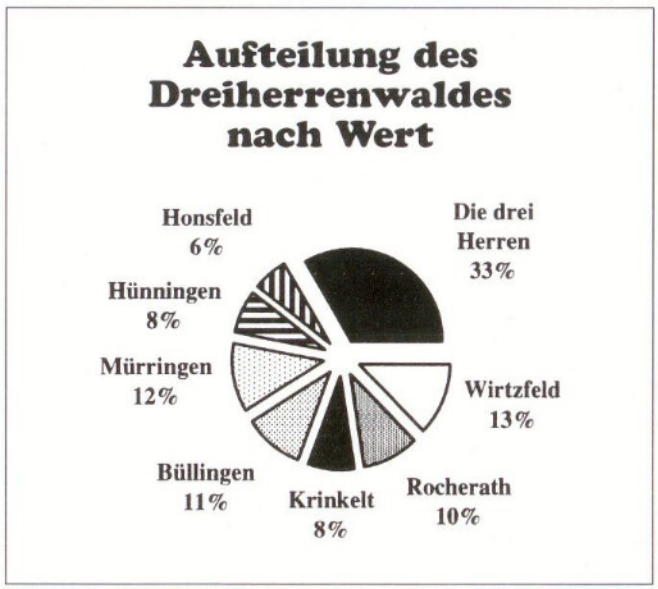
Langwierige Beschwerdegänge fanden erst 15 Jahre später vor dem oranischen Landesgericht in Luxemburg ein vorläufiges Ende. Am 25. September 1788 einigten sich die Landesherren mit der Bevölkerung vertraglich. Zwei Drittel des Waldes gingen an die Gemeinden, denen zusätzlich die Weide- und Ackergerechtigkeit im gesamten Wald erhalten blieb. Diese Abtretung sollte nach dem Wert des Bestandes geschehen und nicht nach der Fläche[7].

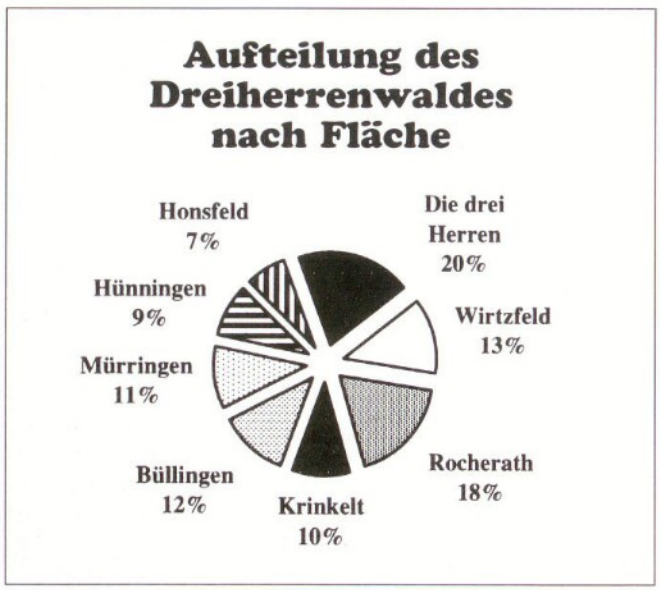
Die am 20. April 1789 in St. Vith veraktete Aufteilung des Waldes nach *»innerem Wert«* mag vielleicht von den sieben Dörfern begrüßt worden sein, doch war sie nicht mehr als ein fauler Kompromiß.

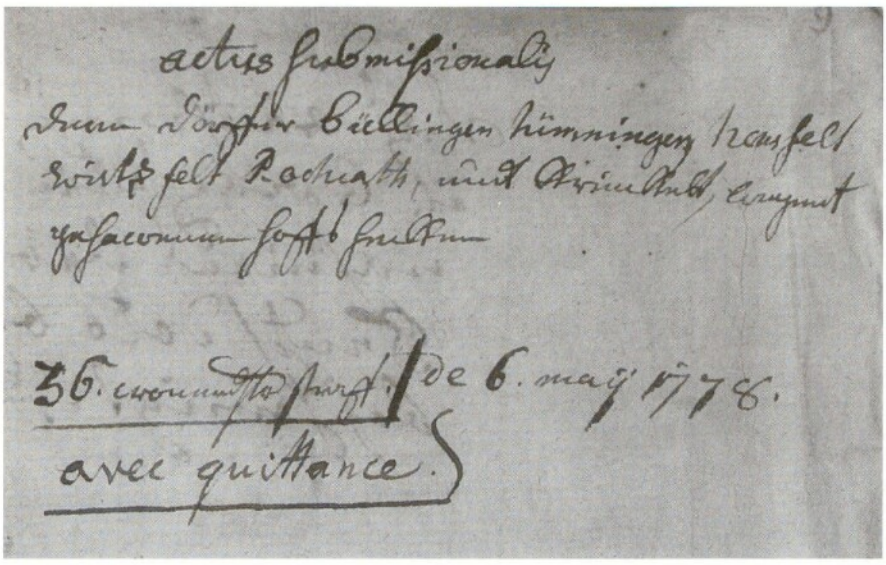
Das den drei Herren verbliebene Wertdrittel machte nur mehr ein Fünftel der Fläche aus. Sie verfügten folglich über den weitaus ertragreicheren Waldteil[8].

Sowohl die oranisch-nassauischen als auch die kurtrierischen Waldungen gingen über Frankreich und Preußen 1920 an den belgischen Staat.

Nur der Arenberger Waldanteil blieb bis zum heutigen Tage in Familienbesitz.







Auszug aus dem Teilungsakt des Dreiherrenwaldes 1788

Ausschlaggebend dafür war allerdings, daß der Besitz am Ende des Ancien Régime vor der französischen Sequesterverwaltung gerettet wurde. Die verwitwete Herzogin Louise Margarethe von der Marck, damalige Eigentümerin der Grafschaft Schleiden, bewies den Franzosen, *»als einfache Luxemburger Lehensträger auch Lasten und Steuern für ihre souveränen Herren zu tragen bzw. zu entrichten*[9]*«*.

Der den Gemeinden zugeteilte Wald verursachte selbst später noch öfter Reibereien: *»Im Jahr 1801 müssen die Mürringer den Hünningern 17 Kronthaler Schadenersatz zahlen, da sie auf deren Gebiet einen Holzschlag angelegt haben. 1820 sind es einige Heideparzellen, die den Geist des Unfriedens zwischen den Gemeinden Büllingen, Mürringen und Hünningen setzen. Die Prozesse nehmen die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts ein*[10]*.«*

1862 und 1869 veräußern die Gemeinden wohl aus Geldnot den Preußen und Arenbergern ihre Weide- und Ackergerechte in deren Waldbezirken.

Dennoch ist das Erbe des Dreiherrenwaldes die wichtigste Grundlage für den Waldreichtum unserer Gemeinde, die dadurch jährlich über bedeutende Zusatzeinnahmen verfügt.

(1) SAE, Herzogtum Luxemburg, Theresianischer Kataster, 11, Tab. 1.
(2) HEYEN (F.-J.), Die Arenberger in der Eifel, Bd. 1, Koblenz, 1987, p. 133.
(3) SAE, Herzogtum Luxemburg, Theresianischer Kataster, 11, Tab. 1.
(4) cfr. DRIES (Josef), Leben am Rande der Österreichischen Niederlande, in: Altes Land an der Work, Büllingen, 1990, p. 92; BETTENDORF (Michel), MELCHIOR (Franz), Der Wald ist unser, in: Schicksalsgemeinschaft im Schatten des Dreiherrenwaldes, Rocherath, 1993, p. 34-38.
(5) BLATT (M.), Der Dreiherrenwald, in: Zeitschrift des Malmedyer Geschichtsvereines, 1943 (3), p. 21-31.
(6) NEU (Peter), Eisenindustrie in der Eifel, Köln, 1988, p. 44.
(7) BLATT (M.), op. cit.; in diesem Artikel gibt der Autor die den einzelnen Dörfern zugeteilte Waldfläche fälschlicherweise in Morgen an. Die Gemeindewaldfläche betrug demnach 6152 Morgen, während den drei Herren insgesamt 1536 Morgen blieben. Die Gesamtgröße des Dreiherrenwaldes müßte aber 7688 ha ausmachen, damit sie den Angaben des Theresianischen Katasters entspräche (1 Morgen = 0,3487 ha).
(8) Diagramm, das in Ermangelung der besagten Verakttung vor dem St. Vither Notar Theißen aufgrund der Angaben in Fußnote 5 erstellt wurde.
(9) NEU (H.), Geschichte der Herrschaft und Stadt Schleiden, in: Schleiden - Vergangenheit und Gegenwart, Schleiden, 1975, p. 38.
(10) BLATT (M.), op. cit., p. 30.

1771/78

Die erste Karte des Dorfes

Unter der Leitung des Generalleutnants Joseph Graf von Ferraris wurden die österreichischen Niederlande zwischen 1771 und 1778 vermessen. Auch unser Landstrich wurde erstmals kartographisch erfaßt.

Hünningen befindet sich auf der Kabinettskarte 250 Q14. Es lag südlich der Grafschaft Schleiden und zählte 31 Gebäude. Darunter befanden sich wohl auch *»Blesen, Berens, Brul, Claßen, Doemen, Gillessen, Heinen, Henschen, Jaspers, Kestges, Lehnen, Lenartz, Luxen, Luxen-Theis, Meyers, Mollers, Müllers, Nethen, Palmen, Piters, Schomers, Stoffels, Theißen, Trintges, Zeimes*[1]*«*.

Große Heuwiesenflächen erstreckten sich beidseitig des Mutterbaches und südlich des Hahndorn bis in das Bilderbach- und Worktal hinab. Sie trugen nur schlechtes Heu in kleinen Mengen.

Die parzellierten und durchweg mit Hecken eingefriedeten Hauswiesen oder Peschen bildeten – am *»Brühl«* beginnend, über der *»Eicht«* bis an der *»Höhe«* – einen Halbrund. Der grenzte im Norden und Westen an die Ackerflächen. Dieses Ackerbauland endete teils in den Talsohlen des Tiefenbachs und der *»Work«*.

Die weitläufigsten Flächen waren jedoch mit Heide bestanden. Sie reichten einerseits über Sichert bis an die Mündung des Tiefenbachs in die *»Work«*, andererseits bis auf den *»Bolder«*. Hier waren die Böden so trocken und dürr, daß sich deren Beackerung nicht lohnen würde.

Die Wege waren immer befahrbar. Der Weg nach Mürringen führte über eine Furt in der *»Schlang«*, der nach Honsfeld dem *»Pfädchen«* nach über die *»Work«*; eine zweite Verbindung verlief an den *»Roddern«* vorbei. Nach Westen erreichte man Büllingen über den *»Brühl«*, am Kreuz und an der Hünninger Mühle vorbei. Nach Osten führte eine Abzweigung dieses Weges durch den Holzweg über Höchst Richtung Bilderberg.

In der Nähe der Hünninger Mühle und diesseits der Warche stand damals ein kleiner Niederwald. Ein bedeutend ausgedehnteres Waldareal erstreckte sich über den ganzen Bilderberg. Dieser Hochwald lag allerdings in seiner Gesamtheit auf den Territorien der Schleidener Freiherrschaft und Kurtriers[2].

Weitere Einzelheiten verrät das Begleitschreiben zur Karte *»Büllingen«*: *»Die 'grand Warck' wird gebildet aus mehreren Quellbächen, die sich im Südosten des Dorfes Hünningen vereinigen und dann in Richtung Westen fließen. Sie ist zwölf bis 15 Fuß breit und drei bis vier Fuß tief. Ihr Bett ist steinig und sie hat flache Ufer. Der Winter und stärkere Regenfälle lassen sie über die Ufer treten. Sie ist passierbar an allen Stellen, wo sie Wege kreuzt*[3]*.«*

(1) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 321.
(2) nach der »Carte de Cabinet des Pays-Bas Autrichiens«, Büllingen 250 Q14, BibliothÊque royale Brüssel, 1965.
(3) aus: Mémoire concernant la feuille Q14 de la carte de cabinet des Pays-Bas Autrichiens, p. 135.

1766

Der Theresianische Kataster

Im Frieden von Utrecht im Jahr 1713 fielen die spanischen Niederlande an die Österreicher. Besonders die Kaiserin Maria Theresia (1740-1780) versuchte, das Land in einen relativ modernen Beamtenstaat mit geordnetem Rechts- und Schulwesen umzuwandeln.

Aus diesem Grunde führte die aufgeklärte, fortschrittliche Herrscherin Volkszählungen und einen nach ihr benannten Kataster zur Bodenwertschätzung ein – denn nur so konnte sie die allgemeine Steuerpflicht einführen und kontrollieren. Nicht einmal Adel und Kirche, die bisher keine Steuern zu zahlen brauchten, waren von dieser Steuerpflicht befreit. Einer gemeinhin gerechteren Besteuerung war damit der Weg bereitet.

Von Interesse ist nun die gemeinschaftliche Katastererklärung der 150 Hünninger. Sie besaßen inner- und außerhalb ihres Dorfes gemeinsam Güter und Böden (Allmende).

Als *»gemeine Inwohner des dorfs Hönningen«* deklarierten Bartholomäus Nethen und Peter Luxen *»in nahmen der gemeingende« als Gemeindebesitz »ein morgen bauland, so der vicarius es nicht benutzet, siebenzehn ruthen speisgarthen, drei morgen wiese traget ein jahr ins andere 1200 heuw - ist zu nutz dessen, so der schaafe haltet, gemeiner weydgang uf 25 morgen heyden, buschen und hecken mit denen benachbahrten dörferen im Bahnforst«, sowie »52 morgen Heydtlandt brachbahr zu 20 jahren*[1].«

Zum besseren Verständnis: Mit dem Stück *»bauland«* ist Acker gemeint. Es hat umgerechnet in die jetzigen Größen nur etwa 35 ar Fläche [2].

Im rund 370 Quadratmeter großen Garten wuchs vorzugsweise Kohl. Die 1200 Pfund oder Liter Heu auf der Wiese standen nur den Schafhaltern zu, und an den Weidegerechtsamen im *»Bahnforst«*, dem Dreiherrenwald, hatten die Hünninger nur Anteil.

Sie nutzten allerdings etwa 18 Hektar Heideland alleine, vor allem als Viehweide. Teilweise wurde dieses Land auch beackert, um es ein Jahr mit Roggen einsäen zu können; anschließend folgten noch ein oder zwei Jahre Hafer. Danach lag es bis zu 20 Jahren brach und diente als Weide.

Besagte *»Erb- und grund güther«* hatten einen Schätzwert von 1.008 Reichsthaler 2 Stüber und erbrachten ein Jahreseinkommen von 40 Reichsthaler 2 Schilling 4 Stüber. In gemeinsamem Besitz waren zudem *»ein wohnhaus und Tafel zu nutz des zeitlichen Frühmessers«*.

Weiter heißt es in der Katastertabelle: *»Die Inwohner von Hönningen in der würcklichen anzahl von 26 Häuser«* waren zudem *»berechtigt ihres nothwendiget brauch, Bauw und brenbar Holtz aus dem dreyer Lehns Herren waldt zu nehmen«*, hatten *»das recht den weydtgang und Langhalm uf gewissen canton gemeltes drey Herren waldt Mescheidt genant bis ahn den weissen Stein mit Büllingen und Honsfeld zu nutzen«* und *»das übertrifsrecht (für) den weydtgang ist im Trierschen Busch bis ahn den weissen Stein zu nehmen«*. So ausführlich umschrieben die beiden Hünninger, die wohl zu den wenigen gehörten, die lesen und schreiben konnten, ihre gemeinnützigen *»Gerechtigkeiten und prestationen von allen sorten«*.

Doch die Hünninger hatten natürlich nicht nur Rechte, sondern auch Pflichten.

»Die Inwohner von Hönningen seyendt churmuthig.« Die Churmuth-Abgabe wurde beim Tode eines Familienoberhauptes fällig. Dann *»seyendt«* sie *»schuldig den Kirchthorm zu bauen und zu unterhalten, item ihr antheil der ringmauer des Kirchhofs und das pfahr-Schulhaus. Jeder Inwohner ist dem zeitlichen Küster schuldig zu zahlen 1 1/2 sester haber*[3], *dem herren Pastor jährlichs ein brodt, dem Koster bey jedem sterbfahl und jahrmees ein brodt enso 2 Bröder.«*

Solche *»denen Güther und gerechtigkeiten anklebende lasten«* wurden sowohl vom Kapitalwert als auch vom daraus abgeleiteten reinen jährlichen Einkommen in Abzug gebracht. So wurden den Hünningern diese Verpflichtungen vergütet mit 162 Reichsthaler 4 Schilling, was einer jährlichen Einkommensminderung von 6 Reichsthaler 4 Schilling 3 Stüber entsprach.

Es blieb ihnen demnach ein erklärter Besitz im Werte von 845 Reichsthaler 4 Schilling 2 Stüber. Nach dem daraus bestimmten Nettojahreseinkommen von 33 Reichsthaler 6 Schilling 1 Stüber wurde die Schatzung, d.h. die Steuer, berechnet. Die *»gemeinen Inwohner«* hatten sie zu gleichen Teilen aufzubringen. Hinzu kam dann noch mal die Steuer auf den eigenen Besitz und die selber erwirtschafteten Einkünfte.

Die Abgaben wurden damals (wie heute noch) als recht drückend empfunden.

Die vermögenderen Hünninger, die natürlich auch abgabepflichtig waren, konnten diese zusätzliche Steuerlast wesentlich leichter tragen. Sie waren ganz einfach zahlungskräftiger. So hatte *»Franciscus Benedictus Pfeiffer, Curtrierscher Schultheiß von Hoff Hönningen«* ein reines, jährliches Einkommen von 52 Reichsthaler 7 Schilling 1 Stüber; *»Mathias Musch, pastor der pfarr zu Büllingen«* deklarierte gar 120 Reichsthaler 3 Schilling 5 Stüber und 10 Denar.

Wieviele Steuern mußten die *»gemeinen Inwohner von Hoff Hönningen«* zahlen?

	Kapitalwert		Jährliches Einkommen	
	Reichstaler	Schilling	Reichstaler	Schilling
Bauland	8	3		2
Gärten und Baumgärten	1		0	
Wiesen	37	4	1	4
Weyden und Weydgang	937	5	37	4
Heyden, Moräst und andere pfleglose platzen	23	2		7
Summa	**1008**	**0**	**40**	**2**
Denen Güther und gerechtigkeiten anklebende lasten	162	4	6	4
Totale summa der wertschätzung	**845**	**4**	**33**	**6**

(1) Diese sowie die nachfolgend zitierten Textauszüge stammen alle aus: SAE, B 1.1, Theresianischer Kataster, 1-100.

(2) Den Berechnungen liegen folgende Maßeinheiten zugrunde: 1 Morgen = 160 Quadratruten = 3.487 m²; 1 Rute = 16 Lamberti Schuhe = 4,66 m; 1 Lamberti Schuh = 0,29m.

(3) 1 Sester Sommergetreide (Hafer) = 24,158 l.

1764

Pottasche aus Hünningen

Unter österreichischer Verwaltung versuchten die Machthaber erstmals, genaue Angaben über ihre Besitztümer zu erlangen: Karten wurden erstellt und statistisches Material wurde gesammelt.

So ermittelten die österreichischen Beamten 1762 in der Umgebung Bütgenbachs Pottaschenhersteller in Faymonville, Wirtzfeld, Rocherath, Krinkelt und Hünningen[1].

Die aus Holz gewonnene Pottasche diente den Gerbern zum Enthaaren der Häute. *»Bei den Lohgerbern mußten die rohen, 'grünen' Häute zunächst in fließendem Wasser gespült werden, bevor auf dem Schabebaum mit dem Scherdegen, der auch das Zunftzeichen war, die Fleisch- und Fettreste und danach die Haare entfernt wurden.*

Die Haare konnten durch Urin oder in der sogenannten Schwitzkammer durch Räuchern gelöst werden.

Das übliche Verfahren verwandte aber den sogenannten Äscher: In Bottichen mit gebranntem Kalk oder Pottasche wurden die Häute eingelegt und danach wieder gespült. Erst dann begann der eigentliche Gerbprozeß durch das Einlegen der Häute in die mit frischem Wasser und Loh (gemahlene Rinde von jungen Fichten oder Eichen) gefüllten Gerbgruben[2]«.

In Hünningen konnten die Österreicher nun zwei Familienbetriebe ausmachen. Sie gaben an, Pottasche seit 1730 herzustellen. 1766 wurden sie von *»Piter Floffelt«* und *»Jean Rimus«* geführt[3].

Bei diesen Namen dürfte es sich allerdings mit Sicherheit um verfälschte Schreibformen handeln. Bei ersterem ist wohl ein gewisser Pitter Stoffels gemeint und im zweiten Namen steckt wohl der noch heute bekannte Hausname *»Ziemes«*.

Insgesamt stellten die beiden Hünninger *»fabriques«* jährlich rund 3.000 Pfund Pottasche im Wert von 540 Gulden her. Das bescherte ihnen ein ansehnliches Zubrot. So soll beispielsweise das Haus *»Ziemes«* früher bereits eines der bedeutendsten Häuser des Dorfes gewesen sein. *»Es war Herberge, Verkaufsladen und Bauernhof zugleich[5]«.*

Den zur Pottaschengewinnung notwendigen Rohstoff Holz werden wohl die nahegelegenen luxemburgischen oder trierischen Waldungen geliefert haben. Holzeinkäufe in der Grafschaft Schleiden oder im Jülicher Land sind allerdings auch nicht auszuschließen.

Die in Hünningen produzierte Pottasche dürfte nun an die Lohgerbereien in Büllingen und Rocherath geliefert worden sein. Ein Verkauf der Asche nach Brabant oder Frankreich könnte aber ebenfalls möglich gewesen sein[6].

(1) MOUREAUX (Philippe), La statistique industrielle dans les Pays-Bas autrichiens à l'époque de Marie-Thérèse, Bd. 1-2, Brüssel, 1974-1982, p. 1093.
(2) REITH (Reinhold), Lexikon des alten Handwerks, München, 1990, p. 84.
(3) MOUREAUX, op. cit., p. 1094.
(4) cfr. ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 321. Er erwähnt für 1768 auch ein Haus *»Zeimes«*, das wohl das Wohnhaus des Johann Zimess war.
(5) JOST (Willy), Die Flurnamen der Gemeinde Büllingen, Lizenzarbeit an der Universität Lüttich, 1976, p. 181.
(6) MOU

Die Vikare von Hünningen

L. Dahmen 1710-1719
N. Lamberty 1723-1727
Mathias Kremer 1727-1729
Nikolaus Wippeler 1729-1732
J. Nikolaus Lamberti 1732-1734
Werner Heydt 1734-1752
Albert Breuer 1752-1754
Peter Valentin 1754-1755
Nikolaus Lamberti 1755-1762
N. Kob 1762-1768
J. Theodor Giergen 1770-1777
J. P. Hargart 1777-1792
T. Giergen 1792-?
Nikolaus Mager 1811-1819
Bartholomäus Hönen 1819-1820
Lambert Zeyen 1820-1824
Johann Kyll 1824-1827
Mathias Kyll 1827-1839/41

Die Pfarrer von Mürringen

De Remouchamps 1803-1822
Peter Jodocy 1822-1834
Michael Küches 1834-1836
Karl Küches 1837-1842
Johann H. Peduzio 1842-1843
Ohne Pfarrer 1843-1845
Nikolaus Toussaint 1845-1862
Friedrich Fassbender 1862-1872
Gottfried Nürnberg 1872-1875
Ohne Pfarrer 1875-1885
Heinrich Jansen 1885-1895
Adolf Gerthes 1896-1898
Johann Langenkamp 1898-1904
Johann Hubert Tillier 1904-1911
Josef Hoen 1911-1913
Leonard Joeris 1913-1923

1721

Anfänge einer Schule?

Der Bildungsauftag lag ursprünglich in den Händen der Kirche. Hilfsgeistliche oder Vikare versammelten die Dorfjugend in einem ihrer Wohnzimmer zur Unterweisung.

So erwarb die Hünninger Jugend bis 1833 ihr Wissen ebenfalls in der hiesigen Vikarie[1], die auf der heutigen Wiese von Ernst Stoffels *(»des Hären Höfje«)* errichtet war.

Das im Jahre 1721 gebaute Haus bestand aus *»einer Stube, Küche und Nebenzimmer. Auf dem ersten Stock befinden sich zwei Zimmer. Die Schulstube ist hoch 8 Fuß mit 9 Fenstern versehen. Sie faßt, wenn 5 Quadratfuß Raum auf ein Kind gerechnet, 52, und zu 6 Quadratfuß 44 (Kinder). Es ist mit Stroh gedeckt.«*

Der daneben liegende Garten wurde vom Vikar benutzt, ein Spielplatz war nicht vorhanden[2].

Das Gebäude war aller Wahrscheinlichkeit nach aus Gemeindemitteln entstanden, dann aber durch unbekannte Umstände auf die Verwaltung der Pfarrkirche zu Mürringen und der Kapelle zu Hünningen übergegangen[3].

Die Wahrscheinlichkeit dürfte groß sein, daß mit dem Bau dieser Vikarie 1721 auch ein erster Schulbetrieb begonnen haben könnte. Vergleichbar mit heutigem Schulunterricht ist er allerdings nicht. Denn es bestand keine Schulpflicht. Bestenfalls im Winter dürften die Kinder dem Unterricht gefolgt sein. Wohl nur die wenigsten konnten nach mehreren Jahren Schulbesuch fließend lesen, schreiben und rechnen. Denn noch 1791 berichtete ein französischer Verwaltungsbeamter, daß in unserer Region bestenfalls zehn Prozent der Bevölkerung lesen, schreiben und rechnen könnten.

Daß man den Schulbetrieb schließlich 1833 aus dem Haus an der *»Desherengasse«* verlegen mußte, begründete sich wohl im Alter und in der Unzulänglichkeit der Räume in bezug auf Größe und Helligkeit. Dabei hatte der Landrat von Negri dem Hünninger Schulvorstand bereits 1821 in einem Bericht wenig guten Willen hinsichtlich der Beschaffung eines geräumigeren Schullokals bescheinigen müssen[4].

Die Vikarie blieb auch weiterhin im Besitz der Kirchenfabrik, diente fortan ausschließlich als Unterkunft, und wurde 1848, nachdem Vikar Kyll das Dorf verlassen hatte[5], seitens der Kirchenverwaltung verpachtet[6].

(1) ORTMANNS A., Der Fränkische Königshof Büllingen, Aachen 1904, p.227.
(2) SAE, Tabelle der katholischen Elementarschule Hünningen, September 1827.
(3) HStAD, 9275, 5348, Bürgermeister Andres an den Landrat von Frühbuß am 14.08.1857.
(4) HStAD, 9275, Bericht des Landrats von Negri vom 15.05.1821.
(5) ORTMANS A., op.cit.,
(6) HStAD, 9275, Bericht der Gemeinderatsverhandlung vom 20.01.1857 in Hünningen.

1701

Einweihung einer ersten Kapelle

Nach sieben Jahren Bauzeit wird die erste Kapelle in Hünningen eingeweiht. Sie war deutliches Zeichen des dörflichen Strebens nach einer religiösen Autonomie. Außerdem stellte sie an die Dorfeinwohner große finanzielle Anforderungen für den Unterhalt des Gotteshauses.

1580

Ein reiches Hünningen?

Bürgermeister Lochen vermerkt in seiner Gemeindechronik 1924, daß sich in Hünningen und Mürringen *»noch über 20 Häuser aus dem 16. Jahrhundert«* befinden. Demnach wären diese Häuser schon damals weitgehend aus Stein errichtet worden, was noch keineswegs die Norm war. Sie könnten ein Hinweis auf relativ wohlhabende Zeiten unseres Eifeldorfes sein.

1552

Feuerstättenverzeichnisse

Seit dem frühen Mittelalter wurde in jedem Hof- oder Amtsbezirk eine Erhebung der zu leistenden Abgaben, eine *»Schätzung«*, vorgenommen. So entstanden die ersten Feuerstättenverzeichnisse, deren älteste Exemplare aus dem ausgehenden 15. Jahrhundert vorliegen. Sie umfassen die Zahl der steuerfähigen Haushalte – ab 1550 auch die Namen der Hofbesitzer.

Als Feuerstätte bezeichnete man ursprünglich eine Behausung, eine *»Stätte«*, wo es ein Herdfeuer gab oder *»wo es einen rauchenden Schornstein«* gab, wie es in den ältesten Weistümern unseres Raumes heißt. Wo kein Rauch aufging, sollte man also auch keine Steuer erheben[1].

Während die Anzahl Feuerstätten für das Dorf Hünningen in der ältesten Erhebung für das Land an der Work von 1501 nicht berücksichtigt wird, sind die Angaben für das Jahr 1552/53 schon recht aufschlußreich. Berücksichtigt muß werden, daß der Schreiber der Verwaltung der Hohen Stände in Luxemburg französischsprachig und ortsunkundig war.

Für Hünningen[2] führt er aus:

»Huningen (Hünningen = Schönbergischer Teil und Teil Manderscheids)
Schonbergsche:

1. Henschen Joris
2. Peter Scheffer
3. Meyers eyden claß
4. Marx thiss peter
5. Marx son Johan
6. Scholtes Johan
Manderscheydt:
7. Lamprecht
8. Peter schnider
9. Thomas Somme: ix (Zahl: 9)«

Neben dieser Haushaltsliste aus dem Jahr 1552/53 erscheint ein knapp 10 Jahre später ausgestelltes Verzeichnis[3] ebenfalls von ortsgeschichtlichem Interesse, weil die Erhebung von Einheimischen vorgenommen worden war und somit die Fehlerquellen bei der Interpretation der Namen gering erscheint.

Im Titel heißt es *»Hunnyngen deß Schonbergischen und Manderscheydter theils«*, womit der Schleidener und kurtrierische Bevölkerungsteil gemeint ist.

Die Namen:

»1. Meyers eydom Claus
2. Leuv Johan
3. Marx Johan
4. Lamprecht hoeren zu
5. Schroeders Neles
Nuwerburg
6. Thomas
7. Nieden Peter
8. Weber Peter
9. Gangolff
Gefryhetten vor dißmal
(für diesmal von der Steuer befreit)
10. Johan Schlothiß
11. Thys peter hatt nicht«

Auffallend in dieser Liste ist, daß in Hünningen von den 11 Haushalten 9 steuerpflichtig waren. Das sind 81,8 Prozent. Der Durchschnitt der steuerpflichtigen Haushalte im Königsland lag nur bei 70,5 Prozent. In Büllingen lag er sogar nur bei 55,7 Prozent.

Folglich war Hünningen zwar in dieser Zeit mit 11 Haushalten (Honsfeld zählte 13, Büllingen 35, Wirtzfeld 28, Rocherath 19 und Krinkelt 18 Haushalte) einer der kleinsten Orte, aber mit Abstand der wohlhabendste.

Warum das so war, läßt sich mit letzter Gewißheit nicht darlegen. Begründete Vermutungen enthalten aber die Überlegungen über die Geschichte des Hofs zu Hünningen.

(1) JENNIGES (Hubert), Von der Frühzeit bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert, in: Altes Land an der Work. Der Königshof Büllingen im Rückspiegel der Zeit, St. Vith, 1990, p. 66.
(2) GROB-VANNERUS, Dénombrements des feux du duché de Luxembourg et comté de Chiny, Brüssel, 1921, p. 140.
(3) AGR, Dénombrement des feux du quartier de Diekirch, Chambre des Comptes Nr. 707.

1531

Große Bedeutung für ein kleines Dorf – der Hof zu Hünningen

Im Jahr 1598 war die Welt im Büllinger Königsland in Ordnung. Die Herrschaftsrechte waren – nach vielen, langen Streitigkeiten – vorläufig klar.

Ein Weistum gibt davon Zeugnis.

Es erläutert, daß der Hof von Büllingen drei Herren gehört: Dem Prinzen von Oranien als Inhaber der Herrschaft St. Vith, dem Erzbischof von Trier als Herrn zu Schönberg und dem Grafen zu Manderscheidt als Herrn zu Schleiden.

Das Weistum selber trägt keine Jahreszahl, eine Abschrift stammt aber wahrscheinlich aus dem Jahr 1598. Dort heißt es: *»1. Erstlich sagt Grafflicher Anwaldt, in Underthenigkeit und dienstlichen wahr undt beweißlich sein ahn, das der hoff zu Büllingen vor hundert undt vielmehr jahren, biß hiezu je und alwegen drey herrich gewesen, auch drey underscheidliche herrn gehabt undt von denselben regirt worden.*

2. Zum Anderen, daß der Printz von Oranien alß Inhaber der Herschafft St. Viet und Betgenbach ein, der ander herr ein Ertzbischof zu Tryer alß herr zu Schönbergh, der drit her die Graven zu Manderscheidt undt jetztenentlich herr Dietherich, Graf zu Manderscheidt, Herr zo Schleiden, als herr zu Junckerodt besagten

hoffs von obbestimpter Zeit mit sampt Ihrer gnädigen undt chürfürstlichen Voreltern undt Vorfahren nach einander gewesen undt noch billigh (Außgenomen nachgesetzter undt wieder Recht thatsächlich understanden neuwerungh) seindt.

3. Item wahr, das unter nechstbenenten dreyen hern ein Jeder seine abgesonderte undt gewiesse Underthaen im hoff Büllingen von unvordencklichen Jahren gehabt undt noch hat.

4. Item wahr, daß eim jetzwedern herrn seine Underthan allein undt keinem anderen oder auch mitherrn jehmals gehuldet haben[1]*.«*

Das Wort Weistum ist übrigens schwer zu definieren. Einerseits waren es *»die von alters her bekannten, nunmehr schriftlich niedergelegten Grundrechte der Herrschaft gegenüber ihren Untertanen, gewiesen und damit erneuert und anerkannt durch die Genossenschaft im Rahmen eines feierlichen Aktes bei der Eröffnung der turnusmäßig stattfindenden Gerichtsversammlung*[2]*«*.

Andererseits werden sie auch von Spezialisten als *»gemeinschaftsbezogene, weisende Feststellungen von Rechtssätzen in gerichtsverfassungsmäßiger Weise und gültig für einen bestimmten, räumlich begrenzten Bezirk*[3]*«* definiert.

Für unsere Region könnte man vereinfacht sagen: Ein Weistum ist ein Rechtstext, der bestehendes und bisher mündlich weitergegebenes Recht, neue rechtliche Vereinbarungen, Informationen zur Wirtschaft- und Sozialgeschichte oder sogar Brauchhandlungen schriftlich festhält[4].

Es ist nun klar, daß die Anwesenheit von drei Herren in einem einzigen Hofgebiet zu Unstimmigkeiten und Interessenkonflikten führten mußte. Und auch die Geschichte Hünningens im 16. Jahrhundert ist nur vor dem Hintergrund dieses Kampfes um Herrschaftsrechte zu verstehen.

Zunächst muß man verstehen, was Herrschaft damals bedeutete.

Betrachten wir die Geschichte des Erzbistums Trier, das maßgebliche Herrschaftsrechte in Hünningen besaß, so müssen wir feststellen, daß die Herrschaftsstrukturen des Trierer Erzbistums im 14. Jahrhundert noch *»ausgesprochen weich«* waren. Die geistlichen Würdenträger verfügten zwar über verschiedene Einflußzonen. Doch die Intensität dieses Einflusses war sehr unterschiedlich.

Deshalb versuchten die Erzbischöfe über den Bau von Burgen und u.a. die Einrichtung von Höfen ihre Herrschaft zu festigen[5].

Dies dürfte wohl auch der Grund sein, warum Schönberg mit seiner Burg zum wichtigen Ausgangspunkt der trierischen Macht im Land zwischen Venn und Schneifel wurde.

Und dieses Land zwischen Venn und Schneifel war nun Grenzland seit Menschengedenken.

Im 14. Jahrhundert waren die Grenzen zwischen den großen Siedlungsorten (Klöster, Burgen) zwar weitgehend abgesteckt, der Kampf um kleine regionale Einheiten ging aber unvermindert weiter.

Es scheint wahrscheinlich, daß sich die genauen Herrschaftsrechte im Büllinger Königsland erst im 15. und 16. Jahrhundert definitiv herauskristallisiert haben.

Und Hünningen spielte da eine gewichtige Rolle.

Denn dieser Ort war vom Trierer Erzbischof wohl als Hof (lokal bedeutsame Verwaltungseinheit) auserkoren worden, von dem aus die bestehenden Herrschaftsrechte verwaltet und eventuell ausgedehnt werden sollten. Das könnte um 1500 der Fall gewesen sein.

Denn Arnold Ormanns berichtet, daß im Jahr 1500 ein Souveränitätsspruch zwischen den streitenden Parteien gefällt worden sei. Nassau-Oranien habe Anspruch auf 25 Haushalte erhoben, die in der Schlichtung als abgabepflichtig für Kurtrier erklärt werden. Die Angelegenheit sei nach den bestehenden lehnsrechtlichen Leistungsverpflichtungen entschieden worden. Von dem Zeitpunkt an sollen 14 Häuser im Südosten Büllingens mit dem Dorfe Hünningen in seiner Gesamtheit und die Hünninger Bannmühle zur Unterherrschaft Schönberg im Kurfürstentum Trier gehört haben[6].

Um diese Herrschaftsrechte nun auszubauen, legten die Schöffen, die sich im Dienste Kurtriers befanden, ein Schöffenbuch an.

Es hatte folgende Aufschrift: *»Jesus, Maria, Anna, Joannes, Gaspar, Melchior, Baltasar. Dys yst d. Scheyffen Boch dess gereychs und Hopffs Honnyncken. Jar Xvc XXXI (1531). In godes namen Amen, Marx Scholtyß.«*

Die zum Teil unleserlichen Urkunden dieses Buches umfassen gerade ein Jahrhundert[7], berichtet Ortmanns.

Dieses Schriftstück verdeutlicht nun, daß Hünningen spätestens 1531 – wahrscheinlich aber schon eher – zum Hof zu Hünningen und somit zum Zentrum eines bedeutenderen Verwaltungsbezirks avancierte. Natürlich waren auch die ersten uns bekannten Trierer Schultheißen Hünninger, d.h. Vorsitzende des Schöffengerichtes:

»1. Joh. Marx, Scholtyß zo Honincke, 1531-1552.

2. Joh. Huppertz zu Hünnygen 1552-1572[8]*«.*

1572 wurde der Sitz des Trierer Schultheißen in den größeren Ort Büllingen verlegt.

Die Bemühungen Triers um mehr Herrschaft in diesem Raum scheinen um diese Zeit weitgehend abgeschlossen.

Sie hatten mit dem Erwerb der Herrschaft Schönberg und der Höfe Manderfeld und Auw begonnen. Sie waren mit der Einrichtung des Hofes Hünningen fortgesetzt worden, in dem ein Schöffengericht bestand, das wahrscheinlich auf *»Meyershügel«* (eventuell dort, wo sich das Haus *»Blesen«* befindet) tagte.

Das Dorf Hünningen führte nun stets die Bezeichnung *»Hoff von Hünningen«*, um es von dem oranischen Hof Büllingen zu unterscheiden. Außer Hünningen unterstand noch ein gutes Dutzend Häuser südöstlich von Büllingen der kurtrierischen Verwaltung. Hinzu kam die Hünninger Bannmühle. Der kurtrierische Galgen soll auf der Anhöhe oberhalb der Mühle gestanden haben.

Der wohl wichtigste Teil der kurtrierischen Rechte waren die Gerechtsamen, die sich aus der Hünninger Bannmühle ergaben.

Bannmühle heißt nämlich, daß dort alle Hünninger, sowie 14 Haushalte aus Büllingen, 47 aus Mürringen, 3 aus Rocherath und 2 aus Honsfeld verpflichtet waren, ihr Korn mahlen zu lassen. Und das war für den Herren keine unwesentliche Erwerbsquelle.

Die *»Verfassung«* der Hünninger Bannmühle wurde 1567 in einem Weistum festgelegt, wonach der Herr von Schönberg die Gewalt besaß, innerhalb der Mühle Recht zu sprechen. Sollte ein Missetäter in die Mühle flüchten und dort ergriffen werden, so werde der Herr von Schönberg ermächtigt, ein *»Gericht aufzuschlagen vor der Mühle binnen den 4 Gräben«* und über *»Hals und Bauch«* zu richten.

Ferner bestätigt das Weistum das Fischrecht des Herrn von Schönberg im Mühlenteich. Es legt auch die Rechte des Herrn von Manderscheid-Jünkerath fest und verfügt, daß der St. Nikolaustag der Tag sei, an dem jährlich das Mühlrecht aufgezeichnet werden soll. Diese Aufzeichnung war mit einem Essen verbunden, das der Müller den Schöffen des Hofes Hünningen, dem Schultheißen, dessen Knecht und den Hausfrauen anzubieten hatte[9].

Weitere interessante Einzelheiten zur lokal recht bedeutenden Rolle des Hofes zu Hünningen enthält ein Rechtsstreit zwischen Luxemburg und Trier, der 1580 beigelegt wurde und in dem viele weitere Einzelheiten zur Hünninger Geschichte der frühen Neuzeit preisgegeben werden.

Doch dieses 45 Seiten umfassende Dokument, das zu den wenigen noch erhaltenen gehört und im Landeshauptarchiv Koblenz[10] aufbewahrt wird, hat einen Makel: Es ist bei einem Brand stark angekohlt worden, so daß nur noch etwa 40 bis 60 Prozent der einzelnen Seiten lesbar sind. Dennoch ergeben die einzelnen Textteile, die wie ein unvollständiges Puzzel zusammengesetzt werden müssen, ein aufschlußreiches Gesamtbild.

Zunächst erläutert das Dokument, daß der Streit zwischen Trier und Luxemburg bereits recht alt war. Während Ortmanns bereits den Souveränitätsspruch von 1500 erwähnte, führt das Dokument eine »vermögh der Augspurgischen Concordatum, Anno 1548 ufgericht, gehaltenen underschiedlichen Communication« an.

Am 18. September 1581 trugen die Trierischen Abgesandten dem *»Luxemburgischen Abgeordneten Doctores Anthon Huosten«* eine *»Clagh articull Höningen betreffend«* vor.

Sie bekräftigen die Herrschaftsrechte des Trierer Erzbischofs ausdrücklich: *»Zum 2. setzt whar sein, das in ietz ar(ticu)lirtem Hof Höningen vor 10, 20, 30, 40 und mehr Jharen dan sich menschen gedencken erstrecken magh, ein ieglicher zur Zeit Regierend(er) Ertzbischof unnd Churfurst zu Trier von wegen der Herschafft Schönbergh daselbst allen gepot und verpott, Hoch-, Oberrecht und gerechtigkeit in possessione vel quasi gewesen und nachuolgend(er) thatlich turbation (=Störung) und eingriff vorbehalten.«*

Besonders das Recht der Rechtsprechung wird mit diesem Abschnitt deutlich unterstrichen.

Es ist nun klar, daß die Trierer in diesem Schreiben nicht nur ihre Rechte betonen, sondern auch die Herrschaftsrechte des Grafen von Vianden anzweifeln: *»Gantz ohne aber, das sie gleichmeßige huldigungh den Graven zu Vianden oder iemand anders von wegen des Hertzogthumbs Luxemburgh jemals geleistet.«*

Der Anlaß des Streites lag demnach wohl 20 Jahre zurück, denn *»dan ob woll nit ohne, das ungeuher (= ungefähr) vor 20 Jharen der Printz zu Vramen dazumal Graf zu Vianden von innen den underthanen huldigungh gefordert, so ist doch whar, daß er sich deß(en) uf der Trierischen Beuelhaber (= Befehlshaber) zu Schönbergh gethanen bestendig(en) bericht erlaßenn«.*

Der Versuch Luxemburgs, Herrschaftsrechte im Hof zu Hünningen durchzusetzen, war demnach wohl abgewiesen worden. Denn im Punkt 7 betonen die Trierer, daß die *»ingeseßene im Hoff Höningen«* weder dem Herzog in Luxemburg, noch dem Grafen von Vianden jemals *»einiche Collectas od(er) contributiones gebenn.«*

Auch die Frondienste seien für den Herrn von Schönberg geleistet worden.

Der wahre Streitpunkt scheint nun ein anderer gewesen zu sein. Denn nicht umsonst ist oben angedeutet worden, daß Hünningen im 16. Jahrhundert im alten Land an der Work das wohlhabendste Dorf war. Dafür gab es gute Gründe, die unter Punkt 10 erläutert werden: *»Weithers auch whar, das die Trierische und(er)thanen zu Höningen etliche Trierische eigenthumbliche gueter in dem Hoff Habescheidt, in Viandischer Hoch- und Obrigkeit gelegen haben«.*

Und wahrscheinlich ging es den Luxemburgern bei diesem Streit um Hünningen nicht nur um die Herrschaft im sogenannten Königsland, sondern auch um die Güter, die die Hünninger im Hof von *»Habescheidt«* besaßen.

Denn, so führen sie aus, *»item whar, das daselbst uf solchen guetern die Trierische Beuelhaber (=Befehlshaber) zu Schönbergh von 10, 20, 30, 40 und mehr Jharen, dan sich menschen gedencken erstrecken mög(en), vonn wegen außenstehend(en) Zinß und anders zu Pfenden (= pfänden) in ruwigem prauch und herkho(m)men gewesen.«*

Die Trierer unterstreichen nun, daß sich die regionalen Machthaber über diese Streitpunkte bereits geeinigt hätten.

Und dennoch *»ist doch ohne, das solches pilligh begeren (=Begehren), bei den Luxemburgischen Beuelhabern (= Befehlshabern) erwinnen (= vielleicht: gewinnen) wöllen, sonder haben die arme Trierische underthanen durch geschwinde betrawungen (= Bedräuung, Bedrängung) innen zuhuldigen angehalten und gedrungen«.*

Herrschaft und Macht ließen sich folglich auch damals nur mit Druck und Bedrohung durchsetzen. Diese mehr oder weniger gelinden Mittel waren aber auch das Äußerste, zu dem Trier und Luxemburg bereit waren. Während für wirtschaftlich und strategisch bedeutsame Orte auch schon mal ein Waffengang erwogen wurde, so war dies in diesem Fall undenkbar. Erstens waren die Besitztümer recht unbedeutend, außerdem lagen sie in der strategisch relativ uninteressanten Eifel.

Einige Sätze dieses langen Dokumentes deuten nun nochmals auf die Hünninger Besitzungen in *»Habescheidt«* hin und gipfeln in der Trierischen Aufforderung, die *»Trierische Beuelhaber (= Befehlshaber) zu Schönbergh uff der Höninger gueter zu Habescheidt umb ausstendigen Zinß und anderer ursachen willen zu Pfenden (= pfänden) nit zuverhindern und sonst seinem g(nädigen) hern plenarie zu redintegriren und restituiren«.*

Die Luxemburger konterten diese Anschuldigungen nun mit dem Argument, daß der Hof zu Hünningen *»under das Hochgericht Bullingen und also ungezweivelt zu der Hoch-Obrigkeit Luxemburgh gehörigh«* sei.

Auch einige Seiten weiter betont der *»Luxemburgische Substitut«* nochmals: *»Sovill Höningen anlangen thuet, d(aß?) die Landf(ürstliche) hohe Obrigkeit und Hochgerichts Herligkeitt des orths nicht streittigh, wie dan der Her D(oktor) Bock als Trierischer Churf(ürstlicher) Anwaldt daselb also für der Regierungh zu Luxemb(ur)g in offener audientz gestanden«*

Das kontern die Trierer Rechtsgelehrten nun wieder mit der Bemerkung, daß Luxemburg diese Herrschaft nur kurze Zeit innegehabt habe und sich davon keine langwährenden Herrschaftsrechte ableiten lassen dürften: *»Dann ob woll dieselbe Kön(igliche) Ma(jestä)tt die Landf(ürstliche) Obrigkeit, auch dero Vasallen das Hochgericht zu Höningen bestehen, verneinen sie innen iedoch die schatzungh biß anders erkendt, zubehalten. Und das allein darauß, d(aß) sie abusive (= mißbrauchend) dieselbe etliche Zeit gehaben.«*

Letztlich lenkten die Luxemburger scheinbar ein und waren zu einem Vergleich bereit: *»Nebenn dem in iungstem Trierisch(en) abschiedt, das uf diese Zusammenkunfft den Irthumbenn nebenn anderen auch abgeholffenn werd(en) soll, verglichen.«*

Dies fiel ihnen scheinbar umso leichter, da der Streit sich nicht nur auf Hünningen beschränkte. Noch bedeutendere Herrschaftsrechte wurden in Trittenheim (an der Mosel) berührt.

Auch wenn die letzten Seiten des Rechtsstreites nur noch zu etwa 40 Prozent erhalten sind, so scheint ein (bruchstückhaft lesbarer) Satz die Beilegung des Streites anzudeuten:

»(...) die Landf(ürstlich)e Obrigkeit zu Höningen

(...) berurend, will er dieselbe in an-

(...) daselbst nit disputiren.«

Das ganze Beispiel beleuchtet einen kurzen Ausschnitt der Hünninger Geschichte und zeigt, wie dieser kleine Ort während kurzer Zeit aus machtstrategischen Gründen an Bedeutung gewann. Besonders der Trierer Bischof versuchte über die Errichtung eines Hofes zu Hünningen, seinen Machtbereich in dieser Region, um die sich drei Herren stritten, auszudehnen.

Dieses Streben deutet das Ende einer Epoche an, die im 11. Jahrhundert einsetzte und in der die Machthaber (Bischöfe, Herzöge, Grafen und lokale Herren) versuchten, ihre Rechte in territorial geschlossenen Räumen mit klaren Grenzen durchzusetzen. Die Aufmerksamkeit, die Hünningen als bedeutenderer Verwaltungssitz während wahrscheinlich nur rund 40 bis 70 Jahren genoß, fand schon Ende des 16. Jahrhunderts ihr Ende. Zwar blieb die Bezeichnung *»Hof zu Hünningen«* noch nachweislich sehr lange in Gebrauch, doch nutzen konnte sie den Menschen in diesem Orte nicht mehr.

Ihnen blieb nur die Gewißheit, immer nur eine Heimat an allen möglichen Grenzen zu finden.

---

(1) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 44-46.

(2) STAHLEDER (Helmuth), Weistümer und verwandte Quellen in Franken, Bayern und Österreich, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte, 1969 (32), p. 525-605 und 850-885.

(3) BALTL (Hermann), Die österreichischen Weistümer, Studien zur Weistumsgeschichte, in: Mitteilung der Österreichischen Gesellschaft für Geschichte, 1951 (59), p. 365-410.

(4) cfr. WERKMÜLLER (Dieter), Über Aufkommen und Verbreitung der Weistümer, Berlin, 1972, p. 57-76.

(5) BERNS (Wolf-Rüdiger), Burgenpolitik und Herrschaft des Erzbischof Balduin von Trier (1307-1354), Sigmaringen, 1980, p. 185.

(6) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 42.

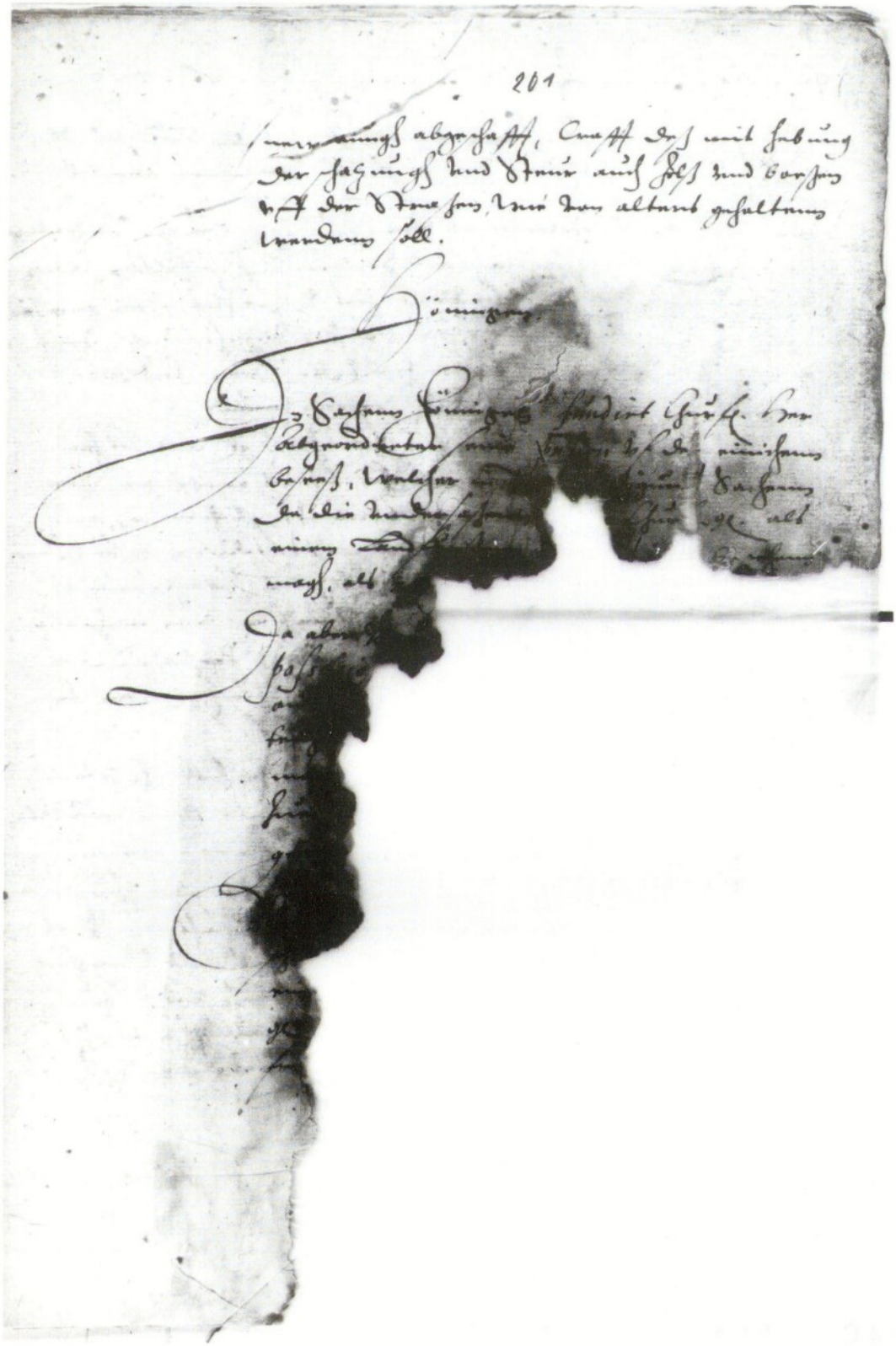
(7) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 43.

(8) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 43.

(9) ORTMANNS (Arnold), Der fränkische Königshof Büllingen, Aachen, 1904, p. 43; JENNIGES (Hubert), Von der Frühzeit bis zum ausgehenden 17. Jahrhundert, in: Altes Land an der Work. Der Königshof Büllingen im Rückspiegel der Zeit, St. Vith, 1990, p. 64.

(10) LHAK, 1C Nr. 16409, Irrungen zwischen Trier und Luxemburg wegen Trittenheim und Hünningen (Herrschaft St. Vith), 1580-1585.

Was bleibt, ist jetzt die Frage nach der Zeit vor diesen herrschaftlichen Auseinandersetzungen im 16. Jahrhundert.
Viele Vermutungen ließen sich anstellen.
Sie jedoch zu Gewißheiten machen, wäre unseriös.
Seien wir ganz ehrlich.
Die Quellen schweigen sich über die Geschichte Hünningens vor dem 16. Jahrhundert ausnahmslos aus. Als Geschichtsliebhaber sollten wir uns deshalb auch nicht in Deutungen von Unwägbarkeiten ergehen.
Es ist vielleicht unbefriedigend, aber zumindest ehrlich, wenn wir sagen, daß sich die Anfänge dieses Dorfes im Dunkel der neuzeitlichen Geschichte verlieren...



(LMA Koblenz, 1C 16409)

Verzeichnis der Quellen und Darstellungen

A. Archivalische Quellen

1. Gemeindearchiv Büllingen
   GAB 212-267: Protokollbücher der Bürgermeisterei oder Gemeinde Büllingen (1824-1952)
   GAB, B213: Protokollbücher der Gemeinde Hünningen (1848-1921)
   GAB 267: Bürgermeistereichronik (1825-1920)
   GAB ...: Weiter Aktenvorgänge

2. Pfarrarchiv Mürringen
   Verkündigungsheil Hünningen (1929-1934, 1943-1970)

3. Staatsarchiv, Eupen
   Archiv des Kreises Malmedy (1803-1939)

4. Nordrhein-Westfälisches Hauptstaatsarchiv, Düsseldorf
   Reg. Aachen, Nr. 9275, 9232, 10139, 10140 (Schulstellenakten Hünningen)
   Reg. Aachen, Nr. 5069 (Kapelle und Kirchhof Hünningen)
   Reg. Aachen, Nr. 5068, (Pfarr- und Vikariestelle Hünningen 1829-1875)
   Reg. Aachen, Nr. 5067 (Vikariehaus Hünningen 1838-1844)

5. Archief van Arenberg, Edingen
   D 3363: Schatzbuch Amt Mürringen 1775
   D 3455 bis 3458: Korrespondenz wegen des Dreiherrenwaldes (1778-1788)
   D 5057: Karten und Pläne über Unterteilung des Dreiherrenwaldes 1789
   D 3717: Verpachtung der Mühle zu Hünningen (1660; 1746)

6. Landeshauptarchiv, Koblenz
   1C 16409: Irrungen zwischen Trier und Luxemburg wegen Hünningen (1580-1585)
   1C 18335: Nassauische Eingriffe in den Dreiherrenwald (1716-1772)
   1C 18337: Der Hof Hünningen (1587-1718)
   1C 19020: Auseinandersetzungen wegen Hof Hünningen 1730

7. Archives nationales, Luxemburg
   ANL-VI, Nr. 14: Teilung des Dreiherrenwaldes 1789-1792.

8. Historisches Archiv des Erzbistums Köln
   Kölner Generalvikariatsprotokolle 1710-1792.

B. Darstellungen

Altes Land an der Work. Der Königshof Büllingen im Spiegel der Zeit, St. Vith, 1990.
Grenzland seit Menschengedenken, 4 Bibliokassetten, Eupen, 1989-1992.
Honsfeld. Ein Dorf geht seinen Weg, Honsfeld, 1990.
KAUFMANN (Karl Leopold), Der Grenzkreis Malmedy, 2 Bd., Bonn, 1963.
LEJEUNE (Carlo), Leben und Feiern auf dem Lande, 2 Bd., St. Vith, 1992/93.
LEJEUNE (Carlo), Mut zur eigenen Geschichte. Anmerkungen zur ostbelgischen Vergangenheit, St. Vith, 1995.
Schicksalsgemeinschaft im Schatten des Dreiherrenwaldes. Einblicke in die Vergangenheit von Rocherath-Krinkelt, Rocherath, 1993.
Zwischen Ommerscheid und Wolfsbusch. Hof und Pfarre Amel im Wandel der Zeit, St. Vith, 1986.

C. Fotos

Alle Bilder wurden uns von Privatpersonen zur Verfügung gestellt. Hierfür möchten wir herzlich danken.
Die Personenbezeichnungen zu den einzelnen Bildern sind immer nach einem einheitlichen Schema ausgeführt: Von links nach rechts und von oben nach unten. Zu allen Bildern liegen aber Skizzen mit numerierten Personenbezeichnungen vor, die auf Anfrage gerne eingesehen werden können.

D. Statistische Angaben

Sie entstammen zu einem geringen Teil dem Archivmaterial (besonders die demographischen Untersuchungen). Die meisten Angaben wurden in den Dorfumfragen ermittelt, die die Arbeitsgruppe 1993 und 1994 durchführte. Der Rücklauf der verwertbaren Fragebogen lag bei etwa 95 Prozent. Alle Angaben wurden in den Arbeitssitzungen dann vor ihrer Verwertung nochmals überprüft, so daß die Ergebnisse der historischen Realität recht nahe kommen dürften.
Anhand der wenigen, im Archivmaterial vorgefundenen statistischen Angaben wurden die Ergebnisse der Umfragen für die Zeit ab 1945 fast ausnahmslos mit einer Fehlerquote von maximal zehn Prozent (mehr oder weniger) bestätigt.
Rund 12.000 Einzelangaben wurden in diesen Umfragen ermittelt und ausgewertet.

Hünningen

Heimat an den Grenzen

Mehr als nur eine Dorfchronik ...

Ein starkes Stück Eifelgeschichte

Zahlen, Fakten und lebensnahe Beschreibungen des Eifeler Dorflebens im 20. Jahrhundert hat die zwölfköpfige Arbeitsgruppe während fünf Jahren für diese Publikation zusammengetragen.

Die engagierten Geschichtsliebhaber führten über 1.000 Stunden Interviews und ermittelten über 12.000 Einzelangaben in mehreren Dorfumfragen. Intensive Archivarbeit und Recherchen vor Ort rundeten die Quellensuche ab.

Aus dieser Fülle an Material komponierten die Autoren dann ein Buch, das viel Neues bringt: Erstmals können die Leser nachschlagen, wie sich die Menschen im Alltag dem starken Wandel anpaßten, der das 20. Jahrhundert kennzeichnet: So werden die Auswirkungen der steigenden Mobilität, des Individualverkehrs, der künstlichen Kraft, der grenzenlosen Kommunikation, der Informationsflut oder des Wohlstandsmülls für das kleine Eifeldorf Hünningen minütiös nachgezeichnet.

Dieser Ansatz wird in den folgenden Kapiteln weiter ausgebaut: Die Auswirkungen des Strukturwandels auf die Bräuche, die Arbeitswelt, die Lebensumstände werden ebenso gewissenhaft aufgezeichnet wie die Entwicklung der Vereine oder der Einfluß der Außenwelt auf das dörfliche Leben.

Die Autoren zeichnen dabei nicht nur die Entwicklungen der Vergangenheit nach, sondern schenken auch Gegenwart und Zukunft große Aufmerksamkeit. Dabei wird deutlich, daß das Auswandererdorf Hünningen immer schon Heimat geboten hat und auch in Zukunft wohl Heimat bieten wird. Doch es wird wohl wie in der Vergangenheit immer eine Heimat an den Grenzen sein.

Mit Unterstützung

aller Hünninger(innen)
der Gemeinde Büllingen
der Regierung der Deutschsprachigen Gemeinschaft

und der CERA Bank

HÜNNINGEN

Heimat an den Grenzen

Hümmingen

Carlo Lejeune
(Hg.)

VOLUME METADATA

Title: Hünningen - Heimat an der Grenze | Wie viel Zukunft für ein Eifeldorf?

Creator: Carlo LEJEUNE

Publisher: Carlo Lejeune Eigenverlag, Büllingen, Belgium

Language: deu

Date: 1995

Project Name: -

Order Name: Vitus Sproten

Category: Book

Identifier: -

Job Name: E17C8050-9040-4069-9E59-E1B58041CCFD